Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CV.

(October — November — December 1900.)



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Basel**, Akademische Buchhandlung C. F. Lendorff. — **Boston**, Castor & Co., vorm. Carl Schoenhof. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Universitäts-Buchhandlung. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Christiania**, Cammermeyers boghandel. — **Cincinnati**, The A. C. Wilde Co. — **Dorpat**, E. J. Karow's Univ.-Buchh. — **Kapstadt**, Herm. Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, G. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Carl Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli's Filiale. — **Porto-Alegre**, A. Mazeron. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilhelm Barkhaus. — **Santiago**, Carlos Brandt. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm Wwe. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Weltevreden**, Niederl. Ostindien, G. Kolff & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Manz'sche k. k. Hofverlags- und Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winkler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachfolger von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Fr. Schultheß.



Inhalts-Verzeichniß

zum

Hundertundfünften Bande (October — December 1900.)

Seite

(Fortsetzung umstehend.)



An unsere Leser.

Mit dem vorliegenden Hefte für October eröffnen wir den **sieben-undzwanzigsten Jahrgang** der „Deutschen Rundschau". Ihr Programm bleibt unverändert dasselbe. Sie will das Organ sein, in dem die berufensten Vertreter der schönen Literatur und der Wissenschaft sich an ein gebildetes Publikum wenden. Sie hält fest an den classischen Ueberlieferungen, hat es aber stets als ihre Aufgabe betrachtet, jüngeren Kräften, so viel an ihr liegt, Geltung zu verschaffen. In ruhiger, sachgemässer Weise erörtert sie die Fragen, die das Gemeinwohl betreffen, und wird in denen, die das politische Gebiet berühren, ausschliesslich durch den nationalen Gedanken geleitet. Unendlich erweitert, seitdem das Deutsche Reich ein mitbestimmender Factor der Weltpolitik geworden, hat sich der Horizont der deutschen Interessen, und die „Deutsche Rundschau" würde wenig ihren Namen verdienen, wenn sie diesem Gange der Entwicklung nicht hätte folgen wollen. Immer aber und vor Allem hat sie darauf gehalten, und wird es auch ferner, dass ihr der literarische Charakter gewahrt bleibe, durch den sie, in einer langen Reihe von Jahren, ihre Stellung gewonnen und behauptet hat. Immer wird es ihr vornehmstes Bestreben sein, dass die Cultur- und geistige Bewegung der Zeit in ihren Blättern den angemessenen Ausdruck finde und jedes ihrer Hefte dem Leser Belehrung und Unterhaltung in edler Form gewähre.

In den folgenden Heften werden wir den Roman von

Georg Freiherrn von Ompteda
Cäcilie von Sarryn
(Aus einem armen Leben)

fortsetzen und demnächst die in Aussicht stehenden

Reisebriefe von Ernst Haeckel

bringen. — Von den weiter vorliegenden Beiträgen zur wissenschaftlichen, zeitgeschichtlichen, Memoiren- und Reiseliteratur erwähnen wir:

Aus Japan und China. Von M. von Brandt, kaiserl. Gesandten a. D.

Die Ostpyrenäen. Von Prof. Dr. Ed. Strasburger.

Memoiren aus dem Nachlass von Th. von Bernhardi. Herausgegeben vom Oberst von Bernhardi, Chef der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung im Preussischen Grossen Generalstab.

Briefe der Königin Luise an ihren Bruder, den Erbprinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz. Herausgegeben vom Archivrath Dr. Paul Bailleu.

Treitschke's Politik. Von Dr. Friedrich Curtius.

Das höhere Unterrichtswesen in Amerika von Dr. Ephr. Emerton, Professor an der Harvard-Universität, Cambridge, U. S.

Festtage am Mäander. Von Prof. Dr. O. Kern.

Das Land der Königin von Saba. Von Prof. Dr. Fr. Hommel.

Die Literatur des alten Indien. Von Prof. Dr. H. Oldenberg.

Pestalozzi als Völkererzieher. Von Prof. Dr. L. Stein.

Ein Parlamentsalbum aus der Paulskirche. Nach Mittheilungen aus der Herzogl. Coburgischen Kunst- und Alterthümersammlung.

Heine und Christiani. Nebst fünfzehn bisher ungedruckten Briefen Heine's und einem Briefe Immermann's. Von Prof. Dr. Ernst Elster.

Im Uebrigen enthält jedes Heft eine literarische Rundschau über die wichtigeren Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literaturen und eine politische Rundschau, welche die gedrängte Chronik des Monats giebt. Den Berliner Theatern widmet Professor Dr. Karl Frenzel, dem Berliner Musikleben Dr. Carl Krebs regelmässige Berichte.

Mit dankbarem Rückblick auf die Vergangenheit, hoffen wir nicht minder in Zukunft auf die Fortdauer des Wohlwollens, das der „Deutschen Rundschau" zu der Zahl ihrer alten Freunde stets auch neue zugeführt hat.

Berlin, im September 1900.

Die Verlagsbuchhandlung:	Der Herausgeber:
Gebrüder Paetel.	**Prof. Dr. Julius Rodenberg.**

Cäcilie von Sarryn.

Aus einem armen Leben.

Roman
von
Georg Freiherrn **von Ompteda.**

[Nachdruck untersagt.]

I.

Nun war auch die letzte Schwester aus dem Hause, und Cäcilie von Sarryn blieb allein bei dem Vater zurück. Der alte Geheimrath nahm ihre Hand, als sie in die einsame Wohnung heimkehrten, und sagte mit einer Thräne im Auge, die ihm langsam herab in den weißen Bart perlte:

„Jetzt habe ich bloß noch Dich, Cäcilie. Denn wenn man eine Tochter verheirathet, gibt man sie doch eigentlich ganz fort. Sie kommt in eine andere Familie, wechselt den Namen, und bald stehen ihr Mann und Kinder doch näher als das Vaterhaus. Aber es muß sein. Und es ist ganz gut so. Nur wenn man Frau gehabt hat und vier Kinder, und dann geht eins nach dem andern fort, das thut weh. Die liebe Mama liegt draußen in der Erde. Aber mir ist's manchmal, als ob Martha, Irene und auch unsere Else nie wieder kämen."

Cäcilie strich dem Vater die Wange und sprach:

„Aber Väterchen, ich bleibe ja bei Dir! Mich behältst Du doch!"

Der alte Herr dachte im Stillen daran, daß er es eigentlich seiner Tochter wünschen mußte, sie möchte sich auch verheirathen. Aber der Gedanke, überhaupt nur an die Möglichkeit zu rühren, sie könnte aus dem Hause gehen, erregte ihn so, daß er im eigensüchtigen Gefühl nur noch fester nach ihrer Hand griff, als wollte er sie halten, damit sie ihm ja nicht entflöhe. Und er sagte traurig:

„Nicht wahr, Cäcilie, Du pflegst Deinen alten Vater?"

Dabei setzte er sich in seinen Lehnstuhl, rieb sich die runzeligen, gilblichen Hände, fuhr sich durch das am Scheitel spärliche weiße Haar, gähnte ein wenig und legte sich zurück, als wollte er einnicken.

Seine Tochter hatte eine wollene Decke genommen, die sie vor ein paar Jahren für den Vater gestrickt, und deckte ihm die Knie zu, denn den alten Herrn fror beim Sitzen. Er sagte auch sofort, die Hände reibend, es sei doch recht kalt heute Abend, worauf Cäcilie an die Thür ging, neben der ein Thermometer hing, und mit der Meldung zurückkehrte:

„Es sind über 16 Grad, Väterchen."

„Dann habe ich mich am Ende bei der Hochzeit erkältet."

„Willst Du nicht Thee haben?"

„Ja, das wäre nicht übel. Aber nicht zu stark."

„Wie gewöhnlich!" gab die Tochter zurück und ging hinaus, um den Thee zu bestellen.

Der alte Herr griff nach den Zeitungen, die neben ihm auf dem Tisch am gewohnten Fleck schon bereit lagen. Die Pfeife lehnte am Stuhl, der Porzellankopf am Boden, das Weichselrohr bis zu den Armpolstern hinauf reichend. Er nahm die Tagesblätter auf den Schoß und die Pfeife, die Cäcilie am Morgen noch zwischen Standesamt und Hochzeitsdiner gestopft, in die Hand. Aber nun fehlte das Feuer. Schon wollte der Geheimrath rufen, als die Tochter eintrat. Halb verlegen, halb ungeduldig sagte er:

„Ich hatte kein Feuer, Cäcilie. Wie soll da die Pfeife brennen!"

„Sofort, Väterchen!" antwortete sie, setzte schnell das Theebrett auf den Tisch, zündete ein langes, breites schwedisches Streichholz an, kniete neben dem Lehnstuhl nieder, hielt die Flamme über den Porzellankopf und wartete geduldig, bis der Tabak glühte und immer größere, dichtere, dunklere Rauchwolken empor stiegen.

Der Geheimrath nickte befriedigt und machte ein Zeichen, es sei nun genug. Cäcilie stand auf, und er nahm, ohne weiter ein Wort zu verlieren, die Zeitung in die Hand und begann zu lesen, während seine Tochter den Thee ziehen ließ. Dann schenkte sie ein, that die vorgeschriebene Menge Sahne dazu, ein Stück Zucker, legte ein paar Brötchen zurecht, die sie selbst gestrichen, und setzte das Alles dem Vater hin. Der ließ die Zeitung sinken und begann seinen Thee zu schlürfen, während Cäcilie dabei war, die andere Pfeife, die bisher in der Ecke gelehnt, aus einem großen Blechkasten mit Tabak zu stopfen.

„Aber Cäcilie, nicht wahr, Du stellst den Tabak dann wieder hinaus, damit er nicht trocken wird?" meinte der Geheimrath ganz ängstlich, und sie antwortete nur, den Blechdeckel schließend: „Gewiß, Väterchen."

Dann trug sie den Kasten fort. Aber als sie wieder kam, wartete ihrer neue Arbeit: die Pfeife war ausgebrannt, sie mußte gegen die neue umgewechselt werden, die wiederum angezündet werden sollte mit derselben Umständlichkeit und Schwierigkeit wie die erste. Der alte Herr zog und zog. Er konnte sie nicht genügend in Brand setzen, so daß er mißtrauisch den Pfeifenkopf prüfte, indem er meinte, der Tabak sei wohl zu fest gedrückt.

Cäcilie ahnte diese Vermuthungen und kleinen Unzufriedenheiten des Vaters, nahm eine Nadel, stach zum Schein einmal in den Pfeifenkopf hinein und zündete ein neues Streichholz an.

Nun brannte endlich der Tabak, und Cäcilie konnte hinaus gehen, um die alte Pfeife von den Aschenresten zu reinigen, während der Vater seine Zeitung las. Schnell band sie eine Schürze vor, um ihr Hauskleid, das sie, als sie von der Hochzeit nach Hause gekommen, gegen das weiße Brautjungfernkleid vertauscht, zu schonen.

Doch sie mußte sich beeilen, damit der Vater nicht ungeduldig würde, wenn er so lange allein blieb.

Als sie wieder ins Zimmer trat, fand sie ihn, die Hand vor den Augen, betrübt und tief bewegt im Stuhl sitzen. Sie schob sich einen kleinen, niedrigen Sessel an seine Seite, streichelte ihn, blickte ihn mit ihren hellen, fast wasserblauen Augen an und sagte:

„Was hast Du denn, Väterchen? Was hast Du denn? Ich bin ja bei Dir! Bleib' ja bei Dir!"

Er ließ sich streicheln und trösten wie ein Kind, ließ sich zureden und erzählen. Zuerst wollte er gar keinen Trost annehmen. Dann begannen sie über die Ereignisse des Tages zu sprechen, über das Aussehen Else's, der Braut, die doch sehr blaß und erregt gewesen, über die bescheidene Wohnung des jungen Paares, die aber doch sehr nett sein würde.

„Wenn Else nur glücklich wird!" meinte der Geheimrath. Cäcilie erwiderte zum Troste, die beiden anderen Schwestern, Martha und Irene, wären doch sehr gut verheirathet; warum sollte es da die Jüngste nicht auch werden? Nun redeten sie von den Verwandten, die bei der Hochzeit gewesen, vom Pastor, seiner Trau- und seiner Tischrede, von allen Reden, die überhaupt gehalten worden. Und schließlich erklärte der Geheimrath, mit einem Blick auf die Uhr:

„Herr Gott, es ist schon halb Zwölf. Da wollen wir aber schleunigst zu Bett gehen. Cäcilie, nicht wahr, Du schickst die Mädchen zu Bett!"

Sie lächelte nur:

„Die schlafen schon längst, Väterchen."

„Aber die Möbel sind noch nicht zugedeckt zur Nacht."

Er hatte fast erregt gesprochen, während die Tochter bescheiden, nebenbei, als sei es ganz selbstverständlich, antwortete:

„Habe keine Sorge, Väterchen, das besorge ich schon."

Dann gab sie dem Vater den Arm, denn er konnte schlecht gehen, und geleitete ihn in sein Schlafzimmer hinüber. Er fragte, ob gelüftet worden — sie hatte es gethan. Darauf sah er nach, ob auch die Wärmflasche im Bett läge. Und Cäcilie warf sie auf der Matratze hin und her, um diese gleichmäßig durchzuwärmen. Sie hatte dem Vater das Licht angezündet und die Pantoffeln zurecht gerückt, dann gab sie ihm fröhlich einen herzhaften Kuß und sprach:

„Nun, Väterchen, sei hübsch artig und lies nicht mehr. Vergiß auch nicht das Licht auszumachen! Du wirst ja bald einschlafen nach solch' einem langen, anstrengenden Tage."

Er küßte sie auf die Stirn mit den Worten:

„Es war ein trauriger Tag, aber doch auch schön! Wenn bloß meine Else glücklich wird! Gute Nacht, Cäcilie!"

Sie ging fast lautlos, wie es ihre Art war. Der Geheimrath rief ihr noch ängstlich nach, obwohl er sich durch einen Blick hätte selbst davon überzeugen können:

„Du hast doch das Nachtlicht angesteckt, Cäcilie?"

„Gewiß, Väterchen!"

Es brannte in der Ecke hinter einem Stoß Bücher, die das junge Mädchen immer aufbaute, um die Blendung abzuhalten.

Cäcilie aber konnte nicht so bald zur Ruhe kommen: sie mußte noch im Salon, in des Vaters Zimmer und sogar im Eßzimmer die Möbel mit grauen Leinwandstücken zudecken, nachsehen, ob die Mädchen auch das Gas in der Küche ausgelöscht, den Hahn an der Gasuhr abgestellt und die Sicherheitskette vor die Thür gelegt hätten.

Dann goß sie sich noch einmal den Thee des Vaters mit lauem Wasser auf, holte ein paar Zwiebäcke aus dem Speiseschrank und ging damit in ihr kleines, bescheidenes Zimmer. Dort setzte sie sich, nachdem sie den Riegel vorgeschoben, hin und begann, da sie noch keine Zeit gefunden, für sich selbst zu sorgen, die Zwiebäcke in den kalten Thee zu stippen.

Auch sie dachte an die Schwester. Ja, wenn sie nur glücklich würde! Else war doch ein so gutes, herziges Ding und verdiente allen Segen und alle Freuden dieser Erde. Es war Väterchen so schwer geworden, seine Else her zu geben. Aber sie blieb ja bei ihm, denn er durfte nicht allein sein. Er war weibliche Pflege so gewöhnt und wäre ohne die Tochter ganz hülflos gewesen. Sie mußte ihm die selige Mutter ersetzen. Das war Kindespflicht und Dankbarkeit für Alles, was er an ihr gethan.

Cäcilie strich sich das blonde, widerspenstige Haar zurück, das immer drohte, ins Gesicht zu fallen. Dann schlüpfte sie im Unterrock, denn sie hatte schon begonnen, sich zur Nachtruhe vorzubereiten, noch einmal hinaus, um die Sahne in den Küchenschrank zu stellen ... im Zimmer hätte sie verderben können. Und bei der Gelegenheit widerstand sie der Versuchung nicht und brachte sich aus der Speisekammer noch eine Weintraube mit, die sie im Bett essen wollte.

Darüber war längst Mitternacht vorbei. Sie huschte also schnell unter die Decke, aß Beeren, lauschte noch einmal nach dem Zimmer hinüber, wo der Vater schlief. Alles schwieg. Sie löschte das Licht, streckte sich aus, zuckte ein paar Mal fröstelnd zusammen, stieß mit den Fußsohlen gegen die harte Bettwand, um sich zu wärmen, und hauchte in die starren Hände.

Dann schlief sie ein, im Einnicken immer den Gedanken im Kopfe: an der kleinen Schwester Glück.

In der Nacht fuhr sie einmal auf: es war ihr, als hätte der Vater gerufen. Sie horchte — nichts. Da suchte sie schnell wieder einzuschlafen, denn am anderen Morgen hieß es zeitig aufstehen, und sie war müde.

II.

Cäcilie war die zweite der vier Schwestern und wurde nun schon vierundzwanzig Jahre. Sie hatte die Aelteste und dann die Jüngere, nun die Jüngste vor sich heirathen sehen. Aber sie hielt das für ganz natürlich, da sie sich zu häßlich fand. Wer sollte sich in ihr dummes Gesicht verlieben! wie sie zum Scherze zu sagen pflegte. Und doch war sie nicht häßlich. Ihre blauen Augen waren vielleicht zu hell, aber es lag Seele in ihnen, eine feste, ehrliche, demüthige Mädchenseele — fest, denn sie besaß Selbstzucht und Thatkraft; ehrlich, denn das war sie immer gewesen gegen sich wie gegen Andere; demüthig, denn sie meinte, nichts Besonderes vorzustellen in der Welt und geboren zu sein, Anderen des Lebens Lasten zu erleichtern, des Daseins Härten zu ebnen und zu glätten.

Vielleicht war ihre Ehrlichkeit daran schuld, daß sie sich auf Bällen und in Gesellschaften nicht wohl fühlte. Sie hatte, wie ihre Schwestern, das Alles mitgemacht, aber so zu sagen ohne Theil daran zu nehmen. Sie war mitgegangen, weil es eben sein mußte, wie sie Alles that, was verlangt wurde, was sie für ihre Pflicht hielt.

Nun hatte sie ihre Pflicht erfüllt. Jetzt war sie entschlossen, einen Strich unter ihr Leben zu machen. Mit der Hochzeit ihrer letzten Schwester begann für sie ein neues Dasein, ein ganz anderer Ton mußte angeschlagen werden. Väterchen war alt und kränklich. Er sollte und mußte Ruhe haben, seiner Gesundheit, seiner Seele halber. Sie war übrig geblieben, sie war vom Schicksal dazu bestimmt, den Lebensabend des alten Mannes freundlich zu gestalten.

Es war Herbst, und die Zeit der Geselligkeit begann bald von Neuem. Da freute sich Cäcilie förmlich, nicht mehr alle die Aufregungen mitmachen zu müssen und die Langweile zu erleben. Vierundzwanzig Jahre! das hieß so viel wie „außer Gefecht gesetzt", meinte sie.

Cäcilie sagte es am anderen Tage Martha, der ältesten Schwester, die kam, um nach dem Vater zu sehen:

„Ich bereite mich jetzt auf die alte Jungfer vor."

„Cäcilie, das darfst Du nicht sagen, auch nicht mal im Scherz. Da sei Gott vor. Du wirst noch einen sehr braven Mann kriegen, des kannst Du sicher sein. Laß nur uns Schwestern sorgen!" antwortete Martha von Rangenhofen, indem sie ganz entsetzt die Hände hob und beinahe ein Kreuz geschlagen hätte. Sie besaß für solch eine Aeußerung gar kein Verständniß bei ihren fünf Kindern in sieben Ehejahren. Ja, sie hielt den Gedanken, ein Mädchen könnte sich absichtlich ihrem Berufe, Frau zu werden, entziehen, beinahe für eine Sünde — eine Anschauung, die ihr Mann, der Assessor Isidor von Rangenhofen, durchaus theilte.

Cäcilie lächelte nur und sagte kein Wort. Es mußte ja nicht sein. Sie brauchte keinen Mann, ihr Platz war an der Seite des Vaters, dort war sie wichtiger als im eigenen Haushalt. Das konnte eben Martha nicht verstehen, und man durfte über so etwas mit ihr gar nicht sprechen.

„Kommst Du vielleicht heute Nachmittag ein wenig herüber?“ fragte Martha. Cäcilie wußte, daß der Vater zu gewissen Stunden sein Nachmittagsschläfchen hielt. Da wollte sie kommen.

Und als der alte Herr sich auf sein Sopha gestreckt hatte und sie ihn gut zugedeckt und ihm die Birne der elektrischen Klingel auf das Tischchen an seiner Seite hingelegt, falls er etwas brauche, schlich sie sich verstohlen davon, denn die Zeitung war Väterchens Hand bereits entsunken, und er athmete tief und regelmäßig.

Cäcilie zog eine Jacke an, setzte einen einfachen Strohhut mit schwarzem Band auf. Dann ging sie zur Schwester, die auf der Reichsstraße in der Nähe des böhmischen Bahnhofs wohnte. Denn Isidor war in der Verwaltung der Staatsbahnen beschäftigt.

Rangenhofens hatten eine geräumige zweite Etage inne, aber es war auch Platz nöthig wegen der Kinder.

Das ganze Familienleben dieses Hauses spielte sich eigentlich in der Kinderstube ab. Wenn der Mann nach Hause kam, war er seiner Arbeit ledig, und dann setzte er sich zu der kleinen Schar, spielte mit ihnen, sah zu, wie sie ihre Milch bekamen, wie sie gewaschen und angezogen, zu Bett und aus dem Bett gebracht wurden.

Es gab zwar ein Herrenzimmer, aber in dem stand der Schreibtisch eigentlich nur zum Schmuck, denn gebraucht wurde er nicht. Dann gab es auch einen Salon. Doch der hatte ganz den Anstrich der guten Stube: die Möbel wurden so geschont, daß Niemand von der Familie es gewagt hätte, sich darauf zu setzen. Und für gewöhnlich war dieser Salon sogar verschlossen, denn eine der Kinderstuben stieß daran, und wenn die Kleinen in dieses Prunkgemach eingedrungen wären, so hätten sie wahrscheinlich unersetzlichen Schaden verursacht.

Cäcilie ging auch sofort in das erste Kinderzimmer, wo die zwei ganz Kleinen schliefen, Zwillinge: Fritz und Ernst geheißen.

Martha kam der Schwester entgegen, begrüßte sie kaum, sondern erzählte ihr beim Eintritt mit vor Freude strahlenden Augen:

„Denke Dir nur einmal, Lili hat wieder einen Zahn. Er kommt eben durch. Das mußt Du mal ansehen. Man kann ihn schon fühlen.“

Sie lief voraus in das nächste Zimmer, und Cäcilie folgte. Die kleine Lili, die eigentlich Karoline hieß, war drei Jahre alt, ein auffallend häßliches Kind, das die Mutter trotzdem beinahe immer „meine süße, kleine Lili“ nannte.

Nun mußte Cäcilie das Zahnfleisch untersuchen, und richtig, das kleine Zähnchen war deutlich zu fühlen und brach durch. Darüber herrschte erneuter Jubel. Doch die Mutter meinte, nachdem die erste Freude verrauscht war:

„Um Gottes willen, wir wollen aber nicht solchen Lärm machen, daß die Zwillinge nicht aufwachen!“

Und da kamen auch schon aus dem dritten Zimmer die Aelteste und die Zweite, Marie und Ida, herein, ein paar niedliche, kleine Mädchen, zart, fein, mit blonden Haaren und nettem Gethue. Sie machten, wie sie es

gelernt, vor der Tante einen Knix. Die aber zog sie in ihre Arme und küßte die kleinen Nichten.

Die Aelteste war sechs Jahre alt, die Zweite fünf. Tante Cäcilie erkundigte sich sofort, ob Mili, wie Marie abgekürzt genannt wurde — denn bei Rangenhofens hatte jedes Kind seinen Kosenamen — ihre Schulaufgabe gut gelernt hätte.

Das kleine Ding mußte der Tante etwas hersagen, während Ida dabei stand und zuhörte mit einem Gesicht, als meinte sie:

„Das geht mich zwar Alles noch nichts an, aber wenn ich einmal so weit bin, kann ich das viel besser, denn ich weiß es ja jetzt schon beinahe."

Sie hatte ein paar Brocken aufgeschnappt von dem, was sie bei Mili hörte, und brachte die nun an, als die Aelteste mit Hersagen fertig war.

Nun nahm Cäcilie Titchen ihrerseits vor und ließ sich erzählen, was sie auf der Straße erlebt. Da war ein Pferd gefallen, dann hatte sie einen Mann gesehen, der ohne Hut gegangen wäre, obgleich es geregnet, endlich wiederum war sie mit der Pferdebahn gefahren und hatte einer alten Dame gegenüber gesessen, die ihr eine Blume geschenkt.

Kurzum, bei Titchen war stets etwas los. Sie hatte immer Besonderes erlebt und wußte immer aufgeregt davon zu berichten.

Nachdem auch das vorbei war, mußten sich die Kinder zum Spielen setzen. Martha nahm ihre Schwester bei Seite, zog sie ans Fenster und fragte leise:

„Sag' mal, Cäcilie, findest Du nicht, daß Mili ein bißchen bleich aussieht?"

Cäcilie blickte hinüber:

„Nein, das finde ich eigentlich nicht!"

Die Mutter athmete sofort auf:

„Ach, das freut mich aber sehr. Ich hatte wirklich schon Angst. Man kommt bei den Kindern aus der Sorge nicht heraus. Das geht den ganzen Tag. Wenn's Dem nicht fehlt, so fehlt's Jenem. Denke Dir nur einmal, gestern fällt Titchen die' Treppe herunter und wird uns in die Wohnung gebracht, während die Zwillinge gerade ihre Milch bekommen, so daß mir es in dem Moment wirklich nicht paßte, und Titchen hatte die Augen schon ganz geschlossen; es war wirklich schauderhaft."

„Aber sie ist doch ganz munter heute?" fragte Cäcilie.

„Gewiß, gewiß. Gewiß ist sie munter. Aber denke Dir nur, der Schreck! Nein, es ist grauenhaft, was man bei Kindern Alles erleben muß."

Darauf setzte sich Cäcilie zu den beiden Aeltesten in eine Ecke und fing an, mit ihnen zu spielen.

Ein Onkel Rangenhofen hatte ihnen eine ganze Puppenausstattung geschenkt, und nun mußten die kleinen Lieblinge aus- und angezogen, gewaschen und frisirt werden, was die Mädchen noch nicht recht zu Stande brachten, da der Spielkasten eigentlich für ein viel höheres Alter berechnet gewesen war.

Da rief Martha wieder vom ersten Zimmer aus, in das sie hinüber gegangen:

„Cäcilie, um Gottes willen, bitte, komm einmal her!“

Sie stand auf und ging in das andere Zimmer, aus dem ihr schon von Weitem Gebrüll entgegen scholl. Dort mußte sie helfen, den beiden kleinen Kerlchen ihre Milch zu geben, obgleich die Wärterin dabei stand und gewohnt war, daß die Mutter Alles machte, ruhig zusah, ohne einen Finger zu rühren.

Die beiden Schwestern besorgten es zusammen.

„Ist denn Mademoiselle nicht da?“ fragte Cäcilie.

„Ja, gewiß. Die muß da sein, aber die hat zu nähen. Ach, weißt Du, Cäcilie, kannst Du nicht so gut sein, wir kriegen nämlich den Schnitt nicht heraus. Mili muß ein neues Kleidchen bekommen. Aus dem Herbstkleid vom vorigen Jahre ist sie zu sehr heraus gewachsen, und wir haben zwar den Schnitt da, aber es ist schrecklich, wie Mademoiselle sich anstellt. Und sie hat schon ein Stück verschnitten, so daß der Stoff nicht reichte. Es ist schrecklich, wie theuer das Alles ist. Und denke Dir nur, ich bin bei Müller & Blankeritz gewesen, und da passirte mir's, daß der Stoff nicht mehr da ist. Sie kriegen ihn aber. Weißt Du, Cäcilie, Du könntest mal so gut sein — Du gehst ja doch dort vorbei. Heute soll die neue Rolle angekommen sein. Bring mir doch noch vielleicht einen Meter mit. Sie wissen schon welchen, wir haben die Auszeichnung außerdem behalten. Du bringst mir's vielleicht dann morgen früh, nicht wahr?“

„Gewiß, natürlich. Wenn ich Dir was helfen kann, sehr gern!“ sagte Cäcilie. Und dann ging sie hinüber in das Schlafzimmer der Gatten, wo ein großer Tisch zum Zuschneiden eingerichtet worden war, und bemühte sich, den Schnitt in Ordnung zu bringen, den Mademoiselle, eine hagere, ältere Person mit stechend schwarzen Augen, falsch zusammen gesteckt hatte, weil ihr die ganze Sache gleichgültig und vielleicht sogar unangenehm war. Während die Beiden nun versuchten, das Kleidungsstück in Ordnung zu bringen, machte die Bonne ihren Gedanken Luft: diese Schneiderei zu Hause hätte wirklich gar keinen Zweck, man kriegte die Sache nämlich viel besser und zu demselben Preise, wenn nicht billiger, fertig im Laden.

Cäcilie zuckte die Achseln. Sie wollte sich nicht in die Angelegenheit ihrer Schwester mischen; sie meinte nur begütigend auf französisch zu ihr:

„Es ist aber doch eine kleine Mühe, und wenn Sie in Verlegenheit sind, werde ich Ihnen gern helfen.“

Nachdem Cäcilie dort eine Zeit lang gearbeitet hatte, blickte sie nach der Uhr, gab der Mademoiselle noch ein paar Anweisungen, nahm sich eine Probe vom Stoff mit und ging wieder hinüber in die Kinderzimmer, wo sie sofort von den Kleinen umringt ward. Mit Mili sollte sie spielen, Titchen wollte ihr etwas erzählen, Lili behauptete, Wehweh zu haben. Und kaum war sie eingetreten, rief Martha sie wieder zu den Zwillingen, die nun ihre Milch getrunken hatten.

„Ich muß fort, Martha.“

„Wohin willst Du denn?“ meinte Martha ganz erstaunt und machte beinahe ein böses Gesicht dabei. „Du bist doch noch kaum da! Hast Du denn der Mademoiselle geholfen?“

„Sie wird schon ins Reine kommen. Ich muß nach Hause, Väterchen wacht jetzt auf, und würde böse sein, wenn er mich nicht fände."

Aber Martha wollte sie nicht fort lassen und meinte, der Vater würde sich schon allein zu helfen wissen, die Schwester sei hier viel wichtiger. Sie klagte immer wieder, es wäre schrecklich, wie viel Mühe die Kinder machten, und man wäre ja so glücklich, Jemanden zu haben, der mit Hand anlegte und die Würmer beschäftigte. Dann neigte sich Martha zu ihrer Schwester Ohr, blickte sich um, ob es auch Niemand höre, und sagte leise:

„Weißt Du, auf die Leute ist eben absolut kein Verlaß. Du mußt wirklich einmal die beiden Aeltesten vornehmen. Du sprichst so gut mit ihnen, Du spielst so gut mit ihnen, und sie haben Dich ja so lieb. Willst Du denn nicht einmal mit ihnen ausgehen? Mittwoch zum Beispiel. Ich muß bei den Anderen bleiben. Und Mademoiselle, die will einmal für sich in die Stadt, um Stoff für ein Kleid zu kaufen."

Cäcilie meinte, der Vater erfordere auch seine Pflege, sie könne ihn nicht allein lassen, sie müsse sich um ihn kümmern. Aber sie werde sehen, was sich thun ließe. Dann zog sie einen kleinen Notizkalender aus der Tasche, den sie immer im Portemonnaie zu tragen pflegte, schlug ihn auf, nahm einen Taschenbleistift und machte sich ein Kreuz an dem betreffenden Tage:

„Vielleicht Nachmittags um Vier?"

Martha zog ein Gesicht:

„Ach, aber das ist doch sehr spät. Könntest Du denn nicht einmal um Zwei herkommen? Weißt Du, es wäre zu nett von Dir, denn die Mädchen möchten doch Luft schöpfen! Ich lasse sie immer gern Nachmittags mindestens zwei bis drei Stunden spazieren gehen."

Cäcilie wandte ein, das ginge nicht wegen des Vaters. Aber da sagte Martha, der Vater solle doch mitkommen, das wäre das Allerbeste:

„Das regt ihn auf, das macht ihn nervös. Das dürfen wir nicht von ihm verlangen. Und weißt Du, ich muß ihm doch den Arm geben, er kann ja so schlecht gehen. Da kann ich nicht nebenbei die Kinder bei der Hand nehmen; und auf sie achten muß ich doch auch."

Aber Martha meinte, sie wollte es schon einrichten, es würde sich Alles finden. Damit trennten sich die Schwestern.

Auf dem Flur traf Cäcilie ihren Schwager. Isidor war ein lang aufgeschossener, blonder Mann mit Vollbart und einer Brille mit so dicken Gläsern — weil er sehr kurzsichtig war — daß sie wegen ihres unförmlichen Aussehens auf der Straße auffiel.

Er hielt die Schwägerin sofort an. Die Beiden gaben sich die Hand, und der Assessor meinte:

„Ah, Cäcilie, das ist aber recht, daß Du kommst. Martha hat Dich gewiß gut brauchen können. Haben denn die Zwillinge schon ihre Milch bekommen? Und sind denn Mili und Titchen artig? Wenn die Lili nur nicht krank wird! Heute früh, wie ich fort ging, hatte sie so ein bißchen rothes Gesicht und wimmerte immer so. Das wäre doch eine böse Sache!"

Cäcilie hatte ihren Schwager ausreden lassen. Nun meinte sie ganz bescheiden:

„Ach nein, eine Krankheit ist es nicht. Es wird Dich vielleicht beruhigen, es scheint ein Zähnchen zu sein. Das macht ja immer etwas Schmerz! Man kann's schon fühlen."

Der große Mann lachte über das ganze Gesicht:

„Ach, man kann's schon fühlen? Nein, da wird's ja bald durchbrechen. O, das freut mich aber! Das muß ich mir gleich mal ansehen."

Sie gaben sich die Hand. Er kümmerte sich kaum um sie, so eilig hatte er es, Lili's Zahn zu fühlen.

Cäcilie ging langsam die Treppe hinab. Aber sie war kaum ein paar Stufen gegangen, als noch einmal von oben Isidor's Stimme tönte.

Sie blieb stehen, und er beugte sich ein Stockwerk oberhalb über das Treppengeländer und rief:

„Ach, ich hätte eine sehr große Bitte. Könntest Du denn nicht die arme Martha einmal entlasten? Ich möchte ihr so furchtbar gern eine Freude machen und sie mal in die ‚Meistersinger' mitnehmen. So unglaublich das klingt, die hat sie noch nie gehört. Und die fangen so zeitig an. Aber es muß doch Jemand die Kleinen mit zu Bett bringen. Kannst Du das nicht mal thun? Die Woche kommen die ‚Meistersinger' noch nicht, aber nächste Woche werden sie wohl wiederholt werden. Oder doch — nein — richtig, sie sind ja Sonnabend. Ich irre mich. Cäcilie, sei so gut. Willst Du?"

Cäcilie wollte eigentlich „Nein" sagen, denn sie hatte mit dem Vater genug zu thun und durfte ihn nicht allein lassen, gerade weil Väterchen sich jetzt so verlassen fühlte. Aber ihre Gutmüthigkeit siegte. Es hätte ihr doch leid gethan, wenn Martha ihretwegen die „Meistersinger" nicht hören sollte, was sie sich, wie Cäcilie wußte, seit Langem gewünscht. Das wollte sie ihr doch ermöglichen. Und sie rief ihrem Schwager hinauf:

„Nun, ich will mal sehen. Der Vater wird's wohl zugeben, daß ich fort gehe."

Sie hörte nur noch seine Stimme, wie er es gleich als fest annahm und rief, während er sich zum Weitergehen anschickte:

„Also bon, abgemacht für Sonnabend. Martha wird sich aber freuen! Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

Dann verhallte sein Tritt.

Cäcilie blieb einen Augenblick in Gedanken stehen. Wie sie es mit dem Vater machen wollte, wußte sie noch nicht, aber es mußte gehen. Ja, es mußte gehen, darüber gab es keinen Zweifel. Und sie setzte ihren Weg fort und trat auf die Straße.

Sie eilte nach Hause. Unterwegs überlegte sie sich zwar noch, ob es nicht möglich sein würde, Else wieder zu sehen. Aber das ging doch nicht. Das junge Paar war zwar in der Wohnung, denn der Ersparniß halber hatte es auf die Hochzeitsreise verzichtet, aber sie mußte doch noch warten, bis sie wieder zum Vorschein kämen. Denn die acht Tage Urlaub, die der junge Gatte bekommen, um seinen Honigmond zu verleben, waren noch nicht verstrichen.

Eigentlich mochte Cäcilie doch die kleine Else am liebsten von ihren Schwestern, obgleich ihr auch nur der Gedanke, die Eine vor der Anderen zu bevorzugen, als ein Unrecht erschien. Mit Else war sie am längsten im Hause zusammen gewesen, mit Else theilte sie dieselben Ansichten; die verstand sie.

Auf ihrem Wege verglich sie unwillkürlich die Schwestern. Martha hatte sie ja auch sehr gern, und vor allen Dingen war Martha eine so treue Mutter, wie es keine zweite gab.

Else würde schon gut mit ihrem Hans auskommen. Die paßten ja zu einander. Freilich, ob sie mit Irene und ihrem Mann vielen Verkehr haben würden, erschien doch zweifelhaft, denn Die lebten in ganz anderen Kreisen und auf sehr hohem Fuße.

Irene, mit einem Baron Börking verheirathet, einem sehr reichen Balten, der einst Diplomat gewesen, war die schönste der Schwestern. Sie wurde von den Anderen in der Familie angebetet, die nicht Worte genug finden konnten über ihre Gestalt, über ihren Teint, über ihre Augen, über ihren Mund, über ihre kleinen Hände.

Und auch jetzt, als Cäcilie an sie dachte, warf sie unwillkürlich, wie immer, einen vergleichenden Blick, in unbewußter, unschuldiger Eitelkeit, auf ihre Hausarbeit und Thätigkeit verrathenden, derben Finger ...

Als Cäcilie nach Hause kam, war der Vater längst erwacht und hatte schon ungeduldig nach ihr gefragt. Sie erzählte, wo sie gewesen, und er beruhigte sich nach einer Weile.

Während sie noch sprachen, trat plötzlich die schöne Irene ins Zimmer.

Sie verbreitete schon von Weitem einen leisen Duft von Veilchen, war sehr elegant angezogen und sah wirklich vorzüglich aus.

„Ach, Väterchen, ich wollte doch einmal sehen, wie es Dir geht," meinte sie, küßte ihren Vater und darauf flüchtig die Schwester.

Dann setzte sie sich, zog sorgfältig ihr Kleid zurecht, um es nicht zu zerdrücken, legte den Sonnenschirm quer über den Schoß, rechts und links die Hände darauf und fragte mit dem leichten Anstoßen der Zunge, das kein Sprachfehler war, sondern das sie sich aus Ziererei angewöhnt hatte:

„Habt Ihr denn eigentlich schon etwas gehört, wie es Else geht? Nein, das könnt Ihr ja noch nicht, Die werden wohl jetzt schweigen, Die werden sich ganz ihrem Glücke überlassen. Aber nach einiger Zeit müssen sie schon zum Vorschein kommen. Ich wollte auch bloß einmal sehen, wie es Dir ginge, Väterchen, weil ich dachte, Du würdest wohl ganz allein sein."

„Ich bin ja bei ihm," sagte Cäcilie.

Irene nickte und warf einen flüchtigen Blick auf die Schwester, deren einfacher Anzug ihr immer mißfiel. Dann fuhr sie fort:

„Nun ja, Väterchen, wenn Du so gut gepflegt wirst, ist's ja auch ganz unnütz, daß ich Dir meine Dienste anbiete. — Nein, nein, nun widersprich nicht. Ich weiß schon, Du willst sagen, daß ich Dir auch etwas zu Liebe thun kann. Aber so wie Cäcilie mache ich es doch nicht. Ich hab' nun mal kein Geschick dazu. Denn die Pfeife kann ich nicht stopfen. Das wird immer zu lose oder zu fest. Aber vielleicht könnte ich Dir Thee geben, Väterchen?"

Auf dem Tisch stand der Thee, den der alte Herr Nachmittags zu trinken pflegte. Cäcilie hatte ihn bereitet, Cäcilie war darum hinaus gelaufen, Cäcilie hatte, weil die Mädchen waschen mußten, jedes Ding einzeln zusammen gesucht, und nun erntete Irene dort, wo die Schwester gesät, nahm ein Stück Zucker, warf es in die Tasse, goß ein, schüttete Sahne dazu und kauerte sich dann, die Tasse in der Hand, neben den Vater hin, wieder möglichst vorsichtig, um nicht den Rock zu zerknittern.

Dann gab sie ihm mit ihrer reizenden Art zu trinken, einen Löffel nach dem anderen, wie einem kleinen Kinde.

Sie fand dabei liebe Worte, lachte, machte Späße, that, als hätte sie Angst, der Thee wäre viel zu heiß, und das arme Väterchen könnte sich dabei verbrühen, fragte, ob sie nicht noch Zucker dazu thun sollte oder dann wieder Sahne oder endlich Wasser, ob der Vater nichts dazu esse, kurz, sie stellte sich an, als ob sie unendliche Mühe hätte.

„Soll ich Dir einen Zwieback holen, Väterchen?" fragte sie. Der alte Herr lächelte glückselig über die Liebenswürdigkeit seines schönen Lieblings, und obgleich er sonst zu seinem Thee niemals Zwieback nahm, sagte er jetzt:

„Nun, ich werde es mal versuchen. Aber Du mußt ihn mir geben."

Natürlich holte Irene den Zwieback nicht, sondern schickte Cäcilie danach, die die Sendung übrigens auch von selbst übernahm, indem sie meinte, Irene könne ja doch die Zwiebäcke nicht finden.

Nachdem Frau von Börking den Zwieback aus der Hand ihrer Schwester bekommen hatte, zog sie sich den rechten Handschuh aus, so daß ihre feine, wohlgepflegte Hand erschien, an der schöne Ringe blitzten, nahm das Gebäck zwischen die Fingerspitzen und tauchte es zierlich in den Thee, um es dann in Väterchens Mund zu schieben.

Aber es war fast nur Spielerei, denn mit einem halben Stück hatte er schon genug, und die schöne Irene warf das übrig Gebliebene nachlässig bei Seite auf einen Teller, wie man etwa einen Cigarrenstummel auf der Straße fortschleudert.

Cäcilie schien ein Gesicht zu machen, als fände sie es schade um das Stück. Und als dann Väterchen aufstand und sich von seiner schönen Tochter wieder ans Sopha geleiten ließ, wo er sich auf deren Zureden hinlegen sollte, obgleich er eigentlich gar keine Lust dazu hatte, nahm Cäcilie das Endchen Zwieback und rettete es auf ihren Teller.

Sie wollte es draußen essen, „damit nichts umkommt," meinte sie im Stillen.

Irene hatte es inzwischen dem Vater auf dem Sopha bequem gemacht, legte eine Menge Kissen unter, schob hier eins hinein und dort eins, zog die Schlummerrolle zurecht und breitete ihm eine Decke über, die sie auf allen Seiten sorgsam einstopfte.

Damit hatte sie aber genug. Eigentlich fing die häusliche Pflege, bei der sie sich so unendliche Mühe gegeben, doch an, sie zu langweilen. Und sie erinnerte sich in Folge dessen plötzlich eines Stelldicheins mit ihrem Mann an der Ecke des Altmarktes, erhob sich und sagte:

„Väterchen, Väterchen, jetzt muß die arme Irene fort, und es ist so gemüthlich hier bei Euch. Aber wenn man Mann und Kinder hat, ist man eben der reine Sklave. Ich habe mich verabredet mit ihm, mein Wagen hält unten, und Du weißt, daß er böse ist, wenn ich ihn warten lasse. Also lebe wohl, pflege Dich recht schön!“

Dann wandte sie sich zu Cäcilie und meinte:

„Daß Väterchen nur nicht wieder Wirsingkohl bekommt! Den kann er nicht vertragen.“

Cäcilie lächelte still und sagte nur leise:

„Nein, nein, das soll er schon nicht bekommen.“

Väterchen war glückselig, strahlte über das ganze Gesicht und blieb geduldig in der unbequemen Lage, in die ihn Irene durch viel zu viel Kissen im Rücken gebracht, bloß weil es seine Tochter so gewollt. Nun rief er ganz betrübt:

„Irene, Du mußt schon fort? Das ist aber traurig! Ich dachte, Du könntest noch ein Stündchen hier bleiben.“

Sie lächelte und meinte etwas geziert, immer mit ihrem leisen Anstoßen, indem sie den Kopf zur Seite neigte und reizend aussah, wie eine Puppe:

„Väterchen, es geht doch nicht. Ach Gott, ich habe so viel zu thun, so entsetzlich viel zu thun. Weißt Du, diese Besuche und diese Verpflichtungen, die man hat, es ist wirklich schrecklich. Und wir können doch Einladungen nicht ausschlagen. Wir würden ja am liebsten den Abend ruhig zu Hause bleiben oder herkommen. Aber es geht doch nun einmal nicht. Wer in der Gesellschaft ‚A‘ sagt, der muß eben auch ‚B‘ sagen.“

Dabei gab sie Väterchen noch einmal einen Kuß, streichelte ihm die Wange, tätschelte ihm die Hände und huschte hinaus.

Cäcilie begleitete sie. Und draußen im Corridor nahm Irene ihre Hand, als sie die Thür schon geöffnet, und sagte noch schnell:

„Apropos, Cäcilie, könntest Du nicht nächsten Dienstag ... warte mal ... ja, ja, Dienstag ist es ... die kleine Eva-Marie hierher nehmen? Weißt Du, Väterchen braucht's ja gar nicht zu wissen, Der schläft da schon. Ich dachte, sie könnte in Else's Zimmer unterkommen. Wir müssen nämlich den Abend eine große Gesellschaft geben, sechzig Personen, und brauchen das Kinderzimmer durchaus als Garderobe. Ich dachte, Nachmittags, oder wann's Dir paßt, könnte die Kleine mit ihrer Wärterin herüber kommen. Sie wird hergefahren und kann ja gleich im Wagen liegen bleiben, oder Du machst schnell ein Bettchen zurecht. Die Sachen sind ja da. Was meinst Du?“

Cäcilie antwortete strahlend:

„Aber mit tausend Freuden! Natürlich schickst Du sie her! Natürlich! Das süße, kleine Ding!“

Irene sagte schnell:

„Also gut, Cäcilie. Es macht Dir doch Spaß?“

Die Schwester antwortete nur:

„Du weißt wie ich die kleine Eva-Marie gern habe.“

Und im Scheiden rief ihr Irene noch zu, wieder mit dem Kopfneigen, dem leichten Anstoßen, und indem die seidenen Röcke rauschten, als sie die Treppe hinunter trippelte:

„Wir geben Dir ja so gern das Kind, daß Du sie auch einmal hast!"

Dann war sie verschwunden, und man hörte noch den Wagen davon rollen.

Als Cäcilie wieder ins Zimmer trat, rief ihr Väterchen schon von Weitem entgegen:

„Aber Cäcilie, nun bitte, nimm mir einmal die Kissen weg. Ich will doch lieber aufstehen und mich in meinen Stuhl setzen."

Und Cäcilie hatte die ganze Noth und Arbeit, Alles, was die schöne Irene in ihrem niedlichen Gethue, in ihrer gezierten Besorgniß um den Vater in Unordnung gebracht, wieder fortzuräumen.

Väterchen aber sagte — und immer noch stand ein Lächeln auf seinem guten, alten Gesicht —:

„Das ist doch das reine Sonnenkind, unsere Irene! Und wie sie besorgt um mich ist! Wie sie mir meinen Thee schön gemacht hat! Mir hat er noch einmal so gut geschmeckt!"

Cäcilie senkte die Augen und trug das Brett mit dem Thee hinaus.

III.

Aber es gab auch Augenblicke, wo Väterchen anders dachte über Irene und nicht Alles so schön fand, was sie that, und wie sie war. Und gerade jetzt, wo der Winter begann, wo er mit Cäcilie allein war, wo das junge Ehepaar, Else mit ihrem Mann, einem Leutnant von Serben, sich noch immer zurückhielt und erst zweimal gekommen war, fühlte sich der Geheimrath einsam und verlassen.

Dann kamen Augenblicke, wo er mit dem Schicksal haderte. Dann fand er, seine Töchter bekümmerten sich nicht genug um ihn, Martha hatte zu viel mit den Kindern zu thun, Irene ging zu viel auf Bälle und in Gesellschaften, und Else zeigte sich gar nicht mehr.

Da mußte dann Cäcilie vermitteln. Sie that das auch und überall. Wenn der Vater behauptete, Martha hätte längst kommen können, so wußte sie tausend Gründe zu finden, warum es nicht möglich gewesen wäre. Doch der Geheimrath pflegte dann bei seiner Meinung zu bleiben und sagte:

„Aber Isidor könnte wohl einmal erscheinen."

„Der sitzt doch in seinem Bureau! Und gerade jetzt um diese Zeit hat er sehr viel zu thun."

Damit war dann die Angelegenheit erledigt, und der Geheimrath kümmerte sich nicht mehr darum, bis am nächsten Tage dasselbe Lied begann. Diesmal sagte er:

„Warum nur eigentlich die Irene fortwährend ausgehen muß? Die ist unausgesetzt unterwegs, und das kann gar nicht einmal für ihre Gesundheit gut sein. So eine junge Frau muß doch auch zum Schlafen kommen. Aber die Bälle, die reißen gar nicht ab."

Da wußte dann Cäcilie abermals zu vermitteln, meinte, so schlimm wäre es wohl nicht, nur ab und zu würde Irene etwas vorhaben. Sie müßte sich doch auch um Mann und Kind kümmern, die kleine Eva=Marie wäre auch nicht immer wohl gewesen; dazu hatten sie Verwandte Börking's aus Westfalen zu Besuch gehabt.

Das stimmte zwar, aber sie waren nur kurze Zeit dagewesen, und das Ehepaar hätte wohl einmal erscheinen können.

Doch Irene verstand es, durch einen einzigen Besuch, durch ein Streicheln, Hätscheln und Pflegen, durch ihre Redensarten Väterchen wieder ganz umzustimmen, so daß sie an diesem Tage doch die beste Tochter war. Aber eine ernste Verstimmung war bei dem Vater eingetreten wegen Else, der Jüngsten.

Sie, die er bisher noch im Hause behalten, hätte am ehesten kommen müssen. Ihr Wegbleiben empfand er am schwersten. Und da wußte in der That Cäcilie nicht, wie sie entschuldigen sollte.

Sie ging in Folge dessen einmal Nachmittags zur gewohnten Stunde, wenn sie immer ihre Ausgänge besorgte, während der Vater schlief, nach der Neustadt hinüber, wo das junge Paar wohnte.

Die Wohnung war bescheiden, wie es den Mitteln der Beiden entsprach, sehr klein, sehr einfach, und es war auch richtig das eingetreten, was vorhergesagt: ein Verkehr zwischen Börkings und Serbens kam nicht zu Stande.

Ja, es schien beinahe so, als wäre die Heirath Börkings unangenehm. Dieser Hans von Serben hatte doch auch zu wenig. Das war ja bei diesem Ehepaar wirklich das reine Elend. Jetzt schon! Wie sollte es nun erst werden, wenn vielleicht einmal noch mehr hungerige Mäuler zu speisen sein würden!

Cäcilie fand Else allein. Ihr Mann hatte Dienst.

Und Else klagte sofort:

„Ach Cäcilie, das ist entsetzlich, dieser Dienst fortwährend! Hans ist nie zu Haus, niemals! Und wenn er nach Haus kommt, ist er immer so furchtbar müde. Aber weißt Du, wir lieben uns eben wirklich, da vergißt man Alles. Wir müssen uns ja sehr in Acht nehmen mit unseren Ausgaben, deshalb bleiben wir immer zu Hause und gehen mit den Hühnern zu Bett."

Cäcilie hatte sich auf das einfache, grüne Ripssopha gesetzt, neben ihre Schwester, deren Hände sie in den ihren hielt, um sich von ihr erzählen zu lassen.

Die kleine Else, ein rundliches Geschöpf, das eigentlich den anderen Schwestern gar nicht ähnlich sah, schwatzte und schwatzte wie eine kleine Elster. Das hatte sie schon als Mädchen immer gethan. Sie machte immerfort Pläne, sie wußte Alles besser, sie richtete sich Alles wundervoll ein, sie war praktisch über die Maßen, sie hatte besondere Quellen, die kein Anderer kannte, wo Alles um 50 Procent weniger kostete.

Fortwährend konnte sie erzählen, das riß gar nicht ab, und auch jetzt fing sie wieder an:

„Weißt Du, Gott sei Dank, will mein Hans nie ins Theater gehen oder Abends fortlaufen. Gott sei Dank, denn so was könnten wir gar nicht.

Denke Dir einmal, wie sollte denn das werden mit uns! Wir haben den ersten Monat unser ganzes Wirthschaftsgeld verbraucht, ganz glatt, so wie es berechnet war; nicht ein Pfennig ist übrig geblieben, und dabei war Alles frisch angeschafft. Wir hatten doch mit Vorräthen angefangen: ich hatte Gräupchen, Reis, Gries, Salz, Zucker, Kaffee, Thee, Nudeln, Essig, Oel, Pfeffer, kurzum Alles, Alles, und es brauchte doch nichts angeschafft zu werden, — und dabei ist Alles weg!"

Die kleine Frau lachte laut auf, als freute sie sich sehr darüber. Cäcilie machte aber ein ernstes Gesicht:

„Else, aber was soll denn dann werden — das geht doch nicht!"

„Ach, das wird schon gehen! Ich habe zwar die Fleischerrechnung noch nicht bezahlt. Aber die Sache wird sich schon machen. Weißt Du, ich verstehe doch auch sehr gut einzukaufen. Ich habe das immer gut verstanden. Und dann ist doch auch mein Hans sehr vernünftig: er raucht nicht, er trinkt keinen Wein; er ist überhaupt ein goldiger Mensch! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin. Das habe ich mir wirklich nie so geträumt. Und weißt Du, es ist doch sehr vernünftig, daß wir keine Hochzeitsreise gemacht haben. Diese Hochzeitsreisen sind doch das Thörichteste, was es geben kann; das kann ich Dir bloß sagen: wenn Du Dich einmal verheirathest, mache nur keine Hochzeitsreise!"

Cäcilie lächelte:

„Ach, daran denke ich ja gar nicht."

„Aber ich sage Dir, man ist glücklich, wenn man verheirathet ist!"

Cäcilie schüttelte nur immer den Kopf. Doch die kleine Else ging auch gar nicht weiter darauf ein. Sie hatte bloß einen Seitensprung in ihrem Gespräch zum Schicksal der Schwester gemacht. Jetzt beschäftigte sie sich wieder mit sich selbst und ihrem jungen Glück:

„Ich sage Dir, Cäcilie, man ist ja so frei, so wundervoll, und dieses ‚früh zu Bett gehen'! Weißt Du, früher war mir's doch unangenehm, wenn der Vater manchmal lange las, und wir konnten nicht zu Bett. Weißt Du noch, wie müde wir manchmal waren! Ach Gott! Ach Gott! Wenn ich daran denke!"

Cäcilie fuhr sich leise mit der Hand über die Augen und strich sich das blonde Haar zurück.

Die Andere fuhr fort:

„Und dann das Aufstehen! Ach, wenn Väterchen nicht mehr schlafen konnte und wollte schon um sechs Uhr das Frühstück haben! Das gibt's bei uns nicht. — Doch halt, wenn mein Hans in den Dienst muß, natürlich steh' ich da auf. Ach, da steh' ich noch viel früher auf. Ich bin neulich — da war eine Uebung — nein, Felddienstübung heißt das — da bin ich schon aufgestanden um halb fünf Uhr. Aber weißt Du, wie mein Hans fort war, da bin ich wieder huschel, huschel ins Bettchen. Und denke Dir bloß mal, weißt Du, wann ich aufgewacht bin?"

„Nun?" fragte Cäcilie lächelnd und sah mit liebevollem Blick auf das rundliche, lebhafte kleine Ding an ihrer Seite.

„Ich bin um halb zwölf Uhr erst aufgewacht. Ja, siehst Du, das kann man eben, wenn man verheirathet ist. Ach, ich mache mir mein Leben, wie ich will. Und wenn wir auch nicht viel haben, wir kümmern uns um keinen Menschen, und wir werden schon glücklich sein."

Da klingelte es, und Hans erschien. Er war ein kleiner, untersetzter Mensch, erst sechsundzwanzig Jahre alt, mit winzigem, blondem Schnurrbärtchen und sah beinahe noch wie ein Knabe aus, so daß man sich wundern mußte, wie er schon verheirathet war.

Er ließ den Säbel klirren und sagte, während er die Handschuhe auszog und die Mütze fortlegte:

„Nein, so was, Cäcilie, Du bist da! Das ist aber reizend! Hat Dir Else denn Kaffee gegeben? Oder ein Glas Bier? Ach so, Bier trinkst Du ja nicht. Weißt Du, Du mußt doch etwas bei uns annehmen, das geht gar nicht so!"

Cäcilie wollte nichts haben. Aber Else war schon aufgesprungen und lief in die Küche hinaus.

Sie hatten ein Mädchen und den Burschen. Der Bursche war zum Löhnungsappell in die Kaserne gegangen, und das Mädchen hatte für den Abend etwas einkaufen müssen. So war Else allein in der Küche.

Hans und Cäcilie folgten ihr. Und nun wurde noch einmal Alles angesehen, in die Speisekammer geguckt, Else zeigte ihre Vorräthe, von denen sie den ganzen Monat gelebt, und wollte durchaus beweisen, daß sie kochen könnte, wie sie stolz ihrem Mann sagte.

„Soll ich Dir ein Spiegelei machen?"

Cäcilie lächelte:

„Nein, Else, ich kann doch jetzt, Nachmittags, kein Spiegelei essen. Ich will auch gar nichts haben! Wirklich nicht!"

„Aber etwas mußt Du nehmen!"

Doch Cäcilie wollte durchaus nichts haben. Und nach einigem Hin- und Herreden, nachdem sie ein paar Deckel aufgemacht und in die Töpfe gesehen, um zu entdecken, daß in zwei Töpfen bloß Wasser auf dem Herde brodelte, gingen sie in das Wohnzimmer zurück.

Cäcilie mußte fort. Es war höchste Zeit, Väterchen würde bald erwachen.

Das junge Paar brachte sie bis an die Treppe. Sie gingen immer eng umschlungen, und sowie Cäcilie den Rücken gewandt, gaben sie sich einen Kuß.

Als sie an der Thür standen, sagte Hans noch einmal:

„Aber Cäcilie, daß Du gar nichts bei uns hast genießen wollen! Das geht doch eigentlich nicht!"

Else aber war praktischer und flüsterte der Schwester ins Ohr:

„Das nächste Mal, wenn Du kommst, mußt Du mir mal was mitbringen."

„Was denn?" fragte sie.

„Chokolade, aber gefüllte. Weißt Du, mit dem gelben Teig. Ach, das esse ich so gern! und wenn man verheirathet ist, kann man sich so was nicht mehr leihen."

Cäcilie versprach, das nächste Mal nicht mit leeren Händen zu kommen, und ging lächelnd davon, während ihr die jungen Leute noch nachwinkten und man das Schallen eines Kusses hörte und helles Gelächter.

Darauf fiel die Thür zu, und Cäcilie sagte sich, während noch ein freundliches Lächeln auf ihren Zügen stand: „Ja, es muß doch schön sein!"

IV.

Sonntags sollte immer reihum in der Familie gegessen werden, so hatte es Väterchen gewünscht. Und von dem Tage ab, wo das beschlossen worden, wollte er selbst den Anfang machen.

Aber es gelang insofern nicht, als nur Hans und Else, sowie Isidor und Martha kamen, während die schöne Irene dem Vater durch den Diener einen spaßigen, liebenswürdigen, kleinen Brief schickte, der wieder nach Veilchen duftete, und in dem zu lesen stand, seit vierzehn Tagen schon wären sie bei dem Generalleutnant von Norrenberg eingeladen, und gerade bei Dem wäre es eine vollkommene Unmöglichkeit, abzusagen, denn er mache sonst seine gesellschaftlichen Verpflichtungen stets in einem großen Aufwasch ab, während er sie heute sogar zum Familiendiner gebeten.

Als der Geheimrath das las, war er doch etwas bitter geworden und meinte:

„Na, ich dächte, bei uns wäre auch Familiendiner. Aber man muß ja wissen, zu wem man sich hält."

Und am folgenden Sonntag wurden mit keinem Worte Börkings erwähnt. Bei Tisch erschien zum ersten Mal in der Familie Hans von Serben als Schwiegersohn.

Das junge Paar war rücksichtshalber von Cäcilie neben einander gesetzt worden, und sie machten von dieser Vergünstigung auch den umfassendsten Gebrauch, indem sie sich fortwährend anstießen, neckten, verstohlen kniffen, einander an den Händen hielten und sich mit wichtiger Miene schwerwiegende Geheimnisse mittheilten. Ab und zu bot Else ihrem Hans als großes Geschenk ein Stück Brotrinde an. Er dankte ihr beseligt und steckte die Gabe sofort in den Mund.

Isidor führte das Wort. Er erzählte von allerlei Neuerungen bei der Eisenbahn: ein Pensionsgesetz sollte ausgearbeitet werden, und es war nicht ausgeschlossen, daß die Assessorengehälter gerade für die Staatsbahnen durch eine Zulage verbessert werden würden.

Da fing dann die ganze Familie an, ihm ausrechnen zu helfen, in wie viel Jahren er dessen etwa theilhaftig würde.

Dazwischen aber gab Martha ihre Ansicht kund, strich ihren Isidor heraus, erzählte, wie furchtbar viel er zu arbeiten hätte. Aber sehr bald war doch das Gespräch auf Rangenhofen'scher Seite wieder übergegangen zu Kindern und Kindererziehung.

Die zarte, feine, blonde, kleine Mili saß sehr anständig und artig da, während drüben Titchen ihrer Mademoiselle ein Gesicht schnitt, weil ihr ver=

boten worden, mit der Gabel zu spielen. Sogar die kleine Lili saß mit am Tisch. Aber ihr mußte Alles in den Mund geschoben werden, was Cäcilie zu besorgen hatte, da das Kindermädchen nicht mit beim Essen erschien.

Cäcilie that es mit großer Liebe, Geduld, Sorgsamkeit. Aber trotzdem bekam sie von den Eltern hier und da gute Lehren: Die kleine Lili sollte nicht zu schnell essen, nicht zu langsam; die Portion, die sie ins Mäulchen gesteckt erhielt, war zu groß, zu klein, vielleicht noch zu heiß oder wurde kalt, wenn sie nicht bald verabreicht würde.

Und Cäcilie ließ Alles ruhig über sich ergehen, lächelte nur manchmal über die Ermahnungen und that doch schließlich, was sie wollte.

Der Geheimrath sprach nicht viel. Er war glückselig im Kreise seiner Kinder, vor allen Dingen glückselig über die Anwesenheit der Enkel. Nach Tisch wurden die Kinder in den Salon gebracht, wo sie spielen sollten. Und auch hier drehte sich die Unterhaltung hauptsächlich um das, was mit ihnen geschah.

Väterchen saß in einer Ecke und besah sich das Treiben im Zimmer. In der anderen Ecke standen jetzt die beiden Schwäger und unterhielten sich, um ein Wort mit einander gewechselt zu haben,. obgleich sie sich nicht sehr nahe kommen konnten.

Im Kreise saßen die drei Töchter um den Vater herum. Martha gab ihre Erziehungslehren zum Besten, wobei Else zuhörte, vielleicht im Gedanken, daß sie über kurz oder lang dessen auch einmal bedürfen möchte. Cäcilie aber ging hin und her. Sie war die Einzige, die keinen festen Sitzplatz hatte; einmal mußte sie beim Vater sein, um ihm die Decke zurecht zu ziehen, ihm die neue Pfeife zu bringen, ihm das Streichholz zu entzünden. Dann wieder wollte Mili sie haben, um sich in einem Bilderbuch ein Bild erklären zu lassen, während im nächsten Augenblick wieder Titchen nach ihr rief, die ihrerseits zu wissen wünschte, was eine Abbildung bedeute.

Dann mußte sie die Hausfrau spielen und den beiden Schwägern Kaffee anbieten und einen Schnaps, darauf endlich im Namen des Vaters, der es ihr übertragen, eine Cigarre oder Cigaretten.

Endlich war in der Küche zu thun. Sie mußte nachsehen, daß der Tisch auch recht abgedeckt wurde. Es war der Ausgehtag der Köchin, da galt es helfen, sich beeilen, daß schnell aufgewaschen ward, und sich darum kümmern, daß es auch etwas zu Abend gab.

So kam Cäcilie nicht zur Ruhe. Ab und zu setzte sie sich einmal in den Familienkreis, wo Martha eben eine Mordsgeschichte erzählte über die wachsende Gerissenheit der Zwillinge. Dann stahl sie sich wieder davon, um ihren Pflichten nachzugehen, und endlich schob sie sich an Else's Seite, lehnte sich an sie an und flüsterte ihr ins Ohr:

„Ich freue mich unendlich, daß Du so glücklich bist!"

Else antwortete:

„Das bin ich auch. Ich bin riesig glücklich."

Und im nächsten Augenblick war Hans an ihrer Seite. Die Beiden hatten sich schon wieder gepackt, umarmt, küßten sich verstohlen, so daß Cäcilie mit leisem Erröthen zur Seite schlich und sich nun wieder zu den Kindern begab, um ihren Rundgang von Einem zum Andern fortzusetzen.

Sie fand keinen ruhigen Augenblick. Und als endlich die Zeit des Abendessens herannahte, und beide Geschwister plötzlich Miene machten, fortzugehen, durfte sie es auf Anordnung des Vaters nicht dulden, obgleich sie eigentlich von diesem Tage, von diesem Hin- und Herpreschen und -Laufen, von dem vielen Sprechen und Schwatzen genug hatte und am liebsten mit Väterchen allein zu Abend gegessen hätte.

Aber nun galt es, schnell, ohne die Köchin, für ein Abendessen zu sorgen. Es war ja Alles bereit gestellt, aber es mußte doch auf die Teller gelegt und ein bißchen hübsch mit Grün ausgeputzt, angerichtet und hingestellt werden.

Das andere Mädchen konnte sich darum nicht kümmern, die hatte zu decken und war erst spät wieder gekommen, weil sie die Rangenhofen'schen Kinder mit hatte nach Haus begleiten müssen.

Zuletzt von Allen kam Cäcilie dazu, sich zu setzen. Und sie mußte es noch erleben, daß der Geheimrath ihr verweisend halb leise, aber doch so, daß der ganze Familienkreis es hörte, sagte:

„Cäcilie, aber sei doch etwas pünktlicher; diese Herumlauferei ist schrecklich!"

Sie antwortete keine Silbe, ließ sich still an ihrem Platz nieder, freute sich über das Glück des jungen Paares, hörte den Kindererzählungen Martha's zu, und als endlich Alle gegangen waren und sie den Vater zu Bett gebracht, sie für Alles und Jedes gesorgt, setzte sie sich in ihr kleines Zimmer, und da es Sonntag war, nahm sie das Buch vor, in dem sie selten lesen konnte, weil ihr die Zeit mangelte, und das sie so gern hatte seit der Zeit ihrer Confirmation.

Und sie las Gerok's „Palmblätter". Bei den Gedichten wurden ihr die Augen naß, und sie sagte zu sich, während sie halb im Schlafe die letzten Verse wiederholte:

„Das war doch wieder einmal ein herrlicher Tag!"

V.

Cäciliens Unterhaltung mit ihrem Vater bestand eigentlich nur darin, daß er über seine Schmerzen und Leiden klagte, daß er unzufrieden war, von der verstorbenen Frau sprach, und dann wieder von seiner Pfeife.

Eine große Rolle spielte ein Versuch mit einer neuen Tabaksorte. Es wurde hin und her überlegt, ob sie besser schmeckte, besser brannte als die alte. Regelmäßig ward aber dann das neue Kraut verworfen und zum ersten reuevoll zurückgekehrt.

Dann war von den Geschwistern die Rede, wie es den Einzelnen ginge, was sie machten, warum sie nicht kämen, und warum sie kämen. Ab und zu wollte Väterchen sie einladen, dann meinte er aber in einer gewissen Piquirtheit, nein, sie müßten zu ihm kommen, von selbst, denn Kinder sollten den Drang haben, das Vaterhaus aufzusuchen, auch ohne daß sie besonders eingeladen würden.

Dann war wieder die Rede von den Kleinen. Und da es ihrer jetzt eine Menge in der Familie gab, ein Zuwachs, wie Else schämig bekannt, beim jungen Paare in Aussicht stand und nach altem Brauch bei Martha zweifellos war, so wuchs die Familie, und bald legte sich Väterchen einen Kalender an, in dem er die einzelnen Geburtstage vermerkte.

Nun mußte überlegt werden, was den Enkeln geschenkt werden sollte. Dazu wurden die Eltern zu Rathe gezogen oder ließen auch durch Cäcilie ihre Meinung sagen, ihre Wünsche und ihre Erwartungen.

Um Alle kümmerte sich Väterchen, von Allen war die Rede, nur von Cäcilie nicht. Es erschien selbstverständlich, daß sie außer dem Spiel blieb; sie war ja auch zu Haus, war immer zu haben, von ihr brauchte nicht die Rede zu sein.

Nur was man nicht hat, begehrt man — nur was nicht in der Nähe ist, mit dem beschäftigt man sich fortwährend. Cäcilie war das selbstverständliche Hausstück geworden.

Und sie fühlte sich sehr wohl dabei. Wenn sie bei einem flüchtigen Besuch von der schönen Irene einmal hörte, wie viel Diners Jene zu überwinden hätte, auf wie viel Bällen sie gewesen, dann überschlich sie immer eine geheime, stille Freude, daß sie es nicht nöthig hatte, die Nächte zu tanzen und sich an den Abenden den Magen zu verderben.

Aber Cäcilie lebte mit den Schwestern, sie war glücklich über Alles, was Jene betraf: sie nahm Theil an den kleinen Sorgen der Kinderstube, die bei Martha kein Ende fanden; sie fühlte das junge Eheglück Else's mit und sie konnte sich sogar hinein versetzen in die Gesellschaftswelt Irenens.

Von der ließ sie sich immer erzählen, von tausend Menschen, die ihr eigentlich gleichgültig waren, aber im Augenblick, wo die Schwester sprach, interessirte sie sich für sie, weil sie eben Irene angingen, die sie doch lieb hatte.

So wußte sie genau in dem Bekanntenkreis Bescheid. Die meisten der Menschen hatte sie niemals gesehen, aber sie kannte sie jetzt, daß, wenn sie wirklich von Person zu Person ihre Bekanntschaft gemacht, sie ihr vorgekommen wären wie alte Freunde. Deren Oberflächlichkeit entschuldigte sie, und fand für Alles gute Worte und Erklärungen.

Wenn Väterchen doch einmal etwas Scharfes über die Weltlichkeit Irene's gesagt, weil sie einmal vierzehn Tage nicht dagewesen, so hielt es Cäcilie immer für ihre Pflicht, der abwesenden Schwester zu helfen, aus einander zu setzen und zu erklären, warum sie nicht hätte kommen können.

Mit ihrem Schwager Günther Börking stand sich Cäcilie so gut wie gar nicht. Er war ein übereleganter Mensch, ganz auf Aeußerlichkeiten gestellt, der keine Interessen hatte, keine Tiefe und eigentlich auch kein Herz. Es freute ihn bloß, seine Frau schön zu finden und schön zu sehen. Er mochte es gern leiden, wenn Andere ihr etwas den Hof machten —, nur ja nicht zu sehr. Er liebte es, wenn sie Triumphe feierte, und er betrachtete das dann immer von Weitem, aus einer Ecke, im stillen Gefühl, daß die Artigkeiten, die man seiner Frau erwies, ein wenig doch auch ihm mit galten.

Da er sehr auf guten Anzug hielt, so ärgerte er sich über Cäciliens Anzug. Er zeigte sich mit ihr nicht gern auf der Straße und machte manchmal eine Bemerkung, die so viel hieß, als: „Trägst Du denn immer noch Deinen alten Rock und Deinen alten Hut? Es wäre nun an der Zeit, ihn in die Ecke zu werfen!“

Cäcilie konnte sich in beinahe jeden Menschen liebevoll versenken, konnte an Allem Theil nehmen, aber mit dem Schwager wußte sie nicht fertig zu werden. Eigentlich sprach sie überhaupt nicht mit ihm. Es war ihr nicht möglich, er erschien ihr wie aus einer ganz anderen Welt.

Der einzige Punkt, in dem sie sich einigermaßen fanden, war das Kind, die kleine Eva-Marie. Die liebte der Vater. Er liebte sie zu sehr. Er verzog und verzärtelte sie, nichts war für das Kind schön und gut genug, und in seiner Affenliebe übersah er ihre kleinen Ungezogenheiten, fand Alles reizend und köstlich, was sie that, und nahm stets ihre Partei gegen die Kinderfrau.

Aber er liebte doch sein Kind, und darin traf er sich eben mit Cäcilie.

Und als sie eines Tages am Lager der Kleinen, die hustete und deshalb hatte zu Bett bleiben müssen, schon stundenlang saß, weil Irene behauptete, sie könne das nicht, sie würde sonst auch krank: das lange Sitzen in der Kinderstube mache sie nervös, da sagte Günther plötzlich zu seiner guten Schwägerin:

„Es freut mich sehr, daß Du die Kleine so lieb hast.“

„Das ist doch selbstverständlich!“ antwortete Cäcilie.

Er runzelte die Stirn:

„Na, ich weiß nicht, ob ihre Mutter sie so lieb hat wie Du.“

Cäcilie, die gewohnt war, immer zu entschuldigen und zu vertuschen, meinte nur:

„Aber natürlich, sie ist doch die Mutter.“

Günther schüttelte den Kopf und ging hinaus.

Da streckte ihr die kleine Nichte das Händchen entgegen und sagte, indem sie beinahe ebenso geziert wie ihre Mutter sprach, der sie täuschend ähnlich sah, nur mit Kinderlaut und Kinderwesen:

„Nicht wahr, Tante, Du gehst nicht fort, Du bleibst hier?“

Cäcilie beugte sich über das Bettchen, hielt die Hand des Kindes:

„Doch, ich muß doch auch nach Hause gehen.“

Aber die Kleine wollte sie nicht weglassen. Sie fragte:

„Gehst Du zu Großpapa?“

„Ja, natürlich, ich bin doch bei Großpapa.“

„Weshalb bist Du bei Großpapa?“

Cäcilie lachte, strich dem Kinde die Wange, rückte ihm das Kopfkissen zurecht und antwortete nur:

„Weil ich eben bei Großpapa bin.“

Eva-Marie schien über etwas nachzudenken, das offenbar über ihren Horizont ging. Dann fragte sie plötzlich:

„Hast Du keinen Onkel? Warum hast Du keinen Onkel?“

Cäcilie verstand nicht, und das Kind sagte noch ein paar Worte, aus denen hervorging, daß sie fragen wollte, warum die Tante nicht verheirathet sei.

Da machte Cäcilie einen Scherz:

„Ja, weißt Du, ich habe keinen Onkel gefunden.“

Aber die Kleine ließ nicht los und wollte nun wissen, warum sie keinen gefunden. Doch da antwortete Cäcilie nur lachend:

„Ach, so mußt Du nicht fragen. Mich hat eben Keiner gewollt. Und ich will auch Keinen. Ich brauche keinen Onkel.“

Dann stand sie auf, denn sie mußte zum Vater zurück, der inzwischen zu Rangenhofens gegangen war, um dort den Thee zu trinken.

Auf dem Nachhauseweg gingen ihr des Kindes Worte im Kopfe herum, und zum ersten Mal eigentlich dachte sie daran, wie es wohl sein möchte, wenn der Vater einmal die Augen schlösse. Sie wußte nicht, wie sie jetzt auf diesen Gedanken kam; es war ihr plötzlich ängstlich zu Sinn. Sie meinte, wenn sie daheim ankäme, könnte am Ende dem Vater etwas zugestoßen sein. Er konnte ernstlich krank geworden sein — kränklich war er ja immer. Und sie malte es sich aus, daß sie ihn fände, auf dem Sopha liegend, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Sie meinte ihn zu sehen: er war sehr blaß, er war krank. Und plötzlich kam ihr auch noch der Gedanke: Nein, krank nicht, — er war — todt.

Sie beschleunigte ihre Schritte. Ihr klopfte das Herz. Es war ja thöricht, so etwas! Aber richtig, als sie in sein Zimmer trat, lag er auf dem Sopha mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen.

Sie trat ganz nahe an ihn heran, beugte sich über ihn und lauschte auf seinen Athem.

Er athmete tief. Ihre Besorgniß war unnütz gewesen. Ihr standen kleine Schweißtropfen auf der Stirn, so war sie gelaufen, so hatte sie die Erregung gepackt.

Und als sie ihn an diesem Tag versorgt, gepflegt und zu Bett gebracht, kam ihr, wie sie in ihrem Zimmer saß und sich in eine Taille, am Kragen und an den Aermeln, einen kleinen Spitzensaum einnähte, beim unsicheren Schein des flackernden Lichtes abermals der Gedanke, wie sich ihr Leben wohl gestalten würde, wenn der Vater nicht mehr lebte.

Sie fand es geradezu unrecht. Aber sie konnte nicht anders, immer wieder kehrte ihre Phantasie dazu zurück.

Dann stand sie ganz allein auf der Welt. Sie hatten ja sonst eigentlich gar keine Verwandten. Ein paar entfernte, ja, am Rhein, ein paar Sarryn, mit denen sie aber nie im Verkehr gewesen waren, und die sie gar nicht kannten. Nur der Vater hatte ihnen vor ein paar Jahren einmal geschrieben, um die Verbindung aufrecht zu erhalten. So viel sich Cäcilie erinnerte, war aber nur ein einziger Briefaustausch erfolgt, der zu weiter nichts geführt hatte.

Sie besaß eben keinen Menschen auf der Welt als die Schwestern.

Doch die Schwestern liebte sie ja so, und bei denen war sie wohlgeborgen.

Und sie hatte doch auch eine Aufgabe, sie würde nicht unnütz im Leben stehen, es gab zu helfen bei der Kindererziehung, im Hause, bei allem Auf und Nieder des Familienlebens — der Anderen.

Am nächsten Morgen fühlte sich Väterchen müde und abgespannt. Er war sehr matt, klingelte und ließ Cäcilie an sein Bett kommen.

„Nun, Väterchen, bist Du noch nicht aufgestanden," meinte sie.

Er streckte sich etwas und sagte:

„Ach, weißt Du, Cäcilie, mir ist gar nicht wohl heute. Ich weiß nicht, was es ist."

Aengstlich beugte sich die Tochter über ihn:

„Was fehlt Dir denn? Du bist doch nicht krank?"

„Nein, krank nicht. Ich weiß nicht, mir ist so sonderbar!"

„Um Gottes willen, was hast Du denn? Soll ich den Arzt rufen?"

Aber er wurde fast böse:

„Nicht wahr, damit das auch noch Geld kostet? Nein, das ist ja Unsinn. Nein, nein, ich will bloß noch etwas liegen bleiben. Es wird schon besser werden."

Aber er nahm kein Frühstück zu sich, meinte jedoch, er fühle sich schon wohler, obgleich er doch nicht ans Aufstehen dachte.

Das beängstigte die Tochter, und sie überlegte im Stillen, ob sie nicht doch zum Arzt schicken sollte. So kannte sie ja den Vater gar nicht.

Dann ging sie ihren häuslichen Pflichten nach, half, wie gewöhnlich, dem Mädchen beim Aufräumen der Zimmer, untersuchte die Oefen, ob auch die Asche herausgenommen und fortgetragen, sah nach dem Thermometer, wie viel Grad es in Väterchens Zimmer wären, holte selbst ein paar Briquetts, um nachzulegen und die Temperatur zwei Grade zu erhöhen, denn siebzehn Grad wollte der alte Herr in seinem Zimmer haben, und es waren doch erst fünfzehn.

Während sie so geschäftig hin und hereilte, hie und da nach dem Rechten sah, selbst mit zugriff, die Mädchen hin und her schickte, controlirte, was für die Küche eingekauft worden, machte sie sich plötzlich Vorwürfe, daß sie so lange nicht in des Vaters Zimmer gewesen.

Sie ging hinüber, aber er schien ruhig zu schlafen.

Leise, auf den Zehen schlich sie sich wieder hinaus und nahm nun selber ihr Frühstück ein, zu dem sie bisher noch nicht gekommen.

Das Hauswesen war jetzt in Ordnung. Es herrschte Stille in der ganzen Wohnung. Wichtige Postsachen und Briefe waren heute nicht gekommen, nur die Zeitung lag auf dem Tisch. Da ging Cäcilie nach einer Weile wieder in das Zimmer des Vaters, das Morgenblatt in der Hand, mit der Absicht, ihm, falls er wach wäre, vorzulesen.

Er lag noch immer unbeweglich da, mit demselben Ausdruck wie vorhin. Aber sein Gesicht sah so bleich aus, daß es ihr plötzlich unheimlich ward. Sie trat ganz nahe an ihn heran, nahm seine Hand von der Decke, doch sie war kalt und fiel schlaff auf die Tücher zurück.

Da legte sie die Lippen an seine Wangen — auch sie waren kalt.

Ihre erste Ueberlegung war, daß das doch gar nicht möglich sei. Wie kam nur das? Und er hatte doch so schön geschlafen! Allerdings, über zwei Stunden hatte sie jetzt das Zimmer nicht betreten. Nein, es war noch länger her, es konnten drei Stunden sein, drei Stunden — drei, oder waren es vier, seitdem sie mit ihm gesprochen? Sie wußte gar nichts mehr, es ging ihr Alles im Kopfe herum. Was war nur das? Schnell einen Arzt!

Und sie klingelte dem Mädchen und rief:

„Schnell, schnell, rufen Sie den Herrn Doctor! Aber schnell!"

Das Mädchen blieb stehen, und Cäcilie wiederholte:

„Aber so machen Sie doch, daß Sie fort kommen, so schnell als möglich. Er möchte herkommen. Der Herr Geheimrath wäre krank, sehr krank. Ich weiß nicht, was es ist. — Und schicken Sie mir die Köchin her."

Aber es war Unsinn, das mit der Köchin, denn was sollte die ihr helfen? Und sie kniete neben dem Lager des Vaters hin, nahm seine Hände, küßte sie und rieb sie, und dann kam ihr plötzlich der Gedanke: der Vater war todt.

Da lief sie zum Toilettetisch, wo der kleine Rasirspiegel des alten Herrn lag, nahm ihn und hielt ihn vor seinen Mund.

Aber das Glas blieb ungetrübt.

Und eine Feder, eine kleine Flaumfeder, die auf dem Bett lag und sich wohl durch den Stoff des Ueberbettes an die Oberfläche gerungen, nahm sie in die Hand und hielt auch die vor den Mund des Vaters.

Sie bewegte sich nicht.

Da packte Cäcilie das Entsetzen. Um Gottes willen, der Vater war todt!

Thränen fand sie nicht, sie war wie erstarrt im Schmerz, sie wußte nicht, was sie sagen sollte, nicht, was thun. Wen sollte sie rufen — und sie war allein hier und konnte ihm nicht helfen, und die Köchin kam nicht, der sie es doch hatte sagen lassen. Aber was sollte auch die dabei thun! Doch irgend etwas mußte geschehen. Wenn nur der Doctor da wäre!

Das Herz krampfte sich ihr zusammen, sie fühlte den Körper an, sie versuchte, ihn im Bette etwas in die Höhe zu rücken. Aber der Kopf fiel zur Seite, und der Mund stand ein wenig offen.

Da überkam plötzlich Cäcilie die Gewißheit, und eine Empfindung überrann sie, daß sie sich nicht mehr fassen konnte. Sie schrie laut auf und brach neben dem Bett zusammen.

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen hatte. Als sie die Augen aufschlug, war noch immer Niemand im Zimmer. Sie wußte nicht, wo sie war, und erinnerte sich erst nach einer Weile alles Dessen, was geschehen.

Da richtete sie sich auf, blickte den Vater wieder an. Er lag noch immer unbeweglich da wie Anfangs.

Und plötzlich ward ihr die ganze Gewißheit ihrer Lage, — er war todt. Er war todt! Der Vater! Sie hatte keine Eltern mehr! Väterchen, den sie so gepflegt, der ihr ganzes Leben ausfüllte, den sie gehätschelt und geliebt — er war todt und hatte nicht einmal Abschied genommen.

Es schnürte ihr die Kehle zusammen, die Thränen stiegen ihr in die Augen. Sie schluchzte.

In die Kniee gesunken blieb sie am Lager, und immerfort rann ihr das Wasser über die Wangen.

Und mit einem Male, Angesichts der Thatsache, daß der Tod ins Haus getreten, erfaßte sie ihre Lage, fühlte sie sich einsam und allein.

Sie hatte ja ihre Schwestern, aber die Schwestern hatten ihre Männer und Kinder, die für sie sorgen konnten, die sie lieben konnten, und sie hatte ja nichts, keinen Menschen, sie war allein.

Es kam über sie wie ein Augenblick der Erleichterung. Woran sie noch nie gedacht, das stand vor ihren Augen: daß die Anderen doch bloß für sich sorgten, daß die Anderen mit einander durch nähere Bande verknüpft waren, daß aber sie, das einsame Mädchen, zu keinem anderen Menschen auf der Welt so stand, daß es um sie öde war, grenzenlos.

Da fing sie laut an zu schluchzen.

Im Nebenzimmer hörte man Lärm. Es ward geklopft, das Mädchen war wieder gekommen und hatte den Arzt, der noch zu Hause gewesen nach der Sprechstunde, gleich mitgebracht.

„Ist es denn so schlimm, gnädiges Fräulein?“ fragte der alte Doctor, richtete sie auf und strich ihr, da er sah, wie sie weinte, das Haar, nahm ihre Hand, drückte sie und sagte noch einmal:

„Nun, nun, aber Sie müssen sich fassen. Kommen Sie her, setzen Sie sich hierher. — Nein, nein, nicht fallen. — Nein, nehmen Sie sich zusammen. Kommen Sie her, setzen Sie sich hier hin. Ich werde gleich den Vater untersuchen.“

Aber Cäcilie sagte:

„Da ist nichts zu untersuchen, es ist aus!“

Der Arzt schien es auf den ersten Blick zu wissen, doch er meinte nur besänftigend, als müsse er ihr Muth einreden:

„Na, na, na, das werden wir ja gleich sehen.“

Dann trat er an den alten Herrn heran, nahm seine Hand, fühlte sie an, öffnete das Hemd, legte ihm die Rechte aufs Herz, bog ihm den Arm, ließ ihn zurückschnellen und machte mit zwei Fingern halb die Augenlider auf. Dann sagte er kein Wort, sondern trat nur zur Tochter und meinte:

„Gnädiges Fräulein, fassen Sie sich, das ist unser Aller Los. Und seien Sie doch froh, daß der Vater nicht hat leiden müssen. Sehen Sie nicht, wie friedlich er aussieht?“

Cäcilie blickte ihn an. Aber im selben Augenblick schossen ihr wieder die Thränen aus den Augen, und sie schluchzte, daß man kaum ihre Worte verstand:

„Aber Väterchen war doch noch ganz wohl!“

Der alte Arzt trat liebevoll an sie heran, legte die Hand um ihre Schulter, stützte Cäcilie und sagte:

„Ja, er war ganz wohl. Ein Herzschlag wird es sein. Sehen Sie, das ist doch ein schöner Tod. Das ist doch schön. Freuen Sie sich für ihn!“

Sie hielt die Hand vor die Augen und stammelte:

„Da kann ich mich doch nicht freuen. Nein, der arme Vater! Der arme Vater!“

Er sprach aber weiter in sie hinein:

„Glücklich ist er! Glücklich! Gott möge mir solch' ein Ende bescheren. Kommen Sie, Kindchen, kommen Sie mit, kommen Sie herüber einen Augenblick in das Zimmer. Wir wollen nicht so laut sprechen."

Und er führte Cäcilie, die ganz willenlos geworden war, in Väterchens Zimmer nebenan, setzte sie dort in einen Stuhl, wo sie das Taschentuch vor die Augen drückte und den Kopf schwer auf den Tisch sinken ließ.

Da traten die Mädchen auch schon näher. Die Köchin wischte sich mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen, und die Andere näherte sich auch auf den Zehen bis zur Thür.

Der alte Doctor zog die Beiden auf den Flur hinaus, schloß den Thürflügel, den er angelehnt ließ, und sagte zu den beiden Mädchen:

„Sehen Sie zu, daß es dem gnädigen Fräulein erleichtert wird, Die wird wohl jetzt an nichts denken. Also, die anderen Herrschaften müssen benachrichtigt werden. Sie wissen ja, der Herr Baron und der Herr Leutnant und der Assessor. Aber platzen Sie dort nicht mit der Thür ins Haus, sagen Sie nur, dem Herrn Geheimrath ginge es sehr schlecht."

Die Köchin fragte, ob er denn todt sei.

„Er ist todt. Aber nun regen Sie vor allen Dingen das gnädige Fräulein nicht auf."

Doch Cäcilie hatte Alles gehört. Sie war aufgestanden, an die Thür gekommen und schien ganz gefaßt. Sie nahm alle Kraft des Körpers und der Seele zusammen, führte selbst den Arzt in das Sterbezimmer hinein, fragte, ob er etwas brauche, gab alle Anweisungen, nannte genau den Wortlaut, der den Schwestern mitgetheilt werden sollte, damit sie kämen. Dann bestimmte sie, daß nur das eine Mädchen gehen dürfe, die Köchin sollte hier bleiben, und die Portiersfrau sowie deren erwachsene Tochter sollten zu gleicher Zeit zu den beiden anderen Schwestern geschickt werden.

Sie traf alle Anordnungen mit Ruhe und Sicherheit, vernünftig und gefaßt wie ein Mann, und es schien, als ob nach dem ersten Niederbruch ihre Kräfte sich doppelt regten und aufrichteten.

Um Alles kümmerte sie sich, that dem Arzt jede Handreichung, nahm sofort ein Blatt Papier, worauf sie sich Alles notirte, was nothwendig erschien.

Der alte Arzt mußte gehen. Er war zwei Stunden schon da gewesen, jetzt riefen ihn andere Pflichten. Und er versprach, Nachmittags noch einmal wieder zu kommen. Dann meinte er, das Uebrige, was zu thun sei, möchte doch Cäcilie ihren Schwägern überlassen. Am Schluß, ehe er schied, drückte er ihr die Hand, klopfte sie noch einmal in seiner liebevollen Art auf die Schulter und meinte:

„Nun, mein gnädiges Fräulein, nicht wahr: Was Gott thut, das ist wohlgethan! Es ist ja bitter und schlimm, den Vater zu verlieren, aber denken Sie immer daran, wie schwer Manchem das Sterben wird, und wie leicht er es gehabt hat, ein schönes, seliges Ende!"

Cäcilie nickte bloß — sprechen konnte sie nicht. Sie hatte sich zusammen genommen, sie hatte Alles gethan, aber Worte finden, das war für sie unmöglich.

Und als der Arzt gegangen war, schritt sie in das Sterbezimmer zurück, setzte sich neben den Todten, blickte ihn starr an und wartete, mit übermenschlicher Gewalt sich fassend, auf die Ankunft der Geschwister. Sie fühlte, daß sie den größten Verlust erlitt, daß es für die Anderen, so schwer es sie ankam, doch nicht das bedeutete wie für sie. Denn sie hatte nicht den Vater allein — sie hatte auch das Vaterhaus und die Heimath verloren, sie stand von heute ab allein auf der Welt.

VI.

Die Schwestern waren beim Tode des Vaters fassungslos gewesen. Else war es wohl am nächsten gegangen. Irene hatte den lautesten, größten Schmerz gezeigt, er war ehrlich gewesen, aber in ihrem ganzen Auftreten lag etwas Gemachtes, das sie auch in solchen ernstesten Augenblicken des Daseins nicht verließ. Martha hatte geweint und lange am Todtenbett des Vaters gebetet.

Der kleine Leutnant von Serben kannte den Schwiegervater zu wenig. Er hatte keine Thräne gefunden, hatte sie auch nicht zu heucheln versucht. Isidor, der sich mit dem Schwiegervater gut gestanden, war ernstlich ergriffen. Günther dagegen, der nie mit dem Geheimrath übereingestimmt, that zwar einen Augenblick verzweifelt, wußte aber sehr bald seine Haltung wieder zu gewinnen.

Cäcilie mußte den Schwestern genau erzählen, wie es gewesen. Und was ihr am schrecklichsten dabei schien, war, daß sie eigentlich gar nicht wußte, wie das Alles vor sich gegangen, daß sie mit dem Vater ja nicht gesprochen, daß sie seine letzten Augenblicke nicht erlebt.

Es gab im Hause viel zu thun, die letzten Pflichten wurden erfüllt. Alle die Leute, die bei dem Tode eines Menschen erscheinen mußten, waren gekommen. Das Begräbniß hatte draußen auf dem Trinitatiskirchhof stattgefunden. Der Geistliche hatte eine schöne, herzliche, tief empfundene Rede halten können, da er den Verstorbenen persönlich gekannt und ihm nahe gestanden. Nun kam Cäcilie vom Kirchhof herein in die leere Wohnung.

Das war ihr das Fürchterlichste. Die Zimmer waren verödet und verwaist, und im Stillen dachte sie daran, alle diese Räume zu schließen. Sie wollte nicht hinein, sie wollte in der Erinnerung nicht leben und sie hatte in den letzten Tagen auch im Salon einfach die Möbel zugedeckt gelassen.

Sie trat an das Bett, worin der Vater gelegen, das nun nur die einfache Matratze zeigte, über die man eine Decke gebreitet. Alles stand noch da, wie es der alte Herr gebraucht: die Uhr neben dem Bett aufgezogen, Licht, Streichhölzer und eine kleine Schale, worin er immer seine Hemdenknöpfe, Nadeln und kleinen Gegenstände verwahrte.

Und da brach Cäcilie zusammen. Jetzt konnte sie nicht mehr. Sie hatte die Tage mit übermenschlicher Gewalt gegen sich gekämpft, um die Fassung zu behalten, um alle Anordnungen zu treffen, und je fassungsloser die Anderen schienen, je mehr die Schwestern geweint und verzweifelt gewesen, desto kälter, ruhiger, stiller, ernster und verschlossener war Cäcilie geworden.

Nun irrte sie durch die öden Räume. Als sie das Sopha sah, wo der Vater gelegen, war es ihr, als könnte man den Eindruck seines Körpers auf den Polstern noch erkennen. Sie ließ die Kissen, wie sie gewesen, und auch die Pfeife, die sogar noch frisch gestopft war, blieb an dem Lehnstuhl gelehnt stehen.

Aber es war ihr unmöglich, in dem Zimmer länger zu verweilen, und sie floh in ihr einsames, kleines Gemach.

Dort setzte sie sich ans Fenster und blickte in die Landschaft hinaus, sah dem Schneetreiben zu, wie die Flocken einzeln niedersanken, ans Glas kamen, um dort zu schmelzen und zu sterben.

Die ganze Natur erschien ihr ein einziger Tod.

Sie fand, es hätte gar keinen Zweck mehr, zu leben; was wollte sie denn, sie hatte für Niemanden zu sorgen, sie brauchte sich um Niemanden zu kümmern, und die Schwestern konnten schließlich auch ohne sie fertig werden. Da dachte sie daran, was nun werden sollte. Die Wohnung war noch auf ein halbes Jahr gemiethet; aber dann konnte sie sie doch nicht für sich allein behalten. Und dann? Ja, dann mußte sie allein fortziehen. Aber wohin?

Der Gedanke kam ihr so unmöglich, so unglaublich vor, daß sie sich gar nicht hineinzufinden vermochte.

Sie war noch nie in ihrem Leben allein gewesen, sie konnte es sich gar nicht vorstellen, wie das überhaupt möglich sei.

Vielleicht nahm eine ihrer Schwestern sie auf, da konnte sie sich nützlich machen. Und sie überlegte nun, zu welcher der Drei sie wohl gehen könnte.

Else? Das war ausgeschlossen. Ein dritter Mensch in die junge Ehe, — nein. Und dann hatten sie keinen Platz. Sie hätten sich geradezu eine andere Wohnung nehmen müssen. Für das Frühjahr stand der Familienzuwachs in Aussicht, und da sollte sie noch zur Last fallen?

Zu Irene konnte sie nicht gehen, darüber war sie sich von vornherein klar. Dort wäre sie ja bloß das fünfte Rad am Wagen gewesen, und Die lebten ein Leben, das sie nicht mochte und nicht verstand.

Es blieb also Martha. Aber Martha mit ihrer Wohnung, in der sie noch drei Jahre Contract hatten, und wo der Platz jetzt schon auf das Aeußerste beschränkt war?

Es würde wohl nicht anders werden, als daß sie allein ein paar Zimmer nähme.

Trotz der Sorge, die sie um den Vater gehabt, obgleich sie ihm in den letzten Jahren sogar die Bücher geführt und die Werthpapiere verwaltet, die Pension eingezogen, Alles, Alles gemacht hatte, fühlte sie sich doch schrecklich unselbständig.

Und abgesehen davon mußte sie doch Jemanden haben, für den sie arbeitete, den sie pflegte, dessen Hausstand sie unterhielt.

Ihre eigene Wirthschaft — ach Du mein Gott, mit einem Mädchen hätte sie mehr als genug gehabt. Sie war fest entschlossen, sich unbedingt um Alles selbst zu kümmern; sie wollte Staub wischen und ihre Küche besorgen, nur das Gröbste sollte die Köchin thun. Aber was bliebe dann für den Nachmittag?

Sie fand, sie könnte ein Mädchen gar nicht für sich allein beschäftigen.

Sie mußte eben mit den Geschwistern sprechen. Und nun stand noch etwas Gräßliches bevor — die Erbschaft. Was würde aus den Möbeln? Ein Testament gab es nicht. Würden die Anderen nicht auch etwas brauchen? Oder erhielte sie die Habseligkeiten?

Die Frage kam in den nächsten Tagen zur Entscheidung. Und es war gut, daß derlei Dinge zu besprechen waren, weil Cäcilie dadurch etwas in Anspruch genommen wurde, und ihr die Zeit verstrich.

Die Schwestern kamen bei Martha zusammen, um über die Erbschaft zu reden. Beim Baar-Vermögen gab es keinen Zweifel, das ging einfach in vier Theile. Die Pension fiel weg. Es gab also nur noch zu überlegen, was mit den Möbeln geschehen solle.

„Es ist das Praktischeste, wir treffen uns in der Wohnung," meinte Martha, „dort kann man sich viel besser schlüssig werden, wo man die Gegenstände vor Augen hat."

Und die anderen Schwestern stimmten bei. Irene that so, als wäre das ja ganz einerlei, denn in ihre wundervolle Einrichtung würde der altväterische Hausrath doch nicht passen.

Else meinte, sie seien ja eben neu eingerichtet, und nur Martha sagte nichts. Es kam heraus, daß es eigentlich nur eine Formsache sei, es mußte eben getheilt werden, wie, war vollkommen einerlei, sie würden sich schnell einigen, sie waren ja Geschwister, die sich gut vertrugen, und Schwierigkeiten standen in keiner Beziehung zu erwarten.

Nachmittags trafen sich die Schwestern in der Wohnung. Der Salon war noch immer zugedeckt, das Sterbezimmer und das Wohnzimmer des Vaters waren unverändert geblieben. Cäcilie hatte zuerst gedacht, ihre Schwäger würden mit erscheinen; aber Günther kümmerte sich nicht um die Sache, Isidor hatte auf der Eisenbahn zu thun und Hans Dienst.

So waren denn die Vier unter sich. In den schwarzen Kleidern, mit langem Kreppschleier, traten sie in des Vaters Zimmer.

Das Geschäft erschien Cäcilie so traurig, daß sie kein Wort über die Lippen brachte und ihre Schwestern reden ließ. Irene schwieg zuerst auch und that, als ginge sie das Ganze überhaupt nichts an. Martha führte das Wort, und Else schmiegte sich kleinlaut an Cäciliens Arm.

„Ich denke, Irene und Cäcilie und Else, nachdem ich mit Isidor darüber gesprochen habe — wißt Ihr, er ist doch Jurist —, daß Alles einfach in vier Theile gehen muß."

Sie blickte die Uebrigen fragend an, doch Keine gab eine Antwort. Sie fuhr fort:

„Man könnte ja, wenn es von einem Gegenstand vier Stücke gibt, Jeder von uns eins zusprechen. Aber ich denke, dieses und jenes paßt für Den besser und dieses und jenes für Jenen."

„Wir werden uns schon einigen, das ist ja lächerlich!" meinte Irene.

Martha nickte und sprach:

„Das Silber bleibt wohl am besten möglichst zusammen. Die Möbel können vertheilt werden. Ich kann meinerseits erklären (Ihr müßt auch Jede sagen, was Ihr meint): Ich lege natürlich auf die Sachen im Herrenzimmer keinen besonderen Werth. Sie sind gewissermaßen nur Erinnerungsstücke an unseren guten, lieben Vater; wenn ich nur einen Gegenstand bekomme, der mir unser Väterchen in die Erinnerung zurückruft, so genügt mir das."

Nun einigten sich die Schwestern dahin, daß die Sachen, die in Cäciliens Zimmer gestanden — es waren die einfachsten und schlechtesten, die sie sich seiner Zeit genommen — ihr natürlich ohne Weiteres gehören sollten. Aber sie fielen mit in die Masse, und die Schwestern mußten in Folge dessen ein Gegenstück erhalten, um so mehr, als Cäcilie eine gewisse Summe für eine etwaige Aussteuer, wie sie seiner Zeit jede der Schwestern erhalten, vorweg bekam — der einzige Wunsch, den der Vater bei Lebzeiten allen seinen Töchtern gegenüber ausgesprochen.

Martha schien die größte Lust auf die Saloneinrichtung zu haben. Nur ein paar schlechte Bilder, die dort gehangen, mochte sie nicht.

Aber unerwarteter Weise fiel plötzlich Irene ein, die doch bis jetzt ganz gleichgültig gethan, und meinte:

„Nun, einzelne Stücke sind im Salon, auf die ich denn doch auch Werth legen würde."

Und zwischen den beiden Schwestern begann eine Auseinandersetzung, wobei sie erklärten, Else, die eben neu eingerichtet worden und noch keine Familie habe, könne doch auf diese Gegenstände keinen Werth legen. Die beiden älteren Schwestern einigten sich im Stillen also dahin, daß sie den Salon bekämen.

Else sagte nichts. Sie schien einverstanden. Was ihr selbst fehlte, waren Bilder und ein paar große Schränke, die sie gern gehabt hätte.

Aber sie wagte nicht, es zu sagen, und an ihrer Stelle schlug Cäcilie diese Theilung vor. Nachdem es noch einige fast scharfe Worte gesetzt, und die Schwestern einmal nahe daran gewesen waren, sich in die Haare zu fahren, kamen sie endlich dahin überein, daß also, wie zuerst besprochen, Martha und Irene den Salon erhalten sollten. Die Gebrauchsgegenstände würde Else bekommen, dazu ein paar Schränke und Bilder, und der Rest fiele dann selbstverständlich Cäcilie zu.

Diese sagte nichts. Das Ganze war ihr so schrecklich und peinlich, daß sie es nicht übers Herz brachte, mit zu handeln und zu feilschen. So kam es denn, daß sie in ihre Mädchenwirthschaft die alten, dürftigen Möbel ihres eigenen Zimmerchens erhielt, dazu einen großen Theil der Gegenstände ihres Vaters, so daß später ihre Einrichtung die eines Herrn sein würde.

Die Theilung schien erledigt. Die Schwestern machten ein Gesicht, als wäre bei dem Handel Cäcilie am besten weggekommen, und im Inneren ihres Herzens meinte diese das selbst. Die Möbel, die sie erhalten hatte, waren zwar alt, schlecht und unscheinbar. Die Prunkstücke würden zu den Schwestern wandern, wenn man bei dem bescheidenen Luxus dieser Räume von Prunkstücken reden konnte. Aber es waren doch immerhin ein paar ganz nette

Sachen dabei. Doch was fragte Cäcilie danach! Ihr war nichts daran gelegen, ob ein Tisch geschnitzt oder von Mahagoni wäre, von Ebenholz oder eingelegt: für sie beruhte der Werth der Gegenstände in der Erinnerung. Und in dem Zimmer des Vaters hatte die Familie gelebt, dort hatten sich nach den Zeiten der Kinderstube die Mädchenjahre abgespielt. Hier kannte sie jeden Fleck. Der alte Schreibtisch, der zerkratzt war und geleimt, der noch vom Großvater stammte, plump und ungeschickt aussah und seiner Zeit gewiß nur ein billiges Stück gewesen, schien ihr werthvoller als die schönen Polsterstühle aus dem Salon. Und ein paar Jugendbilder der Eltern, häßlich und sicherlich keine Kunstwerke, aber doch eben Väterchen vorstellend, als Student und jungen Mann, und die Mutter als Braut, dünkten ihr wichtiger zu sein als die zwei Oelgemälde aus dem Salon.

Als die Theilung beendet war, verabschiedete sich Irene schnell. Sie erwartete wieder irgendwo ihren Mann. Else und Martha blieben noch ein paar Augenblicke. Aber keine der Schwestern hatte bei dieser Gelegenheit über Cäciliens Zukunft gesprochen.

Nun sagte Martha noch im letzten Augenblick:

„Weißt Du, Cäcilie, Du wirst Dir ja doch später eine kleinere Wohnung nehmen; und ich glaube, den großen Küchenschrank, den könntest Du nicht einmal placiren. Es ist mir ja unangenehm, so etwas zu sagen, aber mit solchen Sachen muß man praktisch und vernünftig sein. Also, ich wollte Dir vorschlagen, auch in Isidor's Namen, weißt Du, wir haben das reizende Schränkchen, weiß gestrichen, mit Blau abgesetzt, weißt Du, so delftartig, das ist doch sehr hübsch! Es steht in unserer Speisekammer. Ich glaube wirklich, es geschähe Dir ein Dienst damit, wenn Du das nähmest und überließest uns den großen Schrank.“

Cäcilie war es wirklich einerlei. Wie ihre Wohnung sein würde, wie groß, wie klein, wie viel Platz, was sie unterbringen könnte, daran hatte sie noch nicht gedacht. Und sie sagte, nur um diese peinlichen Auseinandersetzungen beendigt zu sehen:

„Liebe Martha, thue, was Du willst. Wenn ich Euch damit einen Gefallen erweise, soll es mir recht sein.“

Martha nahm es sofort an und meinte nur noch im Fortgehen:

„Ja, aber nicht wahr, Du verstehst uns recht; es ist lediglich, daß wir Dir's abnehmen wollen und Dir einen Gefallen thun, nicht wahr?“

„Gewiß, gewiß!“ sagte Cäcilie.

Nun war sie mit der kleinen Else allein. Und die Beiden setzten sich in des Vaters Zimmer, aber den Lehnstuhl und das Sopha wagten sie nicht anzurühren.

Da gestand plötzlich Else, die nur wenig gesprochen, nachdem die Schwestern eine Weile geschwiegen hatten, und Cäcilie sich mit dem Tuch die Augen gewischt:

„Du, ich hatte eigentlich Angst, ich hatte Angst vorhin.“

Cäcilie blickte auf:

„Weshalb denn?“

„Ach, es ist ja lächerlich. Aber es ist so die Erinnerung, und wie hier Martha — sie ist ja so gut und eine so vorzügliche Mutter — aber wie sie hier herumfuhr und an das Sopha kam, da dachte ich: jetzt wird sie sich gerade auf Väterchens Kissen setzen."

Cäcilie nickte. Sie hatte einen ähnlichen Gedanken gehabt, eine ähnliche Angst empfunden, als geschehe dadurch eine Entweihung. Und nun fuhr die kleine Else auf und sagte:

„Denke Dir — es ist schlecht von mir —, aber wenn sich Martha gesetzt hätte, ich hätte ihr einfach einen Schubs gegeben, daß sie 'runter gefallen wäre."

Cäcilie lächelte. Sie zog die kleine Schwester, die vor Erregung ganz rothe Wangen bekommen hatte, an sich, gab ihr einen Kuß, und einen Augenblick hatte sie die Empfindung, als sei ihr diese die Liebste, als stünde sie ihr am nächsten.

Und sie kleidete ihr Gefühl in die Worte:

„Das arme Väterchen! Sieh einmal, wie die Pfeife hier steht und wartet. Und siehst Du hier den Stuhl? Es ist doch, als müßte er gleich aus seinem Schlafzimmer kommen und sich hinsetzen."

Else antwortete traurig:

„Aber Väterchen kommt nicht wieder."

VII.

Nur mit Else hatte Cäcilie über ihre Zukunft gesprochen. Die kleine Frau machte förmlich Entschuldigungen, daß es ihr nicht möglich wäre, die Schwester bei sich aufzunehmen:

„Weißt Du, ich habe jetzt in der Zeit, wo wir verheirathet sind, gesehen, wie sauer es uns werden wird, auszukommen. Ich habe oft furchtbare Angst, ich glaube beinahe, es geht gar nicht. Jedenfalls weiß ich manchmal nicht, wie das werden soll. Und nun die Wohnung noch wechseln! Der Umzug! Ach nein, das ist ganz unmöglich für uns!"

Cäcilie gab ihr bloß einen Kuß. Das wußte sie schon, davon konnte ja nicht die Rede sein.

Aber sie hegte die unbestimmte Hoffnung, Martha oder Irene würden mit ihr darüber sprechen. Die konnten sich doch um sie kümmern. Wenn es nicht gegangen wäre, so hätten sie wenigstens nur ein Wort sagen müssen, fragen, was aus der Schwester würde, wo sie bliebe, wie sie sich einrichten wollte, die Angelegenheit erwähnen. es hätte Cäciliens Herz wohl gethan.

Doch es kam nicht dazu, es schien, als wollten sich die Beiden gar nicht um die Zukunft der Schwester kümmern.

Es waren noch ein paar Sachen zu erledigen, ein paar Kleinigkeiten. Cäcilie wollte nichts behalten aus dem Nachlasse, was etwa eine der Anderen hätte beanspruchen können. Ueber jedes einzelne Stück wünschte sie entschieden zu haben, und deswegen fragte sie einmal Sonntags, als sie von Martha eingeladen worden und sich richtig auch Irene und Günther und Else zusammengefunden hatten, die Schwestern:

„Ich habe ein kleines Verzeichniß von Gegenständen hier. Wie wäre es, wenn wir darüber redeten? Ich mag nicht entscheiden, Ihr habt dasselbe Recht. Also bitte, einigt Euch darüber."

Dann nahm sie, weil es ihr peinlich war, wieder davon anzufangen, das Papier, legte es auf den Tisch, stand auf und setzte sich zu Mili und Titchen, um ihnen Geschichten zu erzählen.

Während dessen gab es eine Auseinandersetzung über die betreffenden Gegenstände: eine Mappe mit Photographien, ein paar Leuchter, ein Theesieb und dergleichen.

Das Theesieb konnte Martha gut brauchen, die Leuchter Irene für ihr Fremdenzimmer. Und als über die anderen Gegenstände noch weiter gesprochen wurde, sagte Cäcilie, die sie aufforderten, nun auch ihrerseits etwas zu wählen:

„Ich brauche nichts, ich bin zufrieden mit dem, was ich habe, und es widersteht mir, etwas auszusuchen von all' den Sachen, von denen ich weiß, daß sie die Mutter und unser Väterchen im Gebrauch gehabt haben. Ich danke Euch vielmals, liebe Schwestern. Ich habe meine Andenken. Aber wenn Ihr etwas thun wollt, so gebt das, was auf mich gefallen ist, an Else, die braucht es am meisten von uns Allen."

Sie hatte es leise gesagt, um die kleine Schwester nicht in Verlegenheit zu setzen, und damit es die Schwäger, die stumm ihre Cigarren rauchten, nicht hören sollten.

Else wehrte zwar ab und wollte nichts davon wissen, aber sie wurde nun auch bedacht, und die drei Schwestern theilten die Gegenstände unter einander. Isidor, der eigentlich ein guter Kerl war, näherte sich Cäcilien, zog sie in die Fensterecke und sagte zu ihr:

„Wir haben ja natürlich an Deine Zukunft gedacht, aber es ist uns gänzlich unmöglich, Dich bei uns aufzunehmen; das wirst Du wohl einsehen, nicht wahr?"

Cäcilie antwortete stolz:

„Natürlich, darauf habe ich auch gar nicht gerechnet."

„Ja, ich meinte bloß! Bei den vielen Kindern und den Leuten, die wir dazu brauchen — und dann!, der Contract läuft noch einige Jahre. Ja, das würde eben Alles sehr schlecht passen — und es wird am Ende auch gehen, nicht wahr?"

Cäcilie dankte ihm für seine Anfrage, denn es that ihr doch wohl, daß wenigstens Einer von ihrer Zukunft gesprochen hatte. Da kamen Irene und Günther dazu. Sie hatten die letzten Worte gehört, und Irene meinte, indem sie genau, wie sie es früher mit dem Vater gethan, Cäcilie liebkoste und ihr die Wange strich:

„Hast Du Dir schon überlegt, wohin Du ziehen willst? Denn Du wirst doch nun die große Wohnung nicht behalten. Ach, wir haben uns schon den Kopf zerbrochen, wo es am besten für Dich wäre, und wenn wir irgendwo vorbei fuhren und meinten, es könnte für Dich passen, da haben wir immer davon geredet, wie sich wohl Dein Schicksal gestalten würde. Ich denke, es wird das Beste sein, Du nimmst eine Gesellschafterin, es ist ja bloß der Form

wegen, denn eigentlich kannst Du immer ein Vaterhaus bei uns finden, bei Martha und bei Else. Nicht wahr?"

Dabei blickte sie sich im Kreise um, ob die Anderen es auch gehört hätten. Und nun stand die ganze Familie zusammen und berathschlagte über Cäciliens Kopf hinweg, ohne sie zu fragen, ihre Zukunft.

Martha war auch der Meinung, das Beste wäre, eine Gesellschafterin zu nehmen.

Günther rieth, sich bei Zeiten darum zu kümmern und schon jetzt im „Daheim" eine Annonce zu machen.

Nun gab auch Isidor seine Ansicht dazu. Er glaubte, gehört zu haben, daß bei einem Regierungsrath seiner Bekanntschaft, der' sich in späteren Jahren noch zum zweiten Mal verheirathet, die sogenannte Repräsentantin frei würde, eine sehr vorzügliche, zuverlässige ältere Person.

Hans und Else waren die Einzigen, die nichts sagten. Hans fühlte sich in Gegenwart der sehr viel älteren Schwäger nie recht wohl, wobei ihn auch seine schlechte pecuniäre Lage drückte. Denn wenn er an Günther's und Irenens eleganten Anzug, an ihre prunkvolle Wohnung und an ihre Equipage dachte und damit seine eigenen Verhältnisse verglich, so überschlich ihn immer ein Gefühl, als wären sie gar nicht verwandt, als kämen sie aus verschiedenen Welten und paßten nicht zu einander.

Else aber überschlug im Stillen die Summe, die Cäcilie geerbt, und mußte über den Gedanken, eine Gesellschafterin zu nehmen, lächeln. Was die beiden Anderen nur wohl dachten! Davon ging es doch gar nicht.

Und nachdem eine Weile die ganze Familie berathschlagt hatte, was wohl Cäcilie zu thun hätte, und Diese, ruhig lächelnd, ohne eine Miene zu verziehen, zugehört, sagte sie endlich zu allgemeinem Erstaunen:

„Ja, Ihr Lieben, das ist Alles ganz schön und gut, aber ich glaube, es wird mir doch zu theuer."

„Zu theuer?" fragte Günther.

„Nun ja, ich bin doch auf das angewiesen, was ich geerbt habe. Es ist mir sehr unangenehm, davon zu sprechen, aber Ihr wißt ja Alle, wie viel es ist, und damit kann ich doch keine großen Sprünge machen! Ich glaube, eine Gesellschafterin, das wäre doch etwas leichtsinnig!"

Irene, die keine Ahnung vom Gelde hatte, da ihr Mann Alles bezahlte, was sie nur wollte, meinte ganz erstaunt:

„Aber Cäcilie, da irrst Du Dich! So steht's doch nicht mit Dir. Das wäre ja wirklich zu toll!"

Doch Isidor war vernünftig:

„Ja, wenn ich mir's genau überlege, so mag unsere liebe Schwester vielleicht nicht so ganz Unrecht haben."

Günther blies den Rauch seiner Cigarre davon und wandte sich ab, indem er etwas brummte von:

„Na, erlaubt mal, sie kann doch nicht ganz allein wohnen, das schickt sich doch gar nicht!"

Aber Cäcilie wandte sich zu ihm und schnitt damit das ganze Gespräch ab:

„Was sein muß, schickt sich, lieber Günther, und es muß sein! Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!“

Dabei lachte sie und huschte aus dem Familienkreis hinaus, wieder zu den Kindern.

Die Anderen schüttelten den Kopf, sprachen, redeten hin und her, aber schließlich gingen sie Alle doch der Suche aus dem Wege, in der unbestimmten Befürchtung, sie müßten, wenn sie es für so unmöglich hielten, daß die Schwester ohne Gesellschafterin bliebe, für sie eintreten.

Darüber waren sie sich aber klar, daß davon jedenfalls keine Rede sein konnte. Cäcilie hatte ganz schön geerbt und konnte unbedingt davon leben.

Martha dachte an ihre Kinder, die ihr schließlich doch am nächsten standen und stehen mußten, und Irene redete sich ein und sagte es flüsternd zu den Anderen, während Cäcilie in der Ecke unbefangen mit den Kindern spielte:

„Wir können auch Alle dabei gar nichts thun, denn sie wäre viel zu stolz, um irgend etwas von uns zu nehmen.“

Damit hatte sie unbewußt die Wahrheit getroffen. Denn als nach der Familienzusammenkunft Cäcilie ihr einsames Heim aufsuchte, war sie im Stillen glücklich, daß der Vater ihr so viel hinterlassen hatte, um leben zu können, ohne von Anderer Gnade abhängig zu sein.

Das wäre ihr schrecklich gewesen, das hätte sie nie gethan und nicht gekonnt. Dann lieber arbeiten, irgend etwas.

Sie mußte sich das überhaupt überlegen, sie war Thätigkeit gewöhnt, sie konnte so nicht ihr Dasein hinbringen, es würde sich schon etwas für sie finden, es war ja noch Zeit. Denn jetzt betrachtete sie sich gewissermaßen als in einem Halbzustand befindlich. Sie hatte noch die Wohnung und noch das eine Mädchen, die Köchin; der Anderen war gekündigt worden, da die Erben sie nicht weiter behalten wollten und Eine für Cäciliens Bedürfnisse genügte.

Jetzt mußte sie selbständig werden. Das wurde ihr so schwer. Sie mußte sich nach einer Wohnung umsehen, mußte überlegen, was sie etwa an Möbeln brauchte oder was sie nicht würde unterbringen können. Das beschäftigte sie ganz. Und das war auch gut für sie, denn es brachte sie auf andere Gedanken.

So lief sie nun herum, eine Wohnung zu suchen, treppauf, treppab, Straße auf, Straße ab, von einem Viertel in das andere.

Einen rechten Begriff von den Preisen hatte sie nicht. Sie hatte sich darum nie gekümmert, sogar die Höhe der Miethe der väterlichen Wohnung nur dadurch erfahren, daß sie in den letzten Jahren für den Vater den Miethzins zahlen mußte. Zuerst dachte sie an ein Villenviertel, sie wollte ein Gärtchen haben, und wäre es nur ein Platz in der Laube gewesen. Das hätte ihr auch im Sommer die Stadt angenehm gemacht.

Aber sie sah schnell, daß bei ihren Mitteln daran gar nicht zu denken war. In eine kleine Mansarde wollte sie nicht ziehen, da hätte doch Irene zu sehr geschrien, denn sie dachte immer bei ihren Plänen etwas daran, was wohl die Schwestern sagen würden.

So mußte sie sich denn entschließen, in einer geschlossenen Häuserreihe zu suchen. Denn weit draußen in den Vororten wollte sie nicht wohnen, so ganz allein und verlassen fürchtete sie sich, und dort würden ihr auch die Bekannten fehlen.

Sie hatte in einem Augenblick der Weichheit, indem sie vergaß, daß doch eigentlich Martha und Irene sich um ihr Glück und Wohl nicht weiter kümmerten, beschlossen, Eine von den Beiden um Rath zu bitten und mit ihr auf Wohnungssuche zu gehen. Aber dann wieder fühlte sie sich doch zu stolz. Nein, die brauchten gar nichts davon zu wissen. Sie wollte eines Tages kommen und sagen: „Ich wohne da und da.“ Man half ihr nicht, so wollte sie auch zeigen, daß sie selbst ihres Glückes Schmied zu sein vermochte.

An eine erste Etage hatte sie gar nicht gedacht, aber sie meinte wenigstens, zwei Treppen hoch würde sie etwas finden. Doch endlich kam sie nach langem, langem Suchen zur Ueberzeugung, daß auch das sich nicht machen ließ. Es konnte sich höchstens um ein Erdgeschoß, wahrscheinlich aber um eine Wohnung im dritten Stock handeln.

Sie brauchte nur ein Zimmer, eine Kammer für das Mädchen und die Küche. Aber solch eine Wohnung gab es nicht. Und dann mußte sie doch auch die Möbel, die sie nun einmal bekommen, stellen. Endlich gelang es ihr, am Moltkeplatz, in der Mitte der Stadt und doch nicht weit von der Bürgerwiese und vom Großen Garten, vom Grün, das sie so liebte, eine kleine Wohnung zu entdecken, die für sie paßte.

Es war ein Eckhaus, das keine Tiefe besaß, und in Folge dessen nur Vorderzimmer hatte. Dort war der dritte Stock getheilt, die größere Hälfte hatte die Hausbesitzerin selbst inne, eine ältere Wittwe, und die andere bestand aus drei Zimmern und einer Küche. Das eine Zimmer war für das Mädchen, die beiden anderen für sie selbst.

Sie war glückselig über ihren Fund. Das Haus war alt, die Zimmer nicht sehr hoch, Alles nicht besonders im Stande, Jalousien und Fenster nicht gerade mehr sehr schön, aber die Decken waren frisch gestrichen, und die Wände tapezirt. Jedenfalls ließ es sich dort ganz gut wohnen.

Sie hätte noch in diesem Hause das Erdgeschoß bekommen können, aber das sollte 150 Mark mehr kosten, und das spielte doch eine Rolle. Und da sie jung war und gut auf den Beinen, so freute sie sich über die hohe, luftige Wohnung, an der auch ein winziger Balkon zu ihrer besonderen Genugthuung nicht fehlte.

Nur Else sagte sie etwas davon, die Anderen erfuhren nichts. Sie wollte sie mit der Thatsache überraschen, umziehen, und dann war sie darin.

Etwas erschien ihr selbst ganz eigenthümlich: wie ruhig sie jetzt über den Tod des Vaters dachte. Sie hatte ihn eigentlich überwunden, sie fühlte sich wohl noch einsam und traurig, aber sie hatte jetzt nur noch einen Wunsch und Gedanken: heraus zu kommen aus dieser Wohnung, an der alte, liebe Erinnerungen, aber auch traurige hingen.

Und nun war es ungemüthlich in den Räumen. Die Schwestern hatten bereits ihre Möbel aus dem Salon holen lassen, so daß das Zimmer ab-

geschlossen werden konnte. Nur noch die Erbstücke Elsens waren stehen geblieben, die sie eigentlich am besten hätte brauchen können.

Cäcilie ging zu ihr hinüber nach Neustadt und schlug ihr vor, die Sachen holen zu lassen. Aber Else meinte:

„Ach, das mag ich nicht. Ich habe mit Hans darüber gesprochen. Er findet auch, es sieht so aus, als könnten wir's gar nicht erwarten. Wir wollen Dich ruhig erst einmal beim Umzug sehen. Dann findet sich Alles schon von selbst."

Cäcilie antwortete nichts, aber sie freute sich über die Meinung ihrer Schwester.

Sie selbst hatte noch immer in den Räumen des Vaters nichts geändert. Mit größter Pietät achtete sie darauf, daß auch auf seinem Schreibtisch alle Gegenstände am gleichen Platze stehen blieben, das Tintenfaß in der Mitte, Federn und Bleistifte der Reihe nach gelegt auf der rechten Seite, ein paar Schachteln links und die Schreibmappe dazwischen. Sie saß nun manchmal an dem Schreibtisch und rechnete nach. Denn jetzt mußte sie sich daran gewöhnen, selbst Buch zu führen.

Sie hatte mit dem Bankier gesprochen, der ihrem Vater immer die Coupons eingelöst und ihm hie und da einen Rath gegeben für neue Ankäufe, wenn etwas ausgelost worden.

Der alte Herr, ein liebenswürdiger, stets dienstbereiter Mann, hatte zu ihr gemeint:

„Gnädiges Fräulein, nicht wahr, wenn Sie über irgend etwas im Unklaren sind, kommen Sie nur ruhig zu mir, ich werde Ihnen helfen und Ihnen erklären, was Sie etwa brauchen, denn Sie müssen ja nun Ihr Vermögen selbst verwalten."

„Das ist nicht schwer," meinte sie. „So viel ist's ja nicht."

Er aber antwortete und hob den Zeigefinger:

„Sagen Sie das nicht. Denken Sie, wie Viele haben gar nichts. Sie sind ganz wohlhabend, freuen Sie sich nur darüber. Aber Sie müssen auch sehen, daß Sie es bleiben, und dazu Ihre Papiere kennen lernen wie ein Bankier."

Nun studirte sie den Kurszettel, und es machte ihr Freude, festzustellen, daß ihre Staatspapiere, Consols und Rente, immer den gleichen Kurs behielten, während die Industriepapiere und Actien stiegen und sanken. Dazu las sie die beiden Zeitungen, die sie beibehalten, weil der Vater sie einst gehalten. Sie studirte Alles peinlich von Anfang bis Ende, den politischen Theil, das Feuilleton und die Localnachrichten. Sie versuchte, sich in die Politik zu versenken. Aber in Wirklichkeit interessirte sie es doch viel mehr, ob auf der Straße zwei Wagen zusammen gerannt, als ob die Stellung des französischen Ministerpräsidenten erschüttert wäre. Und während sie so eines Morgens bei ihrer Thätigkeit saß, die Nummern von ein paar Papieren aufschrieb, dann ihren Leitartikel studirte und endlich in die Küche ging, um nach dem Essen zu sehen, kam plötzlich der Bursche von Hans und meldete ihr mit freudestrahlender Miene:

„Der Herr Leutnant läßt sagen, sie hätten die Nacht ein kleines Mädel bekommen.“

Damit wollte der Soldat wieder fortlaufen, weil er behauptete, er hätte noch so sehr viele Besorgungen zu machen. Aber Cäcilie fragte ihn, wie es der Schwester ginge, ob ihm denn nichts aufgetragen sei, daß sie etwa kommen solle und dergleichen.

Doch er wußte von nichts und meinte nur, er hätte weiter keine Befehle und müsse jetzt zum Herrn Assessor hinüber gehen, es auch dort zu melden.

Aber es schien, als habe er doch irgend etwas vergessen. Darum fragte Cäcilie noch einmal:

„Mit welchen Worten hat es Ihnen denn der Herr Leutnant gesagt? Sie haben mir vielleicht doch noch etwas ausrichten sollen?“

Der Bursche dachte noch einmal nach, machte dann ein sehr pfiffiges Gesicht und meinte:

„Der Herr Leutnant hat gesagt: ‚Gehen Sie zum gnädigen Fräulein und sagen Sie, sie wäre Tante geworden‘.“

„Weiter nichts?“ fragte Cäcilie.

Der Bursche wurde roth, stammelte etwas, schien nachzudenken, was ihm augenscheinlich sehr schwer wurde, und fügte dann hinzu, indem er über das ganze Gesicht lachte, offenbar vor Freude, daß er die Redensart wieder gefunden:

„Der Herr Leutnant hat nicht gesagt: ‚Tante geworden‘, der Herr Leutnant hat gesagt: ‚schon wieder Tante geworden‘.“

Damit ging er davon, und Cäcilie trat lächelnd in ihr Zimmer zurück.

Die Worte gingen ihr im Kopfe herum: „Schon wieder Tante geworden!“ Vielleicht war es ihr Schicksal auf dieser Welt, Tante zu sein. Es mußte ja auch Tanten geben. Und ihren kleinen Neffen und Nichten — das wußte sie — wollte sie eine gute Tante sein.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin im October und November 1806.

Tagebuch-Aufzeichnungen eines Diplomaten.

[Nachdruck untersagt.]

Das auf den nachstehenden Blättern abgedruckte Tagebuch enthält eine so erhebliche Zahl anderweit nicht berichteter Thatsachen aus den Tagen des Zusammenbruches von Jena und der französischen Besitznahme Berlins, daß der Abdruck derselben schon durch diesen Umstand gerechtfertigt erscheint. Aber nicht durch diesen allein. Person und Stellung des Tagebuchschreibers sind danach angethan, die Theilnahme an dem Geschriebenen zu erhöhen und für die Glaubwürdigkeit derselben Bürgschaft zu leisten.

Bayrischer Gesandter in Berlin war seit dem Jahre 1801 ein zwei Jahre zuvor in die Dienste des damaligen Kurfürsten Max Joseph getretener französischer Emigrant, der ehemalige Malteserritter François Gabriel de Bray (später Graf von Bray). Nach Erfüllung seiner Pflichten gegen den Orden war der im Jahre 1765 geborene normannische Edelmann in den diplomatischen Dienst seines Vaterlandes getreten, nach Ausbruch der Revolution aber in Deutschland geblieben, das er als Attaché der bei dem Reichstage in Regensburg accreditirten französischen Gesandtschaft näher kennen gelernt hatte. Anfänglich als Vertreter der Interessen seines Ordens in Rastatt und später in St. Petersburg thätig, wurde Bray durch die ihm befreundeten Grafen Montgelas und Rechberg zum Uebertritt in bayrische Dienste veranlaßt und nach einjährigem Aufenthalt in London als Gesandter bei dem Berliner Hofe accreditirt.

Daß der geborene Franzose, Vertraute des Franzosenfreundes Montgelas und Repräsentant einer schon damals in das französische Interesse gezogenen Macht keinen anderen Standpunkt als denjenigen eines Anhängers des „französischen Systems“ und der aus demselben abgeleiteten Rheinbunds-Ideen einnehmen konnte, versteht sich von selbst. Zu dem preußischen Staate und zu den Staatsmännern desselben suchte Bray nichtsdestoweniger in ein freundliches Verhältniß zu treten, ihr Vertrauen zu gewinnen und der Befestigung guter Beziehungen zu Bayern und dessen französischen Hintermännern Vorschub zu leisten. Lag es auch in der Natur der Sache, daß er sich den Haugwitz und Lombard mit besonderer Wärme anschloß, so war er doch von Verblendung

über die Unzulänglichkeit dieser Männer ebenso weit entfernt wie von Parteilichkeit gegen die Vertreter des entgegengesetzten Standpunktes. Bray's im zweiten Bande der Bailleu'schen Publication „Preußen und Frankreich" (S. 620 ff.) abgedruckter Bericht über den Rücktritt Hardenberg's beweist, daß der bayrische Gesandte die Ueberlegenheit dieses Staatsmannes über den haltlosen Zauderer Haugwitz unbedingt anerkannte. Ausdrücklich hebt er in diesem von Bailleu als zuverlässig und vertrauenswürdig bezeichneten Berichte (vom 17. October 1804) die Freundschaftlichkeit seiner Beziehungen zu Hardenberg und die Inconvenienzen des Verkehrs mit Haugwitz hervor, dessen Unschlüssigkeit und Unzuverlässigkeit Gegenstand der Klage des gesammten diplomatischen Corps bilde und mitunter die Geduld der ergebensten Freunde auf harte Proben setze. Auch während der Krisis, die zu Folge des Durchmarsches der Bayern durch Ansbachisches Gebiet (October 1805) hervorgerufen und bis an die Grenze eines diplomatischen Bruches getrieben wurde, zeigte Bray sich beflissen, versöhnend zu wirken und eine Verständigung herbei zu führen. „Als besondere Merkwürdigkeit" (so schreibt Hardenberg in seinen Memoiren, Bd. II, S. 296 ff.) „verdient hier angeführt zu werden, daß der bayrische Gesandte noch in diesem Augenblick, wo die Truppen seines Herrn schon neben den Franzosen fochten und sich bei Verletzung des Ansbachischen Gebietes besonders ausgezeichnet hatten, Namens desselben erklärte, daß er bereit sei, der Partei zu folgen, die der König ergreifen werde . . . Aber was der Gesandte dieses Staates erklärte, waren leere Worte. Indessen hatte der Kurfürst (Max Joseph) noch im September anfragen lassen, ob der König ihm wohl gestatten werde, Ansbach zum Zufluchtsorte zu wählen, welches noch am 22. September durch ein Schreiben von mir an den Minister Montgelas bewilligt wurde. Es ist wahr, Bayern verdankte Preußen seine Erhaltung . . . aber es war zu entschuldigen, daß es seine Politik nicht an die preußische band, weil diese so schwach war und so wenig Schutz gewährte." — An dem Versuche, die Thür eines Einvernehmens mit Preußen offen zu halten, dürfte Bray's persönliche Stellung zur Sache einen gewissen Antheil gehabt haben. Daß er bis zum Herbst 1806 an dem Wunsch und der Hoffnung festgehalten hat, einen Conflict Preußens mit Bayern und dessen kaiserlichem Protector vermieden zu sehen, geht aus den Erklärungen, die er Haugwitz am 12. August 1806 gab (vergl. Bailleu a. a. O., Bd. II, S. 523) ebenso deutlich hervor wie aus dem Bericht, den der französische Gesandte Laforest am 16. August dem Fürsten Talleyrand darüber erstattete, daß Bray an die Absicht Preußens glaube, „de conserver une liaison étroite et honorable avec la France". Diese Aeußerungen und insbesondere der Ton, in welchem das Tagebuch gehalten ist, contrastiren so entschieden mit der Preußenfeindlichkeit der Montgelas'schen Memoiren (vergl. S. 147—149 der deutschen Ausgabe), daß man den Eindruck gewinnt, der bayrische Gesandte in Berlin habe rücksichtlich des führenden norddeutschen Staates einen Standpunkt eingenommen, der von demjenigen des Leiters der Münchener Staatsweisheit nicht unwesentlich verschieden war. Wie wir sehen werden, ist Bray dieser Haltung auch in der Folge treu geblieben. Von Schadenfreude über den bei

Jena erfolgten Zusammenbruch der preußischen Kriegsmacht sind seine Aufzeichnungen ebenso weit entfernt wie von feindlicher Beurtheilung der Zustände, welche zu dieser Katastrophe geführt hatten. Die von dem geborenen Franzosen gefällten Urtheile kommen an Schärfe und Bitterkeit nicht entfernt denjenigen gleich, welche der Verfasser der „Vertrauten Briefe“ (Fr. von Cölln) und Diesem gesinnungsverwandte preußische Patrioten über das zu Fall gekommene System und dessen Träger ausgesprochen haben — eigentliche Animosität verräth das Tagebuch überhaupt nur, wo es auf die preußische Kriegspartei und deren Vorkämpfer zu reden kommt. Dazu stimmt, daß der rheinbundliche Minister (der allein wegen Vorenthaltung seiner Pässe in Berlin geblieben war) den an ihn gestellten Gesuchen um sein Fürwort bei den Siegern ohne Weiteres entspricht, und daß er die Interessen der geängstigten Bürger Berlins und Potsdams nach Möglichkeit wahrzunehmen sucht. Zu wärmerer Theilnahme an den Erfolgen seiner Landsleute und zu Ausbrüchen seiner Bewunderung für Napoleon bringt der Tagebuchschreiber es überhaupt erst, nachdem das Geschick zu Gunsten desselben entschieden und dem „Manne des Jahrhunderts“ die Thore der preußischen Hauptstadt geöffnet hatte. Aber auch jetzt hält Bray's Heroencultus sich innerhalb gewisser Grenzen. Von Beschönigungen der Härte, mit welcher der Sieger gegen die Besiegten verfährt, und von Verhüllungen des grenzenlosen Elends, welches derselbe über Preußen gebracht hat, ist auch jetzt nichts zu spüren, der Standpunkt des Urtheilenden vielmehr unbefangener als derjenige der Mehrzahl damaliger deutscher Erfolgsanbeter.

Rücksichtlich des Einzelnen mag das Tagebuch für sich selbst reden. Das Interesse desselben beruht ebenso auf der genauen Registratur der durch die Luft schwirrenden Gerüchte und der durch dieselben erzeugten Stimmungen wie auf dem Bericht über Thatsachen, die bis dahin nicht oder nicht vollständig bekannt geworden waren. Für einen sorgfältigen und durch seine nahen Beziehungen zur französischen Gesandtschaft wohlunterrichteten Beobachter hatte Bray bereits vor dem hier in Betracht kommenden Zeitraum gegolten. Durch seine Stellung war bedingt, daß er mit dem Gesandten Laforest und später mit Napoleon's persönlichen Vertrauten in stetem Nachrichtenaustausch stand. Seiner Vermittlung bediente sich der bayrische Geschäftsträger in St. Petersburg, Olry, um Herrn Laforest über die in der russischen Hauptstadt geführten Verhandlungen vom März 1806 zu unterrichten (vergl. Hardenberg a. a. O., S. 585), und ihn nannte die Königin Luise, als sie ihre Abneigung dagegen aussprach, Kunde über die Kriegsereignisse aus anderen als preußischen Quellen zu schöpfen (vergl. Gentz, Lettres et mémoires, S. 301). Die gesellschaftliche Stellung des durch Geist und Bildung hervorragenden Mannes bescheinigt die Anziehungskraft, welche sein Haus nicht nur auf die Feldherren und Staatsmänner Napoleon's, sondern auch auf Männer wie Alexander von Humboldt übte, dessen Name sich unter denjenigen der übrigen Gäste des bayrischen Gesandtschaftshôtels vom October und November des Jahres 1806 allerdings merkwürdig genug ausnimmt.

Unter solchen Umständen werden die nachstehend in deutscher Uebersetzung wiedergegebenen Aufzeichnungen den Anspruch erheben dürfen, unter den Zeugnissen über den traurigsten Abschnitt preußisch-deutscher Geschichte gebührenden Platz zu finden.

Die einzelnen im Text mit Punkten bezeichneten Auslassungen beschränken sich auf Bemerkungen und Notizen untergeordneter oder gleichgültiger Natur und auf Namen, die wegen der Undeutlichkeit der Handschrift nicht haben entziffert werden können.

Berlin, den 11. October 1806.

Die Herren Caillard, Dulau[1]) und Lajard (von der französischen Gesandtschaft), die hier geblieben waren, haben heute ihre Pässe erhalten. Herr Dulau reist morgen nach Kopenhagen, wo er angestellt wird.

13. October.

Um 2 Uhr Nachmittags sind Caillard und Lajard nach Paris abgereist.

Heute früh ist eine an den Hof des Prinzen Ferdinand adressirte Estafette mit der Trauernachricht eingetroffen, daß Prinz Louis Ferdinand am 6. d. M. in einem Vorpostengefecht in der Nähe von Rudolstadt an der Saale gefallen sei. — Die Feindseligkeiten haben am 8. d. M. in der Nähe von Schleiz ihren Anfang genommen.

Prinz Louis Ferdinand war von dem Fürsten von Hohenlohe mit der Vertheidigung der Defilés von Rudolstadt beauftragt worden. Den eingegangenen Nachrichten zu Folge hat er drei Bataillone Preußen und vier Bataillone Sachsen befehligt und sich fünf Stunden lang vertheidigt. Nach dem Tode des Prinzen soll der Durchgang erzwungen worden sein. Sein Leichnam ist in die Hände der Franzosen gefallen und vom Könige reclamirt worden. Bestürzung und Trauer über diesen Verlust sind allgemein, denn der Prinz galt für einen der tapfersten und tüchtigsten Generale der Armee; er ist der erste Prinz des königlichen Hauses, der auf dem Schlachtfelde geblieben ist.

14. October.

Gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode des Prinzen Louis war hier das Gerücht verbreitet, daß nach Mittheilungen, welche Kaufleute erhalten haben sollten, Murat mit sieben Regimentern gefangen genommen und Bernadotte mit achtzehnhundert Mann eingeschlossen worden sei. Das Gerücht ist alsbald zu Boden gefallen und von Niemandem geglaubt worden, da alle Angaben über Zeit und Ort des angeblichen Ereignisses fehlten.

An demselben Tage sind ein Erfurt, den 8. d. M., datirtes, in deutscher und französischer Sprache veröffentlichtes Manifest und eine an demselben Tage publicirte und sehr gut redigirte Proclamation an die Armee eingetroffen. Das Ministerium des Auswärtigen hat dieses Manifest sämmtlichen hier anwesenden Gesandtschaften — diejenigen der Verbündeten Frankreichs ausgenommen — zugehen lassen.

[1]) Das Staatshandbuch von 1806 nennt ihn: Dulot.

Gegen das Manifest kann eingewendet werden, daß dasselbe zu weit zurückgreift, und daß es diejenigen Anklagen außer Betracht läßt, welche Punkte betreffen, in denen Preußen nachgegeben hatte, und die danach nicht mehr als Klagepunkte gegen Frankreich angesehen werden können. Da, wo von dem französischen Ehrgeiz die Rede ist, wird über die ehrgeizigen Absichten Preußens ein zu leichter Schleier geworfen, als daß dieselben dem Leser verborgen bleiben könnten. Indem Preußen Hannover wegnahm, ist es an den Dingen mitschuldig geworden, die es Frankreich jetzt zum Vorwurf macht. Preußen ist aber nur halb ehrgeizig gewesen und dadurch Napoleon gegenüber ins Unrecht gesetzt worden.

Der spanische Gesandte hat sich begreiflicher Weise durch den Satz des Manifestes verletzt gefühlt, in welchem davon die Rede ist, daß Spanien durch Frankreich seines Ruhmes und seiner alten Größe beraubt worden sei.

Geheimrath Lombard, der an demselben Tage, vom Hauptquartier kommend, hierselbst eingetroffen ist, hat das Manifest verfaßt, dessen deutsche Uebersetzung vom Rathe Gentz herrührt. In Veranlassung der Beschwerde des spanischen Gesandten hat er (Lombard) demselben einen beschwichtigenden Brief geschrieben, aber nicht verhindert, daß der General Pardo ihm eine Note zugehen ließ.

Lombard hat das Hauptquartier seines Gesundheitszustandes wegen, sowie mit Rücksicht darauf verlassen, daß ihm der Aufenthalt an einem Orte peinlich sein mußte, an welchem er den Ergebnissen eines Krieges, den er durchaus hatte vermieden sehen wollen, aus der Nähe zusehen müßte. Beim Könige ist er nicht in Ungnade gefallen, denn dieser hat ihn beim Abschiede umarmt und ihn seines Wohlwollens versichert. Unzweifelhaft haben die Gehässigkeit und die Verleumdung, von denen er sich verfolgt wußte, den Geheimrath Lombard dazu bestimmt, in seinem Manifeste weiter zu gehen als er es unter anderen Umständen und mit Rücksicht auf die nöthige Vorsicht gethan haben würde. Er hoffte, dadurch ferneren Vorwürfen zu entgehen und seine Hände weiß waschen zu können. In dem genannten Actenstück befinden sich Ausführungen, die ihm die Feindschaft der französischen Regierung zuziehen müssen — die gute Meinung eines gewissen Theiles des hiesigen Publicums wird er aber schwerlich jemals wieder erwerben.

Auch von der Rückkehr des General Köckritz ist die Rede gewesen, ohne daß diese Nachricht sich bestätigt hätte.

Im Hauptquartier befinden sich die Königin, die Oberhofmeisterin Gräfin Voß, verschiedene Personen vom Hof und diejenigen fremden Gesandten, die den König begleitet haben. Abends wird häufig bei der Gräfin Voß Thee getrunken; wie man erzählt, hat sie den General Köckritz neulich an ihre Seite gesetzt und dabei gesagt: „Man wird behaupten, zwei alte Weiber hätten neben einander gesessen — laßt die Leute aber nur reden."

Heute früh hat der Gouverneur Graf Schulenburg durch Anschlag an der Thür seiner Wohnung eine gerüchtweise aufgetauchte Nachricht veröffentlichen lassen, nach welcher die Armee Soult's vom Fürsten Hohenlohe vollständig geschlagen worden sein soll. „Eine Bestätigung dieser vom 13. d. M. datirten Nachricht ist nicht eingegangen." — Nach anderen gestern Abend eingetroffenen

Nachrichten ist eine französische Abtheilung nach Leipzig vorgedrungen und hat daselbst eine Contribution erhoben. Das soll sich bestätigt haben; ist dem so gewesen, so kann es sich nur um ein kleines Streifcorps von der Art desjenigen gehandelt haben, das bis nach Rudolstadt gedrungen war. — Erzählt wird, daß die Franzosen in Naumburg ein Magazin eingeäschert hätten — es hat sich indessen nicht bestätigt.

16. October.

Heute früh ist ein Courier aus dem Hauptquartier in Weimar eingetroffen, der dem Grafen Schulenburg einen Brief Hohenlohe's über den Tod des Prinzen Louis Ferdinand überbracht hat. Dieser Courier hat erzählt, daß der König sich an die Spitze seiner Armee gestellt habe, um Bernadotte anzugreifen, der die Verbindung zwischen diesem Heerestheile und demjenigen des Fürsten Hohenlohe unterbrochen hatte. — Heute Nachmittag wurde erzählt, bei dem sächsischen Gesandten sei ein Courier des Kurfürsten mit der Meldung eingetroffen, daß der König den Marschall Bernadotte geschlagen habe und Dresden seitdem gegen jede Gefahr gesichert sei.

Die Verluste der Preußen bei dieser Action müssen beträchtliche gewesen sein. — Heute früh war ich bei dem Geheimrath Lecoq[1]), um die Ankunft meiner Päße möglichst zu beschleunigen.

Aufregung und Unruhe sind aufs Aeußerste gestiegen! Von der Armee sind keinerlei officielle Nachrichten eingetroffen, und alle sonstige Kunde beruht auf mehr oder minder unsicheren Gerüchten.

Abends um 10 Uhr kam Rath Kleber[2]), um mir mitzutheilen, daß ein Polizeiofficier ihm Namens des Grafen Schulenburg die Weisung ertheilt habe, morgen bis Mittag abzureisen. Dieses grobe Vorgehen des Grafen Schulenburg ärgerte mich. Ich habe ihm indessen höflich geschrieben, um gegen diese ungerechte Maßregel zu reclamiren, und Graf Schulenburg, dem mein Brief früh Morgens am Tage nach dem Eintreffen über die Schlacht vom 14. zugegangen ist, hat denselben berücksichtigt.

17. October.

Heute Morgen gegen 6 Uhr ist der Major Dorville (von der Armee) mit Briefen aus dem französischen Hauptquartier eingetroffen, die an den Grafen Schulenburg gerichtet waren[3]). Der Major war unmittelbar nach dem Ausgang der verhängnißvollen Schlacht abgefertigt worden, welche die Preußen am 14. d. M. geliefert haben. Die Berichte darüber waren wenige Augenblicke später über die ganze Stadt verbreitet und haben ungeheure Bestürzung erregt. Man erzählt, der Herzog von Braunschweig habe beide Augen verloren, der Prinz von Oranien sei verwundet, General Arnim todt, und dem General Reitzenstein seien beide Beine abgeschossen worden. Dem Könige sollen zwei Pferde, dem

---

[1]) L. D. Lecoq war Geheimer Legationsrath im Ministerium des Auswärtigen.

[2]) So weit nach anderweiten Aufzeichnungen des Verfassers geurtheilt werden kann, war dieser Kleber bayrischer Beamter.

[3]) „Früh Morgens, als ich am Fenster meiner in der Friedrichsstraße belegenen Wohnung saß, sah ich einen Courier langsam zum Hause des Ministers v. Schulenburg reiten,“ heißt es in einer gleichzeitigen Aufzeichnung Merkel's, des Redacteurs des „Freimüthigen“.

Prinzen Heinrich ein Pferd unter dem Leibe erschossen worden sein. Ueber das Geschick des Prinzen August wußte man nichts, der Herzog von Weimar soll gefallen, die Armee im Zustande vollständiger Auflösung auf dem Rückzuge nach Nordhausen begriffen sein, und zwar unter dem Befehl des Königs und des Feldmarschalls Möllendorff.

Dem Ungestüm der Franzosen hat der Soldat nicht Stand zu halten vermocht — er ist trotz aller Bemühungen der Officiere, die ihn zurückhalten wollten, in volle Flucht geschlagen worden.

Der Kaiser Napoleon hat den linken Flügel der Preußen umgangen und sich derart zwischen sie und die Elbe geschoben, daß der Weg nach Berlin für die Franzosen offen ist. — Erzählt wird auch, daß der Herzog Eugen (von Württemberg) geschlagen, der Fürst Hohenlohe zurückgeworfen worden und daß Dresden so bedroht sei, daß die kurfürstliche Familie dasselbe bereits verlassen habe. — Auf dem Wege durch die Stadt habe ich Karren mit Werthgegenständen aus Dresden gesehen, die von sächsischen Jägern begleitet wurden. Im Schloß wird gepackt und Vorbereitung für die Abreise der Wagen der Prinzessinnen getroffen. Die Gouverneure der königlichen Prinzen hat Graf Schulenburg zu sich kommen lassen und ihnen befohlen, die für die Abreise der Prinzen nothwendigen Anordnungen auf heute Abend zu treffen. — Die Königin, die erst um 8 Uhr angelangt ist, soll morgen früh abreisen. Ebenso die Erbprinzessin von Hessen[1]) und die Prinzessin von Weimar, die sich in einem entsetzlichen Zustande von Niedergeschlagenheit befindet, während es den übrigen fürstlichen Damen besser geht. Die Prinzessin Luise geht nach Stettin, Prinz und Prinzessin Ferdinand bleiben hier.

Herr von Alopäus (russischer Gesandter) und alle Russen reisen in Eile ab. Pferde sind nicht mehr zu haben, die Straßen überfüllt — man kann nach keiner Richtung vorwärts kommen. Die Bank und die Seehandlung packen ein und bringen ihre Schätze in Sicherheit. Der größte Theil dieser Leute geht nach Stettin und nach Frankfurt an der Oder.

Die Erbitterung gegen den Kaiser Napoleon ist bei den Bürgern immer noch in der Zunahme begriffen. Sie sprechen davon, sich vertheidigen zu wollen. Einige Kanonen sind auf die nach Magdeburg und Leipzig führenden Straßen gefahren worden, um die Stadt gegen eine Ueberraschung durch Streifcorps zu sichern.

Der österreichische Geschäftsträger hat gegen den Geheimrath Lecoq den Wunsch ausgesprochen, sich zu entfernen, so bald die Franzosen anlangen. Ich war bei ihm (L.), um ihn um unsere Pässe zu bitten; er hat aber noch nichts von dem Grafen Haugwitz erhalten. Drei englische Couriere sind von den Franzosen aufgefangen worden.

Man weiß nicht, wo Graf Haugwitz sich jetzt aufhält, und erzählt, daß er als Franzosenfreund festgenommen worden sei. Ebenso heißt es, daß General Köckeritz vom Könige seine Entlassung erhalten habe und in Potsdam angekommen sei. Endlich behauptet man, der König sei in Erfüllung seiner

[1]) Auguste, Schwester des Königs Friedrich Wilhelm's III.

gegen Rußland übernommenen Verpflichtungen entschlossen, sich lieber vernichten zu lassen als Frieden zu schließen. — Es wird das abgewartet werden müssen.

Die Schuld der an diesem Unglückstage begangenen Fehler wird auf den Herzog von Braunschweig geworfen. Wie behauptet wird, haben der Feldmarschall Möllendorff, Rüchel und Andere einen Tag früher angreifen wollen, während der Herzog dagegen Opposition gemacht habe.

18. October.

Die Königin, die Abends zuvor angelangt war, ist in der Frühe abgereist. Bald darauf traf die Prinzessin Radziwill ein, die die Nachricht von der Rückkehr des Königs gebracht hat. Diese unerwartete Rückkehr hat zu tausend peinlichen Muthmaßungen, unter Anderem zu dem Gerücht Veranlassung gegeben, daß eine zweite Schlacht geliefert und gleichfalls verloren worden sei, und daß der König in derselben eine Wunde erhalten habe. Von anderer Seite wird erzählt, daß er den größten Theil seiner Cavallerie mit sich genommen habe, um nach Schlesien zu gehen und an der Oder Aufstellung zu nehmen. Von wieder anderer Seite wird behauptet, daß Unterhandlungen im Gange seien, und daß Graf Haugwitz, der sich zu Halberstadt aufhalte, den Auftrag erhalten habe, dieselben weiter zu führen. Von noch anderer Seite wird berichtet, der König werde der Königin nachreisen, weil er den Wunsch hege, mit derselben die wichtigsten die Zukunft der Monarchie betreffenden Punkte zu besprechen. — Thatsächlich ist, daß ein Feldjäger mit Briefen des Königs an die Königin nach der Abreise Ihrer Majestät eingetroffen ist, und daß man denselben hat weiter reisen lassen.

Es sind keinerlei bestimmte Nachrichten über die Einzelheiten des Krieges eingetroffen, berichtet wird nur, daß die Franzosen die Armee, bei welcher der König sich befand, von derjenigen Möllendorff's abgeschnitten hätten, und daß der König bei seiner Abreise den Befehl über das Corps, bei welchem er sich aufgehalten, dem General Blücher übertragen habe . . . . . . Was Hohenlohe anlangt, so ist derselbe zu wiederholten Malen besiegt, aber nicht so völlig in die Flucht geschlagen worden wie die Armee des Königs.

Wie die Gräfin Voß erzählt, hat die Königin die ihr erst hier zugegangenen beklagenswerthen Nachrichten mit vielem Muth ertragen.

Nach Berlin ist also kein einziger ausführlicher und schriftlicher Bericht gelangt! Major Dorville hat so völlig den Kopf verloren, daß er sich in mehreren Punkten seiner Meldung widerspricht. Man weiß nur, daß die in Colonnen vorrückende Armee nicht die Zeit gehabt hat, sich zu entwickeln, und daß das Reiterregiment der Königin von der französischen Artillerie vernichtet worden ist, die auch der reitenden preußischen Artillerie mit einem Hagel von Geschossen schweren Schaden zugefügt hat. — Das einzige Bulletin, welches der Gouverneur veröffentlicht hat, lautet folgendermaßen:

„Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht. Der König und die Prinzen sind am Leben."

Bulletins solcher Art sind eher zur Beunruhigung als zur Beruhigung geeignet! Ist das die Art, wie man ein Publicum behandelt, das sich für philosophisch und patriotisch hält? Man weiß nichts, man erfährt nichts, und Hunderte von Bürgern verbringen ihren Tag vor der Thür des Grafen Schulenburg, ohne sich von der Stelle zu rühren und den geringsten Lärm zu machen. In aller Stille werden unsinnige Reden darüber vorgebracht, daß man sich vertheidigen und den Kaiser Napoleon umbringen wolle, — ein Enthusiasmus, der zu nichts führt! Dem Grafen Schulenburg muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese erregten Patrioten auf nüchterne Gedanken zu bringen versucht. Auf die Kunst die öffentliche Meinung zu leiten, hat man sich hier in der That verstanden! Dem Volk wie der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Machtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Kein Leutnant, der sich nicht gerühmt hätte, die Franzosen tüchtig schlagen zu können, und der den Namen Roßbach nicht mit lächerlicher Affectation wiederholt hätte. Statt aufrichtiger Liebe für die öffentliche Wohlfahrt hat man unversöhnlichen Franzosenhaß verbreitet, — das kann nur üble Folgen haben, weil es die Bitterkeit beider Parteien erhöht. — Die patriotischen öffentlichen Blätter sind schlecht redigirt und von schlechtem Ton, — sie entbehren der Logik und bilden schmutzige Canäle für die Plattheiten, von denen die Bürger sich in der Kneipe nähren. Ich lege einige Nummern des „Telegraphen" und des „Berliner Hausfreundes" bei Seite, um eine Vorstellung davon zu geben[1]. Die officielle Zeitung hat bisher überhaupt nichts gesagt.

Allenthalben fährt man fort, zu packen und Werthgegenstände in Sicherheit zu bringen. Ein großer Theil der Bevölkerung befindet sich in der entsetzlichsten Aufregung, — man hört jammern und die Befürchtung aussprechen, daß die Franzosen mit Feuer und Schwert hausen würden.

Dem Geheimrath Lombard hat die Polizei mittheilen lassen, daß sie Bürgschaften für seine Sicherheit nicht übernehmen könne, wenn das Volk durch ärgerliche Zwischenfälle in Erregung versetzt werden sollte, und daß er wohl daran thun würde, Berlin mit Weib und Kind zu verlassen. So wendet das unter dem Ungemach des Krieges seufzende Volk sich gegen Denjenigen, der von diesem Kriege beständig abgerathen hat! Thörichter Weise wird Lombard beschuldigt, die preußischen Schlachtenpläne verkauft zu haben. — Lecoq ist noch hier, — er hat mir gesagt, daß ich mich während seiner Abwesenheit an Herrn Raumer[2] wenden möge.

Der König ist also in Schlesien, Haugwitz in Halberstadt, und man weiß nicht, wo sich das Centrum der Autorität befindet, und wer an der Spitze der politischen und der militärischen Leitung steht. Jeder wird es so gut zu machen versuchen, als er kann, ein Zusammenwirken aber ist nicht da.

---

[1]) Vergl. über die damalige Berliner Presse (Fr. v. Cölln): „Vertraute Briefe", Bd. I, S. 158 u. 210. — Redacteur und Herausgeber des „Freimüthigen" hatten auf Schulenburg's dringenden Rath Berlin bereits am Abende des 17. October verlassen (G. Merkel, Darstellungen und Charakteristiken, Bd. I).

[2]) Ueber den im Jahre 1833 verstorbenen Geh. Legationsrath, späteren Oberjustizrath R., vergl. „Allgemeine Deutsche Biographie", Bd. XXVII, S. 416.

Rücken die Franzosen in Berlin ein, so sollen vier Minister (v. d. Reck, Goldbeck, Massow und Thulemeier) hier bleiben, die übrigen abreisen.

19. October.

Heute früh war in der ganzen Stadt das Gerücht verbreitet, daß die Franzosen, nachdem sie den Herzog von Württemberg geschlagen, bei Dessau über die Elbe gegangen seien, und daß sie spätestens binnen zwei Tagen in Berlin eintreffen würden. Hinzugefügt wird, daß der Abzug der Verwaltung des Grafen Schulenburg und der in Berlin zurückgebliebenen schwachen Garnison an dem nämlichen Tage stattfinden werde.

Der Magistrat ist versammelt gewesen und hat die Organisation der Bürgergarde beschlossen. Schulenburg's Schwiegersohn, der Tags zuvor eingetroffene Fürst Hatzfeldt, hat den ihm angetragenen Befehl über dieselbe angenommen. Mit Rücksicht auf den Rang und das große Vermögen des Fürsten wird dessen Wahl in allen Schichten der Gesellschaft mit Vertrauen aufgenommen; außerdem ist der Fürst mit Murat, dessen Vasall[1]) er ist, und den er erst vor kurzer Zeit verlassen hat, in freundlichen Beziehungen. — Der Magistrat hat öffentliche Bekanntmachungen anschlagen lassen, in welchen alle gut gesinnten Bürger aufgefordert werden, Compagnien zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu bilden; andere Bekanntmachungen sollen die Fabricanten davon zurückhalten, ihre Arbeiter zu entlassen und dadurch die öffentliche Unruhe zu vermehren. — Die Soldaten der Garnison sieht man mit Ranzen auf den Rücken; Nachmittags sind sie mit demselben Grafen Schulenburg abmarschirt, der den Einwohnern „Ruhe als erste Bürgerpflicht" anempfohlen hatte.

Die Polizei ist durch die Straßen und Wirthschaften gezogen, um vor Zwietracht, sowie vor Verlautbarung von Reden und Handlungen zu warnen, die die Franzosen beleidigen und für die Stadt von nachtheiligen Folgen sein könnten. Die Wirthshäuser sollen um 9 Uhr schließen.

Die Russen haben ihre Auswanderung fortgesetzt, Pferde und Wagen sind nicht zu haben, und auf den maßlosen Enthusiasmus ist vollständige, beinahe lächerliche Entmuthigung gefolgt. Es sieht aus, als wolle man die Gefahr übertreiben und die kommenden „Greuel" in den düstersten Farben schildern: der Kaiser soll seiner Armee die Plünderung Berlins versprochen haben, — in jedes Haus würden fünfzig Mann gelegt werden! Männer und Frauen vergießen heiße Thränen und brechen in Klagen aus, mit denen sie ebenso wenig Maß zu halten wissen, wie früher mit ihrer Zuversichtlichkeit. Man hat den Eindruck, als solle in Worten und Gebärden um die Wette gejammert werden.

Den ganzen Vormittag über ist mein Arbeitszimmer nicht von Leuten leer geworden, die mich baten, sie und ihr Eigenthum zu retten. Mein ganzes Haus ist mit Kisten und Kasten angefüllt worden. Man sollte glauben, daß wilde Araber im Anzuge seien, während die Franzosen doch als großmüthige Feinde bekannt sind. Man weiß das, und man hat gesehen, wie sie sich in

[1]) Murat war als „Großherzog von Berg" Lehnsherr eines Hatzfeldt'schen Gütercomplexes.

Wien, in München und allenthalben, wo sie gewesen sind, betragen haben. Ueberdies stehen die Franzosen noch gar nicht vor den Thoren Berlins, und es scheint festzustehen, daß sie die Elbe am 17. noch nicht überschritten hatten. Als der sächsische Gesandte, Graf Görtz, Dessau passirte, waren die Franzosen erst in Halle angelangt. Graf Görtz hatte das Hauptquartier am 13., vor der Schlacht, verlassen, den Grafen Haugwitz aber nicht wieder eingeholt; er weiß auch nicht, wo sich derselbe aufhält.

Der König hat die Umgegend von Berlin passirt und sich nach Küstrin gewendet, um der Königin zu folgen. Nach der Schlacht ist er bis Nordhausen zu Pferde gewesen; dort hat er einen elenden Wagen gekauft und in demselben seinen Weg fortgesetzt, ohne seine Minister über seinen Willen unterrichtet zu haben. Begreiflicher Weise hat das die Verwirrung vermehrt: kaum jemals früher hat eine so vollständige Desorganisation wie diese stattgefunden.

Ueber die Absichten des Kaisers Napoleon weiß ich nichts: wird er etwa Preußen den Frieden anbieten, bevor er es mit den Russen zu thun gehabt hat? Die größte Schwierigkeit dürfte augenblicklich darin bestehen, daß man nicht weiß, durch welchen Canal verhandelt werden könnte.

Fortwährend ist man mit der Absendung von Vorräthen beschäftigt; auch mit der Räumung des Zeughauses wird fortgefahren, — Stettin soll der Hauptvereinigungspunkt werden. — Die Schuld an den letzten Unglücksfällen wird von der öffentlichen Stimme auf den Herzog Eugen (von Württemberg) geworfen. Man beschuldigt ihn, sich bei Halle von den Franzosen haben überraschen zu lassen; er soll sich auch geweigert haben, den General Schmettau bei Naumburg zu unterstützen.

Sachsen soll Napoleon in rücksichtsvoller Weise behandeln, da er dasselbe von der Coalition abzulösen wünscht; versteht es (Sachsen) seinen Vortheil, so wird es darauf eingehen. Anlangend Hessen (sc. Hessen-Cassel) behaupten Personen, die sich für eingeweiht ausgeben, mit ungeschickter Rückhaltlosigkeit, daß die Neutralität dieses Landes eine bloße Finte sei, und daß es nur den günstigen Augenblick abwarte, um zu beweisen, daß das mit dem Hauptquartier vereinbart worden sei[1]).

Geheimrath Lecoq ist diesen Morgen abgereist. In einem freundlichen Briefe hat er mir mitgetheilt, daß die von mir verlangten Pässe seitens des Grafen Haugwitz nicht übersandt worden seien; er fordert mich auf, in Berlin zu bleiben, und empfiehlt mir seine Familie. Graf Görtz sagt mir, daß Graf Haugwitz ihm mitgetheilt habe, der König wünsche nicht, daß die Gesandtschaften der deutschen Staaten schlecht behandelt würden, und daß man sie im Gegentheil schonen solle. Die Prinzessin Luise Radziwill ist heute abgereist, — heute und gestern war ich im Theater, das vollständig verödet war.

20. October.

Im Staate wie in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen. Berlin ist preisgegeben und erhält weder

---

[1]) Napoleon beraubte den Kurfürsten Wilhelm I. im Winter 1806 seines Landes, weil derselbe während des Krieges eine Armee von 20 000 Mann gebildet hatte.

vom Könige noch von der Armee Anweisungen; die Stadt bildet eine Art Republik und sorgt selbst für ihre Sicherheit. Der Staatsrath hat heute seine letzte Sitzung abgehalten und ist auseinander gegangen, da er nicht wußte, worüber er verhandeln sollte. Er hat indessen für Wiedereinrichtung des Postenlaufs gesorgt, der unterbrochen gewesen war, nachdem der hiesige Postdirector seinen Posten verlassen hatte, wie das von so Vielen geschehen ist. — Die meisten Minister sind in Stettin, wo sich auch die Königin befindet, indessen der König in Küstrin weilt, wohin auch die hiesige Garnison unter Führung des Grafen Schulenburg marschirt ist.

Der Minister [unleserlich] ist aus Magdeburg zurückgekehrt, wo er mit Angelegenheiten der Verproviantirung beauftragt war. Er berichtet, daß die ganze preußische Armee sich daselbst concentrire, daß täglich Trümmer versprengter Corps einträfen, daß der Feldmarschall Möllendorff verwundet sei, und daß Fürst Hohenlohe das Commando übernommen habe. — Es bestätigt sich, daß der Herzog Eugen am 17. vollständig geschlagen worden und daß sein aus den besten pommerschen Regimentern bestehendes Corps ausgerissen ist. Hinzugesetzt wird, daß er am Morgen dieses Tages um 9 Uhr im Bette gelegen habe. — Für sicher gilt, daß Herr von Lucchesini am 19. Wittenberg passirt hat, um in das französische Hauptquartier zu gehen und dort über den Frieden zu verhandeln.

Weiter ist es nicht mehr zweifelhaft, daß Sachsen, nachdem der Kaiser Napoleon ihm durch den gefangen gewesenen und auf Ehrenwort entlassenen General Funck hat Sicherheiten bieten lassen, von der Coalition zurückgetreten ist. Die Franzosen werden Dresden in keiner Weise bedrohen, nähern sich als Freunde Leipzig und verbreiten in allen Städten öffentliche Anschläge, in denen sie sich als Freunde Sachsens bezeichnen. In Dresden läßt der Hof wieder auspacken, und der Kurfürst, der seine Regimenter hergegeben, aber keine Armee hatte bilden wollen, ist außerordentlich glücklich darüber, zu Hause bleiben zu können, nachdem er bereits gefürchtet hatte, sein Land aus der Liste der Staaten gestrichen zu sehen.

Die Herren Louis Jordan und du Bois (beide dem auswärtigen Departement angehörig und Mitglieder des Stadtraths), sowie der spanische Gesandte erschienen heute Nachmittag bei mir, um mich im Namen des Fürsten Hatzfeldt und des Magistrats zu ersuchen, mich zu Gunsten des Geschicks der Stadt bei den Franzosen zu verwenden, indem sie sich dabei auf die gegenseitigen guten Beziehungen, die immerdar zwischen Preußen und Bayern bestanden hätten, sowie auf die zwischen den königlichen Familien bestehenden Bande beriefen. — Ich habe in den geeignetsten und überzeugendsten Worten erwidert, daß ich Alles, was mit meiner Stellung vereinbar sei, thun würde. Abends kam der General [unleserlich] zu mir, um die zu thuenden Schritte zu vereinbaren.

Gestern sind aus Dresden Briefe und Reisende eingetroffen, welche bestätigen, daß der Friede mit Sachsen wieder hergestellt sei. — Prinz Louis Ferdinand hatte vor dem 10. d. M. seiner Schwester, der Prinzessin Luise, mehrere Briefe geschrieben, die an ihre Bestimmung gelangt sind, und in denen

er Zweifel an dem glücklichen Ausgang des Feldzuges aussprach[1]). Er bezeichnete die getroffenen Anordnungen als unglücklich und tadelte die Stellung, die man hinter den Höhen eingenommen hatte, anstatt dieselben zu befestigen. „Du weißt, daß es mir an Muth nicht fehlt," hat er u. A. geschrieben, „und daß ich im Felde zu sterben wissen werde; gestehen muß ich indessen, daß ich nicht ohne Besorgniß für die Zukunft bin."

Potsdam, 21. October.

Heute ist in Berlin die Nachricht eingetroffen, daß die Franzosen die Elbe bei Wittenberg überschritten haben, wo die Einwohner die Brücke hergestellt hatten, um den Franzosen den Uebergang zu erleichtern. Weiter heißt es, daß die Franzosen Treuenbrietzen bereits erreicht hätten, und daß ein 10000 Mann starkes Corps desselben Abends in Potsdam eintreffen würde; der 5000 Mann starke Vortrab wird von General D'Aulanne commandirt. — Der Magistrat hat sich versammelt und beschlossen, eine Deputation nach Potsdam an den commandirenden General zu senden. Den holländischen Geschäftsträger und mich hatte die städtische Behörde ersucht, behufs Berathung der der Stadt zu leistenden Dienste auf das Rathhaus zu kommen.

Daselbst angelangt wurden wir vom Fürsten Hatzfeldt dringend ersucht, nach Potsdam zu reisen, als Gesandte zweier mit Frankreich verbündeter Mächte die wahre Lage der Dinge in Berlin auseinander zu setzen und den commandirenden General mit Hülfe des durch unsere Stellungen bedingten Einflusses für die Einwohnerschaft Berlins günstig zu stimmen. — Nachmittags um 5 Uhr reisten wir nach Potsdam, wo der Magistrat uns aufsuchte, um uns die Interessen der Stadt zu empfehlen. Zugleich wurde uns gesagt, daß bestimmte Nachrichten über die Ankunft der Franzosen in Treuenbrietzen nicht vorlägen und daß hiesige Privatpersonen den Franzosen entgegen gereist seien, um ihren Weg bis zum Zusammentreffen mit denselben fortzusetzen. Die einzige bisher vorliegende zuverlässige Nachricht besage, daß die Franzosen in Wittenberg seien. Hinzugefügt wurde, daß die preußische Armee sich in der Nähe von Magdeburg vereinige, und daß daselbst große Thätigkeit entwickelt werde, daß der mit der Leitung des Rückzuges beauftragte Marschall Möllendorff indessen mit einem Corps von 8000 Mann gefangen genommen worden sei.

In der Umgegend herrscht immer noch die äußerste Erregung. Während die Flucht aus Berlin fortdauert, flüchten sich andere Leute dorthin. Rücksichtlich derjenigen Classe von Frauenzimmern, die das Vergnügen mit dem Geschäft verbinden, ist bemerkbar geworden, daß sie so gut wie verschwunden sind. . . .

22. October.

Den Tag in Potsdam habe ich damit verbracht, Nachrichten über die Annäherung der Franzosen einzuziehen und den Magistrat sowie die Einwohner zu beruhigen. — Nachdem wir die Sicherheit gewonnen hatten, daß die französischen Vorposten zu Belzig — neun Meilen von Potsdam —, die Avant-

[1]) Diese Briefe sind in der „Deutschen Rundschau", 1885, Bd. XLV, S. 220 ff., von Paul Bailleu („Prinz Louis Ferdinand. Eine historisch-biographische Studie") veröffentlicht worden.

garden in dem fünf Meilen weiter belegenen Treuenbrietzen seien, und daß der Marschall Davout sich noch in Wittenberg befinde, beschlossen der holländische Geschäftsträger und ich, nach Berlin zurückzukehren. Kann der Marschall doch vor übermorgen nicht in Potsdam eintreffen! Vor der Abreise setzte ich einen Brief an den Marschall auf, den ich und mein Collège unterzeichneten, und den wir dem Potsdamer Magistrat mit dem Anheimstellen übergaben, denselben Herrn von Davout bei seiner Ankunft zu überreichen.

Morgens war der Herzog Eugen von Württemberg durch Potsdam gereist; von Magdeburg kommend will er sich zum Könige begeben. Er hat die Nachricht mitgebracht, daß die preußische Armee, nachdem sie sich in der Umgegend von Magdeburg vereinigt hatte, unter dem Befehl des Prinzen von Hohenlohe abmarschirt sei, und zwar in der Richtung nach Stettin; in Magdeburg wurde eine Garnison zurückgelassen.

Abends nach Potsdam zurückgekehrt, erfuhr ich, daß der Prinz von Oranien daselbst als (auf Ehrenwort entlassener) französischer Kriegsgefangener eingetroffen sei. Statt über das traurige Geschick Preußens und seiner eigenen Person zu klagen, ist dieser Prinz unmittelbar nach seinem Eintreffen in die Wohnung seiner Geliebten, einer Ballettänzerin, gelaufen. Diese hatte indessen „aus Patriotismus", oder, weil sie sich für dem Hofe angehörig hielt, Berlin verlassen und sich nach Küstrin begeben. Der Prinz ist außer sich gerathen und hat der Mutter so heftige Vorwürfe gemacht, daß diese ihren Sohn zur Wiedereinholung der schönen Flüchtigen aussandte. — Außer dem Prinzen von Oranien sind in Erfurt der Feldmarschall Möllendorff, die Generale Grawert und Larisch (die sich mit 6000 Mann dorthin begeben hatten,) gefangen genommen worden, ebenso der verwundete General Schmettau.

Wie man sagt, läßt der Kaiser Napoleon die gefangenen preußischen Gemeinen laufen, wohin sie wollen; man hat sich nicht die Mühe genommen, sie nach Frankreich abführen zu lassen, sondern sich mit ihrer Entwaffnung begnügt; der Feldmarschall ist auf freien Fuß gesetzt worden, — man erzählt indessen, daß dieser mit Auszeichnungen überhäufte alte Krieger aus der Zeit Friedrich's des Großen die Absicht hege, aus dem Dienst zu treten. — Diese gegen die preußischen Generale geübte Indifferenz rechtfertigt die Hoffnung auf Frieden. Bei seiner Abreise von Potsdam hat Marquis Lucchesini dem Magistrat gesagt, daß er hoffe, in Bälde gute Nachrichten mitbringen zu können. Ferner wird versichert, Napoleon habe dem an ihn mit einem Specialauftrag entsendeten Adjutanten des Königs, Grafen Dönhof, gesagt, daß er bereit sei, Preußen einen ehrenvollen Frieden zuzugestehen, wenn der König sofort über einen solchen verhandeln wolle. In einen Waffenstillstand werde er dagegen nicht willigen, sondern nur in einen dauernden und gesicherten Frieden. Wenn der König aber auszuweichen oder hinterrücks zu handeln versuchte, werde er ihn zu Grunde richten.

Dem Stadtrath ist heute ein aus Küstrin datirter Brief des Königs zugegangen, in welchem dieser mittheilt, er habe bei dem Kaiser Schritte zur Wiederherstellung des Friedens gethan. Zugleich habe er den Kaiser ersucht, in die Städte Berlin und Potsdam keine Garnisonen zu legen. — Die Or-

ganisation des neuen Stadtraths in Berlin hat der König gebilligt und den Fürsten Hatzfeldt als Civil-Commandanten bestätigt. An demselben Tage ist der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand, Herr von Möllendorff, von der bei Magdeburg stehenden Armee eingetroffen; er hat Briefe für den König und führt einen kriegsgefangenen französischen Officier mit sich. Unterwegs hatte man auch einen Courier festgenommen, der dem General Mortier den Befehl zum Vorrücken der Reserve überbringen sollte. Trotz des ihm gewordenen Auftrages hat Herr von Möllendorff sich hier mit aller Gemächlichkeit aufgehalten und das Theater besucht. Erst anderen Tags ist er zum Könige gereist, der auf so eigenthümliche Weise bedient wird.

Dem Fürsten Hatzfeldt habe ich den für den Marschall Davout in Potsdam zurückgelassenen Brief mitgetheilt und die Genugthuung gehabt, daß der Fürst und andere hochgestellte Personen sich sehr anerkennend über das aussprechen, was ich zum Besten des Landes gethan habe.

Berlin, den 23. October.

Heute früh hat man mir mitgetheilt, daß Lombard in Stettin verhaftet worden sei. Man glaubt, daß das im Interesse seiner Sicherheit geschehen sei, und es erscheint in der That unfaßbar, daß ein Mann, der diesen schrecklichen und für Preußen vernichtenden Krieg beständig mißbilligt hatte, dem zum Opfer fallen sollte, daß er mit Voraussicht und gesundem Urtheil die Ueberstürzungen von Leidenschaft erhitzter Thoren bekämpfte. Vollends sinnlos ist der Verdacht, daß Feldzugspläne von einem Nicht-Militär sollen verrathen worden sein.

Nach Allem, was man hört, sucht die preußische Armee die Oder zu gewinnen, den Franzosen zuvorzukommen und sich mit dem vorrückenden russischen Heere zu vereinigen. Der König verläßt Küstrin, um sich nach Graudenz, einer an der Weichsel belegenen Festung, zu begeben. Dadurch trennt er sich vollständig von seiner Armee: er hat seine Stellung an der Elbe aufgegeben und zieht sich jetzt hinter die Weichsel zurück. Mehrere Personen versicherten, er sei leicht verwundet und so schwer bedrückt, daß er von dem Anmarsch der Russen in Schrecken gesetzt worden.

24. October.

Der Stadtcommandant hat bekannt machen lassen, daß er den Einwohnern über den Ankunftstermin der Franzosen noch nicht bestimmte Mittheilung machen könne, daß eine bezügliche Ankündigung indessen erlassen werden solle, so bald Genaueres feststehe. *In dem nämlichen Augenblick zogen die Franzosen in die Stadt ein.* Eine Abtheilung reitender Jäger und Husaren begab sich unter Führung des zum Platzcommandanten ernannten General Hullin zum Rathhause, wo der General die Dispositionen traf, die er ausgeführt sehen wollte; er hat das Zeughaus und das Gießhaus besetzen lassen.

Abends langte ein Adjutant Davout's an, der ankündigte, der Marschall werde am folgenden Tage in die Stadt einziehen; der Kaiser habe das dritte Corps für sein Verhalten am 14. belohnen wollen und demgemäß angeordnet, daß er (der Marschall) dasselbe nach Berlin hinein führe.

General Hullin hat dem Prinzen Ferdinand und der Prinzessin Heinrich Besuche gemacht; die Marschälle Lannes und Davout haben ihre Adjutanten zur Becomplimentirung der Herrschaften gesendet; durch den Marschall Duroc[1]) hat der Kaiser denselben schreiben lassen, daß er seinen Generalen aufgetragen habe, Alles zu thun, was ihnen (den Herrschaften) angenehm sein würde. — Lannes' Adjutant, der das Gefecht vom 10. mitgemacht, hat erzählt, der Prinz (sc. Louis Ferdinand) habe sich tödten lassen, indem er verweigerte, sich gefangen zu geben. Man habe ihm das zwanzig Mal zugerufen, und erst, als er einem Obersten, der ihn festnehmen wollte, den Kopf gespalten, sei er (der Prinz) von zwei Bajonettstichen durchbohrt worden. Der Officier hat hinzugefügt, daß der Platz (Saalfeld) ein im Voraus geopferter gewesen sei, und daß er nicht verstehe, wie man einen Prinzen von Geblüt auf einen solchen Posten habe stellen können.

25. October.

Morgens um 8 Uhr sind zwei Bataillone Infanterie, die zur Garnison von Berlin gehören werden und sich am 14. ausgezeichnet hatten, mit klingendem Spiel eingezogen, um „Unter den Linden" Aufstellung zu nehmen. Eine städtische Deputation, Fürst Hatzfeldt und der Minister v. d. Reck erschienen zur Begrüßung des Marschalls Davout, der sie indessen sehr unfreundlich (très durement) empfangen und nicht einmal den Hut abgenommen hat. Er hat größte Ruhe empfohlen, „wenn man Unglücksfälle vermeiden wolle, deren sich selbst die Nachwelt noch erinnern würde". Vor Allem hat er öffentliche Reden verboten, kirchliche Gelübde und Gebete für die preußischen Waffen indessen gestattet. Endlich hat er den Deputirten gesagt, daß sich in ihren Mienen wie in ihrem Betragen Unterwerfung ausdrücken müsse.

Fünfzehntausend Mann Infanterie und vier Regimenter Cavallerie (Dragoner und reitende Grenadiere), im Ganzen 20 000 Mann, haben heute Berlin passirt.

Ich war heute bei Herrn Raumer, um ihm meine Abreise und die Gründe für dieselbe anzuzeigen. Unmittelbar darauf ist er bei mir gewesen.

26. October.

In der Frühe waren Herr de Moustier, Legationssecretär in Dresden, und der Minister in Cassel, Bignon (der Eine ist dem Kriegsminister beigegeben, der Andere vom Kaiser her berufen) bei mir. Herr de Moustier, der mit der deutschen Redaction der Bulletins betraut ist, hat mir die Schlacht beschrieben, die von den Franzosen als Schlacht bei Jena, von den Deutschen als Schlacht bei Auerstädt bezeichnet wird. Fast die gesammte sächsische Infanterie wurde gefangen genommen: der Kaiser ließ die Officiere versammeln und hat ihnen seine Absichten, betreffend die Haltung ihres Herrn, auseinandergesetzt. Er will, daß es außer Oesterreich und Preußen keine anderen als unter seinem Protectorat stehende deutsche Staaten geben soll.

---

[1]) Duroc war General und Oberhofmarschall (grand maréchal du palais).

Den Kurfürsten von Sachsen hat der Kaiser wissen lassen, daß, wenn er nicht als Feind behandelt werden wolle, die erste Bedingung sei, daß seine bei der preußischen Armee stehenden Truppen in ihr Land zurückkehrten; es ist das bereits in Ausführung gebracht worden. — Weiter theilten die Herren mir mit, daß die Bayern Sachsen besetzen würden, und daß Prinz Jérôme zum Befehlshaber sämmtlicher bundesgenössischen Truppen ernannt worden sei. — Ueber den Gang der Ereignisse vom 14. d. M. erzählte Herr de Moustier mir das Folgende . . . . . .[1].

Der Verlust der Franzosen wird auf 10000 Mann, derjenige der Preußen auf 50000 Mann (einschließlich der Gefangenen) geschätzt.

In voriger Nacht ist Spandau besetzt worden: die Truppen marschiren in Eilmärschen auf Stettin und Küstrin, um die Oder zu gewinnen.

Der Kaiser hat heute Potsdam verlassen, um sich nach Charlottenburg zu begeben. Man hat ihn hier erwartet — sämmtliche Staatsminister hatten sich an das Thor begeben, um ihn zu begrüßen —, der Kaiser hat den Herrn v. L. (Lucchesini) aber noch nicht gesehen, da derselbe bei ihm persönlich in Ungnade steht. Marschall Berthier ist beständig um den Kaiser. Man hat eine Anzahl gefangener Officiere hierher geführt; die Aufregung — richtiger die Bewegung — ist noch immer in der Zunahme begriffen, in der Umgegend haben Unordnungen stattgefunden. General Hullin thut sein Möglichstes, um allen Forderungen zu entsprechen. Ich habe ihn am Nachmittage aufgesucht, um seine Intervention zur Rettung des Botanischen Gartens anzuweisen, den einige Cavalleristen verbrennen wollten. — Der spanische Gesandte hat eine „Küstrin, den 23. October“ datirte Note des Grafen Haugwitz erhalten, welche auf die Beschwerde wegen des für Spanien beleidigenden Satzes im preußischen Manifest antwortet. Haugwitz betheuert seine Sympathien und seine uneingeschränkte Hochachtung für den König von Spanien und behauptet, daß Ausdrücke eines nicht unterzeichneten und demgemäß nicht officiellen Actenstückes nicht den Gegenstand einer Beschwerde bilden könnten.

27. October.

Morgens war ich in Charlottenburg bei dem Marschall Duroc, der mich freundschaftlich und vertrauensvoll empfing, und mit dem ich lange über die Ursachen des Krieges und über den Gegensatz zwischen seiner Mission vom Jahre 1805 und der gegenwärtigen Lage gesprochen habe. — Er sagte mir, daß der Kaiser mich sicherlich sehen werde, und daß derselbe in einer Stunde einen imposanten Einzug in Berlin halten und sich im Schlosse niederlassen werde. Soeben habe er die von den Höfen der Prinzessin Heinrich und des Prinzen Ferdinand entsendeten Kammerherren empfangen und denselben gesagt, daß dieser Krieg ihn geradezu erstaunt habe, — daß nicht Männer, sondern Frauen denselben gemacht hätten, und daß diese Letzteren besser thäten, sich um ihr Hauswesen zu kümmern und Kinder zu gebären, als Politik zu treiben.

---

[1]) Diese den bekannten französischen Darstellungen entsprechende und dabei summarisch gehaltene Erzählung übergehen wir.

In Charlottenburg habe ich einen Rath des Herzogs von Weimar gesehen, der mir sagte, der Kaiser habe gegen den Herzog eine wohlwollende Gesinnung bezeugt. Wohl wissend, daß er nicht mehr im preußischen Kriegsdienst bleiben könne, habe der Herzog den König um seine Entlassung gebeten, die Dieser ihm ertheilt habe. Dementsprechend werde der Herzog als unabhängiger Fürst zurückkehren. . . . . .

Um drei Uhr hat der Kaiser mit der gesammten Garde, dem Kürassiercorps und der Artillerie seinen triumphirenden Einzug gehalten. Nichts hätte imposanter sein, einen stärkeren Eindruck von der Macht und den Mitteln hervorrufen können, die ihm zu Gebote stehen. Mehr denn irgend ein anderer Mann hat der Kaiser gezeigt, daß er zum Herrscher geboren ist. Eine zahlreiche Menschenmenge drängte sich um seinen Einzug, und in denselben Straßen, in denen so häufig Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen worden sind, wurden Vivatrufe vernommen. Der Kaiser ritt beständig Schritt und bewies dadurch, daß Furchtsamkeit allein in den Gehirnen Derjenigen existirt, die ihm dieselbe zugeschrieben hatten.

28. October.

Früh Morgens erhielt ich einen Brief des Marschalls Duroc, der mir mittheilte, daß der Kaiser mich, sowie die Gesandten Spaniens und Portugals um 10 Uhr empfangen werde; ich ließ dem türkischen Gesandten darüber Mittheilung zugehen. In der Frühe hat der Kaiser der Geistlichkeit und den Gerichtshöfen Audienz ertheilt. Als Abends zuvor die städtische Deputation und der Fürst Hatzfeldt erschienen waren, hat er dieselben und namentlich den Letzteren übel aufgenommen. Als der Fürst sich vorstellte, hat er ihm gesagt, daß er keine anderen Prinzen als solche von Geblüt kenne, und daß er seiner Dienste nicht bedürfe.

Als er bei seiner Ankunft im Schloß den Grafen Néale [1]) gewahrte, sagte er zu ihm: „Nun, Graf Néale, Sie und Ihre Tochter, die Gräfin Pauline, haben ja den Krieg gewollt. In ihrem Briefe hat sie gesagt, daß wir Feiglinge seien, — und nun sind wir hier. Das sind Flohstiche, die mich nicht verletzen können, — Ihre Tochter ist eine Unglückliche, die es verdient hätte, geschoren und ins Irrenhaus gesteckt zu werden."

Heute, beim Empfange der Diplomaten, war der Kaiser sanftmüthiger und zeigte er eine Art von guter Laune. In meiner Depesche habe ich über das, was er mir zu sagen geruhte, und was er über die Politik äußerte, berichtet [2]). Zu dem türkischen Gesandten sprach er über den unheilvollen Einfluß, den die Frauen hier geübt hätten. „Ihr thut wohl daran, sie bei Euch einzusperren." Alle Welt und der Kaiser selbst wußten, was mit diesem Scherz gemeint sei. — Von dort begab ich mich zum Prinzen Wilhelm [3]); d'Aubert verschaffte

---

[1]) Vergl. Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre, S. 105.

[2]) Nach Ausweis des bezüglichen amtlichen Berichts hatte Napoleon sich auf einige freundliche, aber inhaltlose Worte beschränkt.

[3]) Da dieser Bruder des Königs bei der Armee war, scheint die Prinzessin Wilhelm gemeint zu sein.

mir eine Audienz bei Duroc, mit dem ich mich lange unterhalten habe. — An diesem selben Tage hat ein Zwischenfall mit dem Fürsten Hatzfeldt stattgefunden, der nach Abzug der Garnison und Einsetzung einer Civilverwaltung in einem an einen preußischen Befehlshaber gerichteten Briefe Angaben über Vertheilung und Stärke der französischen Armee gemacht hatte. Da dieser Brief in die Hände des Kaisers gefallen war, handelte es sich um nichts Geringeres, als um Uebergabe des Fürsten an ein Kriegsgericht. Ein braver Gensdarmerie-officier, Namens Noirot (?), der die Verhaftung vorgenommen, ertheilte dem Fürsten den Rath, seiner Frau zu schreiben, sie solle sich dem Kaiser zu Füßen werfen. Sie that das, und der Kaiser war von der Sanftmuth und dem Schmerz der Fürstin so gerührt, daß er Gnade walten ließ und ihr den Brief zurückgab.

Abends sah ich Herrn Maret[1], der mich zu bleiben aufforderte und sich erbot, so lange Talleyrand nicht da sei, die politischen Angelegenheiten mit mir zu besprechen. Liebenswürdigerer und auserlesenerer Höflichkeit wie derjenigen Maret's bin ich niemals begegnet. Er sagte, daß bei der gegenwärtigen Lage des preußischen Staats für den König nichts Anderes als freiwillige Unterwerfung übrig geblieben sei.

29. October.

Vormittags traf ich im Kriegsministerium den General Westenberg, der mir sagte, daß er mit dem Könige von Bayern befreundet sei, und der mir seine Dienste zur Verfügung stellte. — Ich erfuhr sodann, daß Fürst Hohenlohe mit 14000 Mann und vier Kanonen capitulirt habe; die Ehre dieses Erfolges gebührt dem Prinzen Murat.

Das Regiment „Gensdarmen" ist entweder vernichtet oder gefangen. — Prinz August, der mit einigen Bataillonen in einem besonderen Gefecht gefangen genommen war, ist nach Berlin gebracht und zum Kaiser geführt worden. Dieser hat ihn freundlich empfangen; der Prinz bat, ihn nicht zu Denjenigen zu zählen, die capitulirt hätten, und hat hinzugefügt, er habe als treuer Diener des Königs so lange wie möglich gefochten und schließlich nur der unabweisbaren Nothwendigkeit nachgegeben. Unter der Bedingung, an den gegenwärtig schwebenden Händeln keinen Antheil zu nehmen, hat der Kaiser den Prinzen zu seinem Vater[2]) entlassen. . . . . .

30. October.

Der Kaiser hat heute eine große Revue über die Garde, die leichte Artillerie und die übrigen hier anwesenden Truppen der Infanterie und Cavallerie abgehalten, — zusammen 14000 Mann. Er hat Beförderungen sowie verschiedene Maßregeln vorgenommen, die auf einen baldigen Abmarsch schließen lassen . . . . . . An demselben Tage sind die bei Prenzlau gefangen genommenen Gensdarmen durch Berlin gebracht worden, um weiter nach Spandau und sodann als Kriegsgefangene nach Frankreich transportirt zu werden.

---

[1]) Zum Herzog von Bassano wurde dieser Vertraute Napoleon's erst im Jahre 1811 ernannt.

[2]) Gemeint ist der greise Prinz August Ferdinand (gest. 1813), Bruder Friedrich's des Großen.

Der Kaiser hat sie hart behandelt, um allen Denjenigen eine Lehre zu ertheilen, die sich durch eine unheilvolle Leidenschaft zu Herausforderungen gegen Frankreich verführen lassen. Von einzelnen Ausnahmen abgesehen haben die Officiere des Regiments Gensdarmen in der That zur Aufstachelung des Volks und zur Erhitzung der Gemüther am meisten beigetragen[1]).

Abends hat der Minister Maret bei mir vorgesprochen. Leider war ich nicht zu Hause, sondern bei dem Commandanten General Hullin, mit dem ich eine anderthalbstündige Unterhaltung über die Lage der Dinge in Berlin geführt habe, um dieser Stadt nach Möglichkeit nützlich zu sein. Die Personen, die sich besonders gut gegen uns betragen, habe ich namhaft gemacht, der übrigen keine Erwägung gethan.

31. October.

General Westenberg kündigt mir an, daß er von dem Kaiser den Befehl zur Abreise nach München erhalten habe. „Ich hatte," so hat der Kaiser gesagt, „noch warten wollen, um dem Könige die Gefangennahme des Herzogs von Weimar mittheilen lassen zu können, — meiner Berechnung nach muß er indessen heute gefangen genommen worden sein. Reisen Sie darum ab. . . ." Anwesend war dabei General Dombrowski[2]), den der Kaiser über die Mittel zur Gewinnung Polens, die besten und die kürzesten Wege u. s. w. zu Rathe zog. „Erzählen Sie dem Könige von Bayern," wandte Napoleon sich an den Grafen Westenberg, „was Sie gehört haben."

Im Lauf des Tages ist Baron Gravenreuth eingetroffen und vom Kaiser empfangen worden, der mit ihm ohne Umschweif geredet und ihm gesagt hat, daß der König von Bayern (wie mir von Diesem bereits mitgetheilt wurde) Bayreuth erhalten werde. Marschall Berthier hat mit Westenberg davon gesprochen und hinzugefügt, daß der König hier keinen besseren Freund als ihn (den Marschall) habe.

Ich habe mit dem General Roussel (von der Garde) zu Mittag gegessen und von ihm erfahren, daß er soeben den Befehl erhalten habe, erst übermorgen auszurücken. Die Herren von Lucchesini, Dönhof und Zastrow sind noch in Charlottenburg. Unzweifelhaft wünscht der König, um jeden Preis Frieden zu schließen; wie es scheint, will der Kaiser, auch wenn er Frieden schließt, seinen auf Polen gerichteten Plan nicht aufgeben. — Heute ist die Nachricht von der Einnahme Stettins durch die Franzosen eingetroffen. Sie haben den General Romberg mit 4000 bis 5000 Mann gefangen genommen und einzelne Abtheilungen die Oder bereits überschreiten lassen.

Die Ueberstürzung, mit welcher Berlin geräumt wurde, hat mit sich gebracht, daß eine Anzahl interessanter und werthvoller Gegenstände im Zeug-

---

[1]) Nach dem Bekanntwerden des Vertrages vom 15. Februar 1806 sollten Officiere dieses Regiments dem Grafen Haugwitz die Fenster eingeworfen und ihre Säbel auf der Treppe des französischen Gesandtschaftsgebäudes gewetzt haben. (Vergl. Napoleon's Bulletins vom 27. und 30. October 1806, Nr. 19 und 23.)

[2]) Jan Henrik Dombrowski (geb. 1755, gest. 1818), ehemaliger polnischer General, dann Befehlshaber der polnisch-französischen Legion in Italien und Divisionsgeneral in der cisalpinischen Armee.

hause und anderer Orten zurückgelassen oder vergessen worden ist. In Potsdam und Charlottenburg sollen unter den Kleidungsstücken der Königin Briefe entdeckt worden sein, welche ihr Einverständniß mit dem Kaiser von Rußland und die Absicht beweisen, gegen „Bonaparte" Krieg zu führen, und denen Pläne und Feldzugsentwürfe beiliegen[1]). — Der Kaiser fährt fort, das Land mit großer Härte zu behandeln — gefangene Generale und Officiere werden täglich hierher geführt; heute sind die Generale Tauentzien und Fagel, der Adjutant des Prinzen von Oranien, eingetroffen. Die auf dem flachen Lande begangenen Ausschreitungen sind groß; die Truppen haben Häuser geplündert — Mangel an Lebensmitteln und Steigerung der Preise beginnen fühlbar zu werden, der Weinverbrauch ist ungeheuer, der Postenlauf noch nicht wieder hergestellt, viele Banquiers befinden sich in der größten Verlegenheit, und die Lage des Landes erscheint wahrhaft beklagenswerth. — In voriger Nacht ist ein Courier mit Briefen nach München abgegangen, in denen der Kaiser die Absendung des Restes des bayerischen Contingents verlangt. Marschall Berthier hat die Anordnung getroffen, daß die bayerischen Truppen allenthalben ebenso behandelt werden sollen, wie die französischen. Er hat dabei hervorgehoben, daß der König von Bayern die französische Armee reichlich beköstigt und derselben Positionen verschafft habe, ohne welche die Pläne des Kaisers nicht hätten voll ausgeführt werden können, und daß die französische Armee vor Allem ihm (dem König von Bayern) ihre Erfolge zu danken habe.

1. November.

Gestern Abend gegen 11 Uhr ist Talleyrand eingetroffen, sofort zum Kaiser gefahren und von demselben lange zurückgehalten worden. Anderen Vormittags 12 Uhr hat er sich abermals zum Kaiser begeben, bei dem er gespeist hat, und der ihn rücksichtlich seiner Absichten aufs Laufende setzte. — In den Zeitungen ist selbigen Tages der Bericht des Fürsten Hohenlohe veröffentlicht worden, der an Niedergeschlagenheit alles Glaubliche übertrifft und von der Lage der preußischen Armee ein wahrhaft entsetzliches Bild entwirft. Prinz August hat erzählt, die Soldaten seines Bataillons hätten mehrere Tage hindurch nichts als einige Kartoffeln zu essen gehabt und dennoch ihre Entschlossenheit gewahrt. Zum Unglück hatten sie sich noch in einen Sumpf verirrt, in welchem das Pferd des Prinzen so tief versank, daß es ihm erst nachträglich hat wieder zugeführt werden können. Der Prinz hatte all' sein Gepäck verloren und schließlich keine Stiefel mehr gehabt. Prinz Murat hat ihm Geld vorgeschossen, Prinz August die Höflichkeit der französischen Officiere sehr gerühmt. Seinem Eingeständniß nach hat die preußische Armee ganz besonders durch die Ueberlegenheit der Marschart der Franzosen gelitten, durch welche sie zu forcirten, ihr ungewohnten Märschen genöthigt worden sei.

2. November.

Herr v. Talleyrand, Marschall Duroc und der Minister Maret haben bei mir zu Mittag gegessen und den Abend bei mir verbracht. Während der Tafel

---

[1]) Vergl. Ranke, Hardenberg und der preußische Staat, Bd. II, S. 359, der sich auf eine bezügliche Tradition bezieht.

habe ich mit Herrn v. Talleyrand lange geplaudert und ihm auf Fragen nach den im Cabinette des Königs einflußreichen Personen detaillirt antworten müssen. Er zeigte sich außerordentlich gütig gegen mich und hob hervor, daß er bei mir am Tage nach seiner Ankunft gespeist, Einladungen meiner Collegen aber seitdem ausgeschlagen habe. — Die Wagen des Prinzen Jérôme sind heute nach Frankreich abgegangen.

3. November.

Ich habe den Marschall Duroc aufgesucht und mit ihm eine lange Unterhaltung über unsere Interessen und die künftige Erwerbung Bayreuths geführt. Der Marschall besprach die Grundlagen des künftigen Friedensschlusses eingehend mit mir. Dem Kaiser müßten Bürgschaften und Sicherheit dafür geboten werden, daß sich, wenn er die Waffen niedergelegt habe, keine neue Coalition gegen ihn bilde. Nach der Schlacht von Jena sei für den König (sc. von Preußen) nichts übrig geblieben, als sich dem Kaiser in die Arme zu werfen, mit der Königin zu kommen und um Frieden zu bitten. Wäre die Königin persönlich erschienen, so wäre Alles, was sie gethan, vergessen worden. Rücksichtlich Lucchesini's habe man die Sicherheit gewonnen, daß er weder für das englische noch für das russische System sei; der Kaiser werde darum gestatten, daß er weiter verhandle, und Talleyrand sei ihm (L.) wohlgesinnt.

5. November.

Es hat sich nichts Bemerkenswerthes begeben. Die Herren Lucchesini und v. Zastrow haben am 6. bei Herrn v. Talleyrand gespeist[1]), den ich Nachmittags aufsuchte, und bei dem ich den zum Gouverneur der eroberten Provinzen ernannten General Clarke kennen lernte. Mit Herrn v. Talleyrand hatte ich eine lange Unterredung über unsere Interessen und über die Absicht des Königs, im Falle der Abtretung Bayreuths denjenigen Dienern Sr. Maj. des Kaisers, die die bayerischen Interessen stets begünstigt hatten, Territorialbesitz anzuweisen . . . . . Herr v. Talleyrand ließ keinen Zweifel daran übrig, daß Bayreuth uns abgetreten werde, und schien für die ehrenvolle Absicht, die der König ihm gegenüber hege, zugänglich zu sein.

Abends sehen wir regelmäßig Gesellschaft bei uns: die Adjutanten des Marschalls Berthier, die Herren Lagrange, Montholon und Périgord, der Minister Maret, die Herren Denon, Bignon und Durant, verschiedene Fremde, der Marschall Duroc, die Generale Roussel und Laurent waren unsere Gäste. Die Unkosten der Unterhaltung bestreiten wesentlich die Minister Denon und Maret und Humboldt[2]). Der junge Périgord ist sehr liebenswürdig, von bester Haltung und angemessenen Manieren.

---

[1]) Hier liegt offenbar ein Schreibfehler vor, da von einem am 6. stattgehabten Mittagsessen in einer Aufzeichnung vom 5. nicht die Rede sein kann. Entweder soll es statt „ont dîné“ „vont dîner“ heißen, oder es liegt ein Versehen rücksichtlich des Datums vor.

[2]) Alexander von Humboldt war damals von seiner mehrjährigen Reise nach Südamerika zurückgekehrt.

7. November.

Morgens habe ich die Herren Clarke und Duroc gesehen und dem Letzteren sowie dem Minister Durant [1]) Abschriften der Note gegeben, die ich in Sachen der Abtretung Bayreuths entworfen habe.

Der Abmarsch nach Polen wird angekündigt, der Train der Artillerie und die Pontonniers sind heute aufgebrochen, und die Proclamation Dombrowski's [2]) läßt auf die Absichten des Kaisers schließen. Der Friedensschluß scheint hinausgeschoben worden zu sein, und die auf Polen bezüglichen Projecte stehen noch nicht fest. Werden dieselben aufrecht erhalten, so zieht der Krieg sich in die Länge; ziehen die Russen sich hinter ihre Grenzen zurück, so würde es nicht möglich sein, sie im Laufe des Winters aufzusuchen, — günstigsten Falls werden die Russen die Franzosen aufsuchen. Die Absicht des Kaisers geht dahin, durch Wiederherstellung des Königreichs Polen Sicherung gegen Rußland zu verlangen. Will Rußland nicht Krieg in seinem Inneren haben, so muß es fortan darauf verzichten, sich in fern von ihm abliegende Dinge zu mischen.

Der Kaiser Napoleon wird zum Herrn des Festlandes werden, wie England Herr der Meere ist. Solchen Falls wird ein gewisses Gleichgewicht hergestellt sein, da feststeht, daß Frankreich trotz aller seiner Macht England keine einzige für dasselbe ungünstige Bedingung abnöthigen könnte. Unzweifelhaft hätte Lord Landsdowne ein für England ruhmvolles Resultat erreicht, wenn er zu Paris den Frieden unterzeichnet hätte.

General Clarke und der Minister Maret haben bei mir zu Mittag gegessen ... Den ganzen Tag über, bis zur Mitternacht, waren Menschen bei uns. Maret hatte seinen Secretär, Herrn Etienne, den Verfasser mehrerer hübscher Theaterstücke, mitgebracht . . . Humboldt hatte eine Karte seiner amerikanischen Reise mitgebracht und dieselbe in höchst interessanter Weise erläutert. Auch die Deputirten Leipzigs, die Herren Frege [3]) und Dufour, brachten den Abend bei uns zu. — Der Kaiser hat geäußert, daß er Berlin nicht verlassen werde, bevor er mit England Frieden geschlossen habe.

8. November.

Morgens besuchte ich Herrn Maret, mit dem ich unsere politischen Interessen und den künftigen Zustand Deutschlands besprach. Ich schlug ihm vor, einen Entwurf für die künftige Organisation Deutschlands vorzulegen, und wir discutirten darüber, welches föderative oder constitutionelle System das passendste sein würde. Maret dankte mir für die Art und Weise, in welcher ich die Franzosen bei mir aufgenommen; er kam auch auf die Interessen meines Bruders zu reden und versprach, an denselben zu denken [4]).

---

[1]) Durant war nur Beamter (etwa Unterstaatssecretär) im Ministerium des Auswärtigen.

[2]) Dombrowski's flammender Aufruf, der die Polen zur Unterstützung Frankreichs behufs Wiederherstellung des polnischen Staates aufrief, war vom 1. November datirt.

[3]) Kammerrath Frege (Großvater des Abgeordneten von Frege-Weltzin) war auch in der Folge als Vertreter des Leipziger Handelsstandes wiederholt zu Gunsten seiner Vaterstadt thätig. Ueber seinen damaligen Aufenthalt in Berlin und die Dienste, die er der sächsischen Regierung erwies, vergl. Böttiger-Flathe, Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen, Bd. II, S. 659.

[4]) Ein Bruder des Tagebuchschreibers lebte in der Normandie und war im Jahre 1803 Maire von Amiens. — Es scheint sich um Wiedergabe der während der Revolution eingezogenen B.'schen Familiengüter gehandelt zu haben.

Von dem Aufbruch nach Polen ist beständig die Rede, derselbe schiebt sich aber immer wieder hinaus. Zum Herrn Deutschlands geworden, verfügt der Kaiser über sämmtliche Mittel, die dasselbe bietet. Nachdem er Preußen binnen zehn Tagen niedergeworfen hat, tritt er Rußland mit furchtbaren Streitkräften gegenüber, — er thut aber keinen Schritt vorwärts, bevor er sich davon überzeugt, daß er auf festen Boden tritt. Seit den Tagen Cäsar's hat es auf Erden keinen Menschen gegeben, der großartigere Pläne entworfen und mächtigere Gegner niedergeworfen hätte. — Anzunehmen ist, daß er das Königreich Polen wieder herstellen, Preußen das Herzogthum Mecklenburg und Schwedisch-Pommern geben und ihm außer Polen und Schlesien sämmtliche Provinzen jenseits der Elbe wegnehmen werde. Was Oesterreich anlangt, so wird dieses selber zusehen müssen, ob es die Wechselfälle eines neuen Krieges riskiren will, — Frankreich ist bereit.

Heute früh hat der Kaiser den Baron Gravenreuth kommen lassen, um mit ihm über den Kronprinzen (sc. von Bayern) und dessen Verheirathung zu sprechen. Er verlangt, daß unser Prinz sich über diesen Punkt äußere und zugleich verpflichte, weder eine russische noch eine österreichische Prinzessin zu heirathen. Da eine französische Prinzessin nicht mehr zu vergeben sei, stelle er ihm frei, eine sächsische oder irgend eine andere deutsche Fürstentochter — einerlei, welche — zu heirathen. Nachdem der Kaiser sodann auf den Einfluß zu reden gekommen war, den Frauen auf ihre Männer ausüben, hatte er von Braunschweig, Fulda und Cassel gesprochen und gesagt, daß die Frauen dieser Länder zu regieren aufgehört hätten, und daß ihm das rücksichtlich des Braunschweigers, der seine Unterthanen glücklich zu machen gewußt, einigermaßen (un peu) leid thue: da derselbe indessen Thorheiten begangen habe, müsse er die zerbrochenen Töpfe bezahlen. Fulda[1]) habe ihm geschrieben, daß, wenn er auch Ehren halber Kriegsdienste habe nehmen müssen, seine Unterthanen diesem Kriege doch fremd geblieben seien. Der Kaiser hat erwidert, ihm sei nichts darüber bekannt geworden, daß Fulda eine Republik sei.

Den ganzen Tag über hat es viel Bewegung gegeben. Marschall Duroc ist mehrere Male in Charlottenburg gewesen. Man glaubt, daß daselbst der Waffenstillstand unterschrieben worden sei, Bestimmtes hat darüber aber nicht verlautet.

— — Eingetroffene Nachrichten besagen, daß General Blücher angegriffen und bei Lübeck, wo er 8000 Mann verloren, geschlagen worden sei; anderen Tages (7. November) soll er mit 14000 Mann bei Travemünde capitulirt haben. Die Dänen sind neutral geblieben und haben auf beide Parteien geschossen, und der Kaiser hat gesagt, daß sie wohl daran gethan hätten. An demselben Tage (7. November) hat Magdeburg capitulirt. Diesen Platz, der einer der stärksten in Europa ist, haben die Preußen nicht einmal gegen eine einfache Einschließung behauptet; so sind die Ueberbleibsel der preußischen

[1]) Fulda war im Jahre 1803 an den Fürsten Wilhelm von Nassau-Oranien gekommen, wurde diesem aber wieder genommen, weil er in dem Kriege auf preußischer Seite mitgefochten hatte.

Monarchie, einer nach dem anderen, dem nämlichen Sieger in die Hände gefallen, und die Zukunft dieses Staates hängt von dem Gutdünken des Kaisers ab. Gestern hat derselbe gesagt, er wisse noch nicht, was er mit Preußen machen werde, er sei indessen entschlossen, sich in der Hauptstadt des ersten Fürsten nieder zu lassen, der ihm Widerstand zu leisten wagen werde. Von Polen ist beständig die Rede, die Abreise des Kaisers aber schiebt sich immer noch hinaus. Es heißt, die Russen zögen sich zurück — hat es damit seine Richtigkeit, so wird es vor dem Frühjahr nicht möglich sein, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen — inzwischen aber kann man Polen bearbeiten.

Bei dem Fürsten Hatzfeldt habe ich heute mit dem General Klein zu Mittag gegessen. Er wußte sehr merkwürdige Einzelheiten über den letzten Feldzug gegen Oesterreich und namentlich über das Werneck'sche (?) Armeecorps zu erzählen, das sich wiederholt darüber beklagt habe, von Erzherzog Ferdinand im Stiche gelassen und geopfert worden zu sein. Abends viele Leute bei uns, darunter Maret, Denon, Clermont-Tonnère, Humboldt und Oberst Flahaut, der die Nachrichten von der Capitulation Blücher's besprach. — Mecklenburg, dessen Herzöge wahrscheinlich ihre Souveränetät verlieren, soll entsetzlich verwüstet worden sein.

10. November.

Von dem Tage des Abmarsches ist nicht mehr die Rede. Mit Maret, der bei mir war, habe ich lange über die Interessen Bayerns gesprochen; ich kann mir dazu Glück wünschen, daß er zu unseren Freunden gehört. — Mittags, auf einem Diner bei Talleyrand, an welchem das gesammte diplomatische Corps, mit Ausnahme des mecklenburgischen Gesandten, Theil nahm; dieser hat weder zu einem Zusammentreffen mit Talleyrand noch zu einer Antwort gelangen können. Um 4 Uhr ließ der Kaiser Herrn von Talleyrand holen, nachdem ein Courier des Königs (von Preußen) aus Graudenz angelangt war. — Man sagt mir, der König habe die sämmtlichen vom Kaiser vorgeschlagenen Bedingungen ratificirt, seit der Uebergabe von Magdeburg und der Capitulation Blücher's hätten die Verhältnisse sich aber so geändert, daß die gestellten Friedensbedingungen der Lage nicht mehr entsprächen[1]. Die französischen Truppen rücken immer weiter vor, und für die festen Plätze Schlesiens, sowie für die Städte Posen und Danzig sind bereits Intendanten ernannt worden.

Bei Talleyrand traf ich den Großstallmeister[2], den Marschall Duroc, den General Clarke und Herrn von Wintzingerode, der mir Namens seines Königs (von Württemberg) die liebenswürdigsten Dinge sagte. Nachmittags erschien Herr von Bose, Oberkammerherr des Königs von Sachsen; Talleyrand unterhielt sich bis 9 Uhr in liebenswürdigster Weise — zum Abend wurde Maret erwartet.

---

[1]) Vergl. über die Friedensbedingungen Napoleon's von Ende October: Bailleu, Preußen und Frankreich. Zweiter Theil, S. 577. Die Instruction an Duroc betreffend den französischen Waffenstillstandsvorschlag ebenda. S. 579.

[2]) Caulaincourt.

Bei mir brachte der vom Grafen Montjoie eingeführte Oberst Jomini den Abend zu, ein sehr hervorragender Officier des Generalstabes, von dem der Kaiser viel Wesens macht, und der den (preußischen) Plan für den gegenwärtigen Feldzug errathen hat. Er erging sich in lebhaftem Tadel der centralen Stellung, welche die Preußen bei Weimar und Eisenach eingenommen hatten, indem er sagte, daß man sich niemals zwischen zwei Posten stellen dürfe, wenn man Jemanden am Eindringen verhindern wolle.

11. November.

Morgens bei Maret, der mich mit seiner gewöhnlichen Freundschaft empfing; ich sprach mit ihm von den Interessen Bayerns, wie ich das Tags zuvor Duroc gegenüber gethan hatte. Ich sprach meine Bereitschaft aus, mich nach München zu begeben, von dort mit meinem im Generalstabe so gern gesehenen Freunde Gravenreuth in steter Correspondenz zu bleiben und selbst zum Kronprinzen zu gehen und denselben dem Kaiser zuzuführen. — Maret zeigte mir einen Brief Otto's (des damaligen französischen Gesandten in München), in welchem dieser vortreffliche Mann seine Befriedigung darüber ausspricht, daß er (Maret) in Beziehung zu mir getreten sei, da ich für das französische System stets mit Eifer thätig gewesen sei. Abends kam Talleyrand zu mir, um meiner Frau einen Besuch zu machen — mein Haus ist das einzige, in welchem er en visite erscheint. Ich sprach mit ihm über meine Absicht, nach München zu gehen, worauf er mich einlud, behufs einer ungezwungenen Unterredung bei ihm zu Mittag zu essen. — Sehr dankbar muß ich Herrn Durant sein, der mir viele Theilnahme bezeugt und mich wiederholt aufgesucht hat, um Geschäfte zu besprechen. Ueber die Organisation Frankreichs und des Hofes hat er mir wichtige Einzelheiten mitgetheilt .... Abends ist Prinz Murat eingetroffen.

12. November.

Im Laufe des Morgens habe ich den Großherzog von Berg (Murat) gesehen, der mir durch seine schöne Erscheinung und die liebenswürdige und offene Art seines Empfanges aufgefallen ist. Er erzählte viele Einzelheiten über seinen Feldzug gegen Hohenlohe und Blücher .... Mittags speiste ich mit den Herren von Winzingerode und von Bose bei Talleyrand, mit dem ich nach Tisch das Project meiner Reise nach München besprach, und der rücksichtlich unserer Interessen und seiner besonderen Verehrung für den König von Bayern die liebenswürdigsten Zusicherungen machte. Der Kaiser verfolge in dieser Beziehung die bestimmtesten Absichten, und sein Wille leiste die stärkste Bürgschaft — dafür werde Alles, was unser Einfluß vermöge, ihm gewidmet sein.

Abends sagte Herr Maret mir außerordentlich liebenswürdige Dinge über mein Haus, das zum „sanctuaire“ Frankreichs in Berlin geworden sei, das Alle gern aufsuchten. Als ich ihm bei dieser Gelegenheit unsere Interessen abermals empfahl, sagte er nur: „Seien Sie ruhig, Bayern ist heute in der Mode.“

General (unleserlich), Adjutant des Kaisers, und Herr von Montesquiou waren Abends bei mir.

9. November.

Von auswärts treffen nur spärliche Nachrichten ein, und die Absichten des Kaisers sind noch nicht recht bekannt. Der auf Polen bezügliche Plan scheint fest zu stehen — angesichts der Unmöglichkeit, daselbst während der Wintermonate Krieg zu führen, ist anzunehmen, daß man zunächst entlang der Weichsel, bis nach Warschau hin, starke Cantonnements beziehen und mit dem Vormarsch im Frühling beginnen werde. Danach dürfte es — wenn die Russen nicht etwa vorrücken — einen ruhigen Winter geben. Solchen Falls wäre es möglich, daß der Kaiser auf einige Zeit nach Paris ginge und im Frühjahr zurückkehrte. Lediglich ein Friedensschluß mit England vermöchte das Vordringen einer Macht aufzuhalten, der nichts mehr widerstehen kann. Kommt es nicht dazu, so würde gegen die britische Regierung mit einem furchtbaren Repressionssystem vorgegangen werden, welches alle Ostseehäfen (mit Ausnahme der russischen und dänischen) England verschlösse.

Der Kaiser arbeitet den ganzen Tag — zuweilen reitet er aus, um Recognoscirungen in der Umgegend vorzunehmen oder Truppen zu besichtigen. Er speist mit Berthier und geht gewöhnlich um 8 Uhr zu Bette. Seine einzige Erholung besteht in dem Wechsel seiner Beschäftigungen.

Dieser Tage ist die Organisation des Landes geregelt und der Stadt eine Contribution von 10 Millionen auferlegt worden. Es herrscht die größte Armuth, alle Credite sind erschöpft, die meisten Verbindungen nach außen unterbrochen. Für die französische Armee hat die Stadt bereits 10 Millionen gezahlt — die königlichen Kassen im Palais sind ausgeleert. Das königliche Schloß kostet 1500 Thaler täglich, von denen 350 Thaler allein auf die Beleuchtung kommen. Der Haushalt des Commandanten nimmt 400 Thaler täglich in Anspruch.

13. November.

Morgens habe ich abermals den Prinzen Murat aufgesucht und bei ihm die Generale Belliard und Beaumont getroffen, die beide sehr liebenswürdig sind. Mit großer Heftigkeit sprach der Prinz von den Dänen, die auf seine Truppen geschossen hätten. Er erzählte, er habe den dänischen General kommen lassen und demselben gedroht, ihn und seine ganze Armee füsiliren zu lassen. Sodann sprach er über die Düsseldorfer Galerie; ich gab ihm zur Antwort, daß das beste Mittel zur Ausfüllung der Lücken derselben darin bestehen würde, daß er seine Siege malen lasse.

Mittags speiste ich bei dem portugiesischen Gesandten, Abends war Herr Maret bei mir — der Tag ist durch keinen wichtigeren Vorgang bezeichnet worden.

14. November.

Morgens hatte ich eine lange Besprechung mit dem Marschall Duroc ... Mittags speiste Herr von Talleyrand mit Herrn von Caulaincourt und den Generalen Clarke, Belliard und Beaumont, sowie den Herren Denon, Durant und Bignon bei mir. Der Großherzog von Berg hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir sagen zu lassen, daß er bei mir gespeist haben würde, wenn ich ihn eingeladen hätte. — Nachmittags sagte Herr von Talleyrand, daß gegen

meine Reise nach München keine Bedenken obwalteten, daß dieselbe aber von kurzer Dauer sein müsse; er hat Bayern und mir persönlich abermals die größte Theilnahme bekundet. Herr Maret sollte gleichfalls bei mir essen, ist aber von dem Kaiser zurückgehalten worden, um bei demselben mit dem Feldmarschall Möllendorff zu diniren. — Nachmittags gab es kurze Unterhaltung, Abends eine angenehme Gesellschaft bei uns . . .

Von großem Interesse sind die aus Polen eingegangenen Nachrichten. Der größte Theil des polnischen Adels strömt in Scharen nach Posen. Alles ist in einer Bewegung, die der Marschall Davout mit 30000 Mann unterstützen kann. Der Kaiser scheint die Wirkungen dieser ersten Maßregel abwarten zu wollen, bevor er einen definitiven Entschluß faßt. Der Größe und Kühnheit seiner Pläne ist nur die Vorsicht zu vergleichen, mit welcher er dieselben zur Ausführung bringt. Wahrscheinlich geht er auf einige Zeit nach Paris, um den Frühling und den Zeitpunkt der Action daselbst abzuwarten. — Die Herren von Lucchesini und von Zastrow langweilen sich in Charlottenburg. Preußen ist jetzt keine active Macht mehr, und alles Weitere wird von der Großmuth des Kaisers und von seinen ferneren Plänen abhängen.

Lafcadio Hearn.

Volksglaube und Volkssitte in Japan.

Von

M. von Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Kein Reich des Ostens ist seit seiner Eröffnung für die Fremden so viel besucht und besungen worden wie Japan. Die in ihrer Mischung von tropischer und nordischer Vegetation berückende landschaftliche Schönheit des Landes, die gewinnende ceremonielle Höflichkeit der Bevölkerung, die niedlichen kleinen Musmés und die Erzeugnisse seiner halb naturalistischen, halb barocken Kunst erklären hinreichend den überwältigenden Eindruck, den Land und Leute auf flüchtige Besucher wie auf längere Bewohner zu machen pflegen, während die politische Entwicklung Japans in den letzten dreißig Jahren und die dabei zu Tage getretene Aufnahme- und Aneignungsfähigkeit der Rasse auch ferneren Beobachtern hinreichenden Stoff zum Nachdenken und zur Verwunderung, vielfach auch zur Bewunderung gegeben haben. Zu diesen Gründen des Interesses an dem Lande der aufgehenden Sonne ist in den letzten Jahrzehnten eine sich in der Gesellschaft und Literatur des Westens immer schärfer ausprägende Hinneigung gekommen, sich mit den philosophischen und religiösen Systemen des Ostens zu befassen und einzelne Bruchstücke derselben in sich aufzunehmen und sich anzupassen. Was früher ausschließlich Eigenthum der Philosophen war, von Hume und Lessing bis Schopenhauer, die Hinneigung zu vedischen und buddhistischen Anschauungen und Speculationen, ist jetzt Gemeingut eines großen Kreises der Gebildeten aller Länder geworden, während Occultisten, Spiritisten und Theosophen das Ihrige dazu beigetragen haben, indische Anschauungen auch solchen Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen, die sich sonst mit derartigen Problemen nicht zu beschäftigen pflegen. Daß unter den so zur Erörterung gestellten Fragen die nach dem Verbleib der Seele nach ihrer Trennung vom Körper einen hervorragenden Platz einnehmen mußte, liegt auf der Hand, und es ist ebenso erklärlich, daß bei dem Glauben an eine Fortdauer der materiellen Existenz der Seele der Gedanke und der Glaube an Seelenwanderung oder Wiedergeburt — liegt derselbe

doch auch der Theorie der Atome zu Grunde — immer mehr in Aufnahme kommen mußte. Daß dies in erster Linie bei Denjenigen geschah, die aus der Beschäftigung mit der einschlagenden Literatur und Philosophie ihre Lebensaufgabe gemacht oder eines der asiatischen, nicht mohammedanischen Länder zu ihrem dauernden Aufenthaltsort gewählt hatten, ist selbstverständlich; aber während die Wissenschaft sich hauptsächlich Indien, der Wiege aller dieser Systeme, zuwendete, bot Japan dem Empiriker das günstigste Feld, da ihm dort die neuen Probleme in ganz besonders ansprechender und gefälliger Form und in einer Umgebung geboten wurden, die sie für empfängliche Seelen doppelt verlockend erscheinen lassen mußte. So kann es nicht Wunder nehmen, daß man gerade unter Fremden, die in Japan heimisch und gewissermaßen japanisirt worden sind, die entschiedensten und eifrigsten Anhänger einer solchen buddhaisirenden Richtung findet. Der überzeugteste und liebenswürdigste Vertreter derselben ist aber unzweifelhaft Lafcadio Hearn, der, wenn auch in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt, sich in der amerikanischen und englischen Lesewelt, und nicht nur in dieser, eines bedeutenden Rufes erfreut.

Hearn, der im Jahre 1850 (am 27. Juni) in Santa Maura auf den Jonischen Inseln geboren wurde, wo sein Vater als englischer Militärarzt stationirt war, ist irländisch-griechischer Abstammung; er erhielt seine Erziehung in England, Irland und Frankreich und kam nach den Vereinigten Staaten, als seine Familie nach dem Tode seines Vaters von schweren finanziellen Verlusten betroffen worden war. Wie Kipling begann er seine literarische Laufbahn als Journalist und Zeitungsberichterstatter, nachdem er zuerst als Setzer in einer Buchdruckerei in Cincinnati seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Eine Ferienreise führte ihn nach New-Orleans, wo er in dem sonnigeren Klima bei dortigen Zeitungen eine seiner Natur befriedigendere Beschäftigung fand. Seine erste größere Arbeit war eine Uebersetzung von Erzählungen Théophile Gautier's unter dem Titel „One of Cleopatra's nights", der bald weitere eigene Arbeiten[1]) folgten. Seit einer Reihe von Jahren ist er als Lehrer in japanischen Schulen in Japan und augenblicklich noch als Lector an der japanischen Universität in Tokio angestellt.

Hearn's Abstammung erklärt bis zu einem gewissen Punkte seine durchaus weibliche Veranlagung; er selbst würde für dieselbe freilich andere Gründe anführen. In einer der kleinen Erzählungen in seinen „Exotics and Retrospectives", betitelt „Eine Serenade", spricht er von dem tiefen Eindruck

[1]) Er ist der Verfasser von Stray leaves from Strange Literature, 1884; Some Chinese Ghosts; Chita; Two Years in the French West Indies; Youma, the Story of a West Indian Slave; Glimpses of Unfamiliar Japan, 2 Bde., 1894 (von den in denselben enthaltenen 27 Skizzen sind vier vorher in verschiedenen Zeitungen, sechs im „Atlantic Magazine", 1891 bis 1893, veröffentlicht worden); Out of the East, Reveries and Studies in New Japan, 1894, zuerst in der „Daily Mail" in Yokohama veröffentlicht. Kokoro, Hints and Echoes of Japanese Inner Life, 1896; Exotics and Retrospectives, 1898. Das Verzeichniß ist dem „Who's who in America" entnommen. Die meisten der vorangeführten Werke, besonders die auf Japan bezüglichen, sind bei Houghton, Mifflin & Co., Boston und New York, das letzte bei Sampson Low, Marston & Co., London, erschienen.

den in einer tropischen Nacht eine von Flöten und Mandolinen ausgeführte einfache Melodie auf ihn gemacht habe, und versucht, ihn daraus zu erklären, daß jede Musik, die sich lebhaft an die Erregung der Liebe wende, unvermeidlich todte Schmerzen nicht weniger als todtes Entzücken wieder ins Leben rufen müsse. Er fährt dann fort:

„Aber mir schien, daß die außergewöhnliche Erregung, die durch jene tropische Musik erweckt worden war, einer ihre Eigenschaft bezeichnenderen Erklärung bedürfe als die oben versuchte. Ich war überzeugt, daß die todte Vergangenheit, an welche die Musik sich gewendet hatte, eine bestimmte Vergangenheit sein müsse, — daß irgend eine bestimmte Gruppe von emotionellen Erinnerungen berührt worden sei. Aber welche Classe? — welche Gruppe? Zur Zeit konnte ich nicht einmal eine Vermuthung wagen. Viel später indessen erweckte ein Zufall mit überraschender Deutlichkeit die Erinnerung an die Serenade, und gleichzeitig kam wie eine Offenbarung die Gewißheit, daß der ganze Zauber der Melodie, — ihre ganze Schwermuth und Süße, — in höchstem Maße und ausschließlich weiblich gewesen seien. Sicherlich, so überlegte ich, als die neue Ueberzeugung sich mir aufdrängte, ist die Urquelle aller menschlichen Empfindsamkeit das Ewig-Weibliche gewesen .... Und doch, wie hätte eine Melodie, die nur die Seele des Weibes ausdrückt, von einem Manne componirt werden und im Manne diese unbezeichenbare Wiederbelebung emotioneller Erinnerung hervorrufen können? — Die Antwort kam gleich von selbst. — Jeder sterbliche Mann ist viele Millionen Male ein Weib gewesen."

Dies Beispiel ist eine gute Probe nicht nur der Denk-, sondern auch der Ausdrucksweise Hearn's, die in ihrer auch auf lautlichen Wohlklang abzielenden Glätte — man möchte manchmal Süße sagen — mehr an die italienische, als an die englische Sprache erinnert. Sie ist, wie einer von Hearn's früheren Kritikern bemerkt, ein Versuch, Baudelaire's „miracle d'une prose poétique musicale, sans rhythme et sans rime" zu verwirklichen, und es verdient dabei wohl beachtet zu werden, wie häufig der Versuch, seiner Prosa eine poetische Form zu geben, Hearn, vielleicht unbewußter Weise, dazu führt, Ausdrucksweise und Satzbildungen der Bibel anzuwenden — ein Beweis für die Formvollendung vieler ihrer Theile, die selbst die Uebersetzung in sprödere Sprachen ihnen völlig zu nehmen nicht im Stande gewesen ist.

Wo das Gefühl dem Verstande die Wage hält und in Augenblicken der Erregung ihn überwiegt, kann es nicht Wunder nehmen, daß gewisse Lieblingsgedanken und Vorstellungen fast zu Idiosynkrasien werden. So bei Hearn die Ueberzeugung von der seiner Meinung nach nicht anzuzweifelnden ethischen Ueberlegenheit der Japaner über die europäische Rasse. Hearn ist nicht der Erste, der die Behauptung aufgestellt hat, daß die Japaner durch die Berührung mit den Fremden verdorben worden seien; aber auch bei ihm fehlt der Beweis dafür. Wenn man diese Beschuldigung nur auf die äußeren Formen der niederen Classen in den geöffneten Häfen beziehen will, so wird sich dagegen freilich nichts einwenden lassen. Matrosen sind eben keine Träger der Cultur, keine Pioniere der Civilisation. In jeder andern Beziehung aber entbehrt eine solche Ansicht jeder Berechtigung. In der Geschichte des japanischen Mittelalters spielen Verrath, Treubruch gegen den geistlichen Herrscher wie gegen die weltlichen Herren und Meuchelmord dieselbe, wenn nicht eine

größere Rolle als in der Europa's, und man darf nicht vergessen, daß das Mittelalter, d. h. die Zeit der Feudalität, in Japan bis zu Anfang der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts reichte. Aber auch in dem, was mit Recht als der Prüfstein in Fragen der Moral angesehen wird, in dem Familienleben wie in den außerehelichen Beziehungen der Geschlechter zu einander, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Japan äußerlich — denn wer kann Herz und Nieren prüfen? — bei der Eröffnung des Verkehres mit dem Auslande weit hinter diesem zurückstand. Die Abgeschlossenheit der vornehmen Familien nach außen hin gestattete allerdings kein maßgebendes Urtheil über die Zustände innerhalb derselben; aber man wird wohl nicht irre gehen, wenn man annimmt, daß die Vielweiberei — und was ist die Kebsweiberwirthschaft in Japan anderes? — dort wie überall ihren entwürdigenden Einfluß ausgeübt hat und ausübt. In Betreff der mittleren und unteren Stände lagen die Verhältnisse für den Beobachter günstiger; aber was er dort sah, war sicherlich nicht geeignet, den Eindruck einer moralischen Ueberlegenheit dieser Classen zu erwecken. Ehe die Fremden nach Japan kamen, und noch während einer Reihe von Jahren nachher stand dort der Phallusdienst in voller Blüthe; es gab zu Neujahr kein Haus, das nicht mit dessen Symbol geschmückt gewesen wäre, und bei den feierlichen Aufzügen, Matzuris, die zu dieser Zeit stattfanden, spielte dieser Cult eine Hauptrolle. Die Bilder und Gegenstände, die öffentlich auf den Straßen feilgeboten wurden — und es ist charakteristisch, daß die schlimmsten derselben immer mit dem Kaiserhofe und dem Hofadel, den Kugés, in Verbindung gebracht wurden —, wie die Schaustellungen, die z. B. in Tokio an der Riogoku-Brücke stattfanden, spotten jeder Beschreibung. Ueberall im ganzen Lande bestanden, nachweisbar seit Jahrhunderten, Häuser, deren Insassinnen den Blicken und der Wahl des Publicums in öffentlicher Ausstellung feilgeboten wurden, und man bleibt wohl noch hinter der Wirklichkeit zurück, wenn man die Zahl der gewerbsmäßig dem Vergnügen der Menge dienenden Frauen, auf dem Lande und in den Städten auf 1 Procent der Bevölkerung veranschlagt. In manchen dieser Beziehungen ist, besonders seit der Restauration des Mikado's, Besserung geschaffen worden, und es ist dies dem Beispiel und dem Einfluß des Auslandes zu danken, aber die vorerwähnten Häuser und Ausstellungen bestehen noch immer in voller Blüthe, die Contracte zwischen Verkäufern, Käufern und Verkauften werden noch heute von den Behörden abgeschlossen, ihre Erfüllung kann auf civilrechtlichem Wege erzwungen werden, und die Regierung erhebt noch immer von jedem solchen Hause und für jede Insassin derselben eine Abgabe.

Es mag hier gleich mit einer anderen, weit verbreiteten, irrthümlichen Ansicht aufgeräumt werden. Wie in den Rhetorenschulen des Kaiserlichen Roms zu den beliebten Thematen der edle Jüngling gehörte, der sich zu dem ehrlosen Handwerk der Gladiators vermiethete, um z. B. mit dem Handgeld das Begräbniß seines Vaters zu bestreiten, so bildet die edle Tochter einer verarmten Samurai-Familie, die, um ihre Eltern zu ernähren, sich freiwillig der Schande preisgibt, eine Lieblingsfigur in der älteren japanischen Novellenliteratur und ist aus derselben in die Berichte ebenso empfindsamer wie un-

zuverlässiger Reisenden übergegangen. In Wirklichkeit ist in Japan, wie das in Rom der Fall war, das Vorkommen solchen Edelsinns, wenn auch nicht ganz ausgeschlossen, doch eine solche Seltenheit, daß von der Idee des freiwilligen Opfers Abstand genommen werden kann; die Autorität der Eltern dagegen ist in der Mehrzahl der Fälle allerdings der ausschlaggebende Grund. Nach dem confucianischen, auch in Japan geltenden Moralgesetz ist diese Autorität eine so große, daß, wie die Tochter nicht gefragt wird, ob und mit wem die Eltern sie verheirathen, ihr auch nur schweigende Unterwerfung übrig bleibt, wenn dieselben sie zu einem entehrenden Gewerbe verkaufen. Denn daß der Aufenthalt im Yoshiwara von den Japanern anders angesehen werde, oder daß die Insassinnen derselben in größerer Anzahl in ihre Familien zurückkehrten, ist ein Irrthum. „Was sind," fragte Henry Norman[1]) die Polizeibehörden, „die hauptsächlichsten Gründe, die zur Recrutirung der Yujo (wörtlich Freudenmädchen) führen?" — „Nur zwei," war die Antwort; „Armuth und natürliche Neigung." — „Aber wenn wir Gefühl und gesetzlichen Schutz bei Seite lassen, welcher Procentsatz von Yujo kehrt zu einem ehrsamen Leben zurück?" — „Leider sehr wenige; wir haben ein japanisches Sprüchwort, das Ihre Frage genau beantwortet; ‚Gerathe einmal in schmutziges Wasser, und so lange du lebst, wirst du nie wieder rein gewaschen.'"

Auch in einem anderen Punkte muß Hearn berichtigt werden. In einem der Aufsätze in „Glimpses of Unfamiliar Japan" betitelt „The japanese smile" sagt er: „Eine gewisse Anzahl von Fremden wurde getödtet, mit guten moralischen Folgen." Abgesehen von der Roheit des Gedankens und der Ausdrucksweise, die bei einem so ausgesucht weichlichen Schriftsteller doppelt verletzen muß, ist die Auffassung, als habe den in Japan an Fremden verübten Mordthaten die Absicht zu Grunde gelegen, für persönlich erlittene oder eingebildete Mißhandlung oder Mißachtung Rache zu nehmen, eine durchaus unberechtigte. Die Mörder resp. Angreifer waren meistens weder mit ihren Opfern noch mit anderen Fremden persönlich in Berührung gekommen, sie waren fast ausnahmslos verkommene Gesellen der niedrigsten Art, die aus liederlichen Häusern kamen, nach vollendeter That in solche zurückkehrten und nicht einmal die immer noch sehr minderwerthige Entschuldigung eines ehrlichen Patriotismus besaßen.

Trotz dieser Einschränkungen und manchen anderen, die mit Recht gemacht werden könnten, läßt sich nicht in Abrede stellen, daß Lafcadio Hearn als Kenner der japanischen Volksseele und des Folklore des Inselreichs eine hervorragende Stellung einnimmt, die hervorragendste vielleicht, die ihm nur Algernon B. Mitford, der Verfasser von „Tales of old Japan", streitig macht. Aber zwischen beiden Schriftstellern besteht ein großer Unterschied; Mitford, der 1871 schrieb, stand auf der Grenze zwischen dem alten und neuen Japan und schöpfte mit vollen Händen aus der Vergangenheit, die für ganz Japan damals noch fest mit der Gegenwart verknüpft war; Hearn dagegen, der über zwanzig Jahre später schreibt, erzählt von einer im Untergange be-

[1]) The real Japan 1892.

griffenen Cultur: nur noch die niederen Stände, Bauern und Fischer, Krämer und Arbeiter bewahren die alten Vorstellungen, Sitten und Gebräuche; mit einem Theil der Ueberlieferungen der Vorfahren hat die Regierung auf dem Gesetz- und Verordnungswege aufgeräumt, der andere geht an dem Skepticismus des jungen Japans zu Grunde, dem einzigen unleugbaren Ergebniß oberflächlicher und einseitiger westlicher Erziehung. So sind, was Hearn uns bietet, Erinnerungen an Vergangenes und Vergehendes, die noch in die Gegenwart hineinragen, Ruinen zerstörter Feenschlösser in der prosaischen Wirklichkeit, doch darum nicht minder werthvoll, weil sie die Zeugen einer älteren Cultur sind, die bald nur noch einen antiquarischen Werth haben wird.

II.

Die Frage, was mit der Seele nach dem Tode vorgeht, ist eine, welche die Völker am meisten beschäftigt, die an eine Fortdauer derselben nach der Trennung vom Körper glauben. Die beiden japanischen Religionen, der Shintoismus und der Buddhismus, kennen eine solche Fortdauer, und der Confucianismus thut dasselbe, da ohne einen solchen Glauben der Ahnencultus jeder Grundlage entbehren würde. Die Lehren des Buddhismus, der einzigen Lehre, die sich mit der Frage eingehender beschäftigt, sind auch für Japan maßgebend; sie haben nur in einzelnen Punkten eine besondere japanische Erweiterung gefunden. Eine solche findet sich z. B. in der dem Jizo (Sanskrit, Kshitegarbha), dem Schutzpatron der Reisenden, der schwangeren Frauen und der Kinder, den Seelen der Letzteren gegenüber zugeschriebenen Rolle. Jizo ist vielleicht aus diesem Grunde die populärste Gottheit in Japan; sein Bild findet sich überall, besonders häufig auf den Kirchhöfen, wo man ihn oft mit einem Zeuglappen um den Hals sieht, der mit kleinen Steinen gefüllt ist. An diesen Steinchen, die von frommen Leuten, meistens Müttern, stammen, die ein Kind verloren haben, hängt ein Stück rührenden Volksaberglaubens. An dem Fluß der drei Wege (Sanzunokawa), dem japanischen Styx, über den die Seelen übergesetzt werden müssen, um in die Unterwelt zu gelangen, sitzt ein altes Weib (Sodzu oder Shozukano-Baba), die Denjenigen, denen die drei kleinen Kupfermünzen Fährgeld nicht mit ins Grab gegeben worden sind, die Kleider auszieht und an Bäumen aufhängt, so daß die armen Seelen nackt herumlaufen müssen. Nach dieser Art Vorhölle kommen auch alle Kinder unter zehn Jahren, um dort Gebetthürme (Dagoben) aus kleinen Steinen zu errichten, die von bösen Geistern immer wieder umgestürzt werden; Jizo aber tröstet und beschützt die Kleinen. Hearn beschreibt verschiedene Tempel Jizo's, sowie einen Besuch in den Höhlen von Mitzura, wo man in der dünnen Sandschicht des Bodens die Fußstapfen der Kinder sieht und die Steinhaufen, die sie während der vergangenen Nacht gebaut haben. Denn die Kinder arbeiten nur während der Nacht, da sie, wie alle Todten, die Sonne fürchten. Ueber seinen Besuch dort berichtet er, wie folgt:

„Wir fahren gerade auf eine ungeheure senkrechte Falte in der langen Linie schwarzer Klippen los. Unmittelbar vor derselben ragt ein mächtiger schwarzer Fels aus dem Meere hervor, gepeitscht von dem Schaum der sich brechenden Wellen. Wir fahren um denselben herum und gleiten hinter ihm in glattes Wasser und

Schatten, den Schatten einer gewaltigen Kluft in dem Abhang der Küste. Und plötzlich gähnt, in unvorhergesehener Richtung, die Mündung einer anderen Höhle vor uns auf; im nächsten Augenblick berührt unser Boot ihre steinerne Schwelle mit einem leichten Stoß, der ein tönendes Echo, wie den Schall einer Tempelpauke, dröhnend durch den ganzen unergründlichen Raum sendet. Ein einziger Blick zeigt mir, wohin wir gekommen sind. Weit hinten im Dunkel sehe ich das Gesicht eines Jizo lächelnd in hellem Stein und vor ihm und überall um ihn herum eine gespensterhafte Versammlung grauer Gestalten ohne Formen — ein Heer von phantastischen Gebilden, die an das Wrack eines Kirchhofes erinnern. Vom Meere aus steigt der gerippte Boden der Höhle durch tiefer werdenden Schatten zu dem schwarzen Munde einer anderen Grotte empor, und der ganze Abhang ist bedeckt mit Hunderten und Tausenden von Gebilden, wie zerbrochene Haka (Leichensteine). Aber wie das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt, wird es klar, daß dies niemals Haka waren; es sind nur kleine Thürme aus Steinen und Kieseln, geschickt in langer und geduldiger Arbeit aufgebaut. ‚Shinda kodomo no shigoto', murmelt mein Karrenführer mit einem mitleidigen Lächeln, ‚alles dies ist das Werk der todten Kinder.' ...... So bewegen wir uns sehr vorsichtig und langsam durch die Höhle bis zu einer Stelle, die von Steinhaufen frei und wo der felsige Boden mit einer dünnen Lage von Sand bedeckt ist, dem Ueberbleibsel einer über ihm befindlichen abbröckelnden Felskante. Und in dem Sande sehe ich leichte Abdrücke von kleinen Füßen, Kinderfüßen, winzigen nackten Füßen, nur drei bis vier Zoll lang — die Fußstapfen der Kinderseelen. Wären wir früher gekommen, so hätten wir, wie die im Boote rudernde Frau sagte, viel mehr gesehen. Denn es ist während der Nacht, wenn der Boden der Höhle von dem Thau und den Abtropfungen der Decke feucht ist, daß sie ihre Fußstapfen auf demselben lassen; aber wenn die Hitze des Tages kommt und der Sand und die Felsen trocknen, dann verschwinden die Spuren der kleinen Füße. — Es waren nur drei Fußstapfen sichtbar, aber diese waren außergewöhnlich deutlich. Einer wies nach dem Wall der Höhle, die anderen nach der See. Hier und dort auf den Kanten oder Vorsprüngen des Felsens, über die ganze Höhle, lagen winzige Strohsandalen — Zori von Kindern —, Opfergaben von Pilgern für die Kleinen, damit ihre Füße nicht von den Steinen verwundet werden. Aber alle die Geisterfußstapfen sind Abdrücke von nackten Füßen" [1]).

Eine von Hearn [2]) angeführte, ihm in einem Tempel in Kamakura mitgetheilte, zweihundert Jahre alte Hymne (Wasan) auf Jizo verdient Wiedergabe:

Die Legende von dem Gemurmel der kleinen Seelen, die Legende von dem Summen des Sai-no-kawara [3]).

Nicht von dieser Welt ist die kummervolle Geschichte,
Die Geschichte von dem Sai-no-kawara,
An den Wurzeln des Berges von Shide.
Nicht von dieser Welt ist die Geschichte und doch jammervoll zu hören,
Denn zusammen im Sai-no-kawara sind versammelt
Kinder von zartem Alter in Menge,
Kinder nur zwei oder drei Jahre alt,
Kinder von drei oder vier, Kinder von weniger als zehn.
In dem Sai-no-kawara sind sie versammelt,

[1]) Glimpses of Unfamiliar Japan: In the cave of the childern's ghosts.

[2]) Das.: Jizo.

[3]) Sai-no-kawara, zu dem alle Kinder nach dem Tode müssen (und auch alle Unverheiratheten).

Und die Stimme ihrer Sehnsucht nach ihren Eltern,
Die Stimme ihres Rufens nach ihren Müttern und ihren Vätern -
Chichi koishi! Haha koishi!
Ist wie die Stimme des Schreiens der Kinder in dieser Welt.
Aber ein Schreien so jammervoll zu hören,
Daß der Ton desselben durch Fleisch und Knochen dringen würde.
Und schmerzlich ist wahrlich die Aufgabe, die sie erfüllen,
Steine zu sammeln im Bett des Flusses,
Um damit die Thürme des Gebets aufzuhäufen.
Betend für das Glück des Vaters häufen sie den ersten Thurm,
Betend für das Glück der Mutter häufen sie den zweiten Thurm,
Betend für ihre Brüder, ihre Schwestern und Alle, die sie zu Hause liebten,
häufen sie den dritten Thurm.
Das sind bei Tage ihre kläglichen Zerstreuungen.
Aber immer, wenn die Sonne unter den Horizont sinkt,
Dann erscheinen die Oni, die Dämonen der Höllen,
Und sagen zu ihnen: „Was ist das, was Ihr hier thut?
Ach, Eure Eltern, die noch in der Shaba[1])-Welt leben,
Denken nicht an fromme Gaben oder heilige Werke;
Sie thun nichts, als um Euch trauern von Morgen bis Abend,
Ach, wie kläglich, o, wie unbarmherzig!
Wahrlich, die Ursache des Schmerzes, den Ihr leidet,
Ist nur das Trauern, das Klagen Eurer Eltern."
Und auch sagend: „Tadelt niemals uns!"
Werfen die Dämonen die aufgehäuften[2]) Thürme nieder,
Sie stoßen die Steine um mit ihren eisernen Keulen.
Doch sieh: der Lehrer Jizo erscheint.
Ganz milde kommt er und sagt zu den weinenden Kindern:
„Fürchtet Euch nicht, Ihr Lieben, seid nicht ängstlich,
Arme kleine Seelen, Euer Leben war wahrlich kurz;
Zu früh wurdet Ihr gezwungen, den langen Weg nach dem Meido zu machen,
Den langen Weg nach dem Lande der Todten.
Vertraut mir. Ich bin Euer Vater und Mutter im Meido,
Vater aller Kinder im Lande der Todten."
Und er schlägt die Falten seines glänzenden Kleides um sie,
So gnadenvoll fühlt er Mitleid mit den Kindern.
Denen, die nicht gehen können, streckt er seinen starken Shakujo[3]) hin.
Und er streichelt die Kleinen und liebkost sie und nimmt sie an seine liebevolle Brust,
So gnadenvoll fühlt er Mitleid mit den Kindern.
Namu Amida Butsu[4]).

Manchmal scheint sich Jizo aber auch mit Dingen befaßt zu haben, die nicht gerade in sein Fach schlugen. So erzählt Hearn, daß früher in Kamakura ein Tempel bestanden habe, in dem sich eine berühmte Statue des

[1]) Shaba, die Menschen(Ober-)welt, im Gegensatz zu Meido, die Todten(Unter-)welt.

[2]) Das Aufhäufen von Steinen bezieht sich auf eine Stelle in der Sutra, „Der Lotus des Guten Gesetzes": „Selbst die kleinen Kinder, die spielend hier und dort Sandhaufen machten, um sie als Stupas (Pagoden) den Ginas zu weihen, sie Alle haben Erleuchtung erlangt."

[3]) Shakujo, der Stab der Bettelpriester, mit sechs am oberen Theil befestigten metallenen Ringen.

[4]) Eine Anrufung des Buddha's des Westens, im Gegensatz zu dem Buddha des Ostens, Shakya Mune.

Hadaka-Jizo, d. h. des nackten Jizo, befunden habe. Die Statue sei in der That nackend gewesen, aber man habe ihr Kleider angezogen und sie habe aufrecht mit den Füßen auf einem Schachbrett (in Japan ein dicker Klotz mit vier niedrigen Füßen) gestanden. Wenn Pilger zu dem Tempel gekommen seien und ein gewisses Trinkgeld entrichtet hätten, habe der Priester des Tempels die Kleider von der Statue abgenommen, und Alle hätten dann sehen können, daß, obgleich das Gesicht das Jizo's gewesen, der Körper der einer Frau war.

„Das aber ist der Ursprung der berühmten Statue Hadaka-Jizo's auf dem Schachbrett. Bei einer Gelegenheit habe der große Prinz Tairano Tokyori[1]) in der Gegenwart von vielen Gästen mit seiner Gemahlin Schach gespielt und sie veranlaßt, sich, nachdem sie mehrere Partien gespielt, damit einverstanden zu erklären, daß, wer das nächste Spiel verliere, nackend auf dem Brett stehen solle. Und in dem nächsten Spiel, das sie spielten, verlor seine Gemahlin; sie betete zu Jizo, sie vor der Schande zu bewahren, nackend erscheinen zu müssen. Und in Antwort auf ihr Gebet kam Jizo und stand auf dem Schachbrett und entkleidete sich selbst und verwandelte seinen Leib in den Leib einer Frau."

Ich gestehe, daß ich die Geschichte der Lady Godiva, Gemahlin des Grafen von Mercia und Herrn von Coventry, vorziehe, der, als er dieser Stadt im Jahre 1040 schwere Steuern auferlegt hatte, auf Godiva's Bitten, dieselben zu erlassen versprach, wenn sie nackend durch die Straßen reite. Sie entschloß sich dazu, ließ durch Herolde verkünden, an welchem Tage sie, nur mit ihrer Keuschheit bekleidet[2]), durch die Straßen reiten werde, und daß Niemand sein Haus verlassen oder auf die Straße sehen sollte. Sie that, wie sie gesagt, und ihr Gemahl hielt sein Wort; ein fürwitziger Schneider aber, der durch eine Spalte seines Fensterladens hinaus gesehen, wurde von Gott mit Blindheit geschlagen.

III.

Das Todtenfest (auch als Laternenfest bekannt), die Speisung der hungrigen Geister, fällt in China auf den 15. Tag des 7. Monats; der nächste Tag ist der letzte des Sommers. Die ursprünglichen hungrigen Geister waren die hindustanischen, später in den Buddhismus übernommenen Pritas[3]); jetzt werden als solche die Geister aller Todten, besonders der Ahnen und Derjenigen angesehen, die auf irgend eine Weise verunglückt sind und kein Grab und damit keine Ruhe gefunden haben. Von China, wo die Sitte seit dem dritten Jahrhundert besteht, ist sie mit dem Buddhismus nach Japan ge-

[1]) Wohl bekannter als Hodjo Toki-yori, von 1246—1256 Siken (Regent) in Kamakura. Die Hodjo stammen von den Taira. Toki-yori starb 1263, 37 Jahre alt.

[2]) In Tennyson's Gedicht „nur mit ihren Haaren".

[3]) Die Pritas, die Ungeheuer des Hungers, sind von riesigem Wuchse, grauenerregendem Aussehen, dickem Kopf, ungeheurem Bauch, der nie gefüllt werden kann, verdorrten, skelettartigen Gliedern, nackt, mit behaartem Gesicht, struppigem Haar, mit einem Munde und Schlunde so eng wie ein Nadelöhr, bald schwarz, bald todtengelb oder verwesungsblau, starrend von Schmutz und Aussatz, immer umher getrieben von wüthendem Durst und Hunger, den sie nie befriedigen können. In sie verwandelt zu werden, war ursprünglich die Strafe der Ungläubigen, Skeptiker, später aller Derjenigen, die der Geistlichkeit nichts spenden wollten. — C. F. **Koeppen**, Die Religion des Buddha.

kommen und hat sich dort bald eingebürgert; die Gebräuche sind, wie das vielfach in Japan der Fall gewesen, zierlicher geworden, und die ganze Feier hat damit einen verfeinerten Anstrich erhalten. In alten Zeiten wurde das Fest am 13., 14. und 15. des 7. Monats gefeiert, war also, da die alten japanischen Monate Mondmonate waren, ein veränderliches Fest; jetzt ist es auf den 15. Juli festgesetzt. Viele Leute jedoch, besonders auf dem Lande und in den Provinzen, feiern es noch an den alten Daten. Das Fest beginnt mit der Abhaltung eines Marktes, des Bon-ichi, auf dem alle die Dinge verkauft werden, die man bei den Ceremonien gebraucht, die Lotusblumen, mit denen Gräber und Altäre geschmückt werden, die kleinen Schalen aus unglasirtem Thon, auf denen man die Speisen für die Geister anrichtet, die Eßstäbchen, vielfach nur Hanfstengel, für dieselben, die Laternen, die weißen Reisstrohmatten, die vor den Haus- und Tempelaltären ausgebreitet werden, die Modelle von Pferden, aus Stroh gemacht, auf denen die Todten reiten, die von Ochsen, die für sie arbeiten sollen, Weihrauchstäbchen und andere Dinge[1]). Am 13. werden die Speisen, die aus gekochten oder ungekochten Gemüsen, Früchten, Mehlspeisen und Zuckersachen bestehen, niemals aber Fisch oder Fleisch einschließen, auf kleinen Tischen vor den Hausaltären aufgestellt oder auf neuen Matten vor denselben ausgebreitet. Statt Saki (Reisbranntwein) wird den erwarteten Geistern Wasser hingestellt, mit dem auch der Hausaltar fleißig besprengt wird; auch Thee wird den unsichtbaren Besuchern von Zeit zu Zeit frisch angeboten. Mit eintretender Dunkelheit werden aus harzigem Holze gemachte Fackeln vor den Häusern aufgepflanzt und Laternen aufgehängt, um den Geistern den Weg zu weisen, während an den Meeresküsten, an Seen und Flüssen zu demselben Zwecke zahlreiche Feuer angezündet werden, — Hearn gibt ihre Zahl, die eine mystisch-buddhistische Bedeutung hat, für jeden einzelnen Fall auf 108, nicht mehr oder weniger, an. In derselben Nacht werden auch auf den Friedhöfen an den Gräbern Blumen-, Speise- und Trankopfer, letztere wieder mit Wasser, dargebracht und Weihrauchstäbchen verbrannt. Während zweier Tage gelten diese Ceremonien Verwandten und Freunden; am letzten Abend, dem des 15., erfolgt, meistens in den Tempeln, die Speisung der Geister, die in der Hölle Hunger und Durst erleiden müssen, wie derjenigen, für die Niemand sorgt. Zu gleicher Zeit findet auch die Ceremonie des „Segaki", des Abschiednehmens, statt. In jedem Hause ist ein schönes Boot, selten länger als zwei Fuß, aus enggeflochtenem Gerstenstroh hergerichtet worden, das mit Speiseopfern, kleinen Laternen und schriftlichen Gebeten und Grüßen für die Verstorbenen gefüllt ist. Die Boote werden bei einbrechender Dunkelheit mit angezündeten Laternen und glimmenden Weihrauchstengeln auf die Wasserläufe gesetzt, um so dem Meere zuzugleiten. Sie sollen den Geistern zur Heimfahrt dienen. In den geöffneten Häfen und dort, wo viele Schiffe verkehren, hat die japanische Regierung das Fest verboten; aber an vielen Plätzen im Lande und besonders an der Seeküste hält die Bevölkerung an dem alten Gebrauche

---

[1]) Glimpses of Unfamiliar Japan: At the Market of the dead.

fest, und Tausende dieser kleinen Fahrzeuge werden jährlich in der Nacht vom 15. des 7. Monats mit ihrer Fracht von Liebesgaben, Lichtern und Geistern ins Wasser gelassen.

Die Tage des Todtenfestes und ganz besonders der 16. des 7. Monats sind Tage, an denen kein Fischer oder Schiffer in See sticht, und selbst die großen japanischen Dampfer wagen es nicht; ihre Mannschaft würde sich einem solchen Unternehmen widersetzen', denn an den Tagen gehen die Schiffe um, die von den Wellen des Meeres verschlungen worden sind, und können Dem, der ihnen begegnet, Unglück bringen.

„Das erste Mal," erzählt ein alter Matrose unserem Autor, „war ich sehr jung. Wir kamen vom Hokkaido (dem Bezirk des nördlichen Meeres, d. h. Yezo), und die Reise war lang und der Wind ungünstig. Und die Nacht vom 16. kam heran, als wir über den Theil des Meeres segelten, auf dem wir uns gerade jetzt befinden (in der Nähe der Oki-Inseln in der Japanischen See). Und plötzlich sahen wir hinter uns in der Dunkelheit eine große Djunke, — ganz weiß, die wir nicht bemerkt hatten, bis sie ganz nahe bei uns war. Es wurde uns ganz eigenthümlich zu Muthe, da es schien, als wenn sie nirgendwoher gekommen wäre. Sie war uns so nahe, daß wir Stimmen hören konnten, und ihr Rumpf ragte hoch über uns hinaus. Sie schien sehr schnell zu segeln, aber sie kam uns nicht näher. Wir riefen sie an, aber wir bekamen keine Antwort. Und während wir sie beobachteten, packte uns Alle die Angst, weil sie sich nicht wie ein wirkliches Schiff bewegte. Die See war furchtbar, und wir holten über und stampften, aber die große Djunke rollte gar nicht. Gerade in dem Augenblick, in dem wir begannen, uns zu fürchten, verschwand sie so schnell, daß wir kaum glauben konnten, sie überhaupt gesehen zu haben.

„Das war das erste Mal. Aber vor vier Jahren sah ich noch etwas Merkwürdigeres. Wir waren nach Oki unterwegs, in einer Djunke, und der Wind hielt uns auf, so daß wir wieder am sechzehnten Tage auf See waren. Es war am Morgen, etwas vor Mittag, der Himmel war dunkel und die See häßlich. Plötzlich sahen wir einen Dampfer, der uns sehr schnell nachlief. Er kam so nahe, daß wir seine Maschine hören konnten — katakata, katakata —, aber wir sahen Niemanden an Deck. Dann fing der Dampfer an, uns zu folgen, immer in derselben Entfernung, und so oft wir versuchten, ihm aus dem Wege zu gehen, folgte er und blieb genau in unserem Kielwasser. Und dann begannen wir zu ahnen, was er war. Aber wir waren unserer Sache nicht sicher, bis er verschwand. Er verschwand wie eine Luftblase, ohne das geringste Geräusch zu machen. Keiner von uns konnte genau sagen, wann er verschwand. Keiner sah ihn verschwinden. Das Merkwürdigste war, daß, nachdem er verschwunden war, wir noch seine Maschine hinter uns arbeiten hörten — katakata, katakata!

„Das ist Alles, was ich gesehen. Aber ich kenne Andere, Matrosen wie ich, die viel mehr gesehen haben. Manchmal folgen einem viele Schiffe, aber niemals zu derselben Zeit. Eins kommt ganz nahe und verschwindet, dann ein anderes und dann wieder ein anderes. So lange sie hinter Einem kommen, braucht man sich nicht zu fürchten. Aber wenn man so ein Schiff vor sich sieht, das gegen den Wind läuft, das ist sehr schlimm. Das heißt, daß Alle an Bord ertrinken werden" [1]).

Man sieht, daß der japanische Volksaberglaube sich auch den Fortschritten der neueren Technik anpaßt, und daß, während der europäische fliegende Holländer noch immer nur an den Formen der Vergangenheit festhält,

[1]) Glimpses of Unfamiliar Japan, II: From Hoki to Oki.

in der japanischen See schon geisterhafte Dampfschiffe die Seeleute bedrohen und verderben.

Wo ein so geregelter Verkehr zwischen den noch auf der Erde Weilenden und den Seelen ihrer Vorgänger stattfindet, ist es nur natürlich, daß die Geister der Abgeschiedenen sich häufig den Lebenden zeigen. Geistergeschichten spielen eine große Rolle in dem japanischen Folklore; die Geister Gemordeter verfolgen und plagen ihre Mörder, die Seelen Verstorbener warnen ihre Nachkommen vor drohenden Gefahren, meistens sind es aber Gefühle der Rache, die den Todten keine Ruhe lassen, wie das ja auch in den Sagen anderer Völker der Fall zu sein pflegt. Der Geist des Bauern Sogoro, als „der Geist von Sakura" bekannt, und die Geister seiner mit ihm zugleich hingerichteten Frau und Kinder verfolgen ihren Herrn Kotsuke-no-Suké, der sie ungerecht verurtheilt hat, bis ihnen Genugthuung zu Theil wird. Okiku's Geist, der die Teller zählte, von denen sie einen zerbrochen hatte, konnte nur gebannt werden, nachdem der grausame Herr, der sie durch Mißhandlungen in den Tod getrieben hatte, ins Unglück gekommen war, und in der Asai-Familie verlieren noch heute die Häupter des Geschlechts im vierzigsten Jahre ein Auge und sterben daran, weil einer ihrer Vorfahren vor Hunderten von Jahren einer unschuldig angeklagten Dienerin mit einem Leuchter ein Auge ausgeschlagen hatte und der Fluch der so Gemißhandelten noch an dem Geschlecht haftet. Auch Hearn weiß von dem Verkehr der Todten mit den Lebenden zu erzählen; aber was er berichtet, sind Wunder der Liebe und Treue, nicht des Hasses und der Rache.

So lesen wir bei ihm:

„O Kinjuro," sagte ich [1]), als wir uns nach Hause wandten, „ich habe eine Menge japanischer Geschichten gehört und gelesen von der Wiederkehr der Todten, und Du selbst hast mir erzählt, wie noch geglaubt wird, daß die Todten wiederkehren und warum. Aber nach Allem, was ich gelesen habe, und was Du mir erzählt hast, ist die Wiederkehr der Todten etwas, das nicht erwünscht ist. Sie kehren wieder aus Haß, aus Neid, oder weil sie vor Kummer keine Ruhe finden. Aber wo steht von Denen geschrieben, die wegen etwas wiederkommen, was nicht schlecht ist? Sicherlich, die gewöhnliche Geschichte ist wie das, was wir heute Nacht gesehen haben (sie kommen aus einem Holzfigurencabinet mit Darstellungen von Geistererscheinungen), Vieles, das schrecklich ist, und Vieles, das schlecht ist, und Nichts, was gut und wahr ist." — Das sagte ich aber, um ihn in Versuchung zu führen. Und er gab mir die Antwort, die ich wünschte, indem er die Geschichte erzählte, die hier folgt:

„Vor langer Zeit, in den Tagen eines Daimyo, dessen Name vergessen ist, lebten in dieser alten Stadt (Tokio) ein junger Mann und ein Mädchen, die sich sehr liebten. Ihrer Namen erinnert man sich nicht mehr, aber ihre Geschichte ist geblieben. Seit ihrer Kinderzeit waren sie versprochen, und als Kinder hatten sie zusammen gespielt, denn ihre Eltern waren Nachbarn. Und als sie aufwuchsen, wurden sie Einer dem Anderen immer theurer. Ehe der Jüngling zum Manne herangewachsen war, starben seine Eltern. Aber es war ihm möglich, in den Dienst eines reichen Samurai, eines Mannes von hohem Rang, zu treten, der ein Freund seiner Familie gewesen war. Und sein Beschützer gewann ihn schnell sehr lieb, da er sah, daß er höflich, klug und in den Waffen geschickt war. So hoffte der junge

[1]) Glimpses of Unfamiliar Japan, II: Of Ghosts and Goblins.

Mann, sich bald in einer Lage zu befinden, die es ihm ermöglichen würde, seine Verlobte zu heirathen. Aber Krieg brach aus im Norden und Osten, und er mußte plötzlich seinem Herrn ins Feld folgen. Vor seinem Aufbruch war es ihm indessen möglich, das Mädchen zu sehen; beide tauschten in Gegenwart ihrer Eltern Gelübde aus, und er versprach, falls er am Leben bleibe, innerhalb eines Jahres von dem Tage an seine Verlobte zu heirathen ..."

Das junge Mädchen wartet auf ihren Geliebten, aber die Zeit verstreicht; nur zwei Male erhält sie Nachrichten, und endlich bleiben auch diese aus, sie erkrankt vor Sehnsucht und stirbt. Ihre untröstlichen Eltern verkaufen Alles, mit Ausnahme der Ahnentafeln, der heiligen Geräthe und des I-hai (Todtentafel) ihrer Tochter, die sie im Tempel Myokoji niederlegen, und beginnen eine Pilgerfahrt, um die tausend Tempel der Nichiren-Secte zu besuchen, ein Unternehmen, das mehrere Jahre in Anspruch nimmt. Wenige Tage, nachdem sie die Stadt verlassen, kehrt der junge Mann zurück, der vergeblich versucht hat, durch die von den Feinden besetzten Provinzen zu seiner Braut zu gelangen oder ihr Nachricht zukommen zu lassen, „denn damals gab es keine Post"; er erfährt das Vorgefallene, bricht besinnungslos zusammen und schwebt längere Zeit zwischen Leben und Tod.

„Aber als er seine Kräfte wiederzugewinnen begann, kam auch der Schmerz der Erinnerung ihm zurück, und er bedauerte, daß er nicht gestorben war. Dann beschloß er, sich selbst auf dem Grabe seiner Verlobten zu tödten, und sowie er sich unbemerkt entfernen konnte, nahm er sein Schwert und begab sich nach dem Kirchhof, wo das Mädchen begraben war; es ist ein einsamer Platz, der Begräbnißplatz von Myokoji. Dort fand er ihr Grab und kniete vor demselben nieder, betete und weinte und flüsterte ihr zu, was er vorhabe. Und plötzlich hörte er ihre Stimme, die ihm zurief: ‚anata' (‚du'), und er fühlte ihre Hand auf seiner Hand, und als er sich umwandte, sah er sie an seiner Seite knieen, lächelnd und lieblich, wie er sich ihrer erinnerte, nur etwas bleich. Dann schlug sein Herz so, daß er vor Wunder und Zweifel und der Freude des Augenblicks nicht sprechen konnte. Aber sie sprach: ‚Zweifle nicht, ich bin es wirklich. Ich bin nicht todt. Es war Alles ein Irrthum; ich wurde begraben, weil die Meinigen mich für todt hielten, — zu früh begraben. Und meine eigenen Eltern hielten mich für todt und traten die Pilgerfahrt an. Und doch siehst Du, daß ich nicht todt bin — kein Geist bin. Ich bin es, — zweifle nicht daran. Und ich habe Dein Herz gesehen, und das war alles Wartens werth und des Schmerzes ... Aber jetzt laß uns gleich fortgehen nach einer anderen Stadt, so daß die Leute hier von dieser Sache nichts erfahren und uns Umstände machen, denn Alle glauben mich noch todt.' Und so zogen sie fort, unbemerkt von irgend Jemandem, und kamen nach dem Dorfe Miobu, das in der Provinz Kai liegt. Denn an dem Platze ist ein berühmter Tempel der Nichiren-Secte, und das Mädchen hatte gesagt: ‚Ich weiß, daß im Laufe ihrer Pilgerfahrt meine Eltern sicher Miobu besuchen werden, so daß, wenn wir dort wohnen, sie uns finden müssen und wir dann Alle wieder vereinigt werden.' Und als sie nach Miobu kamen, sagte sie: ‚Laß uns einen kleinen Laden aufmachen.' Und sie eröffneten einen kleinen Lebensmittelladen an der weiten Straße, die zu dem heiligen Platze führt, und dort verkauften sie Kuchen für Kinder und Spielwaaren und Essen für die Pilger. Während zweier Jahre lebten sie so, und es ging ihnen wohl, und ein Sohn wurde ihnen geboren. — Als nun das Kind ein Jahr und zwei Monate alt war, kamen die Eltern im Laufe ihrer Pilgerfahrt nach Miobu, und sie hielten vor dem kleinen Laden an, um Essen zu kaufen. Und als sie den Verlobten ihrer Tochter sahen, schrieen sie laut auf und weinten und fragten. Dann ließ er sie eintreten und verneigte sich vor ihnen und erstaunte sie, indem er sagte: ‚So wahr

ich es sage, Eure Tochter ist nicht todt, und sie ist meine Frau, und wir haben einen Sohn. Und sie ist eben jetzt in dem hinteren Zimmer, wo sie sich mit dem Kinde niedergelegt hat. Ich bitte Euch, geht hinein und erfreut sie, denn ihr Herz sehnt sich nach dem Augenblick, Euch wieder zu sehen.' Und während er sich beschäftigte, Alles für ihre Bequemlichkeit fertig zu machen, gingen sie leise in das hintere Zimmer, die Mutter voran. Sie fanden das Kind schlafend, aber die Mutter fanden sie nicht. Sie schien nur für einen Augenblick fortgegangen zu sein; ihr Kissen war noch warm; dann fingen sie an, sie zu suchen, aber sie ward nie wieder gesehen. — Und sie verstanden erst, als sie unter den Decken, die Mutter und Kind bedeckt hatten, etwas fanden, was sie sich erinnerten vor Jahren im Tempel von Myokoji gelassen zu haben: ein kleines Todtentäfelchen, das I-hai ihrer begrabenen Tochter."

Eine japanische „Braut von Korinth" ohne den religiösen Zwiespalt und die sensuelle Bewegung, aber vielleicht darum doppelt naiv und rührend. Auch nach anderen Richtungen hin, so in Betreff der Sage von der verstorbenen Mutter, die das Grab verläßt, um ihr Kind zu nähren, finden wir Aehnliches in Japan. Hearn berichtet darüber:

„Von dem Begräbnißplatz Dai-Oji, der in der Nakabarastraße liegt, wird diese Geschichte erzählt. — In der Nakabaramachi war ein kleiner Laden, in dem Midzu-ame verkauft wurde, der bernsteinfarbige Syrup, der Kindern gegeben wird, wenn keine Milch für sie beschafft werden kann. Jede Nacht zu einer späten Stunde kam in diesen Laden ein sehr bleiches Weib, ganz in Weiß gekleidet, um für einen Käsh Midzu-ame zu kaufen. Der Händler wunderte sich, daß sie so dünn und bleich war, und fragte sie oft freundlich aus, aber sie antwortete nichts. Endlich folgte er ihr in einer Nacht aus Neugierde. Sie ging nach dem Friedhofe, und er begann sich zu fürchten und kehrte um. In der nächsten Nacht kam die Frau wieder, kaufte aber kein Midzu-ame, sondern winkte nur dem Manne, mit ihr zu gehen. Er folgte ihr mit einigen Freunden nach dem Friedhofe. Sie ging zu einem Grabe und verschwand dort, und sie hörten, unter der Erde, das Schreien eines Kindes. Als sie das Grab öffneten, fanden sie in demselben den Leichnam der Frau, die jede Nacht den Syrupladen besucht hatte, mit einem lebenden Kinde, das das Licht der Laterne anlachte, und neben dem Kinde eine Schale mit Midzu-ame. Denn die Mutter war zu früh beerdigt und das Kind im Grabe geboren worden, und der Geist der Mutter hatte so für dasselbe gesorgt, da Liebe stärker als der Tod ist"[1]).

IV.

Auch in anderen Beziehungen finden sich Aehnlichkeiten und Anklänge, die, wenn sie nicht auf prähistorische Beziehungen zwischen Japan und Europa schließen lassen, so doch darauf hinweisen, daß der Mensch in allen Klimaten und unter allen Verhältnissen derselbe gewesen ist, und daß Furcht und Hoffen überall die gleichen Blüthen getrieben haben, namentlich auch in dem Glauben und dem Versuche, durch die Leiden Einzelner das Walten der dunklen Mächte der Allgemeinheit günstiger zu stimmen. Auf diesen Wunsch sind unzweifelhaft die Menschenopfer zurückzuführen, denen wir wie in Europa so auch in Japan häufig dort begegnen, wo es sich darum handelte, Bauwerke, wie Burgen, Dämme, Brücken u. s. w., vor der Gewalt der Elemente zu schützen. Hearn erwähnt mehrere auf solche Vorfälle bezügliche Sagen, und es ist interessant, zu beobachten, wie der Glaube an die Möglichkeit, daß solche

[1]) Glimpses of Unfamiliar Japan, I: Chief City of Province of the Gods.

Opfer wiederkehren, sich in der japanischen Volksseele lebendig erhalten hat und zugleich die Eigenschaft des Japaners, allen, selbst den anscheinend sich am wenigsten dazu eignenden Thatsachen eine komische Seite abzugewinnen, auch in diesem Theile des nationalen Folklore zu witzigem Ausdruck kommt.

In Matsuë, der hauptsächlichsten Stadt im Sanindō, dem an der Japanischen See gelegenen Theil des Landes von Miya zu bis Hagi, wo Hearn längere Zeit als Lehrer an einer Mittelschule thätig war, bestand eine alte, hölzerne Brücke, die in den letzten Jahren des 16. oder den ersten des 17. Jahrhunderts gebaut worden war. Der Bau hatte große Schwierigkeiten gemacht, da es sich als fast unmöglich erwies, im Bett des Flusses ein festes Fundament für die Pfeiler der Brücke herzustellen; endlich aber griff man zu dem Ausweg, unter dem mittelsten Pfeiler, wo der Strom am heftigsten war, einen Mann lebendig zu begraben, was denn auch den Erfolg hatte, daß die Brücke nun dreihundert Jahre lang allem Andrang des Windes und der Wellen widerstand. Zweifler — und auch in Japan gibt es solche — behaupteten freilich, daß die Geschichte nicht wahr sei, und daß Gensuke, nach dem die Brücke genannt worden, überhaupt gar nicht der Name eines Mannes, sondern nur der einer Aera gewesen sei. Woher hätten dann aber wohl die feurigen Erscheinungen kommen sollen, die in mondscheinlosen Nächten den mittleren Pfeiler der Brücke umspielten?

Vor einigen Jahren wurde die alte, hölzerne Brücke, die schließlich doch sehr baufällig geworden war, durch eine neue, eiserne ersetzt, und es verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß dazu ein neues Menschenopfer nothwendig sei, das diesmal aus der Zahl Derjenigen gewählt werden solle, die ihr Haar noch nach der alten Sitte in einem Zöpfchen trügen, worauf nicht wenige solcher Anhängsel der Schere der Barbiere zum Opfer fielen. Dann kam ein anderes Gerücht, das dahin lautete, daß die Polizei angewiesen worden sei, sich der tausendsten Person zu bemächtigen, welche die Brücke überschritte, und sie unter der Brücke zu begraben. Die Folge war, daß bei einem bald darauf zu Ehren des Reisgottes stattfindenden Feste der größere Theil der Landbevölkerung, der an diesem Tage in die Stadt zu strömen pflegte, ausblieb, was für den localen Kleinhandel einen Verlust von vielen tausend Mark bedeutete.

Auch das Schloß von Matsuë hat seine Legende. Unter seinen Mauern ist ebenfalls ein menschliches Opfer begraben worden, diesmal ein Mädchen, dessen Name vergessen ist, von der man aber weiß, daß sie jung und schön gewesen und leidenschaftlich gern getanzt hatte. Auch hier hat das Opfer seinen Zweck erfüllt; denn das alte Schloß steht noch. Aber es bedurfte doch ganz besonderer Vorsichtsmaßregeln, um den vorgesteckten Zweck zu erreichen. Denn die Begrabene konnte keine Tanzmusik hören, ohne sich zu rühren und dermaßen zu bewegen, daß der Hügel, auf dem das Schloß steht, schwankte und dies selbst in seinen Grundvesten erzitterte. So mußte durch eine besondere Verordnung den jungen Mädchen der Stadt verboten werden, in den Straßen zu tanzen, was der Moral und dem Fürstenschloß gleich nützlich gewesen zu sein scheint [1]).

---

[1]) Glimpses of Unfamiliar Japan, I: Chief City of Province of the Gods.

Auch für den Glauben, daß, wenn man in das einen Menschen darstellende Bild oder solche Puppe Nadeln sticht oder Nägel schlägt, dem Urbilde Schaden zugefügt werden könne, finden wir in Japan vielfach Belege. Gewöhnlich wird die Ceremonie der Bezauberung in der Weise vorgenommen, daß eine ganz in Weiß gekleidete Frau mit einem oder mehreren Lichtern auf dem Kopfe um Mitternacht unter besonders vorgeschriebenen Incantationen einen oder mehrere Nägel in einen Baum schlägt, die dann dem Besprochenen Krankheit oder Tod bringen. Es gibt aber auch andere Methoden, von denen Hearn eine in der Ballade vom Knaben Shuntaro erwähnte wiedergibt; er hörte sie von den Yama-no-mono, einer Pariahkaste in den Bergen bei Matsuë, die ihr Leben als Lumpensammler fristen.

„Im Sanjo-Viertel der Stadt Kyoto angekommen, erfragte sie (die böse Stiefmutter) ihren Weg nach der Straße Kajimachi, die die Straße der Schmiede ist. Und als sie sie gefunden, sah sie in ihr drei Schmieden, eine neben der anderen.

„In die mittlere hineingehend grüßte sie den Schmied und fragte ihn: ‚Herr Schmied, könnt Ihr mir eine kleine, feine Arbeit in Eisen machen?‘ Und er antwortete: ‚Ja, Dame, das kann ich.‘

„Dann sagte sie: ‚Macht mir, ich bitte Euch, neunundvierzig Nägel ohne Köpfe.‘ Aber er antwortete: ‚Ich gehöre der siebenten Generation einer Familie von Schmieden an, aber noch nie habe ich bis jetzt von Nägeln ohne Köpfe gehört, und einen solchen Auftrag kann ich nicht übernehmen. Es wäre besser, daß Ihr anderswo anfragtet.‘

„‚Nein,‘ sagte sie, ‚da ich zuerst zu Euch gekommen bin, will ich nicht anderswo hingehen. Macht sie für mich, Herr Schmied, ich bitte.‘ Er antwortete: ‚Wahrlich, wenn ich solche Nägel mache, müssen mir dafür tausend Ryo [1]) gegeben werden.‘

„Sie erwiderte ihm: ‚Wenn Ihr sie alle für mich macht, so kümmere ich mich nicht darum, ob Ihr tausend oder zweitausend Ryo verlangt. Macht sie, ich bitte Euch, Herr Schmied.‘ — So konnte der Schmied sich nicht gut weigern, die Nägel zu machen.

„Er ordnete Alles nach Vorschrift, den Gott des Blasebalgs (den Schutzpatron der Schmiede) zu ehren. Dann, als er den ersten Hammer aufnahm, recitirte er die Diamant-Sutra, den zweiten aufnehmend die Kwannon-Sutra, den dritten aufnehmend die Amida-Sutra, weil er fürchtete, daß die Nägel für einen schlechten Zweck gebraucht werden möchten.

„So in Kummer machte er die Nägel fertig. Dann freute sich das Weib. Und während sie die Nägel mit der linken Hand nahm, bezahlte sie das Geld an den Schmied mit der rechten und sagte ihm Lebewohl und ging ihres Weges.

* * *

„Und auf ihrem Wege hielt das Weib bei dem Hause eines Malers an und bat ihn, für sie ein Bild zu malen.

„Und der Maler fragte sie, sprechend: ‚Soll ich Euch das Bild eines alten Pflaumenbaums malen oder das einer alten Fichte?‘

„Sie sagte zu ihm: ‚Nein, ich will weder das Bild eines alten Pflaumenbaums noch einer alten Fichte. Ich will das Bild eines Knaben von siebzehn Jahren, fünf Fuß hoch und mit zwei Muttermalen im Gesicht.‘

„‚Das,‘ sagte der Maler, ‚ist leicht zu malen.‘ Und er machte das Bild in wenig Zeit. Es war Shuntoku-maru sehr ähnlich, und das Weib freute sich, als sie fort ging.

---

[1]) Eine Goldmünze, 4 Bus werth; 1860 circa 6,50 Mark.

„Mit dem Bilde eilte sie nach Kiyomidzu, und sie klebte das Bild auf einen der Pfeiler hinter dem Tempel.

„Und mit siebenundvierzig Nägeln von den neunundvierzig nagelte sie das Bild an den Pfeiler, und mit den beiden übrig bleibenden nagelte sie die Augen.

„Dann sicher, daß sie einen Zauber auf Shuntoku geworfen, kehrte das schlechte Weib nach Hause zurück" [1]).

Von Leben und Tod in Japan zu schreiben und dabei des Selbstmordes nicht zu gedenken, dem dort eine besonders ceremonielle Behandlung zu Theil geworden ist und noch zu Theil wird, dürfte kaum angänglich sein. Das Harakiri ist freilich als gerichtlich ausgesprochene Strafe aus den neuen Gesetzbüchern verschwunden, aber im japanischen Volksgeist lebt immer noch die Ueberzeugung, daß ein freiwilliger Tod nicht allein alle Sünden auslösche, sondern auch insofern einen gewissen Opferwerth besitze, als er dazu diene, Behauptungen, Ansichten oder Rathschlägen den Stempel persönlicher Selbstlosigkeit aufzudrücken. Es ist dies eine, wie so viele andere, aus China nach Japan gekommene Anschauung, die vielleicht gerade deswegen, weil sie in Japan einerseits seltener vorkommt, andererseits aber auch noch heute fast ausschließlich auf die Samurai-Classe beschränkt geblieben ist, unter Fremden mehr Aufsehen und damit auch mehr Mitgefühl erregt als in dem Lande ihres Ursprungs. Daß Aehnliches oft vorkommt, läßt sich leicht beweisen. Eine der häufig zum Preise japanischer Frauen erzählten Geschichten ist die des Mädchens, die ein Liebhaber im Stich gelassen und die einen anderen Mann geheirathet hat. Der Liebhaber kehrt zurück und verlangt von ihr, daß sie ihm das Schlafgemach ihres Mannes öffne, damit er ihn ermorden könne. Da sie weder zu der That behülflich sein noch ihren früheren Geliebten verrathen will, weiß sie ihren Mann zu entfernen und legt sich in den Kleidern desselben auf seine Lagerstätte, wo sie von ihrem Geliebten, der sie für ihren Mann hält, getödtet wird. Die Geschichte hat sich wahrscheinlich nie in Japan ereignet, denn sie ist nichts weiter als die Uebertragung einer uralten chinesischen Geschichte, deren Abbildung und Beschreibung sich schon unter den Sculpturen des Erbbegräbnisses der Familie Wu in Shantung aus dem zweiten Jahrhundert unserer Aera befinden. Dort wird von der „tugendhaften Frau aus der Hauptstadt" erzählt, daß sie zur Zeit der ersten Han-Dynastie (207 v. Chr. bis 25 n. Chr.) in der damaligen Hauptstadt Changnan gelebt habe. Ein Todfeind ihres Mannes habe gedroht, ihren Vater zu ermorden, wenn sie ihm nicht verrathe, wo ihr Mann jede Nacht schlafe. Vor die Wahl gestellt, den Tod ihres Vaters oder ihres Gatten zu verursachen, habe die Frau ein Zimmer gezeigt, in dem, wie sie angab, der Letztere schliefe; als der Abend herangekommen, habe sie das Fenster dieses Zimmers geöffnet und sich selbst auf die Lagerstätte niedergelegt. Der Feind sei gekommen und habe ihr den Kopf abgehauen; als der Tag angebrochen, habe er seinen Irrthum erkannt, tiefen Schmerz empfunden und seine That bereut [2]).

[1]) Kokoro. Appendix: The ballad of Shuntoku-maru.

[2]) E. Chavannes, La sculpture sur pierre en Chine au temps des deux dynasties Han. Paris, Ernest Leroux. 1893.

Unter den Selbstmorden, die, wie gesagt, in Japan ein in anderen Ländern glücklicher Weise unbekannter heroischer Nimbus umgibt, sind die aus Liebe die häufigsten; es handelt sich in solchen Fällen gewöhnlich um junge Liebespaare, die aus einem oder dem anderen Grunde sich nicht heirathen können. Meistens spielt ein Mädchen aus einem der Freudenhäuser eine Rolle in derartigen Tragödien, und der erzürnte Vater des jungen Mannes versagt dann häufig den Liebenden die Ruhe in einem gemeinsamen Grabe, die ihnen in anderen Fällen, auch in Erinnerung an alte chinesische Sagen und Gebräuche, sonst gern gewährt wird. Reiner und rührender ist der Selbstmord der Yuko, d. h. der „Braven", einer verwaisten Samurai-Tochter, die sich nach dem Attentat auf den damaligen Czarevitsch, jetzigen Kaiser von Rußland, in Kanagawa das Leben nahm, als Sühnopfer für den Kummer, den der Tenshi Sama, der Kaiser von Japan, über den Vorfall empfand. In einem Briefe, den sie hinterließ, bat sie die hohen Beamten der Hauptstadt, den Herrscher anzuflehen, seiner Trauer Halt zu gebieten, da ein junges Leben, wenn auch unwürdig, als freiwilliges Opfer für das begangene Unrecht hergegeben worden sei. Eine Auffassung und eine That, die uns gleich fremd berühren, und die nur dann verständlich werden, wenn man sich des Princips erinnert, das durch die ganze chinesische Welt geht, zu der auch Japan, trotz Frack und weißem Halstuch, gehört, daß nämlich der Herrscher als Vater und Erzieher des Volks den Göttern gegenüber die Verantwortlichkeit für die Thaten seiner Unterthanen zu tragen hat [1]).

Näher kommt uns schon die Frau oder das Mädchen, die sich tödtet oder getödtet wird, um der Schande zu entgehen. Lucretia und Emilia Galotti sind uns auch im japanischen Gewande verständlich; aber selbst in diesen Fällen ist die Inscenirung der That meistens eine derartige, daß unter der eigenthümlichen Färbung der Handlung für den Fremden das rein menschliche Gefühl zurücktritt und verschwindet. Es liegt über dem Ganzen bei aller inneren Größe ein kaltes, äußerliches Ceremoniell, dessen Banden selbst die heißesten Gefühle zu sprengen nicht im Stande zu sein scheinen. So berichtet Hearn:

„Vor sieben Menschenaltern machte ein Matzudaira, Daimyō von Izumo, mit großer Pracht den Tempeln von Hinomisaki seinen ersten officiellen Besuch und wurde von dem Oberpriester, dem Kengyō, mit Ehren aufgenommen, unzweifelhaft in dem Zimmer der hundert Matten, das wir heute den Vorzug hatten sehen zu dürfen. Wie die Sitte gebot, wartete das junge Weib des Wirthes dem fürstlichen Besucher auf und bediente ihn mit Leckereien und Wein. Sie war auffallend schön, und ihre Schönheit bezauberte unglücklicher Weise den Daimyō. Mit königlicher Unverschämtheit verlangte er, daß sie ihren Gemahl verlassen und seine Concubine werden solle. Obgleich erstaunt und entsetzt, antwortete sie muthig, wie es der wahren Tochter eines Samurai geziemte, daß sie ein liebendes Weib und Mutter sei und daß sie, ehe sie ihren Gatten und ihr Kind verlasse, lieber ihrem Leben mit eigener Hand ein Ende machen werde. Der große Herr von Izumo zog grimmig ab, ohne mehr zu sagen, und ließ den kleinen Haushalt in Kummer und Sorge zurück; denn es war nur zu gut bekannt, daß der Fürst seinen Begierden und seinem Haß nichts in den Weg zu treten gestatte.

[1]) Out of the East. Yuko. A Reminiscence.

„Die Sorge war in der That nur zu wohl begründet. Kaum war der Daimyō in sein Gebiet zurückgekehrt, als er begann, auf Mittel und Wege zu sinnen, um den Kengyō zu verderben. Bald darauf wurde derselbe gewaltsam von seiner Familie getrennt, für irgend ein eingebildetes Vergehen schnell vor Gericht gestellt und nach der Insel Oki verbannt. Einige sagen, daß das Schiff, auf dem er sich befand, mit Allen, die darauf gewesen, im Meere untergegangen, Andere, daß er nach Oki gebracht worden sei, aber nur, um dort an Elend und Kälte zu Grunde zu gehen. Jedenfalls steht in den alten Izumo-Annalen, daß in dem Jahre, das mit 1661 n. Chr. übereinstimmt, der Kengyō Takatoshi im Lande Oki gestorben sei.

„Als Matzudaira die Nachricht vom Tode des Kengyō erhielt, konnte er kaum seine Freude verbergen. Der Gegenstand seiner Leidenschaft war die Tochter seines eigenen Karo's oder Ministers, eines der edelsten Samurais von Matsuë, mit Namen Kamiya. Kamiya wurde sofort zu dem Daimyō gerufen, der ihm sagte: ‚Da der Gatte Deiner Tochter todt ist, so liegt jetzt kein Grund vor, warum sie nicht in meinen Haushalt eintreten sollte; bringe sie her.‘ Der Karo berührte den Boden mit seiner Stirn und machte sich auf den Weg.

„Am folgenden Tage erschien er wieder im Gemache des Fürsten und meldete, nachdem er die gebräuchliche Niederwerfung vollzogen hatte, daß die Befehle seines Herrn vollzogen worden, — daß das Opfer angekommen sei.

„Vor Freude lächelnd, befahl der Matzudaira, daß sie sofort vor ihn geführt werden solle. Der Karo warf sich wieder nieder, verließ das Gemach, kehrte zurück und setzte vor seinen Herrn ein Kubi-oke[1]), auf dem der frisch abgeschnittene Kopf eines schönen Weibes lag, der Kopf des jungen Weibes des todten Kengyō, mit den einfachen Worten:

„‚Das ist meine Tochter‘.“

Todt durch ihren eigenen braven Willen, aber nie entehrt.

„Sieben Generationen sind beerdigt worden, seitdem der Matzudaira versuchte, seine Gewissensbisse durch den Bau von Tempeln und die Errichtung von Denkmälern zur Erinnerung an sein Opfer zu beruhigen. Sein Geschlecht starb mit ihm aus; Die, welche jetzt den berühmten Namen der langen Linie von Daimyōs tragen, sind nicht von demselben Blute, und die grimme, von Pflanzenwuchs zerfressene Ruine seines Schlosses ist nur von Eidechsen und Fledermäusen bewohnt. Aber die Kamiya-Familie dauert fort, nicht länger reich, wie in den feudalen Zeiten, aber noch hoch geachtet in ihrer Vaterstadt. Und jeder Hohepriester von Hinomisaki wählt stets seine Gattin aus den Töchtern dieses tapferen Geschlechts“[2]).

---

[1]) Das Kubi-oke war ein lackirter Stand mit einem hohen Rande und hohem Deckel. Der Name bedeutet „Kopfkasten“. Es war der alte Gebrauch, den Kopf einer enthaupteten Person auf ein Kubi-oke zu stellen, ehe die gräßliche Trophäe in den Palast des Fürsten gebracht wurde, der sie zu sehen wünschte.

[2]) Glimpses of Unfamiliar Japan: At Hinomisaki.

Die psychologische Denkrichtung in der Heilkunde[1]).

Von
Otto Binswanger.

Der heutige Festtag, dem wir wohl die Bedeutung einer Huldigungsfeier für die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer Universität beilegen dürfen, ist besonders geeignet, uns immer wieder von Neuem Rechenschaft abzulegen von dem inneren Zusammenhang, in welchem alle Zweige der an unserer Hochschule gepflegten Wissenschaften zu einander stehen. Je weiter im Laufe der Zeiten das Ziel geistiger Arbeit gesteckt werden konnte, je mannigfaltiger die einzelnen Wissensgebiete sich verzweigen, desto mehr liegt die Versuchung nahe, daß wir im Anblick der immer reicher zuströmenden Ergebnisse der Miniararbeit, welche die moderne wissenschaftliche Forschung leistet, der ursprünglichen Kraftquelle vergessen.

Dem Wanderer, der im Gebirgslande rastlos vorwärts strebt, eröffnet sich ein weiterer Ausblick auf die zurückgelegte Wegstrecke und auf das weite Land zu seinen Füßen erst dann, wenn er auf erklommener Höhe einen Ruhepunkt zur Umschau gewonnen hat. In gleicher Weise bedürfen wir der Zeit und des Ortes der Ruhe und Sammlung, um vom erhöhten Standpunkt aus das fast unübersehbare Gebiet der geistigen Interessen und Bestrebungen zu überblicken und die Wege zu suchen, die seine einzelnen Theile verbinden. Naturgemäß wird ein Jeder von uns zu diesem Ausblick aus der Vogelperspective den Standpunkt verschieden wählen, je nach dem Gebiete, das er bewohnt und bebaut, und je nach den benachbarten Gebieten, die er mit seinem Blicke noch zu erkennen vermag. Daß aber solche Ausblicke und die an sie geknüpften Erwägungen nicht nur dem individuellen Bedürfniß entspringen, sondern auch für die Anforderungen der wissenschaftlichen Kritik im Allgemeinen und für die Beseitigung verkehrter Schulmeinungen nothwendig sind, lehrt die Erfahrung jeder einzelnen wissenschaftlichen Disciplin.

Ueberschauen wir das abgelaufene Jahrhundert in seiner Bedeutung für die medicinische Wissenschaft, so begegnen wir dem eigenthümlichen Schauspiele, daß mit der fast ans Wunderbare grenzenden Vollendung der ärztlichen Technik die Entwicklung der ärztlichen Kunst nicht gleichen Schritt gehalten

---

[1]) Rede, gehalten bei einem akademischen Festacte.

hat. Dieser Satz bedarf, um nicht mißverstanden zu werden, der Erläuterung. Der befruchtende Strom der Naturwissenschaften erweckte neues Leben in allen Theilen der Heilkunde. Es wurde ein blüthenreicher, verheißungsvoller Frühling, nachdem die wissenschaftliche Medicin in dem langen Winterschlafe theils scholastischer, theils naturphilosophisch-speculativer Schulweisheit gelegen hatte. Wer heute am Eingang des neuen Jahrhunderts die der Chemie und der Physik entlehnten Hülfsmittel der klinischen Diagnostik betrachtet oder die völlige Umgestaltung unserer ätiologisch-klinischen Anschauungen berücksichtigt, welche der vereinten Arbeit der experimentellen Pathologie und der pathologischen Anatomie zu verdanken sind, und damit die kindlich-naiven Anschauungen vergleicht, welche im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Aerzte über die Krankheitsursachen erfüllten, der wird den weiten Abstand ermessen, welcher uns von der damals herrschenden Denkweise trennt. Er wird bei einer Umschau auf den einzelnen Gebieten der klinischen Medicin mit Leichtigkeit erkennen können, daß überall gleichmäßig die physikalische Untersuchung, die chemische Reaction, der mikroskopische Befund zur Feststellung der objectiv nachweisbaren Krankheitserscheinungen zur Verwendung gelangt ist, und daß die genaueste anatomisch-histologische Erforschung der erkrankten Organe zur steten Controle der am Krankenbett erhobenen Befunde eine fast selbstverständliche wissenschaftliche Forderung geworden ist. Zur Bestätigung dieser Sätze will ich hier nur auf die jüngste Errungenschaft der Physik, auf die Entdeckung der Röntgen-Strahlen, hinweisen, die fast unmittelbar nach ihrem Bekanntwerden in den Dienst der Medicin gestellt worden sind und schon heute ein für manche Fälle beinahe unentbehrliches Hülfsmittel der Untersuchung darstellen. Aus meinem speciellen Arbeitsgebiete darf ich hier hervorheben, daß es nur den Errungenschaften der anatomischen Durchforschung des Centralnervensystems mittels der verfeinerten histo-chemischen Untersuchungsmethoden zu danken ist, daß eine der verderblichsten Gehirnerkrankungen, die Gehirnerweichung, welche man nicht mit Unrecht die Geißel der modernen Cultur genannt hat, in ihren pathologisch-anatomischen Einzelheiten festgestellt werden konnte. Weiter verdanken wir der durch die experimentelle Erforschung des Gehirns geklärten Beobachtung am Krankenbett eine so weit gehende Erkenntniß der elementaren motorischen und sensorischen Functionsstörungen der Großhirnrinde, daß wir gegenwärtig schon in den Stand gesetzt sind, aus bestimmten Krankheitserscheinungen bestimmte Rückschlüsse über den Sitz eines umschriebenen Krankheitsherdes im Gehirn ziehen zu dürfen.

Wir erkennen also mit rückhaltloser Bewunderung die Bereicherung unserer ärztlichen Kenntnisse in dem verflossenen polytechnischen Jahrhundert an, das von dieser Stelle aus in einer bedeutsamen Rede auch das Jahrhundert der Arbeit genannt worden ist. Zugleich müssen wir aber aussprechen, daß dieser Fortschritt im naturwissenschaftlich begründeten Einzelwissen, in der technischen Schulung und in der verfeinerten Krankenuntersuchung nicht ohne eine tiefer greifende Schädigung des ärztlichen Allgemeinwissens erfolgt ist. Bei der überreichen Specialisirung innerhalb der einzelnen ärztlichen Disciplinen, die aus dieser immer größeren technischen Vervollkommnung in

diagnostischer und therapeutischer Beziehung hervorging, wurde vielfach vergessen, daß die ärztliche Aufgabe nicht mit der Erkennung und der Behandlung einzelner Organerkrankungen erfüllt ist. Der Uebereifer der localen Therapie, welcher eine Zeit lang die Medicin beherrscht hat, ist schon heute einer gesunden Reaction erlegen, welche in dem Satze gipfelt, daß wir nicht irgend eine bestimmte Krankheit, sondern einen kranken Menschen zu behandeln haben.

Viel bedeutsamer als diese vorübergehende Vernachlässigung der genetischen Beziehungen der einzelnen Organe resp. Organsysteme unter sich war die Verkennung der grundlegenden Thatsache, daß die Krankheitsvorgänge nur in begrenztem Maße von äußeren Krankheitserregern bestimmt werden, indem ihre Wirksamkeit im Wesentlichen von der besonderen, individuellen Beschaffenheit des von dem Krankheitserreger betroffenen Gesammtorganismus abhängig ist. Es genügt nicht, die Lebenserscheinungen eines organisirten Krankheitsträgers auf dem Nährboden des Laboratoriums oder auf seiner Wanderung durch eine Thierspecies begründet zu haben, um generelle Schlußfolgerungen über die Entstehungsbedingungen derjenigen Infectionskrankheit, welche beim Menschen durch diesen Krankheitserreger verursacht wird, daraus ableiten zu können. Vielmehr werden wir den Gesetzen nachspüren müssen, welche die specifische Wirksamkeit dieses organisirten Krankheitserregers im menschlichen Organismus bestimmen, und hier lehrt die tägliche Erfahrung, daß diese Wirksamkeit im Großen und Ganzen abhängig ist einerseits von der Virulenz des Infectionsträgers und andererseits von der Widerstandskraft des von ihm befallenen menschlichen Organismus.

Ich habe mir nicht die Aufgabe gestellt, diese allgemeinen Fragen der Pathogenese, die gegenwärtig im Brennpunkt der wissenschaftlichen Discussion stehen, ausführlich zu erörtern. Viel näher liegt es mir, diejenigen Schädigungen des ärztlichen Allgemeinwissens hervorzuheben, welche auf meinem speciellen Arbeitsgebiet, demjenigen der Nervenpathologie, erkennbar sind, und die sich ebenfalls als ein unerwünschtes Nebenproduct der Bereicherung unseres Einzelwissens darstellen. Sie hängen mit dem vorerwähnten Nachtheile eng zusammen und bedeuten nicht nur einen Verlust an ärztlichem Wissen und ärztlicher Kunst auf dem engeren Gebiete der Nervenkrankheiten, sondern beeinträchtigen auch das ärztliche Wissen und Können im Allgemeinen. Es ist der Mangel an Fähigkeit, den individualen Typus der erkrankten Persönlichkeit erkennen zu können, Interesse zu finden an denjenigen Krankheitsmerkmalen, die mit den exacten physikalischen und chemischen Untersuchungsmethoden nicht erkannt und erfaßt werden können, sondern die nur von der individuellen nervösen Reaction des erkrankten Individuums abhängig sind. Es sind Krankheitsäußerungen, die sich auf Zustände des eigenen Körpers beziehen, die nur dem individuellen Bewußtseinsinhalt erkennbar sind und deshalb als subjective Krankheitsmerkmale unterschieden werden. Da sie nicht meßbar und nicht wägbar sind, und da sie vielfach in einem grellen Mißverhältniß zu der erkennbaren Krankheitsursache oder zu einer nachweislichen localen Erkrankung stehen, so erwecken sie in dem jungen Naturforscher, der den Menschen zum Gegenstand seiner Beob-

achtungen gewählt hat, kein Interesse. Mit welchem Eifer und welcher Hingebung wird dieser junge Adept der ärztlichen Kunst einen Beinbruch oder eine Verrenkung in ihren anatomischen Einzelheiten zu ergründen und sachgemäß zu behandeln bestrebt sein oder den schwierigsten, verwickeltsten Fall von Herzerkrankung durch die physikalische Untersuchung klarstellen wollen! Aber was soll er daraus machen, wenn ihm ein leidendes Menschenkind in unermüdlicher Wiederholung über die mannigfachsten peinlichen und schmerzhaften Empfindungen von wechselnder Intensität und wechselndem Sitz klagt und er trotz sorgfältiger Auscultation und Percussion, Röntgen-Durchleuchtung oder sogar mikroskopischer Untersuchung excidirter Nerventheile durchaus nichts auffinden kann, was das Bestehen dieser Leiden in seinen Augen rechtfertigt. Er selbst hat ja diese Leiden an seinem eigenen Leibe nie verspürt, kann also aus seiner eigensten Erfahrung kein Verständniß für den Zustand des Patienten schöpfen! Er wird deshalb nur zu sehr geneigt sein, jene Klagen als nebensächliche, bedeutungslose Krankheitserscheinungen aufzufassen oder — was noch schlimmer ist — die Glaubwürdigkeit seines Patienten in Zweifel zu ziehen, ihn der krassen Uebertreibung oder Selbsttäuschung zu bezichtigen. Was ist die Folge? Der Patient sieht zuerst erstaunt und schließlich verletzt, daß sein krankhafter Zustand bei diesem ärztlichen Rathgeber gar kein Verständniß findet. Er wendet sich von ihm ab, er sucht bei Anderen Hülfe, und nur zu oft wird er dann die Beute gewissenloser Abenteurer, welche die Schwäche und Hülflosigkeit der Kranken und ihr Bedürfniß nach werkthätigem Beistand ausnutzen. So erklärt es sich, daß auch heute noch Tausende dem Wunderglauben in die Arme getrieben werden, und daß ärztliches Afterwissen seine Triumphe feiert. Oder es tritt der nicht allzu seltene Fall ein, daß der Patient, von der Krankheit gepeinigt, seinem Leben gewaltsam ein Ende setzt. Das Staunen und die Verwirrung seines ärztlichen Rathgebers steigern sich noch, wenn dann bei der Leichenöffnung kein greifbares Organleiden entdeckt wird, das ihm die Qualen des unglücklichen Patienten verständlich macht. Er steht hier vor einem Räthsel, dessen Lösung er unschwer hätte finden können, wenn er in den Kreis seiner ärztlichen Beobachtungen den geistigen Zustand seines Patienten einbezogen hätte, wenn er, um früher Gesagtes zu wiederholen, die individuelle Reaction des Patienten auf äußere und innere Krankheitsursachen von Anfang an erforscht hätte. Damit sind wir zu dem springenden Punkte gelangt, welcher nach meiner Ueberzeugung für die künftige Gestaltung unserer pathogenetischen Auffassungen und unserer Heilbestrebungen von maßgebendem Einfluß ist: Wir müssen den Weg zu einer individuellen Pathologie und Therapie zurück finden.

Die individuelle Reaction wird durch die Veranlagung auf körperlichem und geistigem Gebiete bedingt, sodann durch die Aenderung, welche diese Anlagen durch die während des Lebens stattgehabten schädigenden Einwirkungen erfahren haben. Wir sprechen deshalb sinngemäß von angeborenen und erworbenen pathologischen Prädispositionen. Es wäre eine lockende Aufgabe, Ihnen den heutigen Stand der Lehre von den krankhaften Dispositionen vorzuführen, die Nothwendigkeit der Verallgemeinerung dieser Lehren zu be-

gründen und endlich an der Hand der Vererbungsgesetze die innige Verschmelzung biologischer und pathologischer Forschungsprobleme zu veranschaulichen. Wir würden damit ein weiteres wirksames Beispiel von der Befruchtung der Medicin durch die moderne Naturwissenschaft gewonnen haben. —

Ich muß aber mein Ziel enger stecken und werde deshalb aus der Fülle wissenschaftlicher Tagesfragen diejenige herausgreifen, welche uns vielleicht am eindringlichsten die Nothwendigkeit darthut, die Denkrichtung unserer jungen Aerzte in dem angedeuteten Sinne in breitere Bahnen zu lenken. — Ich knüpfe an das vorhin gebrauchte Beispiel eines unerkannt gebliebenen Krankheitsfalles an.

Welche Krankheitsvorgänge waren dem Auge des Arztes verborgen geblieben? Welche Schulung der Anschauung und des erkennenden Erfassens hätte ihn befähigt, die drohende Katastrophe rechtzeitig zu verstehen und ihr vorzubeugen? Die Antwort auf diese Fragen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß das Studium der subjectiven Krankheitsäußerungen mehr gepflegt werden muß, daß die individuelle Reaction in weit höherem Maße durch die Erforschung des seelischen Zustandes als durch die physikalisch-chemischen Untersuchungsmethoden ermittelt werden kann. Die Masse abnormer Reize, welche dem Nervensystem des Patienten theils durch äußere Einwirkungen, theils durch innere krankhafte Veränderungen zufließen, gewinnt erst Form und Inhalt in den Bewußtseinsvorgängen, in der individuellen subjectiven Reaction. In der langen, geschlossenen Reihe ätiologisch-klinischer und klinisch-symptomatologischer Betrachtungsweise bildet also der pathologische Reiz das Anfangsglied, während das Endglied durch den psychischen Proceß gebildet wird, der die Krankheitswirkungen erst zu persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen stempelt. Verfolgen wir diesen Weg noch einige Schritte weiter. Bei der psychischen Gleichgewichtslage, die wir dem gesunden Menschen zumessen, entspricht die psychische Reaction — in erster Linie die Empfindungsintensität — der Reizstärke. Es sind hier Gesetze maßgebend, die einer streng naturwissenschaftlichen Forschungsmethode zugänglich und in ihren elementarsten Formen bekannt sind. Die psycho-physiologische Methode, die uns die Meßbarkeit einfachster seelischer Vorgänge geschenkt hat, gehört sicherlich zu den ruhmvollsten Ergebnissen der naturwissenschaftlich-inductiven Forscherarbeit des vergangenen Jahrhunderts.

Wir haben aber in der Pathologie, und zwar nicht ausschließlich auf dem engeren Gebiete der ausgeprägten Nerven- oder Geisteskrankheiten, mit einer großen Zahl von Leidenden zu rechnen, die dieser psychischen Gleichgewichtslage entbehren, bei denen, um eine geläufige Formel zur Anwendung zu bringen, die Erregbarkeitszustände der nervösen Centralapparate und vor Allem des Bewußtseinsorgans eine Veränderung erlitten haben. Bald wirken abnorm geringe sogenannte unterschwellige Reize empfindungserregend, oder umgekehrt lösen pathologisch verstärkte Reize keine vollkommen entsprechenden Empfindungen aus. Fragen wir uns, was bei diesen individuellen psychischen Reactionen in letzter Linie für die Geltendmachung der dem Gehirn zufließenden Erregungen das Ausschlaggebende ist, so muß die Antwort lauten: die *Gefühlsreaction*.

Wenn ich in diesem Zusammenhange den Ausdruck „Gefühl" hier anwende, so weckt das vielleicht in Ihnen die mannigfachsten und individuell sehr verschiedenartigen und zusammengesetzten Gefühle: des Erstaunens, des Zweifels, aber auch der Genugthuung. Manche von Ihnen wird die scharfe Unterscheidung von Gefühl und Empfindung überraschen. Sie werden aus unserer schöngeistigen Literatur den Eindruck übernommen haben, daß „Gefühl" und „Empfindung" zum Ausdruck ein und desselben seelischen Vorgangs verwandt werden können. Ich erinnere hier nur an Goethe und an Jean Paul. Andere werden überrascht sein, daß dem Gefühl eine so bedeutsame Stellung zuerkannt wird, sind sie doch durch die Herbart'sche Philosophie, die ja noch heute unsere Jugenderziehung beherrscht, zu der Anschauung gedrängt worden, daß dem Gefühl eine mehr nebensächliche Stellung zukommt, indem dasselbe nur eine Begleiterscheinung der Vorstellungen bei ihrer wechselseitigen Beeinflussung ist. Und wieder Andere, welche den modernen sensualistischen Strömungen in der Lehre von den Affecten zugethan sind, werden Zweifel erheben, ob thatsächlich die Abänderungen der Erregbarkeitszustände des Centralorgans der psychischen Thätigkeit die Ursache der Affectstörungen sind, oder ob nicht vielmehr diese Ursache in Aenderungen anderer Nervenapparate, z. B. der vasomotorischen, gesucht werden müsse. Um all diesen Einwürfen sachgemäß begegnen zu können, bedürfte es einer kritisch-analytischen Betrachtung der Gefühlslehre, die weit über den Rahmen eines Vortrags hinaus ginge, selbst wenn ich Sie nur sprungweise über diese weiten, reich bebauten Stätten strengster wissenschaftlicher Arbeit hinweg führen wollte. Ich will mich deshalb auf wenige normal-psychologische Vorbemerkungen beschränken und Ihnen vor Allem die Nutzanwendung dieser psychologischen Denkrichtung auf die Heilkunde an klinischen Beispielen erläutern.

Die Lehre von den Gefühlen oder vom Gemüth hat eine sehr verschiedenartige Bearbeitung erfahren, je nachdem die einfachen sinnlichen Gefühle oder die höheren, d. h. die intellectuellen, ethischen oder ästhetischen Gefühle der Ausgangspunkt der Forschung gewesen sind. Die ältere Psychologie, als deren Hauptvertreter wir hier Kant nennen, hat vornehmlich die „höheren" Gefühle in den Mittelpunkt der Betrachtung gestellt. Die moderne experimentelle Schule dagegen hat die elementaren sinnlichen Gefühle mit unseren naturwissenschaftlichen Methoden in Angriff genommen. Auch hat sie nicht versäumt, die Aeußerungen und Wirkungen der Gefühle, so weit sie durch die körperlichen Begleiterscheinungen, einschließlich der Ausdrucksbewegungen, der Beobachtung zugänglich sind, als eine Art objectiven Werthmessers der Gefühlsreactionen zu benutzen. So ist die Physiognomik, der Sphygmograph, der Plethysmograph und das Dynamometer in den Dienst der Psychologie gestellt worden. Als die Quintessenz der verschiedenen Lehrmeinungen ist die bald erkenntniß-theoretisch, bald evolutionistisch gewonnene teleologische Auffassung zu bezeichnen, nach welcher das Gefühl eine Art unbewußter Urtheilsbildung über die geförderte oder gestörte Harmonie der Lebensfunctionen ist, oder in einfacher, von allem Beiwerk losgelöster Fassung: das Gefühl ist die persönlichste Eigenschaft der Persönlichkeit, welche dem Ich-Bewußtsein von der Einwirkung äußerer und innerer Nerven-

reize Kunde gibt. Mit dieser Formulirung läßt sich auch die physiologische Auffassung, welche durch Lotze und Hering den schärfsten Ausdruck gefunden hat, vereinigen, daß die Gefühle der psychische Ausdruck der antagonistischen Nervenprocesse, der Assimilation und Dissimilation sind, d. h. des Ersatzes oder des Verbrauchs von im Organismus angesammelten Energien. So verschiedenartig auch im Einzelnen die angedeuteten Theorien waren, so trafen sie doch ursprünglich in der Analyse der Gefühle wieder zusammen, indem die Gefühlsreactionen in zwei Hauptgruppen unterschieden wurden: in die Lust- und in die Unlustreaction.

Erst die neuere Physiopsychologie hat erkannt, daß diese einfache Zweitheilung nicht mehr genügt, sondern daß der Bewußtseinsinhalt noch andere Gefühlsqualitäten enthält, welche von Lust und Unlust gänzlich verschieden sind. Wundt unterscheidet drei zwischen Gegensätzen sich bewegende Gefühlsrichtungen, denen drei gegensätzliche Qualitätenpaare von Gefühlen entsprechen, nämlich: Lust und Unlust, Erregung und Hemmung, Spannung und Lösung. Innerhalb dieser drei gegensätzlichen Gefühlspaare der einfachen Gefühle finden sich unendlich mannigfache Abstufungen. Doch lassen sich überall zwei Hauptrichtungen, eine positive und eine negative, nachweisen, welche durch einen Indifferenzpunkt in einander übergehen. Es sind damit nur bestimmte allgemeine Richtungen von Gefühlsgegensätzen aufgestellt und nicht in sich abgeschlossene Systeme; denn die Erfahrung lehrt, daß jede Empfindungs- und Vorstellungsänderung von den verschiedenartigsten Gefühlsänderungen begleitet ist, die zum mindesten auf eine zwiefache Wurzel des Gefühlstons zu beziehen sind — je nach der Intensität und Qualität der Empfindung. Die unendlich große Mannigfaltigkeit der Gefühle ist ferner dadurch erklärt, daß auch durch Verbindungen von Empfindungen neue Gefühle entstehen, und daß zahllose Uebergänge und Verschmelzungen der verschiedenen Gefühlsqualitäten unter einander stattfinden. All' diesen Erwägungen entspringt die Auffassung, daß der Reichthum des Seelenlebens auf dem Reichthum der Gefühlsreaction beruht. Es ist mit dieser scharfen Unterscheidung verschiedener Gefühlsqualitäten ein großer Schritt vorwärts gethan, den die Psychopathologie mit Freuden begrüßt, da sie mit den Erfahrungen, die am Nervenkranken gewonnen werden, in erfreulicher Uebereinstimmung stehen. Ich möchte aber meiner Ueberzeugung Ausdruck geben, daß ich in diesen neueren Forschungen nur den Ausgangspunkt einer schärferen begrifflichen Unterscheidung der Gefühle erblicke. Da es sich bei allen diesen psychologischen Untersuchungen in letzter Linie um eine Analyse von Bewußtseinsinhalten handelt, so ist ein weiterer Fortschritt von Untersuchungsmethoden zu erhoffen, die experimentell eine Vereinfachung und Zerlegung der Bewußtseinsvorgänge ermöglichen.

Ein solcher Weg ist neuerdings von Oskar Vogt beschritten worden, indem er einen eigenartigen hypnotischen Bewußtseinszustand, den er als partielles systematisches Wachsein bezeichnet, zum Ausgangspunkt seiner experimentellen Studien über die Gefühle machte. Wir halten diese Methode in der Hand eines kritischen, vorurtheilslosen Forschers für ein brauchbares Werkzeug, falls es gelingt, die zahlreichen Fehlerquellen zu beseitigen, die durch

die Besonderheiten des hypnotischen Zustandes der Versuchsperson und durch die Eigenart des Experimentators entstehen müssen. Die ersten von Vogt mitgetheilten Ergebnisse bestätigen die von Wundt festgestellten emotionellen Qualitätenpaare, die Vogt als hedonistische, sthenische und spastische Gefühlsreihen bezeichnet. Hinzuzufügen ist im Sinne Vogt's noch eine vierte Reihe, die sich in das Gefühl der Activität, das auch als Willensgefühl bezeichnet werden kann, und ein Gefühl der Passivität zerlegen läßt. Im Gegensatz zu Wundt lösen sich nach Vogt die einzelnen Gefühlsrichtungen nicht in ein unter einander zusammenhängendes, mehrfach ausgedehntes Gefühlscontinuum auf; vielmehr mißt er jeder der Grundformen von Gefühlen eine Selbständigkeit als ein einfaches und untheilbares Ganzes bei.

Wenn ich jetzt an die Aufgabe heran trete, Ihnen die Nutzanwendung dieser psychologischen Forschungen auf die Krankenbeobachtungen vor Augen zu führen, so verwerthe ich am besten jene Gruppe von krankhaften Vorgängen, die unter dem Begriff der Nervosität und Neurasthenie zusammengefaßt werden. Sie bieten, wenigstens in den leichteren Formen dieser vielgestalteten Krankheitszustände, die einfachsten pathologischen Abänderungen der Gefühlsreactionen dar. Ich knüpfe hierbei an eine Selbstbeobachtung an, die von einem intellectuell hochstehenden jugendlichen Patienten herstammt.

Derselbe schreibt mir: „Ich habe keine Gewalt über die Muskeln, stets das Gefühl, als wenn der Körper locker wäre, ähnlich den Empfindungen nach starkem Weinen und Schluchzen. So glaube ich oft beim Gehen nicht weiter zu können, beim Stehen zusammenbrechen zu müssen. Andere Male habe ich das Gefühl einer gewissen Lähmung und Spannung im Körper. Zu jeder Bewegung ist alsdann ein besonderer Entschluß erforderlich. Damit sind die folgenden körperlichen Erscheinungen verknüpft: Zittern des ganzen Körpers, besonders der Hände, selbst bei ganz leichter geistiger oder mechanischer Arbeit, starker Schweiß, Herzklopfen bei der Arbeit oder Unterhaltung. Oft stellt sich ein durch Willenskraft nicht zu überwindender eigenartiger Bewußtseinszustand, ähnlich wie Rausch oder Trunkenheit, ein. Nach der Arbeit besteht entweder Muskelunruhe (alsdann arbeiten sämmtliche Muskeln, obwohl ich ganz ruhig liege) oder eine starke Spannung im ganzen Körper, besonders im Nacken, und körperliche Aufgeregtheit, oder endlich: ich verspüre im Körper eine gewisse Lähmung, als ob die gesammte Musculatur locker wäre, als ob ich keine Herrschaft über dieselbe hätte. Derartige schreckliche Zustände kannte ich vor meiner Erkrankung nicht."

Nach dieser Schilderung würden Sie wahrscheinlich einen muskelschwachen, körperlich heruntergekommenen, blutarmen Jüngling vermuthen. Statt dessen handelt es sich um einen blühend aussehenden, kräftig entwickelten Menschen, der in den letzten Monaten bei sorgfältiger Ernährung und genauester Regelung seiner geistigen und körperlichen Thätigkeit sowohl in seinem allgemeinen Ernährungszustande, als auch in seinen Muskelleistungen eine sehr wesentliche Stärkung erfahren hatte. Dabei ist das Heer der subjectiven Klagen nicht nur fast unverändert geblieben, sondern sogar nach einer leichten Influenzaerkrankung mit nur zweitägigem Fieber in verstärktem Maße

hervor getreten. Der junge Patient kann nur durch energischen Zuspruch zu irgend einer geistigen oder körperlichen Arbeit veranlaßt werden, da jede Thätigkeit die geschilderten Empfindungen und Gefühle hervorruft oder sie steigert. Er geräth in einen Zustand von Angst und Verzweiflung, bricht in lautes Weinen aus, wirft sich gelegentlich zu Boden, seine Hände zittern, seine Pulse fliegen, das Gesicht ist hoch geröthet, der Blick gespannt oder angstvoll. Ich bitte, auf diese Begleiterscheinungen der krankhaft gesteigerten Gemüthsbewegungen zu achten, da sie als objective Krankheitszeichen uns bis zu einem gewissen Maße über die inneren seelischen Vorgänge des armen Patienten Kunde geben. Wie leicht werden dieselben, wenn ihre psychische Wurzel nicht erkannt wird, den Glauben erwecken, daß hier schwere, gefahrdrohende Symptome einer organischen Herzerkrankung oder eines im Gehirn und Rückenmark localisirten anatomischen Krankheitsprocesses vorliegen! Glücklicher Weise kann, wie die Untersuchung lehrt, das Vorhandensein solcher körperlicher Leiden mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Dagegen steht fest, daß der Patient aus einer ausgeprägt nervösen Familie stammt und schon seit seiner Kindheit zu verschiedenen Malen an nervösen Zufällen gelitten hat. Dieselben haben ihn aber nicht gehindert, die Aufgaben des Gymnasiums spielend zu bewältigen, so daß er mit siebzehn Jahren der beste Schüler der Prima ist.

Bei der Analyse seiner subjectiven Klagen beziehe ich mich auf Erwägungen und Feststellungen, welche ich in meinem Lehrbuche der Neurasthenie gemacht habe. Es handelt sich in erster Linie um das Auftreten krankhaft gesteigerter Organempfindungen, welche dem Patienten fremdartig, durch die Dauer und öftere Wiederholung ihres Auftretens außerordentlich lästig und qualvoll sind. Während in anderen Fällen diejenigen Gemeinempfindungen, welche die Erregung der Hauptsinnesnerven oder ihrer Nervenstämme und Verästelungen begleiten, am häufigsten krankhaft gesteigert sind, erscheinen bei dieser Beobachtung die Muskelempfindungen wesentlich betheiligt. Es sind dies Empfindungen, welche über den Contractionszustand und den Arbeitsvorrath innerhalb der Muskelsubstanz dem Bewußtsein Kunde geben, und die mit ganz eigenartigen Gefühlsreactionen verknüpft sind. Folgen wir der eigensten Schilderung des Patienten, so finden wir ein Gemisch einfacher Ermüdungs-, Lähmungs- und Spannungs-, Erregungs- und Hemmungsgefühle, daneben aber auch eine krankhafte Ausprägung des von Vogt betonten Passivitätsgefühls. Die Schilderung lehrt uns ferner, daß ein fast unaufhörlicher Wechsel in der Intensität dieser Gefühlsreactionen stattfindet, der im Wesentlichen abhängig zu sein scheint von den stetig wechselnden Bewußtseinszuständen, d. h. von den Erregungsvorgängen innerhalb der Großhirnrinde, welche mit ihrer Arbeitsleistung untrennbar verbunden sind. Es sind, wie ich an anderer Stelle auseinandergesetzt habe, diese wechselnden Bewußtseinszustände in letzter Linie zurückzuführen auf das Widerspiel erregender und hemmender Kräfte oder in anderer Fassung: der assimilatorischen und dissimilatorischen Vorgänge innerhalb der centralen Nervensubstanz, welche durch Einwirkung äußerer und innerer Reize verursacht sind.

Ich reihe ein zweites Beispiel an, das mir wegen der außerordentlich scharfen Selbstbeobachtung in besonderem Maße lehrreich erscheint. Dasselbe stammt von einem in Folge seines Berufes psychologisch geschulten Manne, einem Pädagogen; daher darf es erhöhten Werth beanspruchen. Der Patient ist seit 1892 neurasthenisch und leidet, seiner eigenen Angabe nach, „an mangelhafter Innervation." — Er schreibt mir:

„Die Mangelhaftigkeit der Innervation ist besonders fühlbar:

a) am Morgen, auch nach guter Nacht, ja nach solcher gerade recht;

b) nach der Mittagsruhe. Gegen Mittag, sowie am Spätnachmittag und am Abend nähert sich die Innervation dem normalen Stande, immer aber ohne ihn zu erreichen. Innerhalb des schlechten, wie des besseren Standes der Innervation unausgesetzter Wechsel, wie bei schlecht getränktem Dochte, der bald aufflackert, bald zu verlöschen droht.

Mit der mangelhaften Innervation sind peinigende Gefühle verbunden, die (im umgekehrten Verhältniß stehend) um so schwerer drücken, je schwächer die Innervation sich zeigt. Hebt sich die Innervation, so werden die Gefühle schwächer und kehren sich unter Umständen in das Gegentheil.

Wenn die Nerven schwer ansprechen, und so lange dies der Fall ist, zeigt sich folgendes:

1. Eine — nur bei größter Energie besiegliche — Unlust zu jeder Bethätigung. Jede Bewegung, Stehen, Gehen, die einfachsten Maßnahmen der Toilette u. s. w. sind mir zuwider und müssen erzwungen werden.

2. Es lastet auf mir ein wie centnerschwerer Druck das Gefühl (schmerzhafte Innewerden) der Unkraft und Unfrische, das mit Schwächegefühl im gewöhnlichen Sinne nicht ohne Weiteres identisch ist, von Müdigkeitsgefühl aber geradezu geschieden werden muß. Es ist das Gefühl nicht der mangelnden Kraft (Schwächegefühl), auch nicht verbrauchter Kraft (Müdigkeitsgefühl), sondern das Gefühl behinderter Kraftäußerung. Daß diese Gefühle sich hin und wieder vergesellschaften, ist selbstverständlich.

3. Der Tiefstand der Innervation ist mit gemüthlicher Verstimmung, bei der weinerliches Klagen nur mit Gewalt zurückgehalten werden kann, unweigerlich verbunden. Muthlosigkeit, Schwarzseherei bezüglich der Krankheit, Grübelei über die Krankheit, ausschließliche Herrschaft des Krankheitsgedankens u. s. w. sind Correlate dieser Verstimmung, die als schwerer Zwang empfunden werden und nur auf Zeit dadurch überwunden werden können, daß mich starke Eindrücke von außen in Anspruch nehmen. So bald die Innervation sich hebt, schwindet der Spuk von selbst. Häufiger Stimmungswechsel.

4. Mit besonders unangenehmen Gefühlen ist das Gehen verbunden. Nach wenigen Schritten schon, oft genug gleich von Haus aus, kostet es einen wahren Kampf, vorwärts zu kommen. Es ist, als trüge man centnerschwere Lasten. Jeder Schritt muß erzwungen werden. Bei dieser Erschwerung des Vorwärtskommens ist natürlicher Weise die ganze Aufmerksamkeit auf das Gehen gerichtet. Dabei hat man fortgesetzt das Gefühl — die Angst —, als könnte man fallen. Der Blick ist meist auf den Boden gerichtet. Doch werden die Bewegungen nicht nur sicher, sondern auch elastisch ausgeführt.

Wird das Gehen bei tiefstem Stande der Innervation zu weit fortgesetzt, so tritt das Gefühl des Taumelns ein, das stets ziemlichen Kopfdruck hinterläßt. Bei mittlerer Innervation kann zur Zeit — es ist das durch Uebung erreicht worden — der Weg ohne sonderliche Beschwerden auf eine Stunde und länger ausgedehnt werden. Zur vollen Freiheit der Bewegung, zum Gefühl der Frische ist's dabei freilich noch nicht gekommen. Immer, selbst im besten Falle, ist ein ungelöster Rest von Beschwerden vorhanden. Im Uebrigen wogt auch bei diesem längeren Wege, der nur gegen Abend vollziehbar ist, die Innervation auf und nieder: tausend Schritte schwer, dann fünfhundert leicht u. s. w. Müdigkeitsgefühle treten dabei nur selten ein. Auch danach ist von Müdigkeit gewöhnlich keine Rede. Schwächeanwandelungen habe ich dabei auch nicht zu beobachten gehabt.

5. Das Gefühl des Unbehagens — man fühlt sich unausgesetzt krank —, der Unruhe, der Angst, als müsse irgend ein Unglück kommen, werde ich nur auf ganz kurze Fristen los, dann nämlich nur, wenn die Nerven hin und wieder einmal besser ansprechen.

6. Bei feuchtschwererem Wetter (Regen) ist die Innervation mehr und länger gehemmt als bei Sonnenschein und trockener Luft.

In den neurasthenischen Jahren vor der Influenza hob sich die mangelhafte Innervation früh nach dem Aufstehen in kürzester Frist innerhalb der ersten Unterrichtsstunde. Nach zehn Minuten geistiger Anstrengung und energischen Sprechens war die Schwäche überwunden. Der Zustand relativer Frische dauerte dann gewöhnlich den ganzen Vormittag. Seit der Influenza schlägt dieses Mittel nicht mehr an."

Die vorstehende Beobachtung rückt zwei Reihen pathologischer Vorgänge in hellste Beleuchtung, einmal die Störung der Innervationsgefühle, zum Anderen den Einfluß, welche pathologische Gefühlserregungen auf den Ablauf der gesammten geistigen Thätigkeit ausüben. Ueber die physio-psychologische Stellung der Innervationsempfindungen und Innervationsgefühle ist die heutige Wissenschaft noch wenig aufgeklärt. Da sie im Wesentlichen Bewußtseinsvorgänge repräsentiren, welche uns über das Maß der Anstrengung bei geistiger und körperlicher Thätigkeit Kunde geben, so ist es am nächsten liegend, sie mit den erwähnten Spannungs- und Lösungs-, Activitäts- und Passivitätsempfindungen und -Gefühlen in engeren Zusammenhang zu bringen. Wenn wir uns ferner erinnern, daß jede geistige Bethätigung, jeder Bewußtseinsvorgang, bei welchem eine associative Reihe von Vorstellungen in einer Zielvorstellung und in einer sogenannten Willenshandlung ihren Abschluß findet, von der Innervation bestimmter Gesichtsmuskeln, besonders des Stirnmuskels und des äußeren Augenmuskels, begleitet wird, so ist die Annahme erlaubt, daß Innervationsempfindungen und -gefühle den früher erwähnten Muskelempfindungen und -Gefühlen gleich zu stellen sind. Es würden bei dieser Auffassung krankhaft gesteigerte Innervationsgefühle bei der Willensthätigkeit anzunehmen sein; im vorstehenden Beispiele genügte zu ihrer Auslösung schon die psycho-motorische Thätigkeit, d. h. die Erweckung einer Bewegungsvorstellung und die Uebertragung dieser Rindenerregung auf die

motorischen Centralapparate der Hirnrinde und die tiefer gelegenen Abschnitte des Centralnervensystems, welche den zusammengesetzten Willkürbewegungen des Gehens, Stehens u. s. w. zugeordnet sind; diese Innervationsgefühle würden zurückzuführen sein auf eine erhöhte Miterregung der vorhin erwähnten Gesichtsmuskeln. Die vorstehende Beobachtung lehrt außerdem, daß diese krankhafte Steigerung der Innervationsgefühle nicht allein abhängig ist von der erhöhten Inanspruchnahme der peripherischen Muskelthätigkeit, sondern auch von der erhöhten Erregbarkeit der centralen, die Bewegungsempfindungen und ihre Gefühlstöne vermittelnden Hirnrindenelemente. Denn nur so ist es erklärbar, daß die Intensität dieser Innervationsgefühle außerordentlich schwankend ist, je nach dem Grade der Ueberempfindlichkeit des Bewußtseinsorgans. Es läßt sich geradezu ein verhängnißvoller Zusammenschluß krankhafter Vorgänge nachweisen.

Die krankhaft gesteigerte Erregbarkeit und raschere Ermüdbarkeit des Bewußtseinsorgans erschwert die geistige Arbeit und vor Allem die Ausführung von Willenshandlungen. Sie erhöht die begleitenden Muskelinnervationen und bewirkt dadurch intensivere Bewegungsempfindungen und Bewegungsgefühle. Diese wiederum lösen im Bewußtseinsorgane in Folge der erhöhten Erregbarkeit viel stärkere, negative Affecttöne aus, als der geleisteten Muskelarbeit im gesunden Zustande entsprechend wäre. Es ist aber fraglich, ob die Innervationsempfindungen und -Gefühle ausschließlich auf die Muskelcontraction betreffende Spannungs-, Krampf- und Ermüdungsempfindungen und -Gefühle zurückgeführt werden dürfen, vielmehr liegt, im Anschluß an die Untersuchungen von Wundt und Vogt, der Gedanke nahe, daß es sich hier um sehr zusammengesetzte Gefühlsqualitäten handelt, bei denen die sthenischen und Willensgefühle eine Hauptrolle spielen.

Auf den Einfluß, den diese krankhaften Innervationsgefühle auf die gesammte Gefühlslage und den Vorstellungsinhalt ausüben, werde ich später im Zusammenhang noch kurz zurückkommen. Hier möchte ich nur darauf aufmerksam machen, daß alle negativen Gefühlstöne den Ablauf der Ideenassociation verlangsamen und damit auch die Handlungen der Patienten erschweren. So kommt es, daß schon die krankhafte Steigerung von negativen Innervationsgefühlen die verderblichste Wirkung auf die geistige Leistungsfähigkeit ausübt. Ein kurzer Spaziergang, ein erzwungener Halt in aufrechter Stellung kann schon genügen, um die quälendsten Angstgefühle auszulösen, um die gesammte psychische Thätigkeit und die Aufmerksamkeit ausschließlich auf die affectbetonten Bewegungsvorstellungen zu concentriren, während alle andere geistige Thätigkeit erschwert oder sogar unmöglich gemacht ist.

Ich will mich auf diese Bemerkungen beschränken und nur noch mit einigen Worten auf die praktische Bedeutsamkeit dieser krankhaften Vorgänge hinweisen. Es geschieht nämlich nur allzu häufig, daß geistig ermüdete und erschöpfte Personen einen Ausgleich für ihre gesunkene geistige Leistungsfähigkeit in erhöhter Muskelarbeit suchen. Sie machen dann nicht selten die trübe Erfahrung, daß durch diesen Versuch das Gegentheil erreicht wird: die krankhaften Unlust-, Spannungs- und Angstgefühle treten in erhöhtem Maße

hervor. Es bedarf also der sorgfältigsten Abwägung der einzelnen Componenten, welche bei der Erzeugung der krankhaften Gefühlsreactionen mitwirken, bevor erhöhte Muskelleistungen, wie Fußtouren, Zimmergymnastik u. s. w., als Heilmittel der nervösen Erschöpfung verwandt werden dürfen.

Ich muß es mir versagen, diese Fragen der allgemeinen Nervenpathologie hier weiter auszuführen, und möchte nur zum Verständniß der Ihnen vorgeführten Krankheitserscheinungen noch den Satz anreihen, daß die materiellen Erregungsvorgänge in der Großhirnrinde, denen die psychischen Thätigkeiten zugeordnet sind, sowohl erregende als hemmende Einwirkungen auf die in tieferen Abschnitten des Centralnervensystems gelegenen und in Thätigkeit sich befindenden Reflexapparate ausüben. So erklären sich, allerdings nur zum Theil, jene Begleiterscheinungen der krankhaften psychischen Vorgänge, die wir in dem Muskelzittern, in den Schweißausbrüchen und in den Störungen der Herzthätigkeit bei dem einen Patienten vorgefunden haben. Denn es ist fraglich, ob dieser rein physiologische Erklärungsversuch den klinischen Thatsachen vollauf gerecht wird, oder ob nicht hier eine Häufung krankhafter Erregungsvorgänge stattfindet, die durch die besondere Eigenart der von der Hirnrinde, dem Sitz der psychischen Vorgänge, entfalteten Thätigkeit bestimmt wird. Die durch Jahrtausende lange Empirie festgestellte Thatsache der Beeinflußbarkeit körperlicher Vorgänge durch die psychischen ist in den letzten Jahrzehnten durch die wissenschaftliche Hypnotismusforschung und neuerdings auch experimentell einer exacten naturwissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemacht worden. Den geläufigen Erfahrungen, daß wir vor Schreck erblassen, vor Scham erröthen, oder daß durch bestimmte, mit lebhaften Lustgefühlen verknüpfte Geschmacksempfindungen und -Vorstellungen eine vermehrte Speichelsecretion hervorgerufen wird, kann nur die Deutung gegeben werden, daß durch Empfindungen und Vorstellungen, also durch psychische Reize vasomotorische und secretorische Vorgänge direct ausgelöst werden. *Ich neige der Ansicht zu, daß bei diesen psychogenen körperlichen Reactionen die begleitende Affecterregung die Vermittlerrolle spielt.* Diese Ansicht stützt sich vornehmlich auf die klinischen Erfahrungen über die Einwirkungen körperlicher Art, welche bei pathologischen Affecterregungen bis zu einer gewissen Dauer und Intensität mit gesetzmäßiger Sicherheit zu beobachten sind. Sie wird aber auch ferner begründet durch experimentelle Untersuchungen von Mosso, Kiesow und vor Allem Lehmann, welche übereinstimmend darthun, daß Athembewegung, Herzschlag, Füllung der Blutgefäße, Contractionszustand der Muskulatur in einer unmittelbaren Beziehung zu den Gefühlsbewegungen stehen. Aber auch die psychologische Analyse unterstützt diese Auffassung.

Eingedenk der Beschränkung, welche mir die Zeit und die Geduld meiner Hörer auferlegt, begnüge ich mich auch hier nur mit kurzen Andeutungen. Man kann über die Stellung der Gefühle zu den Denkvorgängen und ihren Elementen, den Empfindungen und Vorstellungen, zu ganz verschiedenen theoretischen Auffassungen gelangen; doch wird man immer anerkennen, daß jede Gefühlserregung ursprünglich an Empfindungen und Vorstellungen gebunden ist. Für die Psychopathologie ist es nun von größter Bedeutung, daß

die an Empfindungen gebundenen Gefühle mit größter Leichtigkeit nicht nur auf ihre Erinnerungsbilder übertragen werden, sondern auch auf andere, associativ mit ihnen verknüpfte Vorstellungen übergehen. Ziehen, welcher diese Frage eingehend untersucht hat, weist mit Recht darauf hin, daß durch diese Irradiation der intellectuellen Gefühle unser ganzes Affectleben und damit auch unser ganzes Handeln beherrscht wird. Diese engen Beziehungen zwischen Empfindungen, Vorstellungen und Gefühlen werden aber noch dadurch verstärkt, daß — weiterhin — irradiirte Gefühlstöne und Vorstellungen auf neue Empfindungen zurückwirken (Reflexion der Gefühlstöne). So kommt es, daß Empfindungen und Vorstellungen, welche von gleichartigen und intensiven Gefühlstönen begleitet sind, den gesammten, in einer Zeiteinheit vorhandenen Bewußtseinsinhalt, d. h. alle in dieser Zeit auftauchenden Empfindungen und Vorstellungen, welche schwächere Gefühlsbetonung besitzen, beherrschen. Es wird dadurch eine Einheitlichkeit der Gefühlsreaction innerhalb einer kleinen oder größeren Zeitperiode bewirkt, die wir als Stimmung bezeichnen. Die tägliche Erfahrung, vor Allem die Selbstbeobachtung, lehrt uns den unendlichen Reichthum und die Feinheit der unzähligen Abstufungen erkennen, welche die Stimmung durch unsere — unter sich und mit Empfindungen verknüpften — Vorstellungen und die dieselben begleitenden Gefühle erleidet. Durch diese Erfahrungen und Beobachtungen werden uns ferner die vielfachen Schwankungen erklärlich gemacht, welchen unsere Stimmung durch den stetig wechselnden Bewußtseinsinhalt unterworfen ist.

Lassen Sie mich kurz noch einige Nutzanwendungen dieser psychologischen Erfahrungen auf die Pathologie ziehen, die Ihnen vielleicht am klarsten die Bedeutsamkeit der psychologischen Denkrichtung für den Arzt veranschaulichen wird. Sehr heftige Gefühlserregungen, durch welche die lebhaftesten körperlichen Wirkungen in dem früher erörterten Sinne hervorgerufen werden, nennen wir bekanntlich Gemüthsbewegungen, Gemüthserschütterungen, Affecte. Sie sind es, welche der oben angedeuteten psychologischen Begründung der körperlichen Wirkungen der Gefühle zur kräftigsten Stütze dienen. Wir kennen Affecterregungen, welche in der Breite der geistigen Gesundheit durch heftige emotionelle Reize, durch Freude, Furcht, Schreck, Hoffnung verursacht werden, bei denen also die Intensität der Gemüthserschütterung der Intensität des psychischen Reizes durchaus entspricht. Es sind uns ferner jene Gemüthserschütterungen wohl bekannt, welche sich an einen heftigen Schmerz — ich erwähne hier nur den Zahnschmerz — anschließen.

Bei der Betrachtung krankhafter Stimmungslagen möchte ich zunächst auf diejenige hinweisen, deren erste Anfänge wir selbst in Zeiten körperlicher und geistiger Uebermüdung gelegentlich verspürt haben. Diese reizbare sog. hypochondrische Verstimmung ist als die unvermeidliche Begleiterin jener Zustände von Dauerermüdung und Erschöpfung anzusehen, welche die Grundlage der neurasthenischen, in ihren schwereren Formen von Alters her als Hypochondrie bezeichneten Krankheitserscheinungen bilden. Hier wird durch die krankhaft gesteigerte Uebererregbarkeit unseres Bewußtseinsorgans die zuerst von Griesinger vollauf gewürdigte psychische Hyperalgesie, eine krank-

hafte Steigerung der Unlustreactionen, gewissermaßen gezüchtet, die ihren subjectiven, d. h. dem Kranken selbst erkennbaren Ausdruck am häufigsten in dem Auftreten peinlicher und qualvoller Organempfindungen findet. Letztere sind die fruchtbarste Quelle der krankhaften Stimmungsanomalie, welche ein seltsames Gemisch mißmuthiger Verdrießlichkeit, zornmüthiger Verbissenheit, grüblerischer Selbstquälerei darstellt und nicht selten in maßlosen Zornausbrüchen gipfelt. Nunmehr wird Ihnen das bisher unaufgeklärte tragische Ende des schmerzgequälten Patienten, von dem ich im Eingange gesprochen habe, verständlich sein. Darf man aus zahlreichen Erfahrungen dieser Art, bei welchen der Kranke seinen Gefühlssturm, seinen Vorstellungsinhalt und seine krankhaften Antriebe dem Arzt rechtzeitig offenbaren konnte, einen Schluß ziehen, so liegt die Annahme nahe, daß in jenem Falle irgend ein an sich geringfügiges Vorkommniß, eine seelische Erregung, ein verstimmendes Ereigniß, eine unruhige Nacht mit beängstigenden Traumbildern oder vielleicht ein leichter Magenkatarrh die bis an den Rand gefüllte Schale des Unmuths, der Hoffnungslosigkeit und der Verzweiflung zum Ueberlaufen brachte. Die Verzweiflungsthat war also der Abschluß einer langen Leidenszeit, in welcher der Unglückliche der Spielball seiner krankhaften Gefühlsreaction geworden war. Sie sehen aus diesem Beispiel, wie die Affecthandlung, denn als solche muß hier der Selbstmord bezeichnet werden, sich mit elementarer Gewalt des Bewußtseins bemächtigt und alle widerstrebenden, hemmenden Vorstellungen überwältigt hat. Dies Beispiel lehrt ferner, daß die schwersten Unlustreactionen, deren klinischer Ausdruck der Angstaffect ist, auch bei verhältnißmäßig geringfügigen gemüthlichen Reizen zu Stande kommen können, wenn die vorherrschende Grundstimmung den neu anlangenden gemüthlichen Reizen, um ein bekanntes naturwissenschaftliches Gleichniß zu verwerthen, den geeignetsten Nährboden darbietet für die Entwicklung schädlicher Keime und für das Emporschießen verderblicher Saat. Es gelangen hier die gleichen Gesetze über die Summation von Reizwirkungen zur Geltung, welche in zahlreichen anderen Fragen der Physiologie und Pathologie des Nervensystems eine so bedeutsame Rolle spielen.

Lassen Sie mich noch eine andere Krankenbeobachtung kurz skizziren, die Ihnen die Gewalt heftiger, plötzlicher Gemüthserschütterungen veranschaulicht, und die Ihnen ebenfalls darthun wird, daß nur die genaueste physiologische Analyse uns den Schlüssel zum Verständniß scheinbar ganz unverständlicher Angstzustände darbietet, welche bei längerem Bestehen und öfterer Wiederholung die geistige Gesundheit vernichten.

Ein bislang ganz gesunder, dreiundfünfzigjähriger Landwirth, welcher auch aus nervengesunder Familie stammte, wurde seit drei Jahren von sehr schweren Angstzuständen heimgesucht. Der Ausgangspunkt der Erkrankung war ein heftiger Schreck, welchen er während der Feldarbeit durch einen mittelgroßen, ihm unbekannten Hund von „fuchsiger" Farbe erlitten hatte. Er bekam starkes Herzklopfen, Zittern und konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Der Hund war plötzlich aus dem benachbarten Weizenfeld hervorgesprungen und lief dann hinter dem Patienten vorüber. Patient wandte

sich um; dabei fiel sein Blick auf die von ihm abgelegte Arbeitsschürze, und sofort tauchte der Gedanke in ihm auf, daß der Hund die Schürze gestreift haben könnte. Als sich der Landmann von seinem Schreck erholt hatte, kehrte er nach Hause zurück, fühlte sich aber längere Zeit schwach und angegriffen. Es beherrschte ihn die Vorstellung, daß der Hund wuthkrank gewesen sei. Er ließ die Schürze mehrmals waschen. Trotzdem befiel ihn jedesmal bei ihrem Anblick erneute Angst. Ebenso, wenn er an die Stelle des Ackers kam, wo der Vorfall geschehen war. Aber auch Nachts wurde er gelegentlich durch Angstanfälle mit Herzklopfen und Schweißausbruch aus dem Schlafe emporgeschreckt, wenn das Erinnerungsbild an den Vorfall im Traume aufgetaucht war. — Die Erinnerungsbilder an den Vorfall waren allmählich abgeblaßt, die Angst hatte sich verloren. Nach Jahresfrist wurde sie aber für kurze Zeit wieder erweckt, als ihm Schauergeschichten erzählt worden waren. Sie trat jetzt ausschließlich auf, wenn er die Schürze erblickte, welche in den Kreis der Erinnerungsbilder des auslösenden schreckhaften Vorfalls verflochten war. Er fand erst Ruhe, als die Schürze durch seine Frau unter dem Vorwande, sie verschenkt zu haben, beseitigt worden war. Die Angstzustände brachen aber wieder mit elementarer Gewalt hervor, als er nach Monaten unvermuthet die Schürze auf einer Bodenkammer entdeckte. Jetzt nützte es nichts mehr, daß die Schürze thatsächlich verschenkt wurde. Um die Anfälle wieder hervorzurufen, genügte der Anblick einer ähnlichen Arbeitsschürze, die sein Sohn trug, trotzdem der Patient wußte, daß *diese* Schürze mit dem schreckhaften Vorfall nichts zu thun hatte. Er konnte sich von dem Gedanken nicht mehr frei machen, daß ihm die Berührung dieser Schürze Schaden bringe. Die ruhelose Erregung steigerte sich immer mehr. Angstgefühle wurden schließlich schon ausgelöst durch den Anblick des Stuhles, auf dem sein mit der Schürze bekleideter Sohn früherhin gesessen hatte. Der Patient kam körperlich herunter, wurde völlig schlaflos, äußerte Lebensüberdruß und suchte, da er sich der krankhaften Natur dieser Vorgänge völlig bewußt war, Heilung in der Klinik. Hier, losgelöst von allen Sinneseindrücken, welche die affectbetonten Erinnerungsbilder wachrufen konnten, besserte sich sein Zustand rasch. Die anfänglich noch sehr lebhaften Angstzustände wurden durch ein entsprechendes Heilverfahren erfolgreich bekämpft.

Diese Beobachtung wird nur verständlich, wenn wir die Gesetze der Irradiation und Reflexion der Gefühlstöne uns vergegenwärtigen. Der Affectschock war hier ursprünglich geknüpft an die Gesichtsempfindung des Hundes und die damit verbundene Furchtvorstellung. Er wurde übertragen auf die Gesichtsempfindung der Schürze, die gleichzeitig ins Bewußtsein getreten war. Der Affectschock haftete fest an den durch Gleichzeitigkeitsassociationen vereinten Erinnerungsbildern und wurde schließlich wachgerufen, wenn auch nur das eine, an sich ganz gleichgültige Erinnerungsbild der Schürze im Bewußtsein auftauchte. Anderen Vorstellungen, die mit der Schürze in associativer Verknüpfung standen, wurde der krankhaft gesteigerte Affectton schließlich beigesellt und reflectirte auf ihre Empfindungen. Es genügte deshalb der Anblick der verschiedensten Gegenstände, um Angstgefühle auszulösen.

Ich hoffe, Ihnen bewiesen zu haben, daß solche Betrachtungen keineswegs nur einen theoretischen, vielmehr einen eminent praktischen Werth besitzen, und daß ihre Kenntniß dem Arzte unumgänglich nöthig ist. Der Kranke, von dem ich im Eingang gesprochen habe, war, wie ich hinzufügen muß, nach der landläufigen Auffassung geistig gesund, da ja eine Störung seiner Verstandesthätigkeit, seiner Urtheilsbildung hinsichtlich der concreten Vorgänge der Außenwelt nicht vorlag. Es war nur das Ich-Bewußtsein, d. h. die Summe von Vorstellungen, welche sich auf den eigenen körperlichen und geistigen Zustand beziehen, geschädigt. Wer hat in das stille Kämmerlein der Gefühlswelt dieses Mannes hinein geschaut, oder wer war der Kundige, welcher bei einer solchen Einschau den seelischen Zustand des Mannes zu würdigen verstand? Vom Laien dürfen wir dies nicht verlangen, da er nach seiner ganzen Veranlagung, Erziehung und Erfahrung gewohnt ist, die Gefühlswelt des Anderen nach seiner eigenen abzuschätzen. Wohl aber wäre es die Aufgabe des sorgenden Arztes gewesen, die Tragweite dieser krankhaften Gemüthslage einer genauen Prüfung zu unterziehen und vermöge seiner psychiatrischen Kenntnisse die Schritte zu thun, welche zur Abwendung einer Katastrophe nöthig erschienen.

Die praktische Wichtigkeit psychologischer Kenntnisse möchte ich noch durch eine Erfahrung bekräftigen, die ebenfalls der Praxis entnommen ist. Es gibt eine Reihe von Lebensversicherungsgesellschaften, welche die Versicherungssumme, ihren Satzungen gemäß, im Falle des Selbstmordes nicht zu zahlen verpflichtet sind. Was geschieht nun bei solchen unaufgeklärten Selbstmorden? Die Auszahlung wird beanstandet und der Beweis verlangt, daß das gewaltsame Ende der Ausfluß einer krankhaften Störung der Geistesthätigkeit gewesen ist. Diesen Nachweis zu leisten, ist in solchen Fällen die Pflicht des behandelnden Arztes. Daß dieser Pflicht sehr oft aus Mangel an psychologischen Kenntnissen nicht genügt werden konnte, lehrt mich eine vieljährige Erfahrung.

Ich eile zum Schlusse.

Ich habe absichtlich mein engeres Arbeitsgebiet, die Psychiatrie, nur beiläufig in den Kreis meiner Erörterungen und Beispiele hineingezogen, weil ich mir die Aufgabe stellte, die Bedeutsamkeit der psychologischen Denkrichtung für die Allgemeinbildung des praktischen Arztes zu beweisen. Es lag mir ferner daran, von Neuem Zeugniß abzulegen von den innigen Wechselbeziehungen, welche Philosophie und Naturwissenschaft zu einander besitzen. Ich knüpfe hieran den Wunsch, daß nicht nur durch die empirische Psychologie unserer Zeit, sondern auch durch die naturwissenschaftlich geläuterte Psychopathologie dem ganzen Lehrgebäude der Philosophie neue, fruchtbringende Erkenntniß zugeführt werden möge, damit jene Vollendung im Sinne Goethe's erreicht wird:

Wie Alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem Andern wirkt und lebt.

Marie v. Ebner-Eschenbach und Louise v. François [1]).

Von

Anton Bettelheim.

„Sie haben ein braves Herz," sagte der Prinz, indem er mir die Hand reichte, „lassen Sie uns Freunde sein, Fräulein von Reckenburg."

Louise v. François: „Die letzte Reckenburgerin".

Im Jahre 1880 las Marie Ebner „Die letzte Reckenburgerin". Der bedeutendste norddeutsche Frauenroman des Jahrhunderts, ein Buch, das nach Karl Hillebrand's Kennerwort fast einzig dasteht in unserer Literatur, gewann dauernd Geist und Herz der österreichischen Dichterin. Ihr schien Alles bewunderungswürdig an dieser Schöpfung, die man wohl classisch nennen darf im Sinne der Goethe'schen Erklärung: „Classisch ist das Gesunde". Der Wurf des Ganzen, dem sogar die strenge Selbstkritik der François nachsagt: „Ist es auch ein etwas altväterisches Charakter- und Sittenbild, aus seinen Zügen spricht eine Wahrheit, die keiner Zeit und Mode unterworfen ist." Die Fabel, deren bunte Fülle nach der sinnreichen Bemerkung der Ebner aus dem einen knappen, schlichten Kernsatz heraus wächst: „Eine Frau — ein Wort". Die Sittenlehre, in der die Geschichte wurzelt: „Gewissen heißt sie jene himmlische Macht, auf welche in erster Ordnung alles Menschliche sich gründet." Die Lebensweisheit, in der sie gipfelt: „Was heißt denn gerecht sein als richtig sehen?" Die Kraft, mit der sie Männerbilder: Soldaten und Bürger, Priester und Bauern, vagabundirende Strolche und alt angesessenen Adel, Philister und Sonderlinge, Pflicht- und Phantasiemenschen, vor Augen stellt. „Der männliche Geschmack", den die letzte Reckenburgerin in der Wahl ihrer weiblichen Lieblinge auch darin bewährt, „daß ihr nur die frauenhaftesten Eigenschaften der Frauen zu Herzen gehen" (wer vergäße jemals wieder Dorl und die kleine Hardine!). Der angeborene Weltblick, der sie befähigt, „in ihrer

[1]) Capitel V wird noch im Laufe dieses Jahres in einem bei Gebrüder Paetel erscheinenden Buche: „Marie v. Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter." Von Anton Bettelheim, veröffentlicht werden. (Vergl. I—II im September-Heft der „Deutschen Rundschau".)

geistigen Vereinzelung, wie ein einsamer Hirte oder Jäger Wolken- oder Sternenlauf verstehen lernt, auf den Horizont des Zeitwesens zu achten", aus unscheinbaren Zeichen den Wandel der Dinge abzunehmen und mit wenigen Meisterstrichen Barockzeit, napoleonische und Befreiungskriege zum bedingenden historischen Hintergrunde der Handlung zu machen. Der Vortrag, genau so wie der ihres genialen Arztes, des „Mosjö Per-sé", „simpel, anschaulich, mit Bescheidenheit und doch nicht ohne das geziemende Selbstgefühl". Die Festigkeit der Hand, die das Geschick von drei Geschlechtern im engen Raum einer Familienchronik zusammen drängt.

Und ganz anders noch als die hohe, reiche Kunst der Erzählung entzückte die Ebner die hohe, reiche Natur der Erzählerin, die Gustav Freytag eine Dichterin von Gottes Gnaden genannt hat. In der Heldin, der einsamen, unvermählten Eberhardine, die „mit fritzischem Schaffen" die Erzieherin eines ganzen, verwilderten Landstriches, die Vorsehung liebenswerther Schützlinge und, was schwerer hält, in harter Selbsterziehung jeder pharisäischen Ueberhebung Herr wird — in diesem letzten Freifräulein von Reckenburg glaubte die Ebner die Doppelgängerin der leibhaftigen François zu erkennen. Unwiderstehlich zog es sie zu diesem einzigen Geschöpf hin. Und in der That konnte sie nur ein so außerordentliches Wesen zu dem Opfer außerordentlicher Selbstüberwindung bewegen.

„Zu meinen vielen Schwächen," so heißt es in ihren der François gewidmeten Erinnerungsblättern, „gehört eine sträfliche Zaghaftigkeit. Sie hat mich unter Anderem immer verhindert, einem berühmten Autor, wenn mich eines seiner Bücher noch so sehr entzückte, meine Bewunderung auszusprechen. Eine große Unterlassungssünde, denn keine Kritik noch so voll Anerkennung, keine Zustimmung von Freunden beglückt den Poeten so durch und durch wie einige warme Worte, die ihm aus der Fremde zugeflogen kommen. Die lobende Kritik erfährt leicht Widerspruch, das Urtheil der Wohlwollenden kann ein sehr befangenes sein, aber das Gefühl, das einen Fernstehenden zu einem Gruß veranlaßt, ist ganz schlackenfrei, ganz liebevoll, und seine spontane Aeußerung erfreut und heilt — wo lebt der Künstler, bei dem es nicht etwas zu heilen gäbe? — sie wappnet, sie stärkt, sie bringt lauter Segen. Nun, einmal im Leben bin ich meiner Zaghaftigkeit Meister geworden. Das war am Tage, an dem ich ‚Die letzte Reckenburgerin' von Louise von François zu Ende gelesen hatte. Der Geist, der in diesem Buche weht, nahm mich auf seine starken Flügel und hob mich über alle kleinliche Furcht und Bedenklichkeit hinweg. Ich suchte mein schönstes Briefpapier hervor und schrieb an die hochverehrte Dichterin und that noch mehr — ich sandte den Brief ab. Viel später habe ich erfahren, daß Louise einem Bekannten meinen Brief gezeigt und gesagt hatte: ‚Wie kann man mit Jemandem in Correspondenz treten, der Einem auf solchem Briefpapier schreibt?'"

Das Wort malt mehr noch als die Persönlichkeit der François, die sich siegreich neben den selbstherrlichsten Gestalten ihrer Dichtung behauptet, ihr ganzes Geschlecht. Jahrhunderte hindurch hat diese Familie trotzig jede Bequemlichkeit und nun gar jeden Luxus von sich gewiesen in spartanischem

Pflichtgefühl um der eigenen Ueberzeugung, der Freiheit des Glaubens willen. Abkömmlinge südfranzösischer Adliger, die sich als streitbare Vasallen der savoyischen Herzöge hervorthaten, verließen sie nach der Aufhebung des Edicts von Nantes die romanische Heimath. Schon vor 1680 war der Stammvater des deutschen Zweiges der François nach Brandenburg gekommen. Dessen Sohn Nicolas gründete eine Tuchfabrik in Frankfurt a. O. Seine Söhne, Enkel und Urenkel übten fast ausnahmslos das Handwerk der Waffen, Keiner ungestümer als der Oheim unserer Dichterin, Karl v. François. Ein Krieger, den der alte Jahn mit den kühnsten Recken der Vorzeit verglich, ein Mann, der die Feder so tüchtig zu führen wußte wie den Degen: Zeuge dessen sein (von François' Tochter, Clotilde v. Schwarzkoppen, herausgegebenes) „Soldatenleben", das sich im Wechsel der Abenteuer wohl mit Cervantes' autobiographischer „Geschichte des Gefangenen" messen darf, und in dem frischen, markigen Ton Marbot's Memoiren übertrifft. In jungen Jahren tritt er in die preußische Armee. Nach der Schlacht von Jena, der Capitulation von Erfurt und dem Tilsiter Frieden ist seines Bleibens nicht mehr da. Er zieht nach dem Süden und findet im schwäbischen Heer ein Unterkommen, zugleich aber die gehässigste Gegnerschaft heimischer Officiere, die von dem preußischen „Einschub" nichts wissen wollen. Herausforderungen zu Waffengängen nimmt er so getrost auf wie galanten Wettkampf im Liebeskrieg. Da ihm auf geraden Wegen nicht beizukommen ist, zettelt ein boshafter, rachsüchtiger Rittmeister Händel auf dem Tanzboden an, in denen der aufbrausende Jüngling den Säbel zieht. eine Uebereilung, die unbegreiflicher Weise als schwerstes Subordinationsvergehen behandelt wird. König Friedrich I. bestätigt 1808 den Spruch des Kriegsgerichtes, das François zum Tode verurtheilt; dann läßt er ihn nach Tagen der Ungewißheit auf den Richtplatz führen, die Augen verbinden, anlegen und erst im letzten Moment Pardon ankündigen. Pardon um den Preis schmählicher Cassation. Von solcher Begnadigung will der Tollkopf nichts hören. Er bricht in wilde Verwünschungen aus gegen den barbarischen Fürsten, der ihn nun kurzer Hand wegen Majestätsbeleidigung zu lebenslanger Haft auf den Hohenasperg, „die Thränenburg", abführen läßt. Hier weicht der Jähzorn des Ueberreizten unthätiger Schwermuth, in der den Verzweifelten nach sechs Wochen dumpfen Schweigens unversehens ein weibliches Trostwort aufrichtet. Mit Messer, Gabel, Stuhlbein und Stiefelhacken lockert er Dielen und Gemäuer, zwängt sich durch die Gitter des Gewölbes und beantwortet das „Werda?" der Schildwache dreist: „Essenkehrer", eine Angabe, zu der vollkommen der Aufzug des Berußten stimmt. Der verwegene Handstreich glückt. Unterwegs begünstigen redliche, durch die Tyrannei des Königs aufgebrachte badische Posthalter und Schultheißen seine Flucht nach dem dazumal französischen Elsaß. Der erstaunlichen Rettung folgen kaum weniger erstaunliche Abenteuer. Der stolze Mann lernt das (in der „Letzten Reckenburgerin" nicht vergessene) „Verhängniß der Landstraße" kennen. Er handelt stets nach der Maxime, daß in äußerster Lage auch das Aeußerste gewagt werden müsse. In böſester Noth schlägt er sich einmal als Balletttänzer, ein andermal mit Declamatorien durch. Kein Wunder „in einer Zeit, welche die Menschen wie in einem

Kaleidoskop durch einander wirbelte. Nichts schien auf festen Füßen zu stehen, Niemand an seinem richtigen Platze bleiben zu sollen. Reiche sah ich als Arme, Vornehme und Sichergestellte als Heimathlose und Verfolgte wieder. Hier traf ich eine Reiterin als Gräfin, dort eine bis dahin für ehrbar gehaltene Frau, die ihrem Liebsten auf der Heerstraße nachzog. Am regellosesten und gemischtesten ging es natürlich in den Bädern zu, wo hohes Spiel und ‚die Verborgenheit in der Menge' die verschiedenartigsten Existenzen magnetisch an sich zog. Daß ein Baron sich als Taschenspieler und ein Taschenspieler sich als Baron entpuppte, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Nur das Duell brachte noch einige Unterscheidung in diese verwirrten Verhältnisse. Man mußte sich mit seiner Degenspitze beweisen." Dieser Beweis fiel dem kühnen Degen alle Zeit leicht. Desto schwerer war es, inmitten all' dieser Anfechtungen dem Wahlspruch der Reckenburger getreu zu bleiben: „In Recht und Ehren". Es ist ein hohes Verdienst François', daß sein Leben in den heikelsten Lagen niemals in einen pikarischen Roman auslief. Er war immer ein Held, niemals ein Glücksritter. Er macht den Zug Schill's mit, hat Fehlschlag auf Fehlschlag, kränkende Verkennung in der Schwägerschaft zu erdulden, geht furchtlos 1810 über Helgoland nach England und erlebt eine regelrechte Odyssee, bis er in russische Dienste treten kann. „Einsam dastehend in einem unbekannten Lande, einer fremden Nation dienend und in einem niederen Grade beginnend, unkundig der Sprache, der Gesetze und selbst der mir obliegenden Pflichten, war mir nichts Anderes übrig geblieben, als einen ausschließlichen Bund mit meinem Säbel zu machen, daß wir zwei immer die Besten sein wollten in der Gefahr, um entweder das Glück zu erzwingen oder in einer stillen Soldatengruft das Ende aller Leiden zu finden." Er hat sein Gelübde voll eingelöst. Wenige Tage vergingen, wo er nicht „einem tausendfach drohenden Tod gegenüber stand", und kaum eines Tages wußte er sich in den Jahren 1812—1815 zu entsinnen, wo er „diesen Tod nicht als einem willkommenen Freund entgegengesehen hätte". In solcher Stimmung bestand er alle Drangsale mit hoher Auszeichnung, bis er ordengeschmückt aus der russischen Armee in das preußische Heer übernommen wurde. 1815 wird er Major, 1817 reicht er in Magdeburg der einzigen Tochter des Bankdirectors v. Vangerow die Hand. Der wettergebräunte Krieger wird ein musterhafter Hausvater, Commandant von Minden und Generalleutnant; die Bürgerschaft ist ihm ebenso aufrichtig zugethan wie die Waffenbrüder; sein Haus wird ein gastlicher Mittelpunkt. Dieser edlen Geselligkeit setzt der nie verwundene Tod der geliebten Frau ein Ende. Es wird stiller im Heimwesen des Wittwers, in dem sich das alte Hugenottenblut nun auch durch starkes religiöses Bedürfniß geltend macht. In Minden, Halberstadt und zuletzt in Potsdam führt ihm jetzt (1848—1855) die einzige Tochter seines Lieblingsbruders, Louise v. François, die Wirthschaft. In rührendster Weise pflegt sie, nach dem Zeugniß ihres unübertrefflichen Biographen Otto Hartwig[1]), den Greis bis zu seinem Tode; sie sollte auch

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1893, Bd. LXXVII, S. 456 ff.: „Zur Erinnerung an Louise v. François". Von Otto Hartwig.

noch den Heimgang seines einzigen Sohnes erleben: Bruno von François, der am 6. August 1870 beim Sturm auf den Rothen Berg von Spichern als der erste deutsche General im deutsch-französischen Kriege fiel und also, nach dem echten François-Wort seiner Schwester, durch dieses Ende auf dem Schlachtfelde gewissermaßen nur die väterliche Laufbahn erfüllte und vollendete.

Solche Familien-Ueberlieferungen blieben im Leben und Dichten von Louise v. François unverloren. Ihr eigenes Frauenlos brachte ihr überdies Prüfungen, deren Ueberwindung keinen geringeren, nur unscheinbareren Heldensinn erforderte als Feldlager und Schlachtgetümmel. Auch ihr Vater war Militär. Jedem Prunk abhold, wurde der Major Friedrich v. François nach seiner letztwilligen Anordnung im einfachen Soldatenmantel zu Grabe getragen; das Geld für den Sarg sollte den Armen geschenkt werden. Sein Gut Riemegk kam durch Unvorsichtigkeit des Pupillengerichts und Leichtfertigkeit des Vormundes in fremde Hände. Die Ersatzansprüche der Erben wurden nach Jahre langen Processen in der ersten Instanz aufrecht, in letzter Instanz abschlägig erledigt. Louise v. François verarmte von einem Tage zum andern. Ein gräflicher Bräutigam, mit dem die Achtzehnjährige sich verlobt, war nicht der Mann, solchem Schicksalswechsel Stand zu halten. Entschlossen löste sie den Bund. Gleichmüthig schränkte sie sich in ihrer ganzen Lebensführung ein. Ihre seidenen Kleider sperrte sie „in einen Koffer, damit sie nun Niemanden mehr auch nicht durch den Schein der Wohlhabenheit täusche". Neigung und Naturell hätten sie dem ärztlichen Beruf zugeführt, wenn dieser Herzenswunsch zu jener Zeit für eine Frau erfüllbar gewesen wäre. Als echte Samariterin erprobte sie sich gleichwohl. Als Pflegerin saß sie an so manchem Schmerzens- und Sterbelager: sie betreute ihren erblindeten Stiefvater und ihre gelähmte Mutter, sie drückte Karl v. François die Augen zu. Samaritergesinnung war es auch, die sie zur Schriftstellerei führte: sie wollte Geldmittel zur besseren Verpflegung des Stiefvaters herbei schaffen. Sie griff zur Feder, wie Karl v. François in den Stunden ärgster Entbehrungen mit der Tanzkunst sich durchhalf. Ihre ersten, ohne Vorwissen der Ihrigen an das Cotta'sche „Morgenblatt" geschickten Aufsätze („Potsdamer Skizzen") fanden unverweilt Aufnahme. Der Leiter dieser Zeitschrift, Hermann Hauff, erkannte und ermuthigte sofort ihr entschiedenes Talent. So wohl wurde es ihr nach Hauff's Tode und dem Eingehen des „Morgenblattes" nicht so bald wieder. Schätze hat sie mit keinem ihrer Bücher gesammelt. Einer ihrer Verleger machte bankerott. „Die letzte Reckenburgerin" wurde von zahlreichen Verlegern dies- und jenseits des Oceans zurückgewiesen, bevor sie Otto Janke um das Riesenhonorar von 300 Mark erwarb. Muthig und anmuthig, weise und witzig hat sich die Dichterin mit all' diesen Erbärmlichkeiten abgefunden. Die gemeine Noth des Lebens hat sie niemals erniedrigen können. Weh gethan hat ihr nur, daß sie ihren Schützlingen nicht nach ihrem vollen Herzenswunsch helfen konnte. Das Ziel ihrer Sehnsucht, eine italienische Reise, hat sie nie erreicht. Mit ihren Denker- und Herrschergaben berufen, einem Hof, einem großen Gemeinwesen Impulse zu geben, Bildungs- und Wohlfahrtsanstalten stolzen Stils zu schaffen, ver-

brachte sie den größten Theil ihres Lebens im „Schusterparadies“ von Weißenfels a. S. Aus der Enge der Umgebung rettete sie sich — wie ihre Vorbilder und Meister, die Führer des Zeitalters der Humanität — in die Weltliteratur. Der Umfang ihrer geistigen Interessen, ihre Kenntniß der poetischen, geschichtlichen, philosophischen und theologischen Hauptwerke der Culturvölker ist erstaunlich. Ganz auf sich selbst gestellt, in sich gefestet, ohne jede Spur von Ehrgeiz, fernab vom Jahrmarkt der Eitelkeiten, führte sie das Leben einer Weltheiligen. Einer Einsiedlerin dieser Art konnte das Luxuspapier einer ihr bis dahin sogar dem Namen nach völlig unbekannten Briefstellerin nur Bedenken erregen. Glücklicher Weise lag dem Brief, der eine nicht alltägliche Sprache führte, als weitere literarische Beglaubigung ein Widmungsexemplar der „Aphorismen“ bei. Die selbständige Kennerin las in dem guten, gescheiten Buch mit immer wachsendem Genuß. Nach kurzem Besinnen überwand sie die Scheu vor dem „allerschönsten Briefpapier“ und entschloß sich zu der folgenden, auf einem ganz einfachen, mit Wasserlinien durchzogenen Bogen geschriebenen Erwiderung an eine der allerschönsten Seelen:

Hochverehrte Frau!

Sie haben mir durch Ihre auszeichnende Darbietung eine wahre Freundesgabe gereicht; denn fast jeder „Ring Ihrer Gedankenkette“ findet tief in mir einen Anschluß, der einem Ursprung gleichen würde, wenn es mir gegeben gewesen wäre, ihn so präcis in edelster Form auszudrücken. Das Wort der Zueignung hätten Sie freilich etwas weniger für mich beschämend wählen sollen. Ich freue mich aber doch dieses Beweises, daß Eines oder das Andere von der bescheidenen Gesellschaft, die ich fabulirend ausgestaltete, Ihnen wohlgefällig gewesen ist.

Haben nicht auch Sie sich in dieser fabulirenden Weise geäußert? Mein Lebensweg hat in ein so einsames Altenstübchen geführt, daß mir die Welt der Gegenwart — auch der literarischen — nahezu eine von Fremdlingen geworden ist und daher auch Ihr vermuthlich sehr bekannter Name zum ersten Male an mein Ohr schlug. Fortan werde ich aufmerksam nach ihm spähen und lauschen und hoffentlich wieder und wieder durch ihn eine Freude genießen, die der des ersten Erkennens gleicht.

Mit aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit

Weißenfels a. S., den 16. Februar 1880. Louise v. François.

Die Ebner nahm diese Antwort mit reinem Sinn und guten Geschmack auf. Hundert Andere hätten sich daran gestoßen, daß die Empfängerin einer nicht alltäglichen „Huldigungsepistel“ offen heraus sagte, sie habe von der literarischen Existenz der Absenderin bisher nichts gewußt. In der Ebner „weckte dieses unbefangen abgelegte, für sie nicht sehr schmeichelhafte Bekenntniß augenblicklich die Empfindung: da hast Du's mit unbedingter Wahrhaftigkeit zu thun.“ Unverweilt erwiderte sie die Zeilen der François und übermittelte ihr zugleich ihre „Erzählungen“, von deren Aufnahme der folgende Brief Kunde gibt:

Weißenfels, den 20. Februar 1880.

Hochverehrte, gütige Frau!

Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! Ich wußte ja, daß mindestens Eines meiner geistigen Brut der alten, blinden Henne unter Bekannten und Unbekannten manch' guten Freund geworben hatte, daß es aber in einer Seele wie der Ihren zu so hohen Ehren gelangen sollte, nun, das ist Gunst, nicht Kunst, und drum Dank, doppelt Dank für diese verbindende Sympathie.

Dank aber auch, beglückten Dank für Ihre Fabelkinder. Ich habe sie auf den ersten Blick in mein Herz geschlossen, freue mich drauf, immer tiefer in ihre Heimlichkeiten zu dringen, und rufe in der ersten Wärme der Dichterin zu: Mehr! Mehr!

Wissen Sie, welcher Wunsch mir nicht aus dem Sinn kam, während ich Ihren „Spätgeborenen" Zug für Zug mir einprägte? Daß Sie, was er selbst nicht vermochte, Jean Paul's „Flegeljahre" zu Ende führten. Wenn Sie mit Ihrem tiefen Herzensblick, Ihrem feinen Formgefühl die geschmacklosen Schnörkel, den überflüssigen Beirath, welche auch dieses sein bestes Werk für die Heutigen ungenießbar machen, beseitigten, unter dem „Geheimniß der göttlichen Maße", das einem der reichsten, eigenartigsten unserer Geister zum Dichtersein leider fehlte, dem glücklichen Idealisten durch alle seine weltbürgerlichen Proben zum Siege verhälfen, es gäbe ein Meisterstück deutschen Humors, wie wir keines besitzen. Aber freilich zum Siege in Licht und Leben, nicht in Nacht und Tod.

Denn diese Frage wollen Sie mir freundlich gestatten: warum muß Ihr Andreas sterben? warum zumal Ihr Chlodwig erst im Wahnsinn glücklich werden? Ein starkgemutheter, selbstbeherrschender, praktisch thätiger Mann im reifen Alter an einer Passion untergehen, die er als Jüngling tapfer überwunden? Die Kraft zerschellen an der Schwäche? Wenn die Wirklichkeit so Niederschlagendes offenbart, die Kunst soll uns Erhebendes bringen, zumal in dieser Zeit des Pessimismus. Sie sagen einmal: „Wer an die Freiheit des menschlichen Willens glaubt, kann niemals gehaßt haben und — niemals geliebt." (Der Text lautet genau: „hat nie geliebt und nie gehaßt".) Nun, sehen Sie, darin liegt vielleicht der Unterschied zwischen Ihnen und mir. Ich habe die Freiheit des Wollens alle Zeit gespürt, daher also niemals gehaßt und in Ihrem Sinne nicht geliebt oder, wie Goethe es nennt: die Leidenschaft als Bedingung angesehen. Darum würde ich denn auch Ihren bescheidenen Andreas, nachdem er erkennt, daß ihm zum künstlerischen Ausgestalten seiner Ideale das Zeug fehlt, an dieser Erkenntniß nicht das Herz brechen lassen, sondern durch dieses Ausgestalten im wirklichen Leben, d. h. durch seine Güte, nach wie vor, nur vielleicht in etwas erweitertem Maße, einen glücklichen Mann bleiben lassen; einen solchen, zu dem ich den guten Jungen Walt[1]) von Ihnen heran gezogen sehen möchte, zu einem fertigen Menschen, wie ich Sie selbst mir vorstelle und von Ihnen bestätigt hören möchte.

---

[1]) In den „Flegeljahren" Jean Paul's.

Denn wenn man einen Schriftsteller liebt, dann möchte man gern auch etwas von dem Menschen wissen, der Jenen gezeitigt hat. Sei's just auch nicht, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", aber doch von seinem äußeren Geschick. Von dem meinen ist gar wenig zu vermelden, erklärlich, halbwegs mindestens, durch obiges Bekenntniß über den freien Willen. Ich habe oft auf dem Krankenbett gelegen, öfter daran gesessen, manchem Nahestehenden die Augen zugedrückt und sitze nun im Altenstübchen der kleinen Stadt, die ich Heimath nenne, weil ich die längste Lebenszeit in ihr verbracht. Das Bildchen, das Sie freundlich von mir annehmen mögen, gibt Ihnen kein genaues Bild von mir, wie alle Photographien. Ich sah schon, als vor etwa sechs Jahren der erste Abdruck genommen wurde, nicht mehr so jugendlich glatt aus, und dermaßen holdselig habe ich wohl nie gelächelt. Nun bin ich eine Greisin, nur ohne ehrwürdig weißes Haar. Dafür trage ich aber geziementlich eine Haube. — Nun aber, theure Frau, machte ich mir gern auch von Ihrem Leben ein Bild. Sie sind Gattin, hoffentlich auch Mutter von lieblichen Kindern, die ebenso wohlgerathen, aber glücklicher! sind als Ihre geistigen. Sie sind Großstädterin, hochgestellt, das heißt mit freiem Blick über Kunst und Welt, Natur und Schicksal — will's Gott! — in Harmonie. Es würde mein Stillleben beglücken, wenn Sie mir sagen könnten und wollten, daß meine Vorstellung eine zutreffende war. In aufrichtiger Ergebenheit und Dankbarkeit Louise v. François.

Auch dieser Brief rief helles Entzücken bei der Empfängerin hervor: „ehe Louise v. François mich kannte, ehe sie noch wußte, ob ich zu den Menschen gehöre, die Tadel ertragen, ersparte sie mir den ihren nicht." Weil aber die Meisten die Wahrheit leichter sagen als vertragen, scheint mir im Beginn dieses Briefwechsels das überragende Verdienst auf Seiten der Ebner. Zwei wahrhaft groß denkende, wahrhaft vornehme Naturen fanden sich also in großer Ehrlichkeit und ehrlicher Größe. Jedes folgende Lebenszeichen, jedes folgende Urtheil steigert die Vertraulichkeit, erhöht das Bewußtsein voller Wahl- und Wesensverwandtschaft; von Brief zu Brief wird der Ton wärmer, der Wunsch reger, einander persönlich zu begegnen:

Weißenfels, 6. März 1880.

Verehrte, theure Frau!

Welche reiche Sendung! Ich nehme Ihre Güte jetzt schon an, als verstände sie sich von selbst, und lasse mich von Ihnen beglücken, als wären wir alte Kameraden, denen ein Händedruck als Habdank für freundliche Erweisungen genügt. Ihr liebes Bild! Ich hatte Sie mir, ob Ihrer literarischen Reife, doch älter gedacht. Nun sehe ich, daß ich wohl zwei Generationen vor Ihnen voraus habe (in Wirklichkeit war die 1817 geborene François der Ebner um ein halbes Menschenalter voraus) und Ihre Großmutter sein könnte. So knapp und präcis wie Sie, die Jugendliche, den Ausdruck für verwandte Gedanken zu finden, brächte ich aber heute noch nicht zu Wege. Fügen Sie daher zu Ihrem Wohlwollen für die einsame Matrone in der Mansarde der kleinen Stadt die Geduld mit ihrer Breitspurigkeit, wenn sie bei guter Gelegenheit einmal die Schleusen öffnet.

Zunächst über die neue Folge Ihrer Erzählungen. Sie erinnern mich, vielleicht mehr dem Tone als der Tendenz nach, an meinen Lieblingsautor der Gegenwart: die Elliot. Sie könnten, bei Ihrem tiefen Seelenblick, der Weltkenntniß, der feinen Ironie, die Sie mit ihr gemein, der formellen Beschränkung, die Sie vor ihr (die für ein — ohne Beschwer — viel Brei vertragendes englisches Publicum Schreibende) voraus haben, die gleiche Wirkung hervorbringen. Wie kommt es nun, daß Sie, die Landsmännin, weniger bei uns gekannt, d. h. anerkannt sind als jene Fremde? Doch wohl nicht allein aus unserer deutschen Vorliebe für das Ausländische. Wenn ich mich auf die umfänglichste Ihrer Erzählungen, die treffliche „Bozena" beschränke, so glaube ich, verzeihen Sie die Aufrichtigkeit, es liegt an der Mache, — ein häßliches Wort, aber ich finde kein wohllautenderes für den Begriff. „Anordnung" deckt ihn nicht vollständig. Sie bleiben Ihrer Heldin, der edlen, starken Magd, nicht treu genug, schieben sie, kaum daß Sie uns das Herz für sie warm gemacht, bei Seite, drängen Nebenpersonen in den Vordergrund, für die wir uns nicht im gleichen Maße, d. h. nur negativ, als exacte, aber unerfreuliche Wirklichkeitsgestalten, interessiren können, und führen das seltene Wesen erst zu schließlicher Lösung — leider aber bloß durch Worte zwingend, nicht durch eine heroische That wie nach der eigentlichen Katastrophe — wieder vor. Hätten Sie den Lebenslauf dieser Magd ohne Unterbrechung geschildert, die Menschen, durch die und auf die sie wirkt, nur im Verhältniß zu ihr, wir würden einen Roman, ergreifend wie wenige, haben. Denn die Bozena ist eine Gestalt von Shakespeare'scher Originalität und Tiefe. Eine Kerntgestalt aus dem Volk. Ich wüßte ihr von Heutigen nur Dickens' alten Peggotty, ein Meisterbild, an die Seite zu stellen. Und ich glaube, daß unserer heutigen Darstellungskunst, deren Griffel so scharf ist, und deren Geißel, leider verdientermaßen, so unerbittlich, nichts mehr noth thut als Menschen, sieghafte Vorbilder, die wir lieben können. Aber freilich, die Aufgabe scheint schwer. Unsere besten Schriftsteller werden langweilig, wenn sie einen edlen Menschen zu schildern beginnen, machen daraus ein verschwommenes Idealgebilde ohne Blut und Sinnen, das nicht wirkend irrt und nicht kämpfend strauchelt. Warum ist Fritz Reuter so populär geworden? Nicht bloß, weil er uns herzhaft lachen macht, sondern weil er Menschen schafft, ernsthafte und komische, die wir mit Thränen in den Augen lieben können.

Sonntag früh. Indem ich das gestern Geschriebene überlese, zuckt mir die Hand, die verdrießliche Epistel sammt ihren Spuren von vergossenem Kamillenthee zu zerreißen. Aber sie soll zu Ihnen dringen als Dokument der nörgelnden alten Jungfernatur, die Sie weit, weit überschätzen, weil Sie sie nicht kennen. Im Leben lasse ich den Leuten gern so viel Freiheit als möglich, zu viel, wird mir oft gesagt. Wenn ich aber etwas Künstlerisches sehe, höre oder lese — zumal lese —, dann frage ich, d. h. insofern es mich interessirt, unwillkürlich: warum so und nicht ein bißchen anders? Ich baue in Gedanken dann das Werk nach meinem Sinne neu auf — so, wie es voraussichtlich keinem Menschen und mir am wenigsten gefallen würde — und bedauere, daß das interessante Motiv nicht im eigenen Hirnkasten entsprungen

ist, daß ich es auch der That nach meiner Ordnung gemäß aufbauen könnte. Ich glaube, viele einsame Leute, nicht bloß alte Jungfern, leiden an diesem Fehler der Phantasie.

Nun will ich Sie aber verschonen. Nur noch ein Wort über die Jean Paul-Zumuthung. Eben weil kein Heutiger ihn mehr zu lesen vermag, weil es selbst dem bücherhungrigen Mädchen vor vierzig Jahren, der literarischen Epigonenzeit, deren sich verflüchtigender Hauch bis in die Zone des Kleinlebens drang, weil es mir schwer angekommen ist, seine Hauptwerke zu lesen und gebührentlich nach Mütter- und Großmütterart zu bewundern, eben darum möchte ich, daß ein geistreicher, feinfühliger Schriftsteller von den reichen Schätzen, die in dieser Fundgrube geschmacklos durch einander gewürfelt sind, einen Bruchtheil kunstgemäß sichte, ordne und einem heutigen Publicum genießbar mache. Denn ein Verlust bleibt es immer, wenn diese Fülle von Humor — Phantasie und Empfindsamkeit seien preisgegeben, — dieses bei uns Deutschen seltenen Lichtstrahls eines warmen Herzens, der das Erdengrau rosig verklärt, wenn sie nur einer Generation zu gute gekommen sein sollte.

Aber nun kann ich nicht mehr. Das Schreiben fällt mir nach meiner vorjährigen langen Krankheit immer noch schwer. Eins nur noch. Der „Katzenjunker“ [1]) bin ich. Das heißt, ich selbst habe diesen Abscheu vor diesem graciösen, hausfreundlichen Geschöpf. Ein Abscheu, der nicht zum geringsten Theil beigetragen hat, mich fast zur Eremitin zu machen. Aber Haß nenne ich diesen Abscheu nicht. Haß denke ich mir ein bewußtes, begründetes Gefühl, bitterer noch als Feindschaft und Rachedurst. Um der Schilderung eines persönlichen Zustandes willen — zum ersten Male eines Selbsterlebten — beging ich den Compositionsfehler der völlig überflüssigen Einleitung zu dem letzten Geschichtchen, das ich geschrieben habe oder jemals schreiben werde.

Nehmen Sie nochmals meinen Dank und die Versicherung der innigen Neigung, die ich, seit ich Ihr Bild gesehen, eine mütterliche nennen möchte, die jedoch die aufrichtigste Verehrung in sich schließt.

Louise v. François.

Weißenfels, den 21. März 1880.

Liebe, verehrte Frau von Ebner!

Ich hatte eine Augenentzündung — habe sie noch, aber gelinder —, sonst hätte ich gleich in der ersten Wärme nach Empfang Ihres guten, lieb- und geistreichen Briefes Ihnen meine Freude ausgesprochen. Ich wollte aber gern etwas mehr sagen als Willkommen!

Ich wüßte auf der Welt Niemand, den ich lieber von Angesicht zu Angesicht kennen lernte als Sie. Bin ich auch in meiner nächsten Umgebung recht fremd und einsam geworden, von außen her wird mir von Ungekannten oder längst den Augen und der Erinnerung Entschwundenen manches Wort des Wohlwollens und des Antheils zugetragen, das ich zumeist der Geschichte

---

[1]) Erschien zuerst in der „Deutschen Rundschau“, 1879, Bd. XIX, S. 167 ff. und Bd. XX, S. 21 ff.

meines alten Fräuleins, dem Korn, welches das blinde Huhn gefunden, zu danken habe. Ich mache per Post einen Knix, drücke Diesem und Jenem in Gedanken auch wohl herzlich die Hand, und damit ist die Sache meist abgethan. Wir wissen gegenseitig nichts von einander und verlangen nichts von einander zu wissen. Nur mit Wenigen hat sich dauernd ein briefliches Verhältniß angeknüpft. Mit Ihnen ist das aber auf einen Zug ein Andres gewesen; hier fühlte ich — nun sogar bis zum Katzenschauder — etwas Verwandtes, ja etwas Mütterliches; Sie noch näher kennen zu lernen als durch gedrucktes oder beschriebenes Papier, den ganzen Menschen, wie er leibt und lebt, wäre mir eine wahre Freude. Ist es Ihnen möglich, mir die ungefähre Zeit Ihrer Reise anzugeben, geschähe mir ein Gefallen. Ich hatte mir etliche Monate der Sommerfrische in einem Waldwinkel Thüringens oder des Harzes vorgenommen und richte mich dann so ein, daß ich vor Ihrem Kommen wieder da bin oder erst nach demselben aufbreche.

Eines aber muß ich zuvor doch fragen: Ahnen Sie, daß Sie in eine Mansarde treten? (in welcher Herberge zu wohnen ich selbstverständlich Sie nicht einzuladen wagen dürfte noch könnte) — oder sind Sie jemals auch nur auf Stunden in einem Giebelstübchen gewesen, vielleicht nicht ganz so klein und dürftig wie das Ihres Andreas, dafür aber auch nicht in Wien, sondern in einer kleinen, schmutzigen, langweiligen Stadt? Ahnen Sie, welche Entbehrungen Ihnen der Aufenthalt in dem ersten Hotel solcher kleinen Stadt auferlegen würde? Wissen Sie überhaupt, was Armuth ist? Ich meine nicht die Armuth der misera plebs, die Ihnen täglich schneidend genug vor Augen und zu Herzen treten wird, und von der in diesem Falle nicht die Rede ist, sondern die bescheidene, im hinreichend warmen, aber verschossenen und fadenscheinigen Außengewand, dessen Träger Sie im Uebrigen für Ihresgleichen halten? die Armuth, die nur dem Reichen als solche erscheint, aber auf sein Mitleid keinen Anspruch hat.

Apropos, Mitleid. Einer der wenigen Ihrer Aphorismen, die ich nicht deutlich verstehe, ist die von dem Mitleid als der Liebe im Negligé. Heißt das lässiger Weichmuth im Schlafrock und Pantoffeln? oder erstes und letztes Tagesgefühl ohne Schaugepränge; die Liebe, die nicht nach Sternenkranz und Venusgürtel, sondern in die Wundenmale blickt und das stärkste Band ist, das die Menschheit zusammenhält?

Also, Theuere, wenn Sie mich nicht zufällig auf dem Krankenbette träfen, würde Mitleiden keiner Art, höchstens vielleicht das gutmüthige Lächeln verwöhnter Augen Sie beschleichen, aber die Grandezza im geselligen Reckenburgschen Familienzimmer würde in heutiger Zeit nicht mehr zu finden sein. Die Zuflucht der Verarmten — nicht der Gewohnheits-Armen — ist die Einsamkeit. Bei meiner Gemüthsart war die Verarmung nur der Schritt von Sorglosigkeit zu Sorge, aber der Sorge nicht um mich selbst, — dazu bin ich zu leichtsinnig. Jetzt, wo ich nur noch um ein einziges, kleines Wesen Sorge zu tragen habe, ist mir die Beschränkung ein keineswegs unbehaglicher Zustand, und ich glaube nicht, daß ich um derselben willen Ihnen weniger sympathisch wäre.

Bei alledem habe ich einen Vorschlag in petto, der uns ein noch freieres Begegnen gestatten würde. Ich nehme an, daß Sie den weiten Bogen von Nauheim, wo Sie doch wohl zur Cur sein werden, nach Prag über Leipzig nicht bloß um meinetwillen machen wollen, sondern um etwa in Dresden Aufenthalt zu nehmen. Wie wäre es nun, wenn wir uns irgendwo halben Wegs Rendezvous gäben. Etwa in Weimar, das zwar ein noch kleineres, viel stilleres Städtchen ist als mein heimisches, von dem ja aber so viel Licht und Freude über die deutsche Welt verbreitet worden ist, daß man sich darin fühlt dankbar wie auf Heimathsboden. So oft ich nach Erfurt, wo ich Geschwister und Verwandte hatte, gefahren bin, habe ich ein paar Züge überschlagen und einen Gang an den einfachen, geweihten Wohnstätten unserer alten Herren vorüber durch den Park, über den Friedhof, nach Tiefurt oder Belvedere gemacht, mir auch schon mehr als ein Mal mit auswärtigen Freunden in einem der noch immer recht kleinstädtischen Gasthäuser Stelldichein gegeben. Ich wüßte kaum, wo ich mit Ihnen lieber zusammenträfe als dort. Aber ich wäre auch mit einem Nauheim näher gelegenen Ort, etwa Coburg, einverstanden. Oder Meiningen, wo einer lieben Freundin, Frau v. d. Decken (Wittwe eines hannoverschen Officiers, die mit Passion und als Lebenstrost unter dem Namen v. d. Elbe schreibt) ein helles Glück durch Ihre Bekanntschaft bereitet werden würde. Vielleicht ließe es sich dann einrichten, daß ich Sie auf der Weiterfahrt bis Weißenfels begleitete, Ihnen ein Raststündchen in meinen vier Pfählen anbieten und wohl gar noch die Strecke bis nach Leipzig in Ihrer lieben Nähe sein dürfte.

Aber alles das findet sich ja. Noch haben wir keine Veilchen, und bis zu Badecuren und Sommerfrischen hat es Weile. Die Hauptsache ist, daß wir hoffen dürfen und freudig sagen: wir werden uns sehen.

In aufrichtiger Verehrung Louise v. François.

Weißenfels, den 8. April 1880.

Theuere, hochverehrte Frau v. Ebner!

Eine Stelle Ihres Briefes hat mir weh gethan; nicht weil Sie sie schrieben, aber weil meine altjüngferliche Nörgelei Ihnen die Stimmung dafür eingeflößt hat. Was ich von Ihnen gelesen, soll mir keine Theilnahme eingeflößt haben? Die höchste hat es mir eingeflößt. Sie sind die geistvollste und gedankenklarste Frau, die je in Deutschland geschrieben. Sie haben Menschen geschaffen, die wir lieben, an denen wir uns trösten können, die wir glücklich sehen möchten, so glücklich, wie wir uns ihre Schöpferin denken. Wie ich nun aber die Besten unter ihnen kläglich untergehen sah, da kam mir die Frage, die mir, so oft ich den „Lear" gelesen habe, das Herz bedrängte: Warum mußte Cordelia schmählicher als alle Anderen untergehen? War des Dichters Gemüth so umdüstert, daß er in dem erschütterndsten Wahn- und Nachtgebilde, das eine Menschenhand entworfen, keinen reinen, versöhnenden Lichtstrahl dulden konnte?

Seitdem ich Ihre prächtige „Lotti“[1]) gelesen habe, fürchte ich nun nicht mehr, daß Sie verwandten Dichterstimmungen unterworfen oder nur annähernd zu ähnlichen Lebensresultaten gekommen seien, und auch nach der zweiten Lectüre Ihres „Andreas“ und „Chlodwig“ empfinde ich anders über das psychologisch Richtige an deren Endschaft als nach der ersten eifrigen Durchsicht. Die Erkenntniß des Nichtvermögens eines lebenslang hoffnungsfroh Bestrebten kann eine tödtliche und eine unbefriedigte Leidenschaft, zur fixen Idee, zur Narretei werden. Kraft, die nicht That wird, wird ja leicht Wahn, und es wäre eine recht nüchterne Welt, wenn allen Menschen die Resignation so gleichsam im Blute läge wie mir alten, ich glaube auch schon in der Jugend alten Vernunftsbille — oder Ihrer „Uhrmacherin“, deren Geschichte mich nahezu wie ein Capitel aus dem eignen Leben anmuthete. Dank für die Freude, die Sie mir dadurch bereitet haben. Und wie glücklich wird Rodenberg sein, Sie als Mitarbeiterin für sein Blatt gewonnen zu haben; er, der wiederholt so sorgenvoll klagte, daß der Mangel an guten novellistischen Beiträgen so groß sei als der Ueberfluß an wissenschaftlichen.

Was nun unser sommerliches Rendezvous betrifft, so habe ich über meinen Aufenthalt noch keinen festen Plan gefaßt: Ilmenau oder Friedrichroda (Reinhardsbrunn). Aber Thüringen ist vor Ende Juni nicht räthlich aufzusuchen, der rauhen Lüfte wegen, und bis dahin wird noch manches Regentröpfchen vom Himmel fallen. Sie schreiben mir, sobald Sie in Nauheim angelangt sind, und das Weitere findet sich. Ich bin sogar schon auf den verwegenen Einfall gekommen, Ihnen auf ein kurzes Weilchen nach Nauheim zu folgen, zumal eine Reihe Soolbäder zu meinen alljährlichen Hinhaltungsmitteln gehört und ich diesen Winter mancherlei Rheumatisches und Entzündliches durchzumachen gehabt hatte. Aber, wie gesagt: das findet sich. Seien Sie nur erst glücklich dort.

Ich soll Ihnen mein Hinterstübchen schildern? Nun, still genug ist es darin, und Licht hat es auch, einen freien Horizont, zu Füßen den Fluß und weiterhin eine Wiese und Felder. Wälder gibt es leider hier herum nicht. Wintersonne, die so wohlthuend ist, freilich nicht; in meinem Schlafzimmer dagegen kann ich sie jeden Morgen aufgehen sehen, wenn ich es nicht verschlafe, und den guten Mond auch jeden Abend, wenn es nicht schon auf einem einsamen Spaziergang querfeldein geschehen ist. Denn ich bin, wenn irgend bei Kräften, eine gewaltige Fußläuferin und Luftschnapperin vor dem Herrn. Es ist also ganz hübsch in meiner Klause, und Sie würden in derselben kein Mitleid mit der Bewohnerin empfunden haben, diesen vielbeanspruchten Artikel, den man, berechtigterer Concurrenz halber, nicht sparsam genug herausfordern darf. Wohl aber vielleicht eine Art Befremdung oder Enttäuschung. Ich bildete mir nämlich närrischer Weise ein, Sie könnten in mir das Original der Hardine vermuthen, die so beglückend das Glück gehabt hat, Ihr Herz zu

---

[1]) „Lotti, die Uhrmacherin“, war die erste Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach, die in der „Deutschen Rundschau“ erschien: 1880 (März und April), Bd. XXII, S. 323 ff. und Bd. XXIII, S. 1 ff.

gewinnen, da ich doch das stricte Gegentheil dieses muth- und kraftvollen, vornehm thätigen Freifräuleins bin, überhaupt niemals eine Heldin nach meinem Spiegelbilde copirt und schlechterdings nur aus äußerem Drang, nicht aus innerem mich vor dem Publicum ausgelassen habe. Ich war eine Sammlernatur wie Ihre Lotti, nur daß es nicht Uhren waren, sondern Perlen und Goldkörner, von fremder Hand ausgestreut, die ich sammelte und gern für mich behielt. Mußte ich sie aber einmal auf den Markt bringen, dann that ich mit Fleiß und Mühe das Mögliche, sie zu feilen, zu putzen und nach meiner Art auszugestalten. Sie sind glücklicher daran, sitzen im Vollen — im Innerlichen selbstverständlich — und möchten Ihren Ueberfluß ausstreuen über einen begrenzten Kreis hinaus. Werde Ihnen denn Licht und Ruhe, nach denen Sie sich sehnen, um die Fülle Ihres Gemüthes auszutönen. Wir Hörer lauschen und harren.

Alles das aber bespricht sich besser, als daß es sich schreibt. Auf Sehen und Hören denn im Taunus oder im Thüringer Land. Mit aufrichtiger Verehrung und Dankbarkeit Louise François.

Weißenfels, den 23. Mai 1880.

Liebe, verehrte Frau v. Ebner!

Meinen Dankesgruß werden Sie empfangen haben und durch das rauhe Gebahren der eisigen Heiligen am Aufbruch zur Badecur gehindert worden sein; ich richte daher noch nach Wien die Anfrage, ob Sie, wenn auch zu etwas verspäteter Zeit, Ihrem Reiseprogramm treu geblieben sind, und ob es Sie nach wie vor freuen würde, wenn ich, etwa Mitte Juni auf der Durchreise nach Schlangenbad — bis zu dieser Excentricität ist mein bescheidenes Thüringer Sommerplänchen ausgeartet! —, einmal unerwartet in Nauheim bei Ihnen anklopfte? Ein Unterkommen für Nacht und Tag würde eine so wenig Raum bedürfende Touristin ja dann wohl leicht finden. Hätten Sie Ihr Itineraire geändert oder gar aufgegeben, würde ich wahrscheinlich das Gleiche thun, da lediglich Station Nauheim mit einer theuren Gönnerin als zeitweiligem Gast daselbst mich bewogen hat, dem Jahre langen ärztlichen Rathe nachzugeben und an der indifferenten Frauenquelle den alten Leichnam einem Verjüngungs- und Verschönerungsproceß zu unterwerfen. Schade, daß Sie mich vor und nicht nach demselben kennen lernen sollen!

Schreiben Sie mir gütigst bald nur auf einer Karte ein Wort über Ihre Pläne, nach denen die meinigen sich richten werden.

In aufrichtiger Ergebenheit Louise François.

Meiningen, den 10. Juni 1880.

Theuere Frau v. Ebner!

Als Sie Ihre so rührend freundliche Einladung nach Weißenfels abgehen ließen, hatte ich bereits einen Tag zuvor meine Freundes- und Vetterntour im Zickzack angetreten. Erst als ich gestern Abend in Meiningen eintraf, ist mir Ihr lieber Brief — von Hause nachgeschickt — zugekommen. Nehmen

Sie meinen innigen, ein wenig beschämten Dank. Ich hatte auf eine Touristenbegegnung, nicht eine gastliche Einkehr gerechnet. Aber gütiges Erweisen wird Ihnen wohl Naturbedürfniß sein. Von Nauheim gehe ich zu kurzem Aufenthalt nach Wiesbaden und dann nach Schlangenbad.

Ich habe unterwegs bisher — freiwillig oder genöthigt — länger verweilt, als ich beabsichtigt hatte, und auch meine liebenswürdige Freundin, Frau v. d. Decken (die sich Ihnen mit inniger Verehrung empfiehlt und eben nebenan über Ihrem Spätgeborenen brütet) will mich erst den 14. entlassen. Werde ich also bis dahin nicht wieder krank, komme ich Montag. Den Zug kann ich leider noch nicht bestimmen, da ich erst Erkundigungen einziehen muß, auf welcher Bogentour ich am bequemsten zu Ihnen gelange. Ich bin indeß keine Reisevirtuosin, verpasse leicht einen Anschluß und lasse doch nicht gern auf mich warten. So hoffe ich denn, mich leicht zu Ihnen durchfragen zu können, wenn ich unangemeldet eintreffen sollte. Es wird nicht zwei Frau v. Ebner in Nauheim geben. Auf baldiges Sehen, theuere, gütige Frau!

Louise François.

Als nun, kaum vier Monate nach Beginn des Briefwechsels, die beiden Damen einander begegnen, bleibt es der François nicht lange verborgen, daß es nicht nur in Nauheim, sondern in der ganzen Welt „nicht zwei Frau v. Ebner gäbe": unablässig segnet sie in den ihr noch beschiedenen Lebensjahren das Glück dieses ihr ganzes weiteres Dasein durchhellenden und durchwärmenden persönlichen und brieflichen Verkehrs. Auf das Feinste porträtirt sie wiederholt die Ebner, wie sie ihr dazumal zuerst entgegen trat: nicht viel größer und nicht halb so dick wie die Georges Sand; das wellige Haar leicht versilbert, Augen voll Güte, Geist und Mutterwitz; ausgestattet mit dem seltenen Reiz, im Lächeln und Lachen sich zu verschönern, während sonst nach der Beobachtung der François die meisten noch so wohlgeformten Frauengesichter durch Lachen „sich verfratzen".

Die sechsundsechzigjährige François wiederum war nach der Schilderung der Ebner dazumal „eine zugleich imponirende und einnehmende Erscheinung. Ihre Haare waren noch nicht gebleicht. Groß, fast überschlank, mit tief dunkelbraunen Augen, die nicht bloß s a h e n, sondern auch s c h a u t e n, deren Blick Herz und Nieren prüfte, die eigenes Licht zu haben schienen, wenn die lebhafte, geniale Frau in Eifer gerieth, wenn etwas ihre Bewunderung oder Entrüstung erweckte." „Sie sprach gern und gut. Ohne ernste Sammlung ließ sich aber eine Unterredung mit ihr nicht führen. Man mußte jede Behauptung begründen, jeden Einwand vertheidigen können, sollte man nicht tief in ihrer Achtung sinken."

In solchen Kunst- und Religionsgesprächen hielt die feurige Süddeutsche der spröderen Norddeutschen nicht nur Stand, — trotz aller Unterschiede lösten sich Schwarzgelb und Schwarzweiß in dem e i n e n reinen Lichte echter Menschenliebe auf. „Wenn es eine unsichtbare Loge der Edlen gibt, die zugleich die Klugen sind, so gehört meine Freundin Max Duncker in erster Reihe zu dieser Schwesternschaft," so schreibt Louise v. François 1881 an die Ebner. Sie

reiht die neugewonnene Freundin ohne besondere Worte und Feierlichkeiten in den gleichen Kreis. Die beiden Dichterinnen finden sich in einer ganz einzigen, niemals durch den leisesten Mißton gestörten Seelenharmonie. Jeder Brief der Einen wird für die Andere ein Fest oder ein Trost. Jedes frohe oder traurige Familienschicksal, jedes persönliche Leid scheint beiden zu widerfahren. Sie glauben sich von Grund aus zu kennen und überraschen einander wieder und wieder durch immer neue Töne lauterer Herzlichkeit, selbstlosen Zartgefühls, durch immer neue Beweise erfinderischer Fürsorge. Jedes neue Buch der Ebner würdigt die François, ohne Schmeichelei, nach ihrem kritischen Recept: Tadel stärkt, nur Schweigen tödtet. In ununterbrochener Reihe beschenken uns diese herrlichen Briefe mit den ehrlichsten Künstlerurtheilen über alle Schöpfungen der Ebner: von „Madame Roland" und den „Erzählungen" angefangen bis zur „Comtesse Muschi", dem „Gemeindekind" und „Unsühnbar". Und die Ebner horcht dankbar auf jedes noch so strenge Wort der François. Abweisend, im „Spätgeborenen" und „Bertram Vogelweid" geradezu streitbar gegen die Rauheit und Roheit der Dutzendkritik, ist sie der unbedingt verehrten Meisterin gegenüber die lernbegierigste, empfänglichste Jüngerin.

Angesichts dieses Bundes ist kein Raum für Zweifel an menschlicher Güte und Treue. Zwei Ausnahmsgeschöpfe wie die François und die Ebner besiegen allen Menschenhaß, indem sie ihn — nach dem Rathe der jüngeren Dichterin — „niederleben". Und diese Tugendmuster gewinnen auch den Antheil fröhlicher Weltkinder, weil sie ihre gute, große Sache, wenn's noth thut, mit der rechten Haltung, doch niemals mit würdevoller Langweile, vielmehr am liebsten munter und unterhaltend führen. Die François mit einem wahrhaft männlichen Montaigne'schen Humor der Selbstanalyse, die Ebner mit echt weiblicher Schalkhaftigkeit: beide als lebendige Beispiele für das „Genie der Freundschaft", zwei deutsche Frauen, die Luther's altes Wort zu neuen Ehren bringen: „Unser bestes Theil ist Weiberfleisch."

Zur Charakteristik des Chinesen.

Von

Lady Blennerhassett.

[Nachdruck untersagt.]

1. Mrs. J. F. Bishop, „The Yangtze Valley and beyond". London, Murray. 1899.
2. The late Henry Brougham Loch, „Personal narrative of occurrences during Lord Elgin's second Embassy to China in 1860". Third Edition. London, Murray. 1900.
3. Captain F. Younghusband, „Among the Celestials". London, Murray. 1898.
4. A. Grünwedel, „Mythologie des Buddhismus in Tibet und der Mongolei". Leipzig, F. A. Brockhaus. 1900. — u. s. w. u. s. w.

I.

Wir empfinden weder den Wunsch noch erkennen wir uns die Berechtigung zu, über die Ereignisse zu sprechen, mit welchen China die Welt überrascht und seit Monaten in peinlicher Spannung gehalten hat. Unser deutsches Vaterland, durch den Mord seines Gesandten in Peking ganz besonders getroffen und herausgefordert, hat sich zu einer militärischen Action von ungewöhnlicher Stärke entschlossen, die über die Absicht der Regierung keinen Zweifel läßt. Zugleich aber hat sie sich zu einer Politik verpflichtet, die, jeden Gedanken an Auftheilung chinesischen Gebietes ablehnend, die Aufrechthaltung der Centralgewalt bedingt. Welcher Art sie sein und in wessen Händen sie ruhen wird, ist die wichtigste aller der in China ihrer Lösung harrenden Fragen. Sei 1898 haben zwei Staatsstreiche die Bedingungen ihrer Herrschaft verändert. Der erste derselben gab der Kaiserin-Exregentin am 22. September 1898 die Macht zurück. Der zweite, ein Jahr später erfolgte, umging, den Verhältnissen nothgedrungen Rechnung tragend, die geplante Absetzung des jungen Kaisers Kwangsü durch Ernennung des Sohnes von Tsai Chi, Prinz Tuan, zu seinem muthmaßlichen Nachfolger. Herr von Brandt hat den Verlauf der Dinge bis zu Anfang des Jahres 1899 in dieser Zeitschrift geschildert[1]) und wird, so hoffen wir, den abgebrochenen Faden seiner Darstellung wieder auf-

[1]) M. v. Brandt, „Tsze-Hsi, Kaiserin-Regentin von China und der Staatsstreich in Peking". Deutsche Rundschau, Februar 1899.

nehmen, so bald die sich drängenden Ereignisse einen historischen Ueberblick gestatten. Hier genügt es, daran zu erinnern, daß mit dem Regiment einer verwegenen und grausamen Frau die Herrschaft der Mandschus mit der Hinrichtung von acht Mitgliedern der Reformpartei und der Flucht der Uebrigen begann. Es war Zeit für die Reaction, daß sie so eingriff, denn für den Tag nach dem Staatsstreich, 23. September, war die Veröffentlichung des Edictes vorbereitet, durch das allen Beamten, von der dritten Rangstufe aufwärts, anbefohlen wurde, sich die Zöpfe abzuschneiden und europäische Tracht anzulegen.

Seit Mitte des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, unter der Regierung des Kaisers Mingti aus der Tang-Dynastie, pflegt das chinesische Volk aus der jeweiligen Hauptstadt des Reiches Nachrichten über alle amtlichen Ernennungen, Edicte und Proclamationen zu erhalten, die in modernen Tagen in der Pekinger officiellen Zeitung abgedruckt stehen. Vom September 1898 an konnte der Chinese sich überzeugen, daß überall, wo es irgend thunlich war, die Tataren, die zur Vertheidigung der aus ihrer Mitte hervorgegangenen Dynastie aufgeboten waren, zu Aemtern und Ehren gelangten. So wurde Yu Lu, ein Mandschu, zum Vicekönig von Chi-li ernannt; Prinz Tuan und die unter seinen Befehlen stehende Hu-shêng-Brigade in Peking, ein ausschließlich tatarisches, aus 10000 Mandschus bestehendes Corps, die Leibgarde des Generalissimus Yung Lu, erhielten Auszeichnungen und Belohnungen, ebenso Yu Hsien, früher Gouverneur von Shan-tung, der zuerst die Boxer ermuthigt und durch Fremdenhaß sich hervorgethan hatte. Die Hauptpersonen im Drama, das die Kaiserin-Regentin und ihre Rathgeber heraufbeschwören sollten, kamen ans Ruder, und die Katastrophen, die nun folgten, warfen — für Eingeweihte in deutlich erkennbaren Umrissen — ihre Schatten voraus.

Nicht genug aber war die Thatsache beachtet worden, daß die Schwere des reactionären Druckes eine Gegenströmung im Sinne der Reform voraussetzte, und daß diese mit dem Sturz des jungen Kaisers nicht überwunden war. Ungleich mächtiger als die unter ihren Augen sich entfaltende westliche Cultur wirkte auf die jüngeren chinesischen Beamten und Literaten das Beispiel der stammverwandten Japaner. Nach dem für China so beschämend unglücklichen Ausgang des Krieges gegen Japan bildete sich in China eine Reformpartei, die Verbreitung westlicher Bildung und Ideen, aber zugleich eine größere Betheiligung ihrer Mitglieder an der Regierung und zwar in fremdenfeindlichem Sinne erstrebte. Unter den Edicten, durch welche Kaiser Kwangsü das ihm sehr unklar vorschwebende Reformwerk rettungslos überstürzte, war eines, welches den Studirenden Kenntnißnahme westlichen Wissens vorschrieb. Er selbst hatte europäische Bücher gelesen und daraus die Ueberzeugung geschöpft, für ihn sei der Augenblick gekommen, in China die Rolle Peter's des Großen zu spielen und so die Reformen durchzusetzen, die Japans festgefügter, aristokratischer Hierarchie gelungen waren. Nach beiden Richtungen schlug der Versuch gänzlich fehl. Kwangsü war ein kränklicher, melancholischer Knabe, der zwischen Zornausbrüchen und Apathie wechselte, und China ein durchaus demokratisch constituirtes, an seiner uralten Culturentwicklung mit zäher Festigkeit haltendes Land. Der Reformkaiser verschwand von der politischen

Bühne in das Geheimniß eines unnahbaren Palastgefängnisses; die Reformpartei wanderte, aus Peking vertrieben, fort nach Shanghai und veröffentlichte, u. A. in dem ihr nahestehenden Organe, dem „North-China Herald", jenen von Herrn v. Brandt bereits mitgetheilten Artikel, in welchem sie unverhohlen ihren vereitelten Plan eingestand, durch Ermordung Yung-Lu's und Entfernung der Kaiserin-Regentin das Reformwerk fortzusetzen, dessen Entwicklung auf friedlichem Wege, durch Erziehung der öffentlichen Meinung, ihre Gegner ihnen unmöglich machten.

Von allen Fremdenniederlassungen in China war das glänzende und blühende englische Shanghai am meisten dazu geeignet, den chinesischen Interessen und der Gewinnsucht der reichen und strebsamen Kaufmannschaft der Yangtze-Gebiete die Nothwendigkeit nahe zu legen, entweder die Bedingungen europäischer Cultur sich anzueignen oder unterzugehen. Das Dilemma, in welches die gelbe Rasse eingeklammert ist, wurde denn auch von vielen Gebildeten in diesem Sinne verstanden. Mehr als der Reformern und Reactionären gemeinsame Haß gegen die Fremden vermochten hier einerseits der kaufmännische Genius und die dem Chinesen eigene Habsucht, andererseits der ihm aufgedrungene Wettkampf um das Dasein auf ökonomischem Gebiete. Die im Ausland lebenden Chinesen sind fast sämmtlich von der Nothwendigkeit eines Systemwechsels in Bezug auf die Ausbildung der Jugend und des Heeres überzeugt und haben Denkschriften in diesem Sinne an die Regierung in Peking gerichtet. In China selbst suchten einflußreiche Männer Berührung mit der Civilisation des Westens zunächst bei den nach europäischem Muster gebildeten Elementen in Japan. Das gute Einvernehmen zwischen den noch kurz zuvor sich feindlich gegenüber stehenden Vertretern der beiden Nationen hat den Abschied überdauert, den 150 junge Chinesen, unter diesen der Sohn des Vicekönigs Chang Chitung, zu nehmen sich gezwungen sahen, als die jüngsten Ereignisse ihre Rückkehr in die Heimath veranlaßten. Bereits vor zwölf Jahren hat die „Gesellschaft zur Verbreitung christlichen und allgemeinen Wissens", deren Präsident Sir Robert Hart und deren Secretär der englische Missionär Mr. T. Richards ist, den Anfang zur Verbreitung religiöser und wissenschaftlicher Schriften gemacht, von welchen Mackenzie's „Geschichte des 19. Jahrhunderts", eine „Geschichte des japanischen Krieges", die „Sechzig Regierungsjahre der Königin Victoria", aber auch Bücher ökonomischen Inhalts und solche über China selbst viel gelesen und von Chinesen in Hunderten von Exemplaren gekauft und vertheilt wurden. Zwei reiche Chinesen zu Shanghai schenkten der dortigen Frauenklinik 10000 Dollars, um chinesische Mädchen in der westlichen Arzneikunde von einer weiblichen Aerztin unterrichten zu lassen, und 1899 brachte der Vicekönig von Nanking 50000 £ zur Gründung einer Arzneischule unter Leitung des amerikanischen Missionärs Bentley zusammen, dessen Buch über Agricultur-Chemie großen Absatz fand. An Mrs. Bishop wurde auf ihren Reisen wiederholt von Seiten der Mandarinen die Anfrage gerichtet, ob sie „fremde Bücher" habe. Der Gouverneur von Kuei-chow, einer der fremdenfeindlichsten Provinzen, kaufte solche im Betrag von 1000 Dollars. Die zu Peking unter Leitung Dr. Martin's stehende Universität zählte 1500 Studenten.

Neben der officiellen „Pekinger Zeitung" stieg in den letzten zehn Jahren die Zahl der chinesischen Tagesblätter auf siebzig, und die jungen Literaten verlangten in der Presse Einführung der Mathematik und Nationalökonomie bei den Provinzialexamen. Diese Anfänge sind in Anbetracht der ungeheuren Ausdehnung des Reiches immer noch gering, aber ohne praktische Ergebnisse sind sie schon jetzt nicht geblieben. Viele Chinesen studiren in den Spitälern Chirurgie und Medicin, leiten Fabriken, photographiren, besitzen und führen Dampfer, legen Telegraphen an. In Kirin, in der Mandschurei, stellen Chinesen, ohne jede Mithülfe von Europäern, Gewehre, Gatling-Kanonen und Feldgeschütze viele Meilen von der Küste und in einer Gegend her, welche weder Eisenbahnen noch Wasserstraßen und nicht einmal mögliche Verkehrswege für den Transport schwerer Maschinen besitzt. In der nördlichen Mongolei hat chinesische Arbeit die weite Strecke zwischen Petuna und Tst-tsi-har urbar gemacht; ihre Colonisten verdrängen die nomadisirenden Mongolen und entfalten eine Thätigkeit, die den Reichthum an Wäldern, die Fruchtbarkeit des Bodens und die bis zum Ueberfluß vorhandene Menge von Wild, Pferden und Herdenthieren aller Art für den Handel auszunützen beginnt. In der von zwanzig Millionen Menschen bewohnten Mandschurei sind überhaupt nur etwa fünf Procent der Bevölkerung noch Ueberbleibsel der Rasse, die vor dritthalb Jahrhunderten China erobert und ihre kriegerischen Eigenschaften jetzt völlig eingebüßt hat. Alle übrigen sind Chinesen, und ihr Fleiß ist dort ebenso sprichwörtlich wie der von ihnen entfaltete Handelsgeist. Sie arbeiten vom frühen Morgen bis in die Nacht nnd lassen sich keinen Vortheil entgehen. Ganz dieselben Wahrnehmungen machte Capitain Younghusband auf seinem Marsch durch die Mongolei, wo der offenherzige, das Leben leicht nehmende Mongole Schritt für Schritt vom strebsamen, harten, aber energischen Chinesen in die Wüste zurück gedrängt worden ist. Selbst die besten Herden sind, mitten unter diesem Hirtenvolk, sein Eigenthum geworden. Derartige Beispiele ungeschwächter, vordringender Thatkraft auf wirthschaftlichem Gebiete lassen sich in und außerhalb China's ins Ungemessene vermehren. Die Leistungsfähigkeit des genügsamen, ausdauernden, verschmitzten, auf den kleinsten Vortheil ebenso wie auf den größten Gewinn mit gleicher Berechnung bedachten Chinesen wird auf den großen Arbeitsmärkten des Ostens und des amerikanischen Westens gleichlautend als die „gelbe Gefahr" bezeichnet. Nichts berechtigt zur Annahme, als ob eine solche Leistungsfähigkeit, einmal auf geistige Arbeit übertragen, bei einem Volk versagen würde, das während Jahrtausenden classischer Schulung, so schablonenhaft und inhaltsarm dieselbe auch nach unseren Begriffen sein mag, die Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten gepflegt hat.

Eine Behandlung der chinesischen Frage ohne Berücksichtigung all' dieser Factoren könnte nur zu Mißgriffen und Ueberraschungen der peinlichsten Art führen. Was deutsche Forschungsreisende auf diesem Gebiet geleistet haben, darf als bekannt vorausgesetzt werden und ist von der periodischen Presse in ausgedehntem Maße verwerthet worden. Weniger zugänglich dürften die Berichte englischer Reisenden sein. Unter den hier benutzten besitzen besonders

zwei den Vorzug, räumlich weit von einander getrennte Gebiete des chinesischen Reiches besonders mit Rücksicht auf den Charakter, die Anschauungen und Lebensgewohnheiten des Volkes zu schildern. Ein junger, damals in Indien stationirter Officier, jetzt Capitain Younghusband, ist der erste gewesen, der, 1886 vom Hafen der Possiet-Bai in der Mandschurei ausgehend, einen Weg von 7000 Meilen durch ein Gebiet von 80 Millionen Einwohnern, die Wüste von Gobi, Mongolien, den chinesischen Theil von Turkestan und über die Himalayas nach Indien zurückgelegt hat. Von Peking, wo er die Reise unterbrach, war er, bis Rawal Pindi erreicht wurde, sieben Monate unterwegs und vertraute auf den Wagemuth seiner vierundzwanzig Jahre, um mit beschränkten Mitteln, selbst ohne den Besitz eines Zeltes, Beschwerden zu überwinden, die ihn abwechselnd der sengenden Hitze eines Wüstensommers und der Kälte auf den höchsten Gletscherübergängen der Erde aussetzten. Da seinem ersten Reisebericht, „The Heart of a Continent“, 1898 die zweite Darstellung, „Among the Celestials“, folgte, hat er den inzwischen vollzogenen Wandlungen Rechnung getragen.

Eine ungleich größere Erfahrung in Bezug auf orientalische Verhältnisse steht Mrs. J. F. Bishop (Isabella Bird) zu Gebote, der Verfasserin des 1899 erschienenen umfangreichen Werkes „The Yangtze Valley and beyond“. Als zweiundzwanzigjähriges Mädchen begann sie ihre Reisen in Nordamerika. Acht Jahre hindurch hat sie Centralasien durchforscht. Ein Buch von ihr über die Sandwich-Inseln erschien 1874, ein solches über die wenig bekannteren Gebiete Japans 1880. Sie heirathete 1881 einen englischen Arzt, nach dessen 1886 erfolgtem Tode sie abermals Persien, Kurdistan, Sibirien, die Mandschurei, Tibet, China und Korea bereiste. Sie hat im Orient fünf Spitäler und ein Waisenhaus gegründet und ist für das Wohl asiatischer Bevölkerungen, bebesonders in Bezug auf Einrichtungen für ärztliche Hülfe, mit der Feder und durch Vorträge in England unermüdlich thätig gewesen. Sie wurde 1892 das erste weibliche Mitglied der „Royal Geographical Society“, wie sie auch die erste Frau gewesen ist, der die Ehre zu Theil wurde, vor dieser Körperschaft 1897 einen Vortrag (über Sze Chuan) zu halten. Sie war soeben, nach dreijährigem Aufenthalt zuerst in Korea, dann in China, in die Heimath zurückgekehrt und bezeichnet in dem hier benutzten Werk ihre Reise den Yangtze aufwärts, von Shanghai bis Wanhsien, und von da bis Somo, unter die Bergstämme der Man-tze, als „Erholung“ nach den in Korea bestandenen Strapazen. Mrs. Bishop, 1832 geboren, zählte 1897 bereits 65 Jahre!

Mit sehr geringen Ausnahmen erwies sich ihr die Bevölkerung der Städte im Yangtze-Gebiet durchweg feindselig. Schon der Umstand, daß sie gegen die Forderungen chinesischer Etiquette, die für Frauen den Gebrauch verschlossener Sänften vorschreibt, in offener Sänfte reiste, vermehrte diese hostile Stimmung. Der Ruf „fremder Teufel“, „fremder Hund“, „Kinderfresserin“ hat sie oft verfolgt. Wiederholt wurde ihr der Ankauf von Lebensmitteln unmöglich gemacht, und da Mrs. Bishop viel photographirte, waren die Leute des Glaubens, in der Camera sei ein Dämon verborgen, der ihr unterirdische Schätze offenbare und die Macht verleihe, schlechtes Metall in Gold zu ver-

wandeln. Wie andere Reisende machte sie die Erfahrung, daß in ihren elenden, gewöhnlich von Ungeziefer wimmelnden Nachtquartieren Dutzende von Augenpaaren durch in die Wände gebohrte Löcher auf sie gerichtet blieben, so lange sie Licht brannte. Zu Liang-shan Hsien in Sze Chuan belagerte eine zwischen 1500 und 2000 Köpfe starke, von „Literaten“ angeführte, wüthende und heulende Menge das vollständig dunkle Loch, das man ihr zur Herberge angewiesen hatte. Den Revolver in der Hand und aufs Aeußerste gefaßt, hörte sie, wie der Pöbel ihre schlecht verrammelte Thür mit dem Geschrei: „Schlagt sie, verbrennt sie, tödtet sie!“ aufzusprengen suchte. Im allerletzten Augenblick schickte der Mandarin, der ihren Paß in Händen hatte, Bewaffnete, um sie zu befreien. „Wenn eine Fremde in Ihr Land käme, würden Sie dieselbe auch tödten, nicht wahr?“ sagte ihr zum Trost ihre chinesische Wirthin. An jenem Tage kam sie mit einem Schlag auf die Brust davon. Bald nachher traf sie ein Steinwurf hinter dem Ohr, der ihr die Besinnung raubte, und an dessen Folgen sie lange litt. Nur dem Umstand verdankte sie das Leben, daß ein Chinese seine Landsleute darauf aufmerksam machte, der Mord der Fremden, und sei es auch nur einer Frau, würde blutig an ihnen gerächt werden. Solche und ähnliche Vorgänge, zusammen mit den Beschwerden einer langen, mühseligen Reise, sind wenig dazu geeignet, Menschen und Dinge in rosigem Licht zu zeigen. Es gibt Momente, wo China mit seinen rohen Pöbelhaufen, seinen unsagbaren Greueln, seinem Schmutz, seiner Brutalität, seiner Käuflichkeit, seiner erbarmungslosen, unersättlichen Habgier, seiner politischen und religiösen Hoffnungslosigkeit wie ein Alpdruck auf dem Fremden lastet; wo ihm der chinesische Pöbel wie eine Horde losgelassener Teufel erscheint. Dann aber folgen für den, der geduldig ausharrt und tiefer dringt, auch andere Eindrücke. Mrs. Bishop vertraute dabei auf die Treue und den guten Willen armer chinesischer Träger oder Schiffer, und diese enttäuschten sie nicht. Auch unter diesen waren so rohe Gesellen, daß sie Anfangs kaum etwas Menschenwürdiges an ihnen finden konnte. Aber nach wenigen Wochen änderten sie ihr Verhalten, gehorchten aufs Wort, halfen, wo sie konnten; sie gedenkt eines Piloten, der schweigend, ein Bild der Kraft, der Umsicht und der Geschicklichkeit, seine Pflicht that, bis der Opiumrausch ihn umfing. Er und seine Bootsleute arbeiteten zwölf Stunden täglich für geringen Lohn und schlechte Kost, zogen das Schiff stromaufwärts mit Gefahr ihres Lebens und waren dabei immer fröhlich und fleißig, so daß sie die Sympathie, fast die Bewunderung ihrer Herrin gewannen. Mit dem Landvolk war der Verkehr überhaupt unbehindert, und nur die Neugierde der Leute fiel lästig. Die Fragen: „Welches ist Ihr ehrsames Alter und Ihr ehrsames Land? Wie viele Söhne haben Sie?“ mußten immer wieder beantwortet werden. Alles dies war harmlos, aber in den Städten und von Seiten der Literaten verrieth sich die Absicht, die verhaßte Fremde auszuforschen und zu beleidigen.

II.

Zwischen Wan Hsien und Paoning, in der gesegneten Provinz Sze Chuan, über den Kohlenlagern, die zu den reichsten der Welt gehören, sah Mrs. Bishop zum ersten Mal in voller Blüthe stehende Felder, mit der Mohnpflanze bebaut, deren verhängnißvolles Gift dem Boden ganz ebenso wie dem Menschen die Lebenskraft entzieht. Es war im Februar 1897; die weiß, carmin- und scharlachroth, rosenfarben oder blaßviolett gefärbten, nach Millionen zählenden Blumenkelche sah sie seitdem noch oft, und bis Ende April, in den verschiedenen Regionen, wohin ihr Weg dem Yangtze entlang sie führte. Sie bedeckten Thalgründe und Hügel, wogten unter dem Hauch des Windes wie ein farbiges Meer, bekränzten die Ufer der Flüsse, umrahmten Tempel und Gehöfte, überzogen das Land, so weit das Auge reichte, mit ihrer bunten Pracht. Der Mohn ist eine Winterfrucht in China und wird in Reihen angepflanzt, so daß in den Furchen dazwischen andere Bodenfrüchte gesäet und nach der Opiumernte Baumwolle, Bohnen, Mais, Reis und sonstiges Getreide gebaut werden kann. Allein seine Cultur, die achtmaliges Umarbeiten und starke Düngung erfordert, ist eine so ungemein schwierige und unsichere, daß sie mit dem Einsatz in einem Hazardspiel verglichen wird. Die Eingeborenen bauen den Mohn in vielen Gegenden zu ihrem Privatgebrauch, gewinnen Oel aus dem Samen und verwerthen die Blätter der Pflanze, deren Geschmack dem des Spinats gleichkommt, sowohl als Gemüse für sich wie als Futter für das Vieh. Die fast mannshohen Stiele werden theils eingeackert, theils als Brennmaterial gebraucht, und aus der Asche wird Lauge zur Bereitung des Indigo gewonnen. Das Opium selbst wird gesammelt, indem die Feldarbeiter — in diesem Falle meist Frauen und Kinder — an dem Fruchtkolben seiner Länge nach einen Einschnitt machen, durch welchen der Saft sickert. Von Morgen bis Abend ist er hart genug geworden, um abgeschabt und in Schalen gesammelt zu werden, worauf er, nach einigen Tagen völlig schwarz, zur Verpackung fertig steht.

Eine der Hauptursachen, welche die Verbreitung der Mohncultur in Sze Chuan gefördert haben, ist neben den hohen Preisen, die das Opium erzielt, auch darin gegeben, daß es in einem Lande, wo die Stromschnellen und Katarakte der großen Ströme und die Ungleichheit und Schwierigkeit der Verkehrswege den Transport ungeheuer erschweren, sehr leicht zu befördern ist. Es hat in vielen Gebieten den Getreidebau schon so völlig verdrängt, daß die Hungersnoth, die 1897 den östlichen Theil der Provinz heimsuchte, mit doppelten Schrecknissen auf der Bevölkerung lastete. Die Regierung hat diese und andere schlimme Folgen des Opiumhandels und Gebrauchs wohl vorausgesehen. Vor sechzig Jahren, als Kaufleute aus Canton Opiumpillen als Arzneimittel gegen Husten nach den Provinzen Yunnan und Kweishow brachten und das Volk sich an den Genuß derselben gewöhnte, wurden die Verkäufer schwer, zuweilen selbst mit dem Tode bestraft, worauf die Waare in Särgen eingeschmuggelt wurde. Mit gleicher Strenge verfuhr man noch 1859 gegen die ersten Opium-

pflanzer, was nicht verhindern konnte, daß Sze Chuan gegenwärtig Opium im Werthe von £ 2000000 jährlich exportirt und Opiumhäuser auf den meisten Heerstraßen der Provinz ebenso häufig als Schenken in Mitteleuropa sind. Man berechnet, daß in den meisten größeren Städten der Provinz 80% der Männer, 40% der Frauen und selbst viele Kinder Opiumraucher sind, während auf dem Lande das Uebel nur da um sich gegriffen hat, wo der Bau des Mohns eingeführt ist. Die Opiumraucher selbst lassen sich im Großen und Ganzen in drei Kategorien theilen. Die höheren Stände rauchen meistens mit Maß, und ohne an Vermögen und Gesundheit erheblich Schaden zu leiden. Die Mittelclassen, aus Kaufleuten, Gastwirthen, kleinen Beamten u. s. w. bestehend, schwanken zwischen mäßigem Genuß und völligem Mißbrauch des Betäubungsmittels, verlieren in letzterem Fall Kaste und Rang in der Gesellschaft, gerathen in finanzielle Unordnung, schließlich in Ruin und gleiten so in die dritte, aus Bettlern, Dieben und verkommenen Subjecten aller Art sich rekrutirende Kategorie Derer, die Haus und Hof, Weiber und Kinder dahingeben, um ihrer unseligen Leidenschaft zu fröhnen. Zu Paoning Fu verkaufte während der Anwesenheit von Mrs. Bishop in dieser Stadt ein chinesisches Ehepaar die einzige vierzehnjährige, in einer Mission erzogene Tochter an brutale Kansuh-Pelzhändler, die mit dem Mädchen fortzogen. Sie war der Eltern letzte Habe: alles Uebrige war verkauft oder versetzt worden und dann verloren gegangen. „Wer einen Feind hat," sagt der Chinese, „der braucht, um sich an ihm zu rächen, ihn weder anzugreifen noch mit ihm vor Gericht zu gehen: es genügt, ihn zum Opiumraucher zu machen." Die Unsitte wird auf einer Stufe mit dem Spielen als schlimmes Laster gebrandmarkt, und keine Stimme, auch nicht unter den Rauchern selbst, erhebt sich zu ihrer Vertheidigung. Der bereits erwähnte chinesische Staatsmann, der unter den im Lande residirenden, mit den Verhältnissen vertraut gewordenen Fremden sich eines hohen Rufes der Ehrlichkeit, Geschicklichkeit und patriotischen Gesinnung erfreut und in drei verschiedenen Provinzen das vicekönigliche Amt bekleidet hat, Chang Chih-tung, behandelte 1898 die Opiumfrage in einem Buche, das unter der Aufschrift „Vertilgung des Giftes" folgende Worte enthält: „Das vom Opium angestiftete Elend ist einem über zweiundzwanzig Provinzen sich ergießenden Giftstrom vergleichbar. Ungezählte Millionen wurden von demselben erfaßt; die Grenze des Uebels ist noch nicht erreicht. Es zerstört die geistigen Fähigkeiten, lähmt die Thatkraft des Soldaten, vergeudet den Reichthum der Nation und schädigt sie physisch und moralisch noch viel empfindlicher als durch Verlust des Geldes. Die Willenskraft wird geschwächt, die physische Leistungsfähigkeit beeinträchtigt. Die Menschen verlieren allen Unternehmungsgeist in Geschäften, scheuen sich vor weiten Reisen, verschwenden, was sie besitzen, und erzeugen nur wenige Kinder. Noch einige Jahrzehnte, und China wird der Welt zum Spott werden."

Chang Chih-tung, „der große Vicekönig", wie er genannt wird [1]), begnügte sich nicht damit, Unheil zu verkünden. Er that, was in seiner Macht stand,

[1]) „Times", 6. August 1900, S. 13: „Japans attitude in the Chinese Crisis".

um Abhülfe zu schaffen. Innerhalb seiner eigenen Machtsphäre lieh er den gegen Gebrauch des Opiums arbeitenden Gesellschaften seine Unterstützung. In diesen Verbindungen verpflichten sich Dienstherren, Lehrer, Officiere, Landwirthe und Kaufleute, weder Dienstboten noch Schüler, Soldaten, Arbeiter oder Lehrlinge aufzunehmen, die dem Laster des Opiumrauchens verfallen sind. Nutzlos ist das Vorgehen nicht geblieben, aber es ist unvermögend gegen die größte Versuchung dieser industriellen Nation, die in ihren höheren Classen durch Beschäftigungslosigkeit und Nichtsthun fortwährend gefördert wird. Neben den Literaten und Beamten, die Jahre lang auf Verwendung warten, und den reichen Kaufleuten, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben, stellen denn auch das größte Contingent der Opiumraucher die Mandschu, welche die Garnisonen in den Städten halten, und von denen eine große Zahl durch erbliche Pensionen vor der Nothwendigkeit des Erwerbs geschützt ist. Weder Bücher noch Zeitungen, noch leibliche Uebungen, Spiele oder sonstige Zerstreuungen, mit Ausnahme von seltenen, aber dann lange, oft Tage hindurch dauerden dramatischen Vorstellungen, machen das Leben dieser an ermüdende Vorschriften chinesischer Etiquette gebundenen Menschen erträglich. Wie der ärmste, unter der Last der Arbeit und Plage zusammenbrechende, halb verhungerte und in Lumpen gehüllte Bootsknecht oder Lastträger kennen sie nichts als die Visionen des Opiums, um die Monotonie der Existenz zu unterbrechen.

Welche sittlichen Kräfte noch vorhanden sind, um eine Besserung der Zustände zu ermöglichen, diese wichtigste aller Fragen läßt sich wohl am besten durch einen Ueberblick auf die moralischen und religiösen Existenzbedingungen der Chinesen beantworten.

III.

Seit mehr als zweitausend Jahren beherrscht die Lehre des Confucius das Denken und Thun, die sociale Ordnung und Erziehung, die Literatur und Autoritätsbegriffe von mehr als vierhundert Millionen Menschen, und zwar ohne die buddhistischen und taotistischen Glaubenselemente zu bekämpfen oder auszuschließen, zu welchen, in der Gegenwart, nur die unteren Stände, nicht die Gebildeten sich bekennen. Der Taoismus oder die Lehre des Laotse ist als Cultus zur Secte herab gesunken. Der in China einst so mächtige Buddhismus wurde nach dem Sturze der mongolischen Dynastie im 14. Jahrhundert n. Chr., als die Ming-Dynastie zur Macht gelangte, unter Oberhoheit der chinesischen Herrscher aus einem Zustand der Verwilderung und des Verfalles zu neuem Leben erweckt. Der Lama des tibetanischen Klosters S'Kubum, gewöhnlich als Mann von Tson-ka-pa bekannt, unternahm die Reform des Lamaismus, die Begründung der Secte der Tugendhaften und die Stiftung der Gelben Kirche. An den Hof des chinesischen Kaisers Jun-lo berufen, schickte er ihm seinen Lieblingsschüler, der 1434 in China starb, nachdem er die Lehre seines Meisters, der fast wie Sakiamuni selbst von den Buddhisten verehrt wird, in China eingeführt hatte. Die Hierarchen der Gelben Kirche, von welcher der eine später als Dalai-Lama bezeichnet wurde, sind als Wieder-

geburten zweier Schüler Tson-ka-pa's die Häupter des Buddhismus in Tibet. Die chinesische Regierung hat das Moment politischer Macht im Lamaismus nicht außer Acht gelassen und verfügt, daß die Wiedergeburten des Dalai-Lama nicht, wie früher geschah, in der der Gelben Kirche zur Hauptstütze dienenden Mongolei, sondern in Tibet zu erfolgen haben, um das Nationalgefühl der Mongolen für ihren Haupthierarchen nicht politisch gefährlich werden zu lassen. Die Mandschu-Kaiser gingen weiter, wirkten bei der Ausbreitung des Systems der Wiedergeborenen und ihrer Eintheilung in verschiedene Grade mit, um die Macht dieser „Khubilgane" Genannten dadurch sich dienstbar zu machen, daß sie eine Belohnung für die dem Kaiserhaus der Mandschu geleisteten Dienste wurde. Da die Gegenwart eines solchen Khubilgans dem Kloster, das sich derselben rühmt, reiche Einkünfte und die Gunst des dahin pilgernden Volkes sichert, hat sich die Zahl derselben fortwährend vermehrt. Zugleich übt die Regierung in Peking über die Wahl des Dalai-Lama eine beständige Controle, obwohl vornehmlich pecuniäre Gründe sie veranlaßt haben, die früher üblichen Reisen des tibetanischen Großlamas an den Hof unter allerlei Vorwänden, gewöhnlich mit dem Bescheid abzulehnen, der Heilige sei zur Vorstellung noch zu jung. Einer derselben weilt jedoch beständig in Peking, und vierzehn „lebende Buddhas" sind dort zu künftiger Verwendung vorgesehen.

Der Buddhismus, der insofern Atheismus ist, als er jede Kenntniß eines höchsten Wesens ausschließt, besitzt die Aneignungsfähigkeit, allen vorhandenen Formen der Götterverehrung und den sie begleitenden Riten sich anzubequemen, vorausgesetzt, daß die Lehre seines „göttlichen Meisters" bestehen bleibe, nach welcher die Befreiung vom Leid, das heißt die Befreiung vom Dasein, durch Ueberwindung der Begierden und Selbstvollendung bis zur Erreichung des Nirvana bewirkt wird.

In Folge dessen hat der Buddhismus, wie in Tibet und in der Mongolei, so im eigentlichen China die größte Mythologie entwickelt, die auf Erden existirt, weil die Naturreligion, die er in China vorfand, sich das ganze Universum als von Geistern bewohnt und beherrscht dachte. Sein Einfluß auf die chinesische Welt ist vor Allem auf den Umstand zurückzuführen, daß er sich des Ahnencultes bemächtigte, und dessen Grundbegriff, die Liebe der Kinder zu den Eltern, in Bezug auf die Verstorbenen ausnützte, indem er Aufschluß über ihren Zustand im Jenseits gibt. Allein in der Berührung mit niedrigen Aeußerungen des religiösen Bewußtseins und dem herrschenden Aberglauben hat sich die an sich so hoch stehende Ethik des Buddhismus im Laufe der Zeiten auf chinesischem Boden bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt und im täglichen Leben ihre Macht zum Guten völlig eingebüßt. Als eklektische Doctrin lebt sie fort in der den „drei Lehren" gemeinsamen Moral. An der Vermischung mit den heidnischen Superstitionen, dem Dämonencultus und Zauberglauben des Taoismus ist die Philosophie des Cakiamuni zu Grunde gegangen. Wild aussehende, fratzenhafte Götzenbilder, eine verkommene, habsüchtige Priesterkaste, abergläubische Uebungen, wie der Gebrauch von Gebets-

rollen, das Beschwören der Dämonen durch den betäubenden Lärm aller möglichen Instrumente und das Verbrennen von Räucherstäben, sind die letzten Reste der zu geistlosen Formeln und Riten herab gesunkenen Metaphysik des Begründers der buddhistischen Gedankenwelt.

Herrscher im Reiche chinesischen Geistes ist nach wie vor Confucius, einer der größten Menschen, die je gelebt; denn es ist ihm gelungen, kraft einer Moral, die niemals auch nur ein unreiner Gedanke befleckte, die weder religiöse Intoleranz noch blutige Opfer, noch die Vergötterung des Lasters gekannt, aber freilich auch die höchsten Forderungen an das Gewissen nicht gestellt hat, ein Volk von so vielen Millionen auf die Culturstufe zu erheben, die zugleich ein Wunder und Räthsel für alle Diejenigen geblieben ist, die es am besten zu kennen glauben. Zugleich conservativ, wie vorwiegend ackerbauende Bevölkerungen es zu sein pflegen, und aneignungsfähig genug, um als Emigrant alle Nebenbuhler zu verdrängen, ist der Chinese seiner Eigenart nach mäßig, fleißig, strebsam, friedlich, gleichgültig für Bequemlichkeit, von großer physischer Widerstandskraft, heiter, leicht zufrieden zu stellen, ausdauernd, aufgeweckt, ein vortrefflicher Sohn und gesetzliebender Bürger, von geradezu phänomenaler Begabung für Alles, was Handel und Geschäft betrifft, so daß eine halbe Stunde ihm nicht verloren erscheint, wenn es im Laufe derselben ihm gelungen ist, einen halben „Cash“ zu gewinnen, eine Münze, deren vierzig ungefähr den Werth eines Zehnpfennigstückes betragen. Dabei sind aber die chinesischen Kaufleute unternehmend und gewandt und haben im Stromgebiete des Yangtze in mehr als einer der großen Handelsstädte und selbst in Shanghai bereits in europäische Hände übergegangene Industrien und Geschäfte zurück zu gewinnen verstanden. Der große Festtag des Jahres, das Neujahr, kommt der finanziellen Gebahrung dadurch zu gute, daß der Chinese es als eine religiöse Verpflichtung betrachtet, an diesem Tage alle seine Schulden zu bezahlen. Er betet, fastet, spendet Almosen und begleicht seine Rechnungen. Aus der Sitte ist ein Gesetz geworden, dessen Uebertretung den guten Ruf eines Mannes kostet. Als höchste Schande wird es betrachtet, wenn die Gläubiger das Hausthor ihres Schuldners aushängen lassen, und eine der häufigen Ursachen des Selbstmordes in China ist die Unmöglichkeit, um den Preis alles dessen, was man besitzt, seine Schulden zu tilgen. Im Zusammenhang mit solchen Eigenschaften steht es, daß der Chinese mißtrauisch, verschlagen, habsüchtig, schwer zu beeinflussen und den Neuerungen abhold ist. Man hat oft genug von seiner Corruption gesprochen und nicht hinreichend betont, daß seine Sittenlehre hohe Ansprüche stellt.

Die Lehre des Confucius ist niemals gepredigt, sondern in classischen Büchern niedergelegt worden, die nach einem unabänderlichen System dem Gedächtniß nach Wortlaut des Textes eingeprägt werden. Da weder Geburt noch Reichthum, sondern nur die auf solche Weise erworbene classische Bildung zu staatlichen Aemtern und Ehren befähigt, ist China das demokratischste Land der Welt.

Der Ethik, die mehr als zweitausend Jahre vor dem in J. J. Rousseau's „Socialcontract“ aufgestellten Axiom mit dem Satz anhebt: „Alle Menschen

sind bei ihrer Geburt von Natur aus gut," ist hier von berufener Seite[1]) der Vorwurf gemacht worden, ihrer etwas philiströsen Lebensweisheit fehle die Genialität; durch und durch und ausschließlich chinesisch, habe sie ihre Ideale in den leuchtenden Vorbildern des Alterthums gesucht und gefunden, ihre ganze Cultur nach rückwärts gestaut, da das einzig Wissenswerthe das Alterthum ist und das ganze Studium einen ethischen Zweck verfolgt: zur Tugend, nicht zur Erkenntniß führen soll.

Jedenfalls scheint sich hier der alte Satz nicht bewahrheitet zu haben, wer nicht höher als das Erreichbare ziele, werde auch dieses nicht erreichen. Bis auf den heutigen Tag ist die auf Ehrerbietung und Gehorsam gegründete Liebe der Kinder zu den Eltern, die grundlegende Lehre des Confucius, nach der „die Sohnespflicht Wurzel der Tugend und der Stamm ist, aus welchem alle Unterweisung in den moralischen Grundsätzen hervorgeht", auch die Grundlage des chinesischen Lebens. Aus ihr hat er die Bruderliebe, aber nur jene Menschenliebe entwickelt, bei der ein Jeder sich selbst der Nächste ist. Feindesliebe hat Confucius nicht gekannt und die Beziehungen unter den Massen auf Gegenseitigkeit gegründet.

Wie der Buddhismus, so hat auch der Confucianismus die altchinesische Religion mit ihrer Schar von guten und bösen Geistern und ihrem Ahnencult übernommen und nicht den Glaubensinhalt, sondern den Cultus zur Hauptsache gemacht. Auf seine Vorschriften in Bezug auf geselligen Umgang, Kleidung, Nahrung, Verkehr mit den Menschen nach dem Beispiel berühmter Männer bis zum sechsten Jahrhundert v. Chr. führen bis heute die Regeln der Etiquette zurück, nach welchen der Chinese lebt, stirbt, begraben wird, oder Monate wenn nicht Jahre hindurch auf das Begräbniß wartet. Denn dieses darf nur unter günstigen, von den Geomanten zu bestimmenden Zeitpunkten und Umständen stattfinden, damit der Gestorbene in der Hierarchie der Todten den Seinen noch nützen und die bösen Geister von ihnen fern halten könne. Nicht vom Glauben an die Weisheit und Güte einer unsichtbaren Macht, sondern von occulten Wahnvorstellungen ist das religiöse Leben des Chinesen beherrscht. Er begeht häufig Selbstmord, um sich an Denjenigen, die ihn beleidigt oder geschädigt haben, zu rächen, und glaubt diesen Zweck dann am sichersten zu erreichen, wenn er innerhalb des Hauses oder des Besitzes seines Feindes sich das Leben nimmt, weil er ihn in diesem Falle als böser Geist verfolgen und quälen zu können meint. Unablässig glaubt er sich von Dämonen verfolgt, und wie die Neger des Niger und Congo, stört er die letzten Augenblicke der Sterbenden durch infernalischen Lärm,] um diese Dämonen zu bannen. Sein Widerstand gegen Ausbeutung der Minen beruht auf der Annahme, unter der Erde schlummere ein Drache, der Erdbeben verursache, wenn man seinen Rücken berühre. In Folge dessen bricht der Chinese die Kohle nur horizontal, ohne jemals in die Tiefe sich zu wagen. Wenn Jemand auf unvorschriftsmäßige Weise aus der Sänfte steigt, glauben die Träger, sie

---

[1]) Wilhelm Grube, „Der Confucianismus und das Chinesenthum". Deutsche Rundschau, April 1900.

müßten binnen Jahresfrist sterben und opfern Weihrauchstäbe in dem nächsten Tempel, um das Unheil zu beschwören. Das Schließen des nördlichen Thores einer Stadt durch feierliches, vom Mandarinen vorzunehmendes Ceremoniell bewahrt vor Trockenheit oder Ueberschwemmungen, das des südlichen vor Feuersbrünsten. Der Kriegsgott ist seit zweitausend Jahren der Liebling des weiblichen Geschlechtes, das in langen Zügen nach seinen Tempeln pilgert und Weihrauch vor seinen Altären brennt. Wogegen von den Missionären erzählt wird, daß sie Kinder stehlen und essen und aus ihren Augen und Herzen Arzneien bereiten. Es wird ihnen unter Anderem zur Last gelegt, daß sie auf ihren Landkarten China klein einzeichnen, um ihre Götter zu betrügen. Jeder Fremde in China wird der Magie verdächtig gehalten, was kaum Wunder nehmen kann bei einem Volk, das keinen Entschluß faßt und kein Unternehmen ausführt, ja sich weder rasiren läßt noch ein Bad nimmt, ohne vorher Wahrsager, Astrologen und Schwarzkünstler aller Art zu Rathe zu ziehen, und an die Möglichkeit glaubt, seine Götter nicht nur durch frommen Betrug zu gewinnen, sondern auch zu täuschen.

Es wäre ein Irrthum, anzunehmen, ein so trauriger Verfall habe nicht den Besten unter den gebildeten Chinesen die Nothwendigkeit einer Umkehr nahe gelegt. Nur sind sie der Meinung, Angesichts der politischen und socialen Ordnung, die noch heute von der Lehre des Confucius mit ungebrochener Macht beherrscht wird, sei jeder Reformversuch nur innerhalb seiner Anschauungen möglich.

Unter den vielen in China verbreiteten geheimen Gesellschaften, aus deren Schoß die Boxer kamen, sind solche, die auf ascetischer Grundlage eine religiöse Wiedererweckung anstreben. In Nordchina zählten sie eine nicht geringe Zahl christlicher Convertiten unter ihren Mitgliedern. Einige dieser Gesellschaften verpflichteten sich zur Enthaltung von Fleischgenuß, „um das Herz zu reinigen, Verdienste zu sammeln und auf diese Weise dem Uebel in dieser, den verdienten Strafen in einer zukünftigen Welt zu entgehen". Andere verzichten auf den Gebrauch von Opium, Tabak und Wein. Wieder andere erstreben geduldiges Ertragen zugefügter Beleidigungen. Ihre Bücher enthalten die edelsten Vorschriften und Maximen aus der Moral „der drei Lehren". Sie empfehlen Keuschheit, Wohlthun, Selbstbeherrschung auch in der Rede, Entsagung, gute Werke, „die Erhaltung geistiger Energie durch Ruhe und Betrachtung". Nichts wäre irriger als die Voraussetzung, daß der Chinese Werke der Nächstenliebe nicht ausübe. Zahlreiche locale Vereine dienen ihr in der verschiedensten Weise. Es bestehen Rettungsgesellschaften, Vereine, die für anständiges Begräbniß der Armen und Beschaffung von Särgen für dieselben Sorge tragen, solche, die gut bemannte Boote zur Ueberfahrt über die großen Ströme und Flüsse, vor Allem des Yangtzegebietes, unentgeltlich zur Verfügung stellen, den gefährdeten Dschunken der armen Schiffer zu Hülfe kommen und, wo das nicht gelingt, die Leichen der Ertrunkenen bergen und anständig, d. h. nach den vorgeschriebenen Riten, begraben. Diese Vereine zahlen 1000 Cash, ungefähr einen Dollar, für jedes gerettete Leben und für Bergung der Leiche die Hälfte dieser Summe. Die Geretteten werden,

wenn sie arm und fremd sind, mit Kleidung versehen, drei Tage lang beherbergt, im Fall der Erkrankung so lange als nöthig gepflegt und mit einem Reisegeld von zwanzig Cents für je dreiunddreißig Meilen auf den Weg nach der Heimath versehen. Dieser von Kaufleuten gegründete Verein verfügt über die nöthigen Räumlichkeiten, veröffentlicht regelmäßige Jahresberichte und stellt Rechnung über seine Einnahmen, die aus einem Beitrag von fünfzig Taels monatlich aus der Kasse der inneren Zollverwaltung, freiwilligen Leistungen, Geschenken, Stiftungen und Gaben an Naturalien, vor Allem an Reis, bestehen. Verschiedene Städte des Yangtzegebietes, u. a. Kukiang und Chinkiang, besitzen Asyle für Wittwen, Waisenkinder und Findlinge und haben sich durch Errichtung von Schulen für unbemittelte Kinder, Armenhäusern für Greise und arbeitsunfähig Gewordene und Spitälern verdient gemacht. Hankow, in der Provinz Che Kiang, zahlt jährlich 100 000 Dollars für einige zwanzig Wohlthätigkeitsanstalten, die zunächst von der kaufmännischen Gilde unterhalten werden. Wan Hsien, in der Provinz Sze Chuan, wohin fremde Einflüsse kaum mehr reichen, besitzt Suppenküchen und vertheilt während des Winters Reis unter die Armen. Im ersten Monat des Jahres, im Februar, erhalten dort hundert arme Wittwen ein Geldgeschenk von je 1600 Cash, und die Gelehrtengilde bestreitet die Kosten eines Kinderasyls. Mrs. Bishop erwähnt die edle That eines chinesischen Kaufmanns aus Wan, der, ohne besonders wohlhabend zu sein, 8000 Dollars jährlich zum Unterhalt von Apotheken, vierzig Schulen und fünf Lehrern der Heiligen Bücher verausgabt, die Armen im Winter mit warmer Kleidung, die Todten mit den vorgeschriebenen Gewändern und Särgen versieht. Andere Aeußerungen der Wohlthätigkeit bestehen darin, die Leute auf ihren Wunsch unentgeltlich impfen zu lassen, Pflaster, Arzneien und die sogenannten „Tugendbücher“ unter sie zu vertheilen, ihnen kleine Oefen zur Verbrennung gedruckten Papiers zu geben, welch' letzterer Brauch mit der Verehrung des Chinesen für die Literatur überhaupt und seiner Furcht zusammenhängt, den heiligen Namen des Buddha und Confucius der Verunglimpfung auszusetzen.

Es ist ferner für die Möglichkeit der Eheschließung unter den Armen, für die Unterkunft und Verköstigung wandernder Arbeiter und Flüchtlinge, besonders zu Zeiten von Hungersnoth, gesorgt, während die reichen Spenden an Bettler in den großen Städten meist darin ihren Ursprung haben, daß auch diese zu mächtigen Gilden zusammengeschlossen sind und das ihnen verweigerte Almosen durch ihre Zahl und Organisation zu erzwingen vermöchten. Buddhisten erbarmen sich selbst der Thiere, kaufen gefangene Vögel und lassen sie fliegen, erwerben von den Fischern die vollen Netze und werfen den Fang ins Wasser zurück; oder sie bauen Schutzdächer und stellen Bänke für die Reisenden auf, sorgen dafür, daß alte Weiber ihnen Thee verabreichen, bauen Brücken und Straßen und bringen an gefährlichen Stellen Lampen oder Warnungstafeln an. Dennoch fehlt die Theilnahme und das Mitgefühl für individuelles Leid. Die Kulis, welche Mrs. Bishop als Lastträger gedungen hatte, weigerten sich, einem anscheinend sterbenden Kameraden Wasser aus dem ein paar Schritte vom Wege vorüber fließenden Bach zu holen, „weil er

doch zu nichts mehr gut sei"; sie lachten, als die europäische Frau einem Kranken die Stirn mit kalten Umschlägen kühlte und ihm den Gebrauch ihrer Sänfte überließ, um ihn nicht hülflos auf dem Marsch zurückzulassen. „Hält uns die fremde Frau für zu schwach, sie zu tragen?" war Alles, was sie zu sagen fanden. Dem Vorschlag, Feuerwaffen mit Sicherheitsvorrichtungen gegen Explosionen etwas theurer zu bezahlen, begegnete im letzten chinesisch-japanischen Krieg einer der tüchtigsten Generale mit der ablehnenden Bemerkung, „er habe Leute genug", obwohl er gleichzeitig Vorkehrungen zur Pflege derselben in den Hospitälern um den Preis großer persönlicher Opfer traf.

IV.

Für den Vornehmen in China hat das Leben des gemeinen Mannes keinen Werth; mit Verachtung blickt er auf die Menge, die er zu einer höheren Cultur empor zu heben nicht verstanden hat, und seine Art der Wohlthätigkeit ist dem Vorwurf nicht entgangen, sie bezwecke viel mehr das eigne Heil und die Sammlung von Verdiensten als die Besserung der Lage Derjenigen, an die er sie verschwendet. Denn der Chinese ist vor Allem ein praktischer Mann, und als solcher bucht er seine guten Werke, ganz ebenso wie seine Einnahmen und Ausgaben, stellt ihnen das Verzeichniß seiner Uebelthaten gegenüber und zieht, durch Vergleichung der beiden, das Facit und seine moralische Bilanz. Es ziemt sich, daran zu erinnern, daß die wohlthätigen Werke unserer westlichen Cultur häufig, und nicht immer mit Unrecht, ähnlichen Motiven zugeschrieben werden. Während sie aber doch ihr Augenmerk darauf richtet, nicht nur der physischen, sondern auch der geistigen Noth zu Hülfe zu kommen, hat die Theilnahme des Chinesen vor dem moralischen Elend der Massen inne gehalten, wo nicht dasselbe ausgebeutet.

Und das, obgleich im Land der Gegensätze, das China nun einmal ist, eine uralte Civilisation die sociale Ordnung geschaffen hat, die dem Einzelnen, trotz aller Mißbräuche und Ausschreitungen der Regierenden, ein immerhin noch beträchtliches Maß von individueller Freiheit und Sicherheit gewährt. Denn die ganze Organisation der Gesellschaft beruht auf der Familie, und die Bande, die alle ihre Angehörigen im Leben und im Tod zu einer untrennbaren, geheiligten Einheit verbinden, sind so stark, daß wir uns kaum eine Vorstellung davon machen können. Diese Familiengruppen bilden ihrerseits die Dorfgemeinde, an ihrer Spitze die Aeltesten und Vorsteher, die für die Haltung jedes einzelnen Individuums verantwortlich sind und selbst wieder dem Ksien oder Districtsbeamten unterstehen, der administrative Vollmachten besitzt, sich aber wohl hütet, über dieselben hinauszugreifen. Denn die Dorfgemeinden sind selbstregierend und im Besitz erblicher Privilegien, die von jeder der bisher auf den Thron gelangten Dynastien geachtet worden sind und nicht angetastet werden könnten, ohne den gefährlichsten Widerstand zu wecken. Diese im Lauf der Zeiten zu Rechten gewordenen Privilegien sichern dem Mitglied einer Dorfgemeinde vollständige Controle über alle localen Angelegenheiten, den Besitz seiner Ländereien und absolute Freiheit des Han-

dels und Gewerbes. Wozu noch der Vortheil zu rechnen ist, daß in unzähligen Civilklagen die Berufung an die Yamen oder Gerichtshöfe durch die von den Parteien angerufene schiedsrichterliche Entscheidung der Aeltesten und Vorsteher in Wegfall kommt. Der gewöhnliche Chinese, der seine Landsteuer pünktlich entrichtet, kann leben und sterben, ohne mit seiner Regierung in Contact zu kommen. Er kann ein Gewerbe treiben, Vermögen erwerben, auswandern, mit oder ohne Geld wiederkehren, seine Religion wechseln und seine Unterhaltungen wählen, in Gilden und Gesellschaften aller Art sich aufnehmen lassen, ohne irgendwie von oben behindert zu werden. Und da die Chinesen einen wahren Genius für Associationen aller Art besitzen und keiner von ihnen allein steht, so erklärt sich die Macht der geheimen Gesellschaften, die einerseits von den Regierenden zur Ueberwachung gemeingefährlicher oder gegen sie gerichteter Bewegungen benutzt werden, andererseits aber auch sich gegen ihre Organe wenden, wenn diese durch ihr strafbares Verhalten die Geduld der Bevölkerung erschöpfen. Oft kommt in solchen Fällen die Anwendung einer Lynchjustiz gegen schuldige Beamte dem Urtheil der Appellgerichtshöfe und der Entscheidung des Thrones auf eingereichte Denkschriften zuvor. Das Recht auf Rebellion, wenn die Zustände unerträglich werden, gehört zu den Rechten, die der Chinese beansprucht und, wie die Erfahrung der jüngsten Tage gezeigt hat, bis zu den letzten Consequenzen ausübt.

Das aber ist ihm nicht gelungen, die durch Jahrhunderte politischen Rückgangs und die gänzliche Abwesenheit des corrigirenden Einflusses einer unabhängigen öffentlichen Meinung großgezogenen Infamien der officiellen Verwaltung zu überwinden oder auch nur zu bessern. Gewisse Formen der Bestechung, der Corruption und des Unterschleifs sind stehender Brauch geworden; sieben Zehntel der Staatseinnahmen verschwinden in den Händen der Beamten; alle für öffentliche Bauten, Verbesserungen, militärische Rüstungen zu Wasser und zu Land ausgesetzten Summen erleiden auf dem Weg zu ihrer Bestimmung ungeheure Einbuße, und im Krieg mit Japan wurde „ein ehrliches Volk mit corrupter Regierung von einem corrupten Volk mit ehrlicher Regierung leicht überwunden“. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie damals die chinesischen Truppen mit unbrauchbaren, veralteten und schadhaften Gewehren ins Feld geschickt wurden; auf leeren Plätzen in den Städten schüttete man Patronen allen Kalibers in Haufen zusammen, und die Soldaten mußten sich mühsam suchen, was darunter für ihre Schießwaffen tauglich war. Die für die Truppen bereits angekauften Vorräthe wurden von gewissenlosen Commissariatsbeamten wieder zu eigenem Nutzen verkauft. Die militärischen Mandarinen pflegen die Hälfte des ihnen für die Mannschaften überwiesenen Soldes für sich zu behalten, indem sie auch nur die halbe Zahl derselben einberufen und für den Tag der Inspection Kulis in Uniform stecken und mit aufmarschiren lassen.

Die schwerste Anklage gegen ein solches System ist die, daß auch ein redlicher Mann unter dem Druck desselben nicht redlich zu handeln vermag. Daß es dennoch Mandarinen gibt, die, arm, wie sie gelebt, nach schwieriger und mühsamer Dienstleistung arm sterben, ist durch das unverdächtige Zeugniß

Derjenigen, die unter ihrer Verwaltung gestanden haben, erwiesen. Allein, solche Fälle sind vereinzelt und vermögen nichts gegen die Macht der Verhältnisse, die derartig eingerichtet sind, daß die Beamten stehlen müssen, um nicht zu verhungern. Das Merkwürdige dabei ist eine gewisse Beschränkung in Bezug auf den Umfang der Veruntreuungen. Die Chinesen sind trotz der herrschenden ungeheuren Corruption kein hoch besteuertes und auch kein hart bedrücktes Volk. Werden ihnen die Dinge zu arg, so jagen sie den schuldigen Mandarinen fort, und von Peking aus wird ihm in aller Stille ein Nachfolger ernannt.

Mandarine sind alle obrigkeitlichen Personen (Kuans), die unter den Districtsintendanten (Taotai), wie diese unter dem Generalgouverneur einer oder mehrerer Provinzen (Tsung-tuh oder Vicekönigen) stehen. Diese administrative Ordnung entspricht so ziemlich der Eintheilung Frankreichs in Präfecturen und Unterpräfecturen, mit dem Unterschied, daß die Mandarinen von einem ganzen Heer von Unterbeamten umgeben und für sie verantwortlich sind. Der Chinese nennt sie „Ratten unter dem Altar“ und lebt in großer Angst vor ihnen. Denn obwohl das Regiment des Mandarinen nominell ein patriarchalisches ist und es genügen sollte, den Gong an der Thür seines Yamens oder Tribunals anzuschlagen, um Gehör bei ihm zu finden, muß im praktischen Leben diese ganze Schar von Scribenten, Boten und Secretären, die meist gar keinen oder nur einen geringen Gehalt bezieht, bestochen werden, bevor es gelingt, eine Angelegenheit beim Mandarinen selbst durchzusetzen. Schon deswegen, weil seine sehr unbestimmten, zugleich richterlichen, fiscalischen, administrativen und oft auch militärischen Befugnisse ihm mehr zu thun geben, als sechs Menschen in angestrengter Arbeit zu bewältigen vermöchten, und er für alle Angelegenheiten seines Verwaltungskreises, vor Allem für Eintreibung der Steuern, Gerichtsbarkeit, Polizei, Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung auch in Zeiten von Krieg, Aufruhr, Hungersnoth und Ueberschwemmung verantwortlich ist. Da sein Gehalt kaum die mit seiner Stellung verbundenen Repräsentationskosten deckt, muß er seine Erpressungen nach einem gewissen System ordnen, das ihm nach Abzug der für Districte und Provinzen an den kaiserlichen Schatz zu leistenden Steuerquote noch die Möglichkeit läßt, den gesetzlich festgestellten Betrag seines Gehaltes wenigstens zu verzehnfachen, wenn sein Rang ein hoher ist. Von den kleineren Mandarinen nimmt man an, im Durchschnitt wüßten sie fünfzig Mal mehr sich zu verschaffen.

Die Lasten werden fortwährend dadurch gesteigert, daß Gewaltthaten gegen Missionäre und Fremde mit hohen Geldstrafen gebüßt werden müssen, und der Staat für die Schuldenlast aufzukommen hat, die Kriege und Revolutionen ihm auferlegen. Die jüngsten Ereignisse haben bestätigt, wie in den Provinzen des Yangtzegebietes zwar der Ausländer nicht weniger verhaßt ist als in allen übrigen Theilen von China, wie aber die weitverzweigten Handelsbeziehungen und die relative Nähe des Meeres die Einsicht von der unabweislichen Nothwendigkeit von Reformen in wirthschaftlicher und daher auch in intellectueller Beziehung dort am meisten gefördert haben. Schon

deswegen, weil diese von 180 Millionen Menschen bevölkerten Provinzen, wie bekannt, eine fiscalische Revolution umfassendster Art durchzumachen hatten.

Alle Güter, die auf dem Yangtze bis zum Einfluß des Min oder Fu bei Suifu, durch Dampfer bis Ichang und höher hinauf durch Dschunken befördert werden, hatten eine Transittaxe von etwa 5% ihres Werthes, das sogenannte „Likin" zu zahlen. Die 1842 begonnene Eröffnung der Vertragshäfen führte zum Transitsystem, wonach alle diese Güter bei dem kaiserlichen Seezollamt in Shanghai verzollt werden können. Den dreizehn entweder ganz oder zum Theil dem Yangtzegebiet zugehörenden Provinzen ist dadurch nach und nach die wichtigste ihrer Einkaufsquellen versiegt. Vorgeblich zur Bezahlung der Staatsschulden verwendet, geht ein großer Betrag dieser Summen auf dem Wege dahin und in Peking selbst verloren, während die in fiscalischer Beziehung autonomen Provinzen, denen nur die localen Zölle und die Salzsteuer geblieben sind, mehr als je zuvor von ihren Beamten bedrückt werden, um in ihren Taschen den Ausfall wieder zu decken.

Für die Provinz Sze Chuan, die nach chinesischem Census siebzig Millionen und gewiß nicht unter fünfzig Millionen Einwohner zählt, ihrem Flächeninhalt nach so groß wie Frankreich ist, einen Export von 3300000 £ und einen Import von 2400000 £ hat, ist der Yangtze mit seinen ungeheuren Nebenflüssen die einzige Verkehrsstraße. Durch unzählige Felsenriffe und Katarakte bei seinem Lauf durch die Hupeh-Gebirge ist auf dem oberen Yangtze die Schiffahrt so gefährlich, daß von den 7000 Dschunken, die den Strom befahren, jährlich etwa 500 auf der Strecke allein zwischen Ichang und Chungking zu Grunde gehen. Wenn dort im Sommer die Wassermassen des Riesenstromes bis zu neunzig Fuß steigen, wird Monate hindurch die Schifffahrt überhaupt eingestellt. Im Winter dagegen müssen die Boote stromaufwärts durch Menschenhände über die Stromschnellen gezogen und oft mit Lebensgefahr durch Steinbänke und Felsklippen hindurch gesteuert werden. Eine ganze Bevölkerung von Kulis läßt sich während dieser Jahreszeit an den Ufern nieder; denn Dschunken mit einer Bemannung von 120 Mann bedürfen deren 300 und mehr, um über die „Wasserberge" hinwegzukommen. Die halsbrechende Arbeit wird sehr schlecht bezahlt. Stromaufwärts, wo die Fahrt zwischen dreißig und fünfzig Tagen dauert, erhalten sie ungefähr 4 Mark unseres Geldes, drei Mahlzeiten täglich, aus Reis mit Kohl in Fett geschmort und von Zeit zu Zeit etwas Fisch oder Schweinefleisch bestehend. Stromabwärts für eine Reise von acht bis zehn Tagen wird meistens nur die Kost, im besten Falle nie mehr als der Werth von Mark 1,50 unseres Geldes gegeben. Das Stromgebiet des Yangtze durchfließt Paradiese, deren Schönheit mit den entzückendsten italienischen Landschaftsbildern verglichen worden ist. Aber die Fruchtbarkeit seines Alluvialbodens, wo alljährlich drei-, selbst viermal geerntet wird, läßt sich nur mit jener vergleichen, die der Nil seinen Thälern spendet. Bevor der chinesische Strom schiffbar wird, fallen die Wände von Bergcolossen an seinen Ufern ab, die sich im südwestlichen Sze Chuan bis zu 20000 Fuß aufthürmen. Tausend Meilen von der See trägt er die größten Schiffe der Welt, und das System von Deichen, Bewässerungen,

Dämmen, Schleusen, Brücken und Kanälen, das China wie ein Riesennetz über viele seiner Provinzen ausgespannt hat, ist heute noch eines der staunenswerthesten Werke seiner tausendjährigen Cultur. Nur die enorme Billigkeit des Transports auf diesen Wasserstraßen, wodurch der Preis eines Ballens Baumwolle, der in acht Tagen auf Dampfern von der Küste bis Jchang gebracht, auf seinem Wege stromaufwärts kaum merklich vertheuert wird, fördert die Blüthe eines Handels, der 1898 in den Häfen des Yangtzebassins allein auf 33 248 245 £ sich bezifferte und China in Folge seiner zugleich festgefügten und elastischen commerciellen Organisation in den Stand setzt, seine Einfuhr durch den Export zu begleichen [1]).

Nur die zähe Ausdauer, Todesverachtung, Leistungsfähigkeit und Genügsamkeit der Viertelmillion Menschen, welche allein in Sze Chuan bei der Flußschiffahrt zur Verwendung kommen, haben solche Resultate ermöglicht. Es ist gesagt worden, mit welcher Geschicklichkeit der Handelsgeist des Chinesen, von uralten, mächtigen Organisationen getragen und unterstützt, dieses enorme Capital an nationaler Arbeit auszunutzen versteht. Trotz aller Vortheile, die überlegene Bildung, wissenschaftliche und technische Ausrüstung dem Europäer gewähren, hat es sich sehr schwer, wo nicht unmöglich für ihn erwiesen, ein solches Volk auf rein materiellem Gebiete von der Ueberlegenheit westlicher Civilisation zu überzeugen. Vieles, was uns unentbehrlich, kostbar und theuer ist, besitzt für den Chinesen keinen oder doch nur einen höchst zweifelhaften Werth. Unzweifelhaft ist ihm nur die Thatsache, daß sowohl die persönlichen wie die politischen Interessen der Fremden auf Ausbeutung und Schädigung seiner eigenen gerichtet sind, und den Eigennutz, den er überall voraussetzt, erwidert er mit dem Haß, dessen wilde Ausbrüche wir erfahren haben. Seine traurigste Folge ist die, daß sie das Erlösungswerk, welches unsere christliche Civilisation früher oder später auf chinesischem Boden wieder aufnehmen muß, auf unbestimmte Zeiten vertagt.

Als das Product einer uralten Civilisation, deren tief durchdachte sociale Ordnung das Volk bis in seine niedrigsten Schichten organisirt hat, und deren edle, wenn auch begrenzte ethische Lehre, nicht spurlos an ihm vorüber gegangen ist, steht der Chinese viel zu hoch, um von dem Fremden als Barbar gekennzeichnet zu werden, auch wenn er Greuel begeht, die ihn als solchen brandmarken. Auf seinen Menschenwerth geprüft, fehlt ihm die Fähigkeit, mit den ihm zu Gebote stehenden Bildungsmitteln und sittlichen Anschauungen zu einem höheren und besseren Zustand sich zu erheben. Die heidnische Moral, die das Gewissen des Menschen nicht packt, kein Gefühl der persönlichen Verantwortung in ihm weckt, hat hier wie überall versagt, wo die Verklärung eines reinen Gottesbegriffes fehlt, um das Herz zu läutern und den Geist des Menschen für Güter zu begeistern, die ihm unentbehrlicher sind als alle Schätze der Welt. Es sind in Bezug auf China viele falsche Behauptungen aufgestellt, viele Trugschlüsse gezogen worden, und der Irrthum hat sich bitter gerächt.

---

[1]) S. „Imperial Maritime Customs. Report on the Trade of China for 1898“. King and Son, London.

Der schlimmste von allen wäre der Wahn, als ob die von diesem Volk gegen uns begangenen Verbrechen uns jemals unserer Verpflichtungen gegen dasselbe entheben könnten. Uns ist eine Fackel angezündet worden: wir müssen sie weiter reichen, bei Gefahr uns selbst zu verlieren.

Eine unglückliche Verkettung der Umstände viel mehr als des Einzelnen Schuld hat das Werk des Missionärs in vielen, durchaus nicht in allen Fällen, gehemmt. Wenn er selbst oder seine Mission geschädigt wurden, verlangte die betreffende diplomatische Vertretung in Peking hohe, oft zu hohe Entschädigungen. Der Umstand, daß seine Kenntniß der Classiker und seine Studien den Missionär oft befähigen, als Rechtsbeistand oder Arzt aufzutreten, veranlaßte Bekehrungen, zuweilen ganzer Dörfer, um einen Handel vor Gericht durchzusetzen oder seiner Hülfe sich zu versichern. War der Zweck erreicht, so fielen die Leute wieder ab. Der Missionär aber gerieth in den Verdacht, ein politischer Agent und Emissär der Fremden zu sein, und hat nur zu oft mit seinem Blute dafür gebüßt.

Das sind Fälle, die in letzter Zeit so viel besprochen wurden und verächtliche Urtheile über Menschen veranlaßt haben, deren Leben, ohne Unterschied des christlichen Bekenntnisses, nach menschlichem Ermessen gar nicht zu ertragen wäre, wenn die Begeisterung für ihr Werk sie nicht stählte. Die Thätigkeit eines Missionärs in China setzt zehn bis zwölf Jahre des Studiums der Sprache und der Confucianischen Lehre voraus. Keinen Augenblick Herr seiner Zeit und der Abgeschlossenheit eines Heims, muß er sich den lästigsten Vorschriften chinesischer Etiquette unterwerfen und ist einer fortwährenden, feindseligen Kritik ausgesetzt, die nur den Moment erspäht, ihn eines Unrechts zu zeihen. Beredtsamer als seine Predigt muß die lautere Reinheit seines Wandels Menschen überzeugen, die mit zäher Anhänglichkeit und nationalem Stolz an ihren Gebräuchen festhalten, und von denen man berechnet hat, daß sie jährlich an nahezu 152 Millionen Dollars für die Riten ihres Ahnencults ausgeben. Der katholische Missionär sieht in der Regel sein Heimathland nie wieder. Der evangelische opfert seiner Sendung das Wohl und sehr oft das Leben der Seinen. Vergeblich ist diese Hingebung, ungeachtet aller Hindernisse, doch nicht gewesen. Man rechnet einige hunderttausend römisch-katholische und achtzigtausend Christen anderer Bekenntnisse. Die meisten derselben sind durch chinesische Bekehrte dem Christenthum gewonnen worden. Den Kirchen China's hat man das Lob gespendet, ihren jungen Gemeinden seien die Verirrungen unbekannt, die der Heidenapostel an der Kirche von Korinth rügte.

Die höchste Aufgabe dieser Gemeinden besteht darin, den chinesischen Christen als den nationalen Missionär der Zukunft für sein Volk heran zu bilden. Seine Sendung wird kein Rassenhaß mehr lähmen noch der Vorwurf sie verdunkeln, daß im Verhalten so vieler Vertreter westlicher Cultur das Christenthum nicht mehr erkennbar sei, welches einst vom Orient ausging und ihm seine Verkündigung der Solidarität und Brüderlichkeit zu Gunsten der Armen, seine Botschaft vom Reiche Gottes noch schuldet.

Australische Skizzen.

Von

F. S. Delmer.

[Nachdruck untersagt.]

I. Ein Italiener in Australien.

Der Mann ist ein Eisverkäufer, ein italienischer Bauer aus — ich weiß nicht, welchem subappeninischen Dorf. Vor fünf Jahren ist er nach Australien gekommen, um sein Glück zu machen. Immer noch kann man ihn sehen, wie er seine Kunden erwartet an der Ecke der weißen, staubigen Straße mit seinem kleinen Handwagen, das Gesicht im Schatten des leichten Zeltdaches. Der Wind weht glühend von der weiten australischen Wüste her, aber er vertreibt den alten Mann nicht. Den langen Sommertag steht er blinzelnd da oder sitzt zuweilen auf den Schiebestangen des buntbemalten Wagens, den er manchmal „seine liebe, hübsche carettina“, manchmal seinen „schmutzigen, verdammten carrettuccio“ nennt, je nach der Stimmung.

So auf dem Posten bewacht er seine niedlichen Töpfe mit Vanillegefrorenem und theilt mit den plumpen, braunen Händen die zierlichen, kleinen Gläser aus, die mit rosafarbiger Eiscrème gefüllt sind.

Mit seinen stoppeligen Wangen und buschigen Augenbrauen, mit faltenreicher, gerunzelter Stirn unter dem alten, verblichenen Hut sitzt er da, gedankenvoll, und wartet und wartet.

Des Abends fährt er fort und verschwindet in einer der schmutzigen Gassen des Armenviertels. Kein Gespräch mit irgend einer Seele, nur das geschäftliche „Seex pinny“ — „Tree pinny“ — „no, sare“ — „Tank yo“ — denn er „no spikk Inglees“. In dieser gezwungenen Einsamkeit, in Sonne und Staub träumt er dahin, den ganzen langen Tag, wie eine Eidechse.

Manchmal sieht er aus wie ein Räuber aus einem Bild von Ribera, manchmal wie eine Wirthshausskizze von Leonardo da Vinci, ein anderes Mal aber wie ein Faun oder Satyr von einer pompejanischen Vase.

Dieser ihn umschwebende Hauch des Mittelmeeres war es, der mich zu ihm hinzog, so daß ich eines Tages nähere Bekanntschaft mit dem gebräunten Burschen suchte. Für ein paar Worte und Fragen in seiner Muttersprache

und ein kleines Trinkgeld lächelte er ganz verschmitzt liebenswürdig, und seine Augen fingen an zu leben.

Den Kopf in die Hände gestützt, in dem Schatten seines Zeltes, hörte ich sein bereitwilliges Geplauder an. Er sprach die urwüchsige, reiche Mundart der Basilicata mit ländlicher Anmuth, aber dennoch mit Pathos und mit jener tiefen, kräftigen Klangfärbung, welche dem Reisenden die Erinnerung an manches Dorf und manche Landschaft in Italien wach ruft. So konnte ich fast das Leiden dieser rauhen Seele verstehen, die nach ihrem Vaterland schmachtete, ohne daß sie die Energie der Hoffnung gehabt hätte, jemals dorthin zurückzukehren. Und was für Gesichter schnitt er beim Sprechen, was für ein beredtes Achselzucken und Händebewegen, wie finster und verhängnißvoll zog er die Augenbrauen zusammen, als ob er innerlich weinte! Es war seine rohe Erkenntniß von der Macht des Schicksals, er wollte damit seine Ergebung aussprechen, seine Hülflosigkeit in den Händen der Götter, Ideen, die seit Tausenden von Jahren in seinem Sklavenblut waren ohne Worte zu finden. Durch Töne und Gebärden drückte er das Alles verschwommen aus.

Und was für eine Stimme! Mit einem Tonfall und Klang, fein, und gefühlvoll und naiv wie die eines Kindes. Er solle nie wieder zu seinen Angehörigen und seinem Heimathlande zurückkehren, nie — nie mehr. Er sei ein Gefangener, mit unsichtbaren Handschellen an seinen Eiswagen gefesselt. Stumm und bitter haßte er ihn und die Gläser, die er reinigte, und die Leute, die ihn erhielten. Es war eine jener kleinlichen, bitteren Tragödien des gewöhnlichen Lebens, an denen der praktische Mann mit einem Lächeln vorüber geht.

Seine Unterhaltung war von ganz alltäglichen und gemeinen Dingen Madonna! was für eine karge und arme Existenz bringe der Eisverkauf ein! Doch sei nichts Anderes zu machen. Santo Christo! Santo Christo! che miseria! Eine Zeit lang habe er die Flöte in einem Straßentrio gespielt, doch sei er gezwungen worden, das aufzugeben und seine Flöte zu verpfänden. Augenblicklich verdiene er mehr als er in Italien je hoffen könnte; dennoch sei er unzufrieden. Nahrung und Lebensweise seien hier so ganz anders. Für ein kleines Geldstück kaufe man hier einen armseligen Trunk Thee, einen Teller mit Fleisch und Kartoffeln, und vielleicht, wenn Gott es will, ein paar Tomaten. Sant' Antonio! was für eine Mahlzeit für einen Christen. Aber — für dasselbe Geld, welch ein Festmahl könne man in Neapel haben, ein Mahl, das den Papst selbst entzücken würde: einen Haufen dampfender Maccaroni, weich und lang wie die Algen des Meeres oder das wallende Haar eines Meerweibes — „Signor, mit dem rothen Saft der pomi d' oro übergossen! Da steht auch eine Caraffe mit gutem, rothem Wein vom Posillipo, und ein Mandolinspieler singt und stimmt Sie heiter während des Essens. Ah! Che piace—e—r'! Che piace—e—r! Signor" — diese langen, italienischen „e" ausdehnend, als ob er mit Wonne Wein schlürfe.

Die Engländer — sie lieben weder Gesang noch Heiterkeit, und in den Gehöften und Weingärten hier ist Alles anders als in Italien, und die englischen Arbeiter lachen und verhöhnen Einen, weil man ihre Sprache nicht

reden kann. Was könne er dafür, daß er nicht Englisch sprechen lerne! Unser Herr Christus habe es ja nicht gewollt, daß irgend eine andere Sprache als Italienisch über seine Lippen kommen solle, und damit basta.

„Dio! Dio! Was für ein Unglück, sein Vaterland verlassen zu müssen! Sie haben gehört, Signor, wie die Leute da sangen in der Terra di Lavoro, in den Marken und in dem Val d' Arno. Zwei oder drei barfüßige Bauern hacken zwischen den Weinreben von der Morgendämmerung bis zur Dunkelheit und singen den ganzen Tag lang einander zu wie die Cicaden. Oder die armen Frauen, die den Klee und die Luzerne sicheln, haben Sie sie gehört, Signor? Und dann im Monat Juni, wenn alle Dorfmädchen unten sind in der Campagna, die grünen, kühlen Erbsen zu pflücken, Santa Maria, wie sie singen, und zu Mittag sitzen sie unter den Mandelbäumen und singen wieder. Sempre l' allegria, trotz der Armuth. Und des Abends geht vielleicht der Dorfpriester hinunter zu ihnen, und sie singen das Vesperlied zusammen in den Feldern, und die Töne dringen hinauf in die Dörfer zwischen den purpurnen Hügeln, süß wie die Töne der heiligen Messe, und alle jungen Burschen, die nach der ewigen Art der Jünglinge verliebt sind, versuchen es, die Stimmen ihrer Geliebten heraus zu hören.

„Meine Frau und mein Töchterchen Carminella haben das auch gethan. Aber die Frau ist jetzt gestorben, und Carminella hat einen Mann, und ich werde gewiß nie wiederkehren, sie noch einmal zu sehen. Nein, nein, ich weiß es, nie werde ich genug verdienen, um zurückkehren zu können, und hier bin ich wie ein Verbannter, ja, proprio esiliato, mein Leben lang. Ach, das Elend, in der Fremde sterben zu müssen!

„Gewiß haben Sie Recht, Signor, die Erinnerung daran ist auch immer eine schöne Sache. Um mein Dorf herum waren viele Weingärten und Oliven- und Feigenbäume, aber uns waren viele Steuern auferlegt von der Regierung, die keine Barmherzigkeit für uns armselige Leute hat, da wir doch kaum leben können. Und dort, für den Winter, gab es Kastanien in den Wäldern, die Christus für das arme Volk hat wachsen lassen, und auch viele Nachtigallen sind dort im Sommer und im Frühling. Das ist ein Vogel, Sie haben ihn ja gehört, nicht wahr, Signor, in den Waldungen dort? Ach, das ist ein niedliches, kleines Geschöpf mit einem Herzchen voller Leidenschaft für Musik, und einem wunderbar weichen Fleisch zum Essen, wenn man es geröstet hat. O! ja! warum nicht? Sie werden gefangen und gegessen in großen Mengen. Wie Sie wissen, kommen sie im Frühjahr nach Italien zurück, Gott weiß, aus welchen fernen Ländern, um ihre Nester zu bauen; denn im Frühling ist kein Land mit Italien zu vergleichen, und dann ist die Jahreszeit, wann die Nachtigallen singen, die ganze liebe Nacht lang, und die Obstgärten voll Duft sind, und die Weintrauben so schnell wachsen, daß es wahrhaftig ein Wunder ist.

„So geschah es einmal, daß eine Nachtigall sich auf ein Weinspalier gesetzt hatte und die ganze Nacht hindurch zum Weibchen dicht daneben sang und aus Wonne und Liebe vergaß, sich zu rühren. So daß, als der Morgen kam, sie gefangen war in einer der kleinen, wilden Weinranken, die sich fest um

ihren Fuß geschlungen hatte. Und so fand ich sie, als ich durch den Weinberg ging, das arme, kleine Wesen, und ich nahm sie mit nach Haus, und meine Frau hat sie gebraten. Daraus können Sie sehen, wie schnell der Wein in Italien wächst, Signor! Ach! das ist ein schönes Leben, dort in der Campagna, unter den Weinreben und Feigenbäumen, wenn man nur etwas Geld verdienen könnte. Aber hier kommt ein Knabe — eccomi fanciullo. Willst Du eine Portion Eis? One pinny? Tree pinny. Yis. Ecco lo servito!"

Seit der Zeit sind wir Bekannte und nicken uns zu und plaudern manchmal über das Wetter und den Eisverkauf und über viele andere wichtige Dinge, die auf das menschliche Loos Einfluß haben und Theile bilden von dem Gewebe, dem tragischen, komischen, flüchtigen, ewigen Gewebe des menschlichen Lebens. Ich glaube doch, eine leise Hoffnung klingt in dem Herzen dieses armen Teufels wider, daß er noch einmal Italien wiedersehen wird und seine Carminella.

II. Zu Weihnachten in Adelaide.

Alle Straßen liegen im weiß glühenden, blendenden Sonnenlicht, und draußen auf dem Lande, von der Stadt bis zu den umgebenden Bergketten, ist durch Wassernoth Alles vertrocknet und verdurstet. In der Mittagshitze lassen die Kurrajongs und Gummibäume ihre Blätter schlaff und leblos hängen. Und weit und breit in den Wiesen ist das Gras zu blaßgelben Halmen verdorrt. Ueberall verfolgt uns die weiße Hitze der Sonne. — Wir wollen unsere Seele mit der Hoffnung auf die Nacht trösten und mit dem Gedanken an den Abendpurpur der tausendfarbigen Hügel, die dort wie eine Krone die Stadt umringen. Oder wollen hinunter gehen bis an die Ränder der tropischen See, zu den kühlen Gestaden, zu den langen, mondsichelförmigen Sandbänken, wo die sanfte Seebrise weht; da wollen wir träumen und vergessen. Die Grausamkeit der Sonne wollen wir vergessen und die Hügel mit ihren Schleiern von heißem Dunst, dem Rauch der fernen Waldbrände; die Weingärten mit ihren in dem unbarmherzigen Licht hinschmachtenden Blättern und Gottes Wüste mit ihrem Schweigen, mit ihrer Gluth und ihrem feurigen Athem.

Und wir wollen uns versenken in deine geheimnißvolle Ruhe, o südliches Meer, in das wechselnde Farbenspiel deines verzauberten Spiegels; wir wollen träumen von Leben und Tod und Schweigen und Gesang.

Weit unten im Süden am schimmernden Horizont des Oceans fährt ein weiß geflügeltes Schiff vorbei, aus dem Unendlichen ins Unendliche, ein Schattenbild des menschlichen Lebens auf den Gewässern.

Auf jenem fernen Vorgebirge blitzt und funkelt das goldene Licht der sinkenden Sonne weit über die Ebenen des Meeres.

Ach, man sehnt sich nach einem Tempel der Andacht dort! Wie auf den Bergen der Hellenen dorische Heiligthümer standen, Vermittler zu sein zwischen der Erde und dem Geist des Menschen und dem Himmel über dem Meere.

Aber wer sind Die dort unten an dem Gestade des Oceans, in dem sanften, ewig wechselnden Licht der Dämmerung?

Mädchen in Musselingewändern von duftigem Weiß und Rosa und blassem Gelb, Flecke von Farben, die sich hin und her bewegen auf dem Sande wie viele Schmetterlinge in dem wechselnden Lichte.

Kleine Kinder, nackt wie die Kinder, die Della Robbia liebte, wie die Kinder im Paradies, unschuldig und schön wie auf den Bildern der altitalienischen Meister, spielen und plätschern in den opalfunkelnden, seichten Gewässern.

Und Jünglinge und Mädchen laufen barfuß und lachen, daß die Wassertropfen sprühen wie Millionen von zerbrochenen Edelsteinen und schimmern und verschwinden in dem Abendlicht.

Und der aufgehende Mond ruft Jedem zu: Spiele, spiele an dem stillen Gestade, lach und erfreue dich, o Jugend an deinem schnell vergehenden Leben und laß das ewig rauschende Meer und seine Schwester, die Nacht, dich erinnern an seine flüchtige Schönheit!

Denn das Leben auch ist wie der weiße Kamm der Wellen auf dem Saume der Zeit. O Du Liebender an der See, der Du mit innigen Blicken das spröd weggewandte Gesicht Deiner Geliebten betrachtest, sieh Dich satt an dem kleinen, rosigen Ohr, schöner als eine Seemuschel versteckt in ihrem widerspenstigen, flachsblonden Haar; genieße Deine Wonne und träume, daß sie dauert für ewig, und rufe jene Sterne an, Deinen inbrünstigen Kuß zu bezeugen. Und süß, o süß sei Dein Leben . . .

In der Ferne und Dämmerung der breiten, ungeheuren Nacht zittert eine Mandoline, und Stimmen beben . . .

Und war das nicht ein Schluchzen! . . . Nein, es ist das Meer.

Und jetzt ist der Himmel voll von flimmernden Sternen über dem dunklen, leidenschaftlichen, fluthenden Meer.

O wundersame Welt, o Thränen, o geheimnißvolle Wonne der Nacht!...

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte September.

In dem Rundschreiben, das der Leiter des russischen Ministeriums des Auswärtigen am 25. August an die diplomatischen Vertreter im Auslande gerichtet hat, wird als eines der Grundprincipien der gemeinsamen Action der Mächte die Herstellung einer gesetzlichen Centralregierung in Peking bezeichnet, die allein im Stande ist, die Ordnung und die Ruhe zu bewahren. Dieses sehr wesentliche Ziel ist auch nach der Befreiung der Gesandtschaften nicht erreicht, so daß die gleichzeitig von russischer Seite ausgehende Anregung, die Truppen von Peking zurückzuziehen und nach Tientsin zu schicken, überraschen mußte. Hierzu kommt, daß der an den Gesandten verübte Frevel gesühnt werden muß, was nur dann geschehen kann, wenn die Mächte in der Lage sind, in der Hauptstadt selbst diese Sühne zu erzwingen. Mag immerhin Deutschland im Hinblick auf die Ermordung seines Gesandten bei dieser Sühne den hervorragendsten Antheil beanspruchen dürfen, so hält doch auch die öffentliche Meinung in den übrigen Ländern beinahe mit Einstimmigkeit dafür, daß die Belagerung und Beschießung aller Gesandtschaften in Peking durch reguläre chinesische Truppen einen Bruch des Völkerrechts darstellt, der nicht ungeahndet bleiben darf. Wenngleich die Wiederherstellung der handelspolitischen Beziehungen mit China sicher als letztes Ziel nicht aus den Augen verloren werden wird, muß doch nicht minder an der Erlangung einer ausreichenden Sühne festgehalten werden. Mit irgend welchen Gegenvorschlägen auf die russischen Anregungen ist nun die deutsche Regierung zwar nicht hervorgetreten, sie hat aber nicht unterlassen, die in dem russischen Rundschreiben bezeichneten Punkte sachlich zu beantworten und von dem Inhalt dieser Antwort den anderen Mächten zu deren vertraulicher Orientirung Kenntniß zu geben. Auch darf als unzweifelhaft gelten, daß die deutsche Auffassung sich nicht von derjenigen entfernt, die in der öffentlichen Meinung Deutschlands wie auch anderer Länder in Bezug auf die Zweckmäßigkeit einer gänzlichen Räumung Pekings nahezu einstimmig vertreten worden ist. Daß die Gesandtschaften zurückgezogen werden können, ergibt sich schon aus der Verwüstung der in Betracht kommenden Gebäude. Wenn jedoch andererseits die Absendung chinesischer Unterhändler angekündigt worden ist, so werden die Mächte sicherlich nicht unterlassen, die Legitimation dieser Unterhändler sehr sorgfältig zu prüfen. Weder Li-Hung-Chang noch der Prinz Tsching bietet zunächst genügende Garantien dafür, daß sie in der Lage wären, in wirksamer Weise für China sehr lästige Verpflichtungen zu übernehmen. Selbst ein kaiserliches Edict, das den Unterhändlern bestimmte Vollmachten überträgt, würde noch nicht für ausreichend erachtet werden können, da gerade dem jungen Kaiser während der chinesischen Wirren viel mehr die Rolle eines Aushängeschildes als eines maßgebenden Herrschers zugewiesen wurde. Ebenso könnte der Einfluß der Kaiserin-Wittwe durch den fremdenfeindlichen Prinzen Tuan längst zurückgedrängt worden sein.

Eine Entblößung der chinesischen Hauptstadt von den Streitkräften der verbündeten Mächte würde jedenfalls von den Chinesen nur als ein Zeichen des Zurückweichens, ja der Schwäche ausgelegt werden, so daß die Sicherheit der Fremden in China auch in Zukunft in hohem Maße gefährdet wäre. Von einem Antagonismus zwischen Deutschland und Rußland kann um so weniger die Rede sein, als es sich auf der einen Seite nur um eine Anregung, auf der anderen lediglich um sachliche Erörterung der bezeichneten Punkte handelt, unter denen derjenige die volle Zustimmung Deutschlands findet, wonach Alles beseitigt werden soll, was zu einer Auftheilung China's führen könnte.

Falls nicht alle Anzeichen trügen, wird der in Paris erhoffte Besuch des Kaisers von Rußland in diesem Jahre unterbleiben. Sicherlich würde Kaiser Nicolaus II. nicht unterlassen haben, dem Präsidenten der französischen Republik, Loubet, seinem „très cher et grand ami", wie es an der Spitze des kaiserlichen Handschreibens heißt, den Orden des heiligen Andreas, die höchste russische Auszeichnung, persönlich zu überreichen, wenn noch die Absicht einer Reise nach Paris bestanden hätte. Allerdings gibt der Zar in seinem Handschreiben dem sehr aufrichtigen Bedauern Ausdruck, das er selbst und seine Gemahlin empfinden, weil sie „augenblicklich" die französische Hauptstadt nicht besuchen können. Es bedarf jedoch keiner besonderen Fähigkeit, zwischen den Zeilen zu lesen, um die wahre Bedeutung dieses „en ce moment" zu erkennen. Ebenso wenig aber wird man übersehen dürfen, daß es lediglich äußere Gründe sind, durch die Kaiser Nicolaus II. veranlaßt worden ist, auf die Reise nach Paris zu verzichten. Der Ton des kaiserlichen Handschreibens, das die Verleihung des Andreas-Ordens an den Präsidenten der Republik begleitete, konnte kaum wärmer gehalten sein, wenn es dort unter Anderem heißt: „In der Ferne wie in der Nähe, gewöhnt, an Allem, was Frankreich betrifft, unsere Theilnahme zu bethätigen, begrüßen wir mit um so größerer Genugthuung Dasjenige, was zu seinem Ruhme und seinem Wohlgedeihen beiträgt." Sogleich in der Einleitung der kaiserlichen Kundgebung wird auf die persönlichen Gefühle des Zaren für den Präsidenten der Republik, auf die Bande herzlicher Freundschaft hingewiesen, die Frankreich und Rußland mit einander verknüpfen. Hiernach wird es des ganzen bösen Willens der nationalistischen Organe bedürfen, wenn aus Anlaß des unterbleibenden Zarenbesuches dem Cabinet Waldeck-Rousseau der Proceß gemacht werden sollte.

Dieses wird ohnehin in der außerordentlichen parlamentarischen Session im November und December d. J. einen ungemein schwierigen Stand haben. Schon durch die allerorten in Frankreich, insbesondere in den Hafenstädten, zur Erscheinung gelangende Strikebewegung mußten Besorgnisse hervorgerufen werden. Nirgends nehmen allerdings die Ausstände einen so bedrohlichen Charakter an wie vor Jahren in Carmaux, als sogar eine Regierungskrise in Frage stand. Immerhin dürfen die leitenden Staatsmänner sich nicht verhehlen, daß durch die Fortdauer dieser Bewegung volkswirthschaftliche Nachtheile für Frankreich sich ergeben müßten. Hier und da hat sich bereits gezeigt, daß z. B. in Folge des Strike der Hafenarbeiter der Verkehr zum Theil von französischen nach italienischen und belgischen Häfen abgelenkt werden konnte. Nicht minder muß die Regierung ins Auge fassen, daß nach dem bevorstehenden Schlusse der Weltausstellung zahlreiche Arbeitskräfte, die seit einer Reihe von Jahren für die Herstellung des großen Culturwerkes aufgeboten waren, brach liegen werden. Der socialistische Handelsminister Millerand wird daher in der Lage sein, zu zeigen, ob sein Organisationstalent auf der Höhe der ihm gestellten Aufgabe sich befindet. Insbesondere wird es darauf ankommen, den Ueberschuß an Arbeitern wieder in die Départements zu lenken und gleichmäßiger über das ganze Land zu vertheilen.

Der Pariser „Temps", der sicherlich nicht im Verdachte steht, der republikanischen Regierung Epigramme anzuheften oder gar Schwierigkeiten zu bereiten, hat am 8. September einen sehr beachtenswerthen Artikel unter der Ueberschrift „Les

Grèves“ veröffentlicht, in dem er einen Mahn- und Warnruf vernehmen läßt. Daran anknüpfend, daß ein Deputirter des Départements Bouches-du-Rhône bereits die Absicht angekündigt hat, das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand unmittelbar nach der Wiedereinberufung der Kammern zur außerordentlichen Session wegen der Strikebewegung im Lande zu interpelliren, hebt das Pariser Blatt hervor, wie vergeblich es sei, sich die Erregtheit und die Besorgnisse verhehlen zu wollen, die in der politischen Welt ebenso wie in den Industrie- und Handelskreisen Frankreichs bestehen. „Die Unterbrechung des Verkehrs mit unseren afrikanischen Besitzungen, die Verhinderung oder Verzögerung der Abfahrt der nach dem äußersten Orient behufs Vertheidigung der Fahne Frankreichs gerufenen Truppen, die Lähmung unseres Küsten- und Ueberseehandels, die Vernichtung der auf den Hafenquais oder auf den Bahnhöfen sich ansammelnden Waaren, der Kohlenmangel in den Fabriken, die Gewinne, die durch die Häfen von Genua und Antwerpen erzielt werden, während Marseille, Le Havre und Dünkirchen in demselben Maße Verluste erlitten, indem fremde Häfen bei dem industriellen und commerciellen Wettbewerbe einen Vorsprung erlangten, den wieder zu gewinnen sehr schwierig, wenn nicht unmöglich sein wird, kurz, das Gefühl und die Vision der Möglichkeit eines Stillstandes des Lebens und der ganzen Thätigkeit der Nation in Folge der Lähmung der großen öffentlichen Dienstzweige: das ist Dasjenige, was die öffentliche Meinung des Landes durch alle einzelnen Zwischenfälle hindurch klar erkannt hat, und was die Unruhe und die Besorgnisse erklärt, von denen es gequält wird.“ In diesem wohl etwas zu düster gefärbten Gesammtbilde faßt der „Temps“ seine Meinung von der gegenwärtigen Lage zusammen; eine Betrachtung, die schlecht im Einklange steht mit dem glänzenden Erfolge der Pariser Weltausstellung, von der gerade Handel und Industrie in Frankreich den Beginn einer neuen Aera erwarteten.

Als Warnungsruf erhält der Artikel des Pariser Blattes jedoch eine symptomatische Bedeutung, zumal da auf eine Reihe von Gefahren hingewiesen wird, die mit der Strikebewegung in unmittelbarem Zusammenhange stehen. Hier wird die französische Regierung in Uebereinstimmung mit den parlamentarischen Körperschaften den Hebel ansetzen müssen, wenn anders nicht das Staatsinteresse, ja, selbst die bestehenden Einrichtungen Schaden erleiden sollen. Bei den Ausständen hat sich gezeigt, daß die Organisation des Polizeiwesens in Frankreich durchaus versagte. Abgesehen von den beiden größten Städten, Paris und Lyon, wo die Leitung der Polizei gesetzlich der Centralgewalt übertragen ist, steht in allen übrigen Städten dieses Recht den Maires zu. Da nun gerade in den Industriebezirken vielfach die Mehrheit der Gemeinderäthe der socialistischen Partei angehört, sind die Sympathien der von diesen Majoritäten gewählten Maires allen Ausständigen im Princip von Anfang an gesichert. So konnte es geschehen, daß der socialistische Maire von Marseille, der drittgrößten Stadt Frankreichs, durch Anordnungen, die, wie der „Temps“ spottet, einer Ironie glichen, der Polizei lediglich empfahl, das Recht der Ausständigen zu achten und zu beschützen, von denen in Wirklichkeit die Arbeitswilligen terrorisirt wurden.

Mit gutem Grunde verlangt daher der „Temps“, daß die Polizei allerorten unter die Botmäßigkeit der Regierung gestellt werde: „Die Verantwortlichkeit, die Ordnung in den großen Anhäufungen der Bevölkerung aufrecht zu erhalten, hat bewirkt, daß in Paris und in Lyon die Regierung den Befehl über die Polizei übernommen hat. Sollte nun dieselbe Nothwendigkeit nicht zwingen, die gleichen Maßnahmen überall zu treffen, wo der revolutionäre Socialismus, der offen den allgemeinen Strike vorbereitet, damit droht, die Existenz des Landes selbst durch den in dictatorischer Weise beschlossenen Stillstand der öffentlichen Dienstzweige zu gefährden?“ Der socialistische Handelsminister Millerand, der unleugbar sich manches Verdienst um die Verwaltung seines Ressorts erworben hat, wird jedenfalls wohl daran thun, diese Worte des „Temps“ zu berücksichtigen. Sonst könnte es geschehen, daß er in absehbarer Zeit nicht so sehr dem Ansturme der Nationa-

listen und der von Méline geführten „progressistes“ weichen muß, wie die schweren Fehler der eigenen Parteigenossen seinen Sturz herbeiführen.

Die Reise, die der junge König von Spanien, Alfons XIII., in Begleitung seiner Mutter, der Königin-Regentin Marie Christine, nach verschiedenen nordspanischen Hafenstädten unternommen hat, nahm zugleich den Charakter einer internationalen Sympathiekundgebung für die Königsfamilie an. Wie im Vorjahre der deutsche Kaiser dem König Alfons XIII. den Ausdruck seiner Sympathien und seiner wohlwollenden Gesinnung durch den Regenten von Braunschweig, Prinzen Albrecht von Preußen, übermitteln ließ, der zugleich den Schwarzen Adlerorden im Königspalaste am Manzanares überbrachte, so fanden sich Anfangs des Monats September im Hafen von El Ferrol französische, italienische, englische, russische und portugiesische Kriegsschiffe zusammen, um die dort eintreffende spanische Königsfamilie zu begrüßen. Nach den schweren Schicksalsschlägen, von denen das Land im Kriege gegen die Vereinigten Staaten betroffen worden, muß diese internationale Kundgebung der spanischen Bevölkerung zur besonderen Befriedigung gereichen. Das Ministerium Silvela ließ sich auch vom Standpunkte der inneren Politik durch einen staatsmännischen Gedanken leiten, als es die Rundreise des Königs Alfons XIII. anregte. Dieser war bisher nur der Madrider Bevölkerung und der von San Sebastian bekannt, wo die Königsfamilie während des Sommers zu verweilen pflegt. Jetzt haben nun weitere Kreise Gelegenheit gefunden, den jungen König kennen zu lernen, und alle Berichte stimmen darin überein, daß er einen durchaus günstigen Eindruck gemacht hat. Die „Epoca“ weist in ihren Berichten über die internationale Kundgebung in El Ferrol auf die Besuche hin, die die Königsfamilie an Bord der verschiedenen Kriegsschiffe abstattete. Der Commandant des russischen Schiffes unterließ nach dem in dem Madrider Blatte vorliegenden Berichte nicht, hervorzuheben, daß er mit großer Befriedigung den Auftrag seines Souveräns erfülle, zugleich mit der Königsfamilie „die tapfere, schwergeprüfte spanische Nation zu begrüßen, die, indem sie sich von ihrem Unglück erhole, zu einem Leben des Fortschrittes wiedererstehe“.

Nicht verhehlt werden darf jedoch, daß die inneren Verhältnisse Spaniens noch immer der Klärung bedürfen. Als unlängst gemeldet wurde, daß der Leiter der Unión nacional, Paraiso, seinen Rücktritt erklärt habe, konnte darin ein erfreuliches Symptom für eine friedlichere Gestaltung des gesammten Parteiwesens in Spanien erblickt werden. Aus der von Paraiso im Wesentlichen beeinflußten Bewegung der Handelskammern ist diese Unión nacional hervorgegangen, die sich die Rolle einer Nebenregierung anmaßt und mit Ungestüm den Rücktritt des Cabinets Silvela fordert. So lange die Handelskammern sich darauf beschränkten, im Hinblick auf den Verlust der Colonien wirthschaftliche Reformen, insbesondere auch Ermäßigungen im Staatshaushalte, zu verlangen, konnte man diesem Verhalten die Berechtigung nicht versagen. Die Bewegung, die in Zaragoza begonnen hatte, nahm jedoch sehr bald einen ausgeprägt politischen Charakter an. Ganz schablonenhaft setzte die Vereinigung der Handelskammern die Höhe der zu erzielenden Ersparnisse auf hundert Millionen Pesetas fest und drohte mit allgemeiner Verweigerung der Staatssteuern, falls das Budget nicht in diesem Maßstabe verringert werden sollte. Die Agitation wurde dann von der Unión nacional fortgesetzt, die nicht bloß die Vereinigung der Handelskammern darstellte, sondern auch zahlreichen anderen Elementen offen stand, wodurch am deutlichsten der politische Charakter der nach wie vor von Paraiso geleiteten Bewegung erhärtet wird. Sehr bald zeigte sich, daß keineswegs wirthschaftliche Reformen Zweck und Ziel der „nationalen Union“ bildeten; vielmehr fanden sich in dieser auch carlistische und republikanische Elemente zusammen. Einen sehr bedenklichen Charakter nahm die Propaganda an, als in Catalonien, insbesondere in dessen Hauptstadt Barcelona, und anderwärts thatsächlich Steuerverweigerungen erfolgten. Diese in Verbindung mit Ruhestörungen in einzelnen Provinzen nöthigten dann die Regierung, hier und da die

verfassungsmäßigen Garantien zu suspendiren, Maßnahmen, deren Erfolg sich unmittelbar in einer allgemeinen Beruhigung der Bevölkerung äußerte. Der Rücktritt Paraiso's bildete anscheinend den Abschluß der Bewegung, die, weit entfernt, Reformen in der inneren Verwaltung herbeizuführen, vielmehr nur eine Schädigung der wirthschaftlichen Interessen des Landes bedeutete. Um so überraschender mußte daher jüngst die Nachricht wirken, daß der Leiter dieser verhängnißvollen Bewegung seine frühere Erklärung zurückgezogen hat.

Der Vicepräsident der Unión nacional, Ramon de Castro Artacho, und der Secretär, Santiago Alba, erließen auch an die Präsidenten aller verbündeten Vereinigungen ein Manifest, worin eine neue Action angekündigt wird. Bezeichnend ist, daß das in Madrid erscheinende republikanische Organ, „El Pais“, das umfangreiche Manifest zuerst veröffentlicht hat. Dieses ist eine neue Herausforderung der gegenwärtigen Regierung; nur daß ausdrücklich betont wird, der Bürgerkrieg werde von der Unión nacional nicht gebilligt. Wohin es aber führen soll, wenn die Steuerverweigerung das hauptsächliche Kampfmittel bleibt, das können Herr Paraiso und dessen Parteigänger sich kaum verhehlen. Andererseits darf vom Ministerium Silvela seinem ganzen bisherigen Verhalten gemäß erwartet werden, daß auch der neue Ansturm der „nationalen Union“ zurückgewiesen werden wird.

In Oesterreich hat die tschechische Obstruction in der letzten kurzen Session des Abgeordnetenhauses wiederum gezeigt, welche Situation sich ergibt, wenn die wichtigsten Grundsätze des constitutionellen und parlamentarischen Régimes mißachtet werden. Beruht dieses auf der Entscheidung durch die gesetzlichen Mehrheiten, so kann es nur als eine Revolution im Parlament bezeichnet werden, daß eine tumultuarische Minderheit alle Entscheidungen und Beschlüsse verhindert. Der Kaiser Franz Josef hat sich daher veranlaßt gesehen, durch Patent vom 7. September das Abgeordnetenhaus aufzulösen. Die allgemeinen Wahlen sollen sogleich eingeleitet und vollzogen werden. In einer hochofficiösen Mittheilung der „Wiener Zeitung“ wird die Auflösung des Abgeordnetenhauses in einer Weise erläutert, die den Wählern die Bedeutung ihrer Abstimmung klar zum Bewußtsein bringen muß. „Die Wählerschaften,“ heißt es, „werden zu entscheiden haben, ob das unschätzbare Gut, das in der Continuität verfassungsmäßiger Einrichtungen gelegen ist, dadurch um seinen ganzen Werth gebracht werden soll, daß diese immer von Neuem jede praktische Wirksamkeit versagen.“ Der Hinweis klingt beinahe, als ob nunmehr der letzte Versuch gemacht werden soll, auf verfassungsmäßigem Wege zum Ziele einer ernsten legislativen Thätigkeit zu gelangen. Mit Recht wird hervorgehoben, daß der österreichische Staatshaushalt seit drei Jahren der constitutionellen Festsetzung und Controle entbehre, und daß die meisten Regierungsvorlagen, insbesondere das umfassende wirthschaftliche Programm, das dem Reichsrath im vorigen Winter unterbreitet wurde, unerledigt geblieben seien, so daß jede noch so dringliche Reform stocke. Nicht minder wird betont, daß hinter der einzigen, keineswegs den gesammten Staat berührenden Frage der Regelung der Amtssprache in einzelnen Gebieten der Monarchie alle Lebensinteressen des Landes zurückstehen müssen, weshalb die großen Erfolge der Weltindustrie und des Welthandels anderen Reichen zufallen. Wie stichhaltig auch diese Beweisgründe jedem besonnenen Urtheiler erscheinen, steht doch zu befürchten, daß das neue österreichische Abgeordnetenhaus durch die tschechische Obstruction zu derselben Unthätigkeit wie bisher gezwungen werden wird, so daß man nicht mit großen Hoffnungen in die nächste Zukunft zu blicken vermag.

Literarische Rundschau.

Meyer's Literatur des neunzehnten Jahrhunderts.

[Nachdruck untersagt.]

Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Von Richard M. Meyer. (Band III: „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung". Herausgegeben von Paul Schlenther.) Berlin, Georg Bondi. 1900.

Immer, so lange Literaturgeschichte geschrieben wird, hat es zwei Arten gegeben, die in jedem Zuge aus einander gehen. In der einen schreibt eine active Zeit Literaturgeschichte, eine Zeit, die selber etwas will, etwas von sich glaubt. Und in der anderen eine passive, die zurück schaut, weil sie keine Gegenwart hat. Die Werthung muß von dort und hier eine grundlegend verschiedene sein. Auch wenn die Liebe zur historischen Darstellung noch so groß ist: dem einen Standpunkt ist die Vergangenheit „unsere Vorgeschichte" — dem anderen ist sie „die" Geschichte.

Wir haben im neunzehnten Jahrhundert passive Literaturgeschichte genug gehabt, bis in das Extrem, daß die Dichtung als ein Fossil erschien, das nur noch in Bibliotheken ausgegraben wurde. Schon allein aus dem Bedürfniß der erfrischenden Abwechslung heraus mögen wir uns freuen, wenn jetzt die active Art einmal wieder rege auf den Plan tritt. Meyer's dicker Band (fast tausend Seiten) steht durchaus in diesem Zeichen.

Unsere Generation in Deutschland hat wieder literarischen Glauben an sich selbst. Ganz langsam, in den letzten drei Jahrzehnten, ist das wieder herauf gekommen, bis es endlich als offenes Geheimniß auf dem Markte gesagt werden durfte. Mancherlei Epochen des Zweifelns mußten im neunzehnten Jahrhundert da überwunden werden, die sich auch in der Literaturgeschichte scharf abgespiegelt haben. Einmal ein ganz starrer Pessimismus, der etwa in Goethe nicht mehr unseren großen Leitstern des Jahrhunderts sah, sondern einen furchtbaren Riesen, der uns Alle auf absehbare Zeit schon im Voraus todtgeschlagen hatte. Dann eine Zweifelperiode der Unsicherheit, da man wohl einzelne Neuere gelten ließ, aber doch nicht mit dem besten Gewissen; man wußte nie so ganz, ob man nicht mehr die wackere Absicht und den guten Kerl lobte als die eigentliche Dichterkraft — etwa so, wie es Goethe in seiner köstlichen literarhistorischen Skizze in „Wahrheit und Dichtung" von den Anhängern des alten Gleim geschildert hat, die für „reichliche Wohlthaten" nichts zu erwidern vermochten als „Duldung seiner Gedichte". Das wurde indessen allmählich doch anders. Es war zuerst die (jetzt schon wieder eine kleine Stufe ältere) Generation, die sich in Keller, Storm und Verwandte einlas — und die darüber zum ersten Mal wieder activen literarhistorischen Muth bekam. Den Muth, zu glauben: daß wir thatsächlich auch unsere Poeten hätten, die nicht jene Gleim-Achtung, sondern die echteste, ursprünglichste Dichterehrung verdienten. Besonders

die Erkenntniß, daß Keller ein Dichter sei, der über alle Ahnen- und Epigonenrede hinaus seinen Mann, seine Person stehe, erscheint mir als einer der wesentlichsten Wendepunkte dieses Stimmungswechsels, den man geschichtlich sich stets genau fixiren wird. Dazu kam dann nach und nach aus den jüngeren Kreisen der Schlußgeneration des Jahrhunderts die lebhafte active Freude an der realistischen Bewegung, in der mindestens Hauptmann für die Bühne eine starke und frische That bedeutete, deren Anerkennung sich auch jene anderen, bereits activ gestimmten Kreise nicht dauernd haben verschließen können. Ich schreibe hier nicht Werthurtheile im eigentlichen Sinne nieder, die etwa dort mit Keller oder hier mit Hauptmann eine ganz neue Dichterära überhaupt beginnen möchten. Ich skizzire nur den Umschlag und das Anwachsen von Stimmungen, auf die das Wörtchen „activ" paßt — Stimmungen, die von einer gewissen Stärke an auch das Antlitz unserer Literaturgeschichtschreibung durch und durch verändern mußten und verändert haben.

Vierunddreißig Seiten bei Meyer sind ausschließlich Keller gewidmet. Einunddreißig Gerhart Hauptmann. Das bekennt Farbe. Das ganze Buch ist bis zur äußersten Consequenz rückschauend gebaut. Das Jahrhundert läuft ihm auf eine kleine Reihe hervorragender Dichter hinaus, wesentlich die, die in der letzten Geschmacksepoche zwischen Keller und Hauptmann den feineren Geschmack bestimmt haben. Alles Frühere (streng nur von Goethe abgesehen, den Meyer in seinem „Jahrhundert" nicht mehr mitrechnet), bildet Vorstufen hierher. Diese Perspective würde sogar noch viel aufdringlicher sein, wenn nicht die höchst eigenthümliche Anordnung ausgesprochen späte Typen, wie Fontane, gelegentlich bis in die Mitte zurück schöbe. Hat man diesen Nerv der ganzen Arbeit aber einmal erfaßt, so versteht man — vielleicht erst gegen Ende des dicken Buches — seine ausgesprochene Einseitigkeit wenigstens als etwas individuell Gewolltes, nachdem man Anfangs darüber gestolpert ist wie über eine fast unwegsame Straße. Jede scharfe Einseitigkeit umschließt ja eine sichere Gefahr für den Historiker. Der Melancholiker, der auf Grabsteinen weint, ist so einseitig in der Wolle gefärbt und in seiner Weise also so ungerecht gerade der Geschichte gegenüber, der er nachweint, wie der Sanguiniker des Jetztseienden, der an ein paar Freunden, die noch neben ihm in den hellen Tag hinein leben, oder denen er doch noch lebend die Hand gedrückt, alles Frühere mißt und auf Tagesbrauchbarkeit eins zwei drei abwiegt. Ich hatte den Meyer'schen Band noch lange nicht in seines Umfanges Schwere bis zu Ende durchgenommen, als ich bereits vollkommen darauf verzichtet hatte, ein wirkliches Gesammtbild der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert hier zu bekommen, ihrer großen organischen Strömungen, ihres tiefen Geist- und Formenkampfes, ihres eigentlichen, figurenreichen Lebens, wie es ein Darsteller, der selbst ein respectabler Künstler sein müßte, uns auf einen großen Carton zeichnen könnte. Meyer geht immer von seinem engen Salon von Leuten aus. Wer mit dabei ist, der tritt wirklich auf, redet, bewegt sich. Alles Andere sehen wir nur schattenhaft durch ein Fenster, oft sogar eines, das von der inneren Wärme des Salons und der Kälte draußen noch recht beschlagen ist. Aber schließlich ist die kleine Gesellschaft in dem Salon ja doch durchweg eine recht sympathische, einmal allein genommen. Und die ganze active Art der Betrachtung mag ich als Contrast mir, wie gesagt, zu gern gefallen lassen, um ihren Auswüchsen allzu gram zu sein. So habe ich an die Arbeit mit fortschreitender Lectüre denn einen Maßstab angelegt, der zwar von dem Titel absieht (er war für den Verfasser wohl ein gegebener!), aber sich der Individualität des Werkes in ihren Schranken unbefangen zu nähern sucht.

In der schlichten und liebenswürdigen Einleitung findet sich der Satz: „Wir fassen unsere Aufgabe so, daß wir vor Allem die Individuen als Träger der Entwicklung darzustellen haben und die Ideen nur, in so weit sie sich in der Folge dieser Persönlichkeiten abspiegeln." Das entspricht durchaus der activen Methode. Nicht von einem ästhetischen Programm, von einer theoretischen „Schule" wird

ausgegangen, sondern von schon vorhandenen starken Personen. Aus Keller und Hauptmann ein „Programm“ zu schmieden, sollte ja wohl verzweifelt schwer sein. Als Persönlichkeiten können sie dagegen sehr gut neben einander den Salon zieren, von dem unser Literarhistoriker ausgeht. Davon abgesehen hat das individualisirende Princip aber auch noch wieder seinen besonderen Contrastwerth. Auch an dieser Ecke gelten die bekannten Gegensätze. Hier bloß „Strömungen“, dort Stationen, die allemal Personen, Dichterköpfe sind. In den Grund dieses Gegensatzes eindringen heißt philosophische Probleme aufwühlen. So lange die nicht gelöst sind — und wo wird dieses „so lange“ an einem Ufer ebben? — so lange wirkt es befreiend, beide Richtungen bei der ernstlichen Arbeit zu sehen. Diese mit nivellirender Strömungsansicht, bloß Ideen bei ihr — wie Milchstraßen dahin fließend — jene mit Einzelsonnen nur, von denen aber jede ein in jedes Fältchen individualisirtes Menschenantlitz trägt. Auch das individualistische Princip, aus der Tiefe herauf gearbeitet, die natürlich eine consequent philosophische sein müßte, kann in einer modernen Literaturgeschichte nur einmal wieder mit voller Freude begrüßt werden, nicht weil es extrem Recht hätte, sondern weil es auch einmal wieder „Recht“ für den Moment haben muß, damit die Gegenseite nicht überkippt.

Mißlicher Weise hat Meyer aber hier nicht die Consequenz des eigenen Princips gehabt. Das von hier aus Natürliche war, die Geschichte der neueren Dichtung nun auch wirklich zwanglos aufzulösen in eine Reihe einzelner Köpfe. So, wie sie aussehen würden, wenn man sie plötzlich noch einmal heraufbeschwören könnte. Jeder für sich, ohne Schnüre und Ketten von Person zu Person. Trotzig-einsam, wie Dichter sind. Man fühlt, wie dem Verfasser diese Form im Grunde vorschwebte. Aber auch, wie die Frage kreuzte: irgend wie muß doch an einander, nach einander gereiht werden. Alphabetisch geht es nicht, so daß Hauptmann etwa vor Keller käme des „H's“ wegen. Unsicher hat Meyer also nach der nächsten Chronologie getastet: das Geburtsjahr zu Grunde zu legen. Auf diese Weise entstanden abwärts scharfe Generationen: die Achtzehnhunderter, Achtzehnhunderteiner und so weiter, vor und zurück. Aber nun die Schwierigkeiten auch da mit dem öffentlichen Auftreten, der wirklichen Rolle des Betreffenden in seiner Lebenszeit. Jeder bedeutende Mensch hat in sich seine besondere Chronologie, seine „Zeit“, da er wirklich die Menschheit findet. Das kann sehr früh, kann sehr spät in seinem rein chronologischen Leben liegen. Das Todesjahr spricht ein großes Wort mit. Es gibt aber auch Personen, die in ihrer Wirkung lange gestorben waren vor ihrem wirklichen Tode. Auch die Wucht dieser Argumente wieder hat Meyer offenbar gefühlt. Er hat also nochmals eine Hülfsconstruction hinein zu bauen versucht. Er hat das Jahrhundert in Jahrzehnte eingetheilt und in diesen Jahrzehnten wieder ein engeres Band der hinein wachsenden Leute gesucht. Diese Jahrzehnte bilden für ihn nun doch wieder eine besondere „Zeit“, er behandelt sie in geschlossenen Capiteln, von denen jedes beginnt mit „Signatur der Zeit“. Dieses Dekadensystem ist aber von Neuem in sich ein absolut willkürliches, zufälliges. Es ist gewiß ganz unbezweifelbar, daß nach zehn Jahren die Signatur der Zeit eine veränderte ist. Aber sie kann es nach fünf, ja nach einem Jahre unendlich charakteristischer sein als nach zehn Jahren. Schließlich ist ein solches Dichter-Jahrhundert doch nur wieder ein großes Individuum. Man denke sich das Leben einer Dichter-Individualität, etwa Goethe's Leben, nach solchen Dekaden abgehandelt! Man merkt zum Schluß, daß der Verfasser auch das noch gefühlt hat. So hat er doch noch wieder die Personen an sich in Gruppen zu bringen versucht zwischen den großen, starren Maschen seines Schablonennetzes. Er läßt die auf der Dekade Vereinten gleichsam die Arme verschränken oder auch sich in Contraststellungen sondern. Ich gestehe aber, daß diese geistigen Ranken innerhalb einer völlig entgeistigten Chronologie für mich erst ganz und gar nun das Gesammtnetz verwirren. Ich sehe einen wahren Verzweiflungskampf des einfallsreichen Autors, sein eigenes System doch noch in sich zu brechen. Die wunderbarsten Gegensätzlichkeiten, die

verwirrendsten und verwickeltsten geistreichen Sprünge zur Anknüpfung, ja unverkennbar ein großer Theil der ganzen geistigen Kraft des Darstellers, die so viel bessere Gebiete hätte, werden aufgeboten, um in etwas doch Selbstgewolltes nachträglich Bresche zu schlagen. Dabei rächen sich aber alle Schäden dieses Systems. Es ist Kampf mit dem Unmöglichen. Die witzigsten, verblüffendsten Synthesen und Antithesen stürzen ins Bedenkliche, Banale ab, weil sie schließlich nun gerade Leute mit einander vergleichen und verknüpfen sollen, die schlechterdings oft nichts mit einander gemein haben als das unglückselige Geburtsjahr und die Jahrhundert-Dekade — während Andere, deren Beziehungen nie auch nur Einer entfernt bestritten hat, weil sie zum Himmel schreien, sich in dem ganzen Buche von tausend Seiten im Labyrinth des Systems niemals zu einander finden können. Mir ist keine zweite Literaturgeschichte bekannt, in der ein geist- und kenntnißreicher Mann sich so abgemüht hat, ein System erst aufzuzimmern, und dann sich so hoffnungslos abgezappelt hat, um aus dem eigenen Spinnennetz wieder heraus zu kommen.

Ich fühle die Verpflichtung, mein Urtheil an einigen Beispielen zu erläutern. Sie geben mir zugleich Anlaß, einige davon unabhängige und rein sachliche Seiten des Buches kurz in Einem mit zu charakterisiren.

Der Anfang der ganzen Arbeit ist ein durchaus fragmentarischer. In jenem gekennzeichneten activen Sinne, der zwischen Keller und Hauptmann Posten faßt und ausschließlich von hier werthet, ist der erste feste Punkt, wo das eigentliche Buch beginnt, auf Seite 63 in der zweiten Dekade bei Grillparzer. Er ist der erste Vorläufer Hauptmann's im neunzehnten Jahrhundert. Nur das zufällige Geburtsdatum Grillparzer's bedingt sogar auch hier wieder, daß die wahre Darstellung, bei der unser Autor mit Herzwärme ist, so früh beginnt. Grillparzer hat im Buche dreiundzwanzig Seiten. In der Eröffnungsskizze füllt Goethe genau eine Seite und zehn Zeilen. Die Skizze saust über ihn, Goethe, noch dazu mit einem „Doch wie könnten wir Alles aufzählen" hinweg. Seine Rolle in den folgenden Capiteln ist eine überaus geringe. Ich könnte mir eine active Darstellung von heute aus sehr gut denken, die im Anfangsbilde, gleichsam in der Knospe des ganzen Jahrhunderts, überhaupt nichts sähe als Goethe. Unsere ganze active Kraft scheint mir ausschließlich in ihn zurückzulaufen. Auch ich fühle mich in einer activen Zeit. Aber ich meine, ihre Anfänge im neunzehnten Jahrhundert schreiben hieße ein Bild Goethe's in seinen entwicklungsstarken Zügen zunächst schreiben. Das neunzehnte Jahrhundert in der deutschen Dichtung: eine Fortentwicklung Goethe's. Goethe nicht im Sinne jener Epigonenlehre von seinem Todesdatum an als Hemmniß, sondern als active, fortwirkende Kraft bis heute in all' unserem Besten noch mit lebendig. Doch das hat Meyer offenbar durchaus fern gelegen, und um auch nicht in die Versuchung zu gerathen, hat er Goethe so zu sagen ganz abgeschnitten vom Jahrhundert. Wesentlich dadurch aber wieder ist der ganze Anfang des Buches, an und für sich durchaus nicht schlecht auf Umrißbilder componirt, so übers Gewollte jedenfalls weit hinaus farblos, nüchtern, saft- und salzlos geworden. Man weiß ja, wenn man hier zu lesen beginnt, noch nicht, daß das Buch ideell von hinten nach vorne geschrieben ist, und daß man auf viele Seiten hinaus noch gar nicht im eigentlichen Bau, sondern vor einem kahlen, nothdürftig und salopp vernagelten Holzgerüst steht.

Um so deutlicher aber merkt man gerade in diesen Anfangsstücken nun als erste individuelle Zuthat des Darstellers selbst die wunderlichen Anzeichen jener systematischen Unklarheit. Und auch noch Einiges sonst.

Die erste Dekade (1800—1810) hat uns aufgenommen. Es kommt zunächst eine ganz kleine Silhouette der Romantik. Sie ist immerhin schon ausreichend, um gewisse Eigenthümlichkeiten auch der persönlichen Charakteristik bei Meyer hervortreten zu lassen. Von Ludwig Tieck hören wir: er „trug in dem etwas unförmlichen, früh von der Gicht gekrümmten Körper, in dem runden, großen Kopf mit herrlichen blauen Augen eine Dichterseele, die nur in Stimmungen, Tönen,

Ahnungen lebte". Solche kleinen körperlichen Steckbriefe ziehen sich durch das ganze Buch. Obwohl die Grenze der Caricatur überschreitend, sind sie nicht selten treffend und geben Farbe. An anderen Orten stören sie mich aber auch und mischen eine falsche Farbe ein. Meyer greift irgend eine Zeitphase einer Dichterperson auf und malt ihr Profil über die ganze Darstellung wie ein Motto. Ein Mensch hat aber viele Gesichter im Laufe des Lebens und ein Dichter vollends. Würde man Goethe's Biographie beginnen können: er war ein dicker Geheimrath mit einem Unterkinn? Am liebsten werden Altersbilder so benutzt. Eichendorff „trägt auf hoher Figur den ernsten, runden Kopf eines höheren katholischen Geistlichen". Einem „prächtigen alten Domherrn" wird er verglichen. Das ist eben der alte Eichendorff! Die Droste-Hülshoff wird uns vorgeführt, wie sie als „kleines, nervöses, oft an unerträglichem Kopfschmerz leidendes Fräulein" sich „über den ersten besten Fetzen Papier beugt" und hastig mit ihrer „winzigen, kritzeligen Handschrift" schreibt, „während die langen, braunen, steif gedrehten Locken auf den Tisch hingen". Das hat etwas Prägnantes für den Moment, aber in der kurzen Charakteristik einer Literaturgeschichte wird es aufdringlich — das Bild der Dichterin bekommt mir wenigstens so einen fratzenhaften Zug, der nicht erklärt, sondern stört. Auch bei epigrammatischer Kürze in der Analyse der Werke wird uns selten bei einem Dichter in Meyer's Buche die Schilderung seiner Haartracht, seines Bartes geschenkt. Nicht selten nimmt sie sogar die Form eines Werthurtheils an. Von dem armen Bodenstedt liest man zum Jahre 1854, als ihn König Max nach München ruft (er war damals fünfunddreißig Jahre alt), daß er sich „nach Geibel's Muster einen schönen Dichterkopf mit weißem Knebelbart stehen" ließ. Conrad Ferdinand Meyer ist „der kleine, sehr starke Mann mit dem unheimlich großen, schweren Kopf, mit den hoch aufgebauschten Haaren und der goldenen Brille über den kleinen Augen", der neben Anderen „den Eindruck eines Kunstproductes" macht; die Schilderung geht in diesem Tone noch ein ganzes Stück weiter. Hin und wieder, mit Maß verwerthet, wirkt solche Psychologie der Nase und des Haarstrichs geistreich. Aber wenn sie als Methode von Person zu Person auftritt, kann ich sie nicht billigen. Ein wirklicher Bilderatlas zur Literaturgeschichte gibt sofort den rechten Standpunkt. Er zeigt nicht bloß die Nasen, sondern durchweg wenigstens auch das Auge, das Dichterauge und seinen Ausdruck. Dieser Blick beherrscht das Bild, so daß wir daran denken, wenn wir die Werke des Mannes lesen. Und hierbei waltet, so bald das Bild einigermaßen ähnlich war, immer eine geheimnißvolle Harmonie. Gerade da aber stümpert eine solche Wortschilderung mit „schöne Augen", „kleine Augen", „kurzsichtig" u. s. w. arg hinterher. Wie C. F. Meyer in jenem Wortbilde, sehen andere, ganz unbedeutende Menschen in Menge aus. Es fehlt aber gerade das Specificum des Blicks, das ihn unterschied und — zugleich verklärte, so daß man eben sah, er war der Meyer, den wir kennen, eine große und merkwürdige Individualität. Wie Schopenhauer sehen heute noch so und so viel ältere Frankfurter Kaufherren aus, wenn es bloß auf die Maske ankommt. Aber das Auge thut's auch hier, das Unaussprechliche, das das echte Bild eben gibt, während das Wort vom Haarstrich bloß einen Banalwerth einstreut und die große Person ins Alltägliche zieht.

Doch wir waren bei der Dekade 1800—1810. Wir haben von der Romantik gehört. Wir stehen zwischen Novalis und E. T. A. Hoffmann. Es kommt im Zusammenhang der Satz, die ältere Romantik habe zu ausschließlich das innere Erlebniß betont. „Da war es nöthig," heißt es plötzlich weiter, „daß Männer kamen, die wieder in persönlicher Wirksamkeit, im Antheil an den großen Tagesfragen ihr Element fanden." Wer wird diese Männer errathen? Es sind Alexander von Humboldt und Ernst Moritz Arndt. Die beiden werden gewissermaßen „durch einander" behandelt, wie ein Dioskurenpaar. Arndt „fährt mit dem großen Minister von Stein durch die russischen Steppen". Humboldt ist der „Weltdurchwanderer", der zugleich bei Friedrich Wilhelm IV. eine Rolle spielt. So geht das

weiter. Humboldt schreibt seinen „Kosmos“, Arndt seinen „Geist der Zeit“. Diese Stelle war für mich die erste, wo ich eine Weile das Buch hingelegt und darüber nachgedacht habe, wie ich den Autor wohl verstehen solle. Alexander von Humboldt als Gegengewicht gegen die ältere Romantik. In der Zeit von 1800—1810. Humboldt ist 1804 aus Amerika zurückgekehrt. Es beginnt hier im Wesentlichen die Pariser Epoche seines Lebens, die bis 1827 dauert. Eine gewisse, eng umschränkte literarische Wirkung in Deutschland hat Humboldt noch kurz vor Schluß jener Dekade allerdings gethan durch seine „Ansichten der Natur“, 1808. Von einem „Antheil an großen Tagesfragen“, einem Streben nach „öffentlicher Thätigkeit“ im Gegensatz zur weltfernen Romantik ahnt man aber wahrlich nichts in der Vorrede dieses Buches, die es „bedrängten Gemüthern“ als Rettung aus der „stürmischen Lebenswelle“ dorthin, „wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual“ empfiehlt. Doch die „Ansichten der Natur“ sind überhaupt in Meyer's Text nicht erwähnt, sondern — der „Kosmos“ aus den vierziger und fünfziger Jahren. Und nun Arndt und Humboldt? Doch die Namen stehen hinter einander, und ich finde eine erste Lösung: das Geburtsjahr ist bei beiden das gleiche — 1769. Nach dem Princip des Buches sind beide Namen für die erste Dekade fällig und zwar zusammen. Nun gilt es: erstens sie unter sich verknüpfen, zweitens sie an das Allgemeinbild der Dekade angliedern, das zunächst auf die Romantiker geführt hat. So werden Arndt und Humboldt auf zwei oder drei Gemeinzüge hin festgenagelt, wie gesagt: Arndt's russische Fahrt parallel zu Humboldt's Orinoko-Reise und so weiter. Und beide werden als Antheilnehmer an den „großen Tagesfragen“ gegen die Romantik in Antithese gestellt, zwischen Novalis und Hölderlin, Werner, Hoffmann. Es ist ersichtlich, daß hier eine wirkliche Charakteristik unmöglich wird, wie wir sie dem Autor an und für sich wohl zutrauen: — zwei wichtige Namen werden dem verschrobenen System einfach geopfert.

Dabei ist das Bedauerlichste, daß es in einem wirklichen organischen Zusammenhang, der den Dingen sich anpaßte und nicht ihre Widerstandsfähigkeit gegen ein Prokrustesbett erprobte, gar nicht einmal so unmöglich wäre, wenigstens Alexander von Humboldt an die Romantik anzugliedern. Humboldt bietet eine äußerst interessante Contrastfigur zu Schelling, der selbst wieder klar zu Novalis führt. Ebenso leicht wäre aber, wenn die Antithese nicht benutzt werden soll, der synthetische Weg über eine so nahe liegende Person: nämlich Wilhelm von Humboldt. Ich finde ihn zunächst nicht und suche im Register. Der Name kommt in dem Buche drei Mal völlig nebensächlich vor. Eine auch nur knappeste Charakteristik fehlt überhaupt. Das in einem Bande, der drei volle Seiten über den Lyriker Stefan George, geboren 1868, bringt, drei Seiten, in denen ich lese, daß dieser Lyriker „einen Abglanz homerischer Kunst“ besitzt.

Grillparzer ist 1791 geboren. Er tritt nach Meyer's Zeitstil in der zweiten Dekade, 1810—1820, auf. Was aber in dieser Dekade noch vor ihm steht, steht noch im Nebel, jenseits der Fenster. In diesem Nebel finden sich also Chamisso, geboren 1781, und Rückert, geboren 1788. Ueber Chamisso erhalten wir nicht ganz eine Seite, ziemlich genau ebenso viel wie über Pückler-Muskau. Es bleibt wenig auf dieser Seite übrig von dem guten Chamisso. „Peter Schlemihl“ hat nur Fouqué's Kunst erneut, die Balladen bleiben mit ihren grausigen Effecten im Bann der Romantik. Einiges sei ja besser. „Aber auf weitere Zeiträume,“ heißt es, „hat doch Chamisso nur mit seinen p o l i t i s c h e n G e d i c h t e n gewirkt.“ Ich habe mich auch hier mancherlei gefragt. Sind „Salas y Gomez“ und „Schloß Boncourt“ politische Gedichte? Und so viel Anderes, das heute noch mit Märchenjugend wirkt, am Ende der doch für uns bloß sichtbaren „weiteren Zeiträume“? Immer sind es bei Meyer die Lyriker, die am seltsamsten wegkommen. Das muß gleich Rückert auskosten. Die „Weisheit des Brahmanen“ ist „als Ganzes dem modernen Stilgefühl fast unzugänglich“. „Oft glauben wir den alten Goethe zu hören — und nicht ganz selten auch den alten Polonius.“ Wer, fragt man sich,

wird vor diesem „Stilgefühl" bestehen können? Und doch bestehen modernste Lyriker bei Meyer überschwänglich davor. „Für Stefan George," heißt es ganz gegen Ende des Bandes, „gilt Dürer's Wort von der Natur: in ihr steckt wahrlich die Schönheit; wer sie herausreißt, der hat sie." Der arme Polonius-Rückert in dieser Beleuchtung verdient ganz die Art, wie er eingeführt wird: als eine Contrastfigur zu Ernst Schulze, dem Mann der „Bezauberten Rose", — doch nicht als heller Contrast, sondern als Typus mit der Schwäche „nach der entgegengesetzten Seite".

Nichts ist charakteristischer als die Art, wie gerade hier wieder die Männer der Dekade zu einander gerathen. Die Linie kommt über Uhland auf die Dichter der Befreiungskriege und so consequent zu Körner: wir sind ja zwischen 1810 und 1820. Von Körner führt dann der folgende Satz weiter. „Kein so glückliches Loos ist einem Freiheitskämpfer anderer Art gefallen; aber literarisch hat er ungleich stärkere Spuren hinterlassen. Ludwig Börne (1786—1837) ist immer im Krieg, immer auf Vorposten oder im Scharmützel." Folgt die Biographie Börne's! Abermals geht es dann weiter: „Eine Streiternatur wie Börne, aber freilich für ganz andere Ideale, leidenschaftlich, unbelehrbar, einsam, wie er, steht Arthur Schopenhauer (1788—1860) da." Nachdem Der nun auch erledigt, findet sich ein neuer Jahrgangs-Candidat von 1789 in — Ernst Schulze. Ich war bei der Lectüre in dieser Gegend schon genügend vorbereitet, um mit einer gewissen Spannung bloß noch zu erwarten: wie wird ein geistreicher Mann, der sich selber in ein absolut unhaltbares Princip zum Ersticken eingesponnen hat, sich weiter heraushelfen? Schopenhauer wird, bedingt wenigstens, als bedeutende Persönlichkeit charakterisirt, obwohl nur mit ein paar Aphorismen auf dreiviertel Seite. „Keine bedeutende Persönlichkeit," fährt die Rede fort, „aber als Typus kaum minder charakteristisch als Schopenhauer, tritt neben den harten Pessimisten ein süßlich-weicher Optimist. Ernst Schulze, der Dichter der ‚Bezauberten Rose' . . ." und so weiter. Ueber diesen lieben Schulze handelt nunmehr eine für den Umriß sogar sehr tief gehende, fast zwei Seiten füllende biographische Skizze, die damit endet, daß „das falsche Dichterideal der Romantik" sein Leben zerrüttet habe. Und darauf jetzt endlich fußt der Satz: „Nach der entgegengesetzten Seite liegt die Schwäche Friedrich Rückert's (1788—1866)."

Dieses Beispiel dürfte genügen für den Werth des Systems, das Meyer als Ariadnefaden seinem Jahrhundert zu Grunde legt. Ich füge nur noch eine einzige Probe bei, aus späterer Zeit. In der Dekade 1850—1860 ist die Rede von Ferdinand von Schmid, geboren 1823. Man argwöhnt mit Recht, daß hier herum Leute aus der Zeit von 1823 bis kurz über 1830 hinaus in einen Strauß gebunden werden „müssen". Dieser Schmid kommt nun schlecht weg. Er „ist nicht schöpferisch", es „mangelt ihm die Lebensfreude". Diese Worte, nach einem Anderen (Saitschik) citirt, aber vollauf gebilligt, sollen „Typisches" für die nächsten neu hervortretenden Dichter enthalten. Also: „Fast wörtlich paßt das Alles auf Robert Hamerling, vielfach auch auf Wilhelm Raabe." So sind diese beiden nunmehr beisammen. In der That, Hamerling ist geboren 1830, Raabe 1831. Die Beziehung muß jetzt gefunden werden, koste es, was es wolle. Hamerling wird zunächst sehr eingehend, vielfach höchst treffend und ohne alle störenden Nebenblicke behandelt. Es ist ein klares, scharf abgerundetes Porträt, das nicht gerade Jeden in seinem Geschmack zu beeinflussen braucht, das aber durchaus den Anforderungen an eine im guten Sinne individuell gefärbte ästhetische Kritik entspricht. Mit dem besten Recht wird als Grundmotiv in Hamerling's Dichten und Denken der Kampf zwischen Lebensfreude und Pessimismus betont, ausgefochten allerdings vom Bette eines Kranken, positiv Entsagenden aus. Bis hierher ist Alles rund und echt. Nun soll aber Raabe hinzu, — Raabe ausgesucht zu Hamerling, wie oben Humboldt zu Arndt. Und da sind gar noch zwei Leute, Einer von 1827, der Andere auch von 1830. Der Eine ist Heinrich Leuthold, der Andere —

Rudolf Lindau. So werden alle Vier auf das Hamerling-Motiv: Optimismus oder Pessimismus, festgenagelt. Leuthold bildet das positive Gegenstück zu dem theoretischen Hamerling. Zwischen Leuthold und Lindau wird, trotz des Motivs, die Brücke so schwer, daß nur die Antithese bleibt: „Es sind freilich zwei recht verschiedene Typen." Und dann endlich kommt der sonnige Optimist Raabe hinterdrein, — er kommt am allerschlechtesten weg. Seine Eigenart, die so Viele erfreut hat und immer wieder erfreut, wird mit unwirscher Hand herausgeschält, an irgend einem Normalstock Zoll um Zoll vermessen und mit Spott zurückgestellt. Daß ein Poet sich eine „phantastische Welt" zaubert, wird nicht gestattet, — das Wort steht als herber Tadel so im Text. Kein schwächstes Lichtlein fällt auf diesen armen Raabe vom oberen Salon der echten Jahrhundertleute, — er ist kurzweg und gleich in einer der ersten Zeilen ein „Epigone".

Das Wörtchen an dieser Stelle ist übrigens einer der im Buche nicht seltenen Beweise, daß Meyer diesen Band mindestens in gewissen Theilen sehr schnell gearbeitet hat, so schnell, daß einzelne Widersprüche und sachliche Unebenheiten stehen geblieben sind, die bei späterer Nachfeile herauszuarbeiten gewesen wären. Auf Seite 547, also neunzehn Seiten vorher, wird nämlich von Hamerling, Leuthold, Lindau und Raabe ausdrücklich gesagt: „Es sind typische Uebergangsfiguren, nicht mehr, wie die bisher Besprochenen, Epigonen." Als Probe sachlicher Versehen erwähne ich die Skizze Fechner's auf Seite 157. Es liegt zwar nur wieder am System, daß Fechner, dessen grundlegende Arbeiten durchaus erst in die vierziger und fünfziger Jahre fallen, schon in der Dekade 1830—1840 abgehandelt wird, — er steht dort (als Mann von 1801) neben Johannes Müller (auch 1801) und — Moltke (von 1800). Der Uebergang lautet: „Neben die beiden exacten Forscher (also Müller und Moltke!) treten zwei speculirende Philosophen." Der Eine davon ist jetzt Fechner. Von diesem Fechner heißt es: „. . . Seine Gedichte und die ziemlich zahme Satire, in der ‚Dr. Mises' als Erbe der sächsischen Humoristen Rabener und Weiße erscheint, würden ihm einen Platz in der Literaturgeschichte nicht sichern. Wohl aber gehört er dahin als Typus: der rastlos bewegte Gelehrte, der so hastig lernte, wie er kaute, und so hastig kaute, daß die daraus entstehende Magenkrankheit ihn fast zum Verhungern zwang; den ein poetisches Bedürfniß, verwandt zu sein mit Allem in der Natur, wie der Faust der Scene ‚Wald und Höhle', dazu brachte, Thieren und Pflanzen Seelenleben zuzuschreiben; der, halb Philosoph und halb Dichter, der Ansicht des Tages trotzig seine Lehre vom Leben nach dem Tode gegenüber stellte . . ." Das ist sehr geschickt gesagt, aber es enthält sachliche Fehler von Wort fast zu Wort. Die Mises-Schriften umschließen die eigenartigsten naturwissenschaftlichen und erkenntnißtheoretischen Satiren, die je geschrieben worden sind, und die kein „sächsischer Humorist", sondern nur ein Physiker und Philosoph ersten Ranges schreiben konnte, schon allein der dazu nöthigen Fachkenntnisse wegen. Die Geschichte von Fechner's Krankheit, von ihm selbst erzählt, lautet in Wahrheit wesentlich anders, als sie dieses paradoxe Wort gibt. Fechner's Seelenlehre war ihm Resultat seines tiefsten wissenschaftlichen Denkens und keineswegs eben bloß „poetisches Bedürfniß", — hier gerade lag der Unterschied seiner individuellen Art. Thieren Seelenleben zuzuschreiben, wäre in Fechner's Zeit nicht mehr nöthig gewesen. Der Satz müßte lauten: „Pflanzen und Gestirnen". Nicht der „Ansicht des Tages" endlich stellte Fechner seine Lehre entgegen, sondern diese seine Lehre selber nennt er „die Tagesansicht" im Gegensatz zur Nachtansicht, die er in den gangbaren Lehren des heutigen Forschens und Glaubens findet. Auch die Parallele zu G. Fr. Daumer, die weiterhin gezogen wird (weil auch Daumer von 1800 stammt), ist grundirrig, denn Fechner hat nie an eine Bekehrung zum orthodoxen „Glauben" in dessen Sinne gedacht.

Das Aergerlichste an der ganzen schiefen Systematik ist, daß sie sogar verwirrend bis in die Theile des Bandes mitgeht, die den Gipfel und Kern zugleich bezeichnen, — bis in den erwählten Salon, wie ich es oben genannt habe.

Nachdem Meyer so gewaltig unter den Aelteren aufgeräumt, sehen wir nicht einmal seine Lieblinge als wirkliche Schlußkrönung organisch hervorwachsen. Der Zeitraum von 1840—1850 ist vielleicht am schärfsten charakterisirt durch die Rubriken im Inhaltsverzeichniß: „Signatur der Zeit: Revolutionäre Tendenzen. Ihre Vertreter über ganz Europa. Die Paulskirche. Die Berliner constitutionelle Versammlung." Gerade in diese Dekade aber fallen bei Meyer nun hinter einander ihres Geburtsjahres wegen — Gottfried Keller, Theodor Fontane und Theodor Storm. Die deutsche Dichtung im neunzehnten Jahrhundert, wie Meyer sie sieht, ist mit Keller in gewissem Sinne auf dem Gipfel. „Seit Goethe," sagt Meyer, „ist er in unserer Literatur der größte Schöpfergeist." Mit höchster Liebe wird sein Bild ausgemalt im Umfange, daß dieses Stück als besondere Broschüre denkbar wäre. Die leitenden Gesichtspunkte der Charakteristik sind durchweg nicht neu, aber es ist eine Fülle schillernder Geisteswendungen darüber ausgeschüttet. Neben der langen Studie über Hauptmann ist es die am meisten gefeilte des ganzen Werks, das eigentliche Bravourstück, mit dem das Buch erst jetzt, jenseits der vierhundertsten Seite, eine feste Tragsäule besitzt. Aber diese Sonne über 1840—1850! Man zählt sich her: 1850 ist Keller nach Berlin gekommen. In Berlin erst hat er den „Grünen Heinrich" geschrieben. Wann Keller bekannt wurde, durch welche Kreise er äußerlich emporkam, in welcher Zeit er eine ästhetische Macht wurde, — wem brauche ich es hier zu berichten? Und nun ebenso Fontane, nun Storm . . .

Es gibt thatsächlich nur eine von den wichtigeren Stellen des ganzen Buches, wo das System *fast* stimmt: bei Gerhart Hauptmann. Er kommt noch in die Dekade 1880—1890, und genau an deren Schluß ist er wirklich zuerst durch eine Art Katastrophe ja, den Lärm um „Vor Sonnenaufgang", weithin bekannt geworden. Man möchte beinahe meinen, das ganze Rechenkunststück mit den Zahlen und Dekaden sei zuerst für ihn erfunden und dann erst zum Maßstab überhaupt gemacht worden.

Ein ungünstiger Stern, so sieht man, hat unverkennbar über dieser neuesten Literaturgeschichte gewaltet. Was sie wirklich Lesbares, Ernstes bietet, das muß man ihr gleichsam abtrotzen. Vielleicht ist es manchem Leser so gegangen wie mir: ich habe mir den unförmlichen Band äußerlich in mehrere Stücke zerschneiden müssen, um ihn in behaglicher Stellung lesen zu können. Es liegt aber hier vielleicht auch ein Fingerzeig für den widerspenstigen Inhalt. Auch ihn sollte man sich in Stücke sondern. Aus dem verhauenen Ganzen fallen dann von selbst fünf oder sechs größere einzelne Essays, die Werth haben — Essays über ebenso viel ausgewählte Dichterköpfe, Hebbel, Keller, Fontane, Hauptmann sind die wichtigsten. Auch die letzte Dekade mit ihren zahlreichen losen Einzelkritiken über das Neue und Allerneueste verdient so gesondert zu werden; ich schätze an ihr die unbefangene Ehrlichkeit, womit sie die flüchtigen Schatten des Augenblicks schon haschen, schon „literarhistorisch" verwerthen möchte — wenn ich auch selber im Einzelnen fast in jedem Zuge abweichen, auch Manches sachlich berichtigen müßte; aber wo sind sich Zwei einig über das, was uns eben erst sichtbar wird — differiren wir doch noch in so viel Sachen, die hundert Jahre alt sind!

Vielleicht thut der Verfasser uns die Arbeit in guter Stunde einmal selbst. Für die dicke „Deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" erhielten wir einen im Umfang bescheidenen Essaybband. Aber er würde wirklich ernsthaftes Material sein, das weiter hülfe. Inzwischen dürfen wir nicht vergessen, daß Meyer's Arbeit eine Pionierarbeit war. Sie wird merkwürdig bleiben als die erste, mit der das zwanzigste Jahrhundert einsetzte und die das neunzehnte abgeschlossen sah. Um den wirklich bedeutenden Moment nicht zu versehlen, scheint sie eilig componirt zu sein, eilig geschrieben, eilig vollendet. Ich denke, daß sie dem Verfasser selber, wenn erst im neuen Säculum die erste Dekade um ist, nur als eine Vorarbeit erscheinen wird, aus der er uns dann erst den reifen Schmetterling zieht.

Wilhelm Bölsche.

ϱ. **Hebbel's Werke.** Herausgegeben von Dr. Karl Zeiß. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Vier Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. O. J.

Neben der vollständigen Ausgabe der Werke Hebbel's in zwölf Bänden, die bald nach seinem 1863 erfolgten Tode von Emil Kuh besorgt worden und seitdem in zwei neueren Auflagen erschienen ist, machte sich längst für den weiteren Leserkreis das Bedürfniß geltend, die vornehmsten Schöpfungen, diejenigen, auf denen des Dichters Ruhm beruht, und die voraussichtlich bleiben werden, in einer Auswahl beisammen zu haben. Diesem Bedürfniß kommt die vorliegende Ausgabe in vier handlichen Bänden auf das Glücklichste jetzt entgegen, da die Macht Hebbel's mehr und allgemeiner empfunden wird als zu seinen Lebzeiten. Seine Wirkung auf dem Theater hat zugenommen, wie dies die Aufführungen seiner „Nibelungen" im Berliner Schauspielhause jüngst gezeigt. Sein Genius wird besser verstanden, tiefer gewürdigt, seit er, über die Tagesmeinung erhoben, in einer neuen Generation sich siegreich behauptet und statt der Gemeinde von ehedem jetzt ein beständig wachsendes Publicum hat. „Der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen," hat Hebbel selber gesagt; und diesen Menschen aus der Zeit, als sie beide noch Jünglinge waren, hat uns Rudolf von Jhering geschildert: „Absonderlich, eckig, etwas schulmeisterlich, aber eine gewaltige Kraft, der ich bereitwillig den Vorzug geistiger und persönlicher Ueberlegenheit einräumte, ohne mich sympathisch von ihr berührt zu fühlen. Ich hatte das Gefühl, daß es sich schwer mit ihm leben ließ." Dies Wort mag wohl auf einen Mann passen, der, wenn nicht ohne Kampf, doch grausam seinem Berufe das Weib, das ihm geholfen, sich zu demselben vorzubereiten, und seinem Glücke das ihre zum Opfer brachte. So haftet etwas Hartes an der Erscheinung Hebbel's, das durch seinen Lebensgang wohl erklärt wird und auch für seine Dichtung in einer gewissen düsteren Energie charakteristisch ist. Beides, sein Leben und seine Dichtung, werden sehr gut in der biographischen Einleitung des Herausgebers dargestellt; nur hätten Wiederholungen, zuweilen ganz wörtliche, aus dieser in den Einleitungen zu den einzelnen Werken vermieden werden sollen. Desgleichen begreifen wir nicht recht, für wen eigentlich die Mehrzahl der Anmerkungen bestimmt ist; einem Leser Hebbel's braucht man doch nicht zu sagen, wer Moleschott, Hafis, Zeuxis und Benjamin Franklin gewesen sind, oder was eine Allegorie, eine Charade, eine Tantième ist. Statt uns in „Kriemhild's Rache" anzumerken, daß „Lügen haben kurze Beine" ein bekanntes Sprichwort sei, hätten wir lieber, wenn denn einmal „erläutert" werden sollte, im „Gehörnten Siegfried" eine Fußnote zu „König Nibelung" und zu „Balmung" gesehen. Das von dem Trauerspiel „Julia" gebrauchte „Nicht weniger erfreulich" (S. 57 der Einleitung) muß doch wohl lauten: „Nicht weniger unerfreulich"; und der S. 77 genannte „Literat" hieß nicht Schönbach, sondern Schlönbach. — Wir haben erwähnt, daß eine vollständige Ausgabe nicht beabsichtigt war, können aber nur billigen, daß, neben den hauptsächlichen Dramen und Gedichten, einige von den ästhetischen Aufsätzen und Novellen Hebbel's mitgetheilt werden. Besonders dankbar darf man dafür sein, daß auch das Fragment einer Autobiographie „Meine Kindheit" in dieser Auswahl eine Stelle gefunden hat.

β. **Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie.** Von Dr. Richard Wahle. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1899.

Ein geistvolles, äußerst lebendig und fesselnd geschriebenes Buch, das, von selbständigem, scharf eindringendem Nachdenken zeugend, auch beständig zu selbständigem Nachdenken anregt. Die Erklärung der Spinoza'schen Ethik ist ebenso klar und bestimmt in der Form wie in der Hauptsache einleuchtend und in sich consequent, wenn auch gegen Einzelheiten sich mancherlei einwenden läßt, was bei der eigenthümlichen, von der gewöhnlichen ganz abweichenden Terminologie Spinoza's und den Schwierigkeiten, die sie einer richtigen Auffassung und Deutung entgegensetzt, sich schwerlich je ganz vermeiden lassen wird. Ueber den wahren Sinn gewisser Ausdrücke und Wendungen werden wohl immer Zweifel herrschen. — Im zweiten Theil bringt der Verfasser noch einmal seine eigenen metaphysischen Anschauungen, die er schon 1894 in seinem „Das Ganze der Philosophie" betitelten Werke niedergelegt und ausführlich begründet hat, zu einem knappen, klaren und äußerst prägnanten Ausdruck. „All' unser sogenanntes Wissen" — dies ist etwa sein Endergebniß — „bezieht sich auf ‚Vorkommnisse', das ist auf Bewußtseinserscheinungen; von den Urfactoren, die sie bewirken, wissen wir nichts und können wir auch, der Natur der Sache nach, nie etwas wissen." Dennoch wird über diese Urfactoren von dem Verfasser selbst mancherlei ausgesagt und festgestellt, was nicht bloß negative Bedeutung besitzt, sondern auch werthvolle positive Zugeständnisse enthält. Erquickend wirkt die Energie des Denkens und der herbe Wahrheitsmuth des Verfassers, der das Werkchen überall durchweht. Was er uns gibt, ist zwar nicht, wie er behauptet, die ganze metaphysische Wahrheit, aber doch ein fester Grundstock von Wahrheiten, auf denen die Metaphysik fortbauen kann, die sie nur weiter zu entwickeln und zu ergänzen braucht, um zu einem soliden Gebäude von bleibendem wissenschaftlichen Werth zu gelangen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. Septbr. zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrirte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Herausgegeben von Otto Albrecht. Siebzehnter Band. Leipzig, E. Kempe.

Asserto. — Genova e la Corsica 1358—1378. Di Ugo Asserto. Spezia, Francesco Zappa. 1900.

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1889 bis 1895. Mit Abbildungen. Dritter Theil. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1900.

Biefendahl. — Dichtungen aus Württembergs Vergangenheit. II. Von Carl Biefendahl. Stuttgart, Glaser & Sulz. 1900.

Bliss. — Des Uebels Wurzel. Berliner Sittenbild von Paul Bliss. Leipzig, C. F. Tiefenbach. O. J.

Bruns. — Die Lieder des werdenden Weibes. Von Margarete Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Böttcher. — Weltausstellungs-Glossen. Kritisches Geplauder über die Pariser Weltausstellung, besonders im Vergleich mit der Chicagoer. Von Karl Böttcher. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1900.

Buchholtz. — Die Volksbibliotheken und Lesehallen der Stadt Berlin 1850—1900. Von Dr. Arend Buchholtz, Bibliothekar der Stadt Berlin. Festschrift der Stadt Berlin zum fünfzigjährigen Bestehen der Volksbibliotheken. Berlin. 1900.

Die Berliner Range. — Band III. Paris und die Weltausstellung. Von Ernst Georgy. Berlin, Richard Bong. O. J.

Eck. — Augusta Trevirorum. Skizzen und Bilder aus trierischer Mappe v. Miriam Eck. Berlin, E. Oehmigke's Verlag (R. Appelius). 1900.

Fechner. — Das Büchlein vom Leben nach dem Tode. Von Gustav Theodor Fechner. Vierte Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1900.

Frentzel. — Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge von Johannes Frentzel. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Friedrich. — John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht von Ernst Friedrich. Zwei Theile. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Gardini. — In der Sternenbanner-Republik. Reiseerinnerungen von Carlo Gardini. Mit 41 Illustrationen und einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach der zweiten Auflage des italienischen Originals von M. Rumbauer. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Günther. — A. v. Humboldt. — Leop. v. Buch. Von Siegmund Günther. Mit zwei Bildnissen. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1900.

Gyp. — Bijou. Roman von Gyp. Einzig berechtigte Uebersetzung von Emma Richter. Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden. O. J.

Heilemann-Vollshausen. — Die Kraft des Weltalls. Von Franz J. Heilemann-Vollshausen. Selbstverlag des Verfassers in Berlin-Schöneberg. 1900.

Henne-am Rhyn. — Handbuch der Kulturgeschichte in zusammenhängender und gemeinfaßlicher Darstellung. Von Otto Henne-am Rhyn. Leipzig, Otto Wigand. 1900.

Hoensbroech. — Das Papstthum in seiner socialculturellen Wirksamkeit. Von Graf von Hoensbroech. Erster Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Hübner's geographisch-statistische Tabellen aller Länder. Ausgabe 1900. Herausgegeben v. Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jähns. — Moltke. Von Max Jähns. Zweiter und dritter Band. Berlin. Ernst Hofmann & Co. 1900.

Kastner-Michalitschke. — Psyche. Gedichte von Else Kastner-Michalitschke. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller & Sohn. 1900.

Kipling. — Diener der Königin. Von Rudyard Kipling. Autorisirte Bearbeitung von Curt Abel-Musgrave. Mit vier Illustrationen und dem Bilde Rudyard Kipling's. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1900.

Klein-Hattingen. — Das Liebesleben Hölderlin's, Lenau's, Heine's. Von Oskar Klein-Hattingen. Berlin, Ferd. Dümmler. 1901.

Kretzer. — Warum? Roman von Max Kretzer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Lassar-Cohn. — Die Chemie im täglichen Leben. Gemeinverständliche Vorträge von Lassar-Cohn. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 22 Abbildungen im Text. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1900.

Lohmeyer. — Zur See, mein Volk! Die besten See-, Flotten-Lieder und Meerespoesien gesammelt von Julius Lohmeyer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Louys. — Die Abenteuer des Königs Pausol. Roman von Pierre Louys. Autorisirte Uebersetzung von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm. 1900.

Louys. — Die Lieder der Bilitis. Nach der aus dem Griechischen besorgten Uebersetzung des Pierre Louys verdeutscht von Franz Wagenhofen. Budapest, G. Grimm. 1900.

Louys. — Idyllen. Von Pierre Louys. Uebersetzt von Armin Schwarz. Budapest, G. Grimm. 1900.

Meyer. — Zwei Dramen im Hause Zollern. Von Christian Meyer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Oordt. — Paul Krüger und die Entstehung der südafrikanischen Republik. Von J. F. van Oordt. Bis zur fünfzehnten (Schluß-) Lieferung. Basel, Benno Schwabe. 1900.

Ottmann. — Ein Büchlein vom deutschen Vers. Von Rich. Eduard Ottmann. Giessen, Emil Roth. 1900.

Padovan. — J figli della Gloria. Di Adolfo Padovan. Milano, Ulrico Hoepli. 1900.

Pick. — Aus der Zeit der Noth 1806 bis 1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. Von Albert Pick. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Reuß. — Philipp von Nathusius. Das Leben und Wirken des Volksblattschreibers. Von Eleonore Fürstin Reuß. Verlag des Lindenhofes zu Neinstedt am Harz (Kommissionsverlag Julius Abel, Greifswald). 1900.

Richter. — Moderne Reclamekunst. Von Mil Richter. Mit 13 Illustrationen u. Texterklärungen. Wien, A. Hartleben. 1901.

Rigal. — Victor Hugo. Par Eugène Rigal. Paris, Société française d'imprimerie et de librairie, ancienne librairie Lecène. Oudin et Cie. 1900.

Roeder. — Volksfreunde. Drama in vier Akten von Hans Roeder. Görlitz, Hoffmann & Reiber. 1900.

Saar. — Jungbronnen. Von Julius C. Saar. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Saitschick. — Genie und Charakter von Robert Saitschick. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1900.

Schlaf. — In Dingsda. Von Johannes Schlaf. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Sergejenko. — Wie Leo Tolstoi lebt und arbeitet. Erinnerungen von P. Sergejenko. Deutsch von Heinrich Stümcke. Mit 15 Abbildungen und 2 Facsimiles. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Stave. — Verrathene Liebe! Zwei Novellen von Ludwig Stave. Leipzig, C. F. Tiefenbach. O. J.

Stumpf. Tafeln zur Geschichte der Philosophie. Graphische Darstellung der Lebenszeiten seit Thales und Uebersicht der Literatur seit 1440. Von C. Stumpf. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Speyer & Peters. 1900.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1901. Mit einem Notizkalender als Zugabe. 64., reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei. A. Schwartz.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Cäcilie von Sarryn.

Aus einem armen Leben.

Roman
von
Georg Freiherrn **von Ompteda.**

[Nachdruck untersagt.]

VIII.

Cäcilie hatte in dem kleinen Haushalt Else's viel helfen müssen. Ja, sie hatte überhaupt ihre Wohnung verlassen und war hinüber gezogen als Pflegerin. Es ging Serbens doch recht schlecht. Das Geld fehlte an allen Ecken und Enden, und sie mußten eben zusehen, wo sie sparten. Gewisse Dinge waren aber nicht zu sparen, es mußten Kindersachen angeschafft werden. Und Hans' Eltern — sein Vater war Major a. D. und hatte eine Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft inne — konnten nicht viel für den Sohn thun.

Da sparte denn Cäcilie die Pflegerin. Irene fand es zwar im höchsten Grad unpassend, daß die Schwester als „junges Mädchen" die Wochenstube übernahm. Aber die Beiden kehrten sich nicht weiter daran und ließen sie reden.

In Martha's Haus wunderte man sich nicht weiter darüber, dort drehte sich eben das ganze Dasein um die Kinder.

Else brauchte lange Zeit zu ihrer Erholung, und während dessen saß Cäcilie ununterbrochen an ihrem Lager, pflegte sie, sorgte für sie, und als doch einmal Irene, die wirklich sich aufraffte, ein Viertelstündchen zu kommen, draußen auf dem Flur zu Cäcilie sagte: „Ich kann bloß nicht verstehen, wie Du Dich hierher pflanzen kannst. Es ist ja lächerlich, aber in der Gesellschaft wird doch nun einmal so geurtheilt: Das muß man unpassend finden!" da antwortete Cäcilie nur: „Ach, weißt Du, Irene, man kann es ruhig unpassend finden, das ist mir ganz einerlei. Ich kenne ja die Leute nicht."

Irene machte ein ganz erschrockenes Gesicht: „Aber das ist auch nicht richtig, sich über das Gerede der Menschen hinweg zu setzen."

Cäcilie lächelte wieder: „Mir ist es ganz einerlei, mögen sie reden oder nicht reden. Wenn ich rechts gehe, reden sie; wenn ich links gehe, reden sie; wenn ich geradeaus gehe, erst recht. Und wenn ich der Schwester, die es

nicht bezahlen kann, die Pflegerin ersetze, dann, denke ich, gehe ich geradeaus, Irene."

Frau von Börking sagte kein Wort weiter, sie schien gekränkt zu sein. Doch Căciliens Gutmüthigkeit siegte, so daß sie noch erklärend hinzu fügte:

„Und dann, weißt Du, ich finde es einfach lächerlich. Ich bin doch schließlich kein junges Mädchen mehr."

„Kein junges Mädchen?"

„Nein. Ich bin fast sechsundzwanzig."

Aber das war nicht nach Irenens Ansicht:

„Du bist nicht sechsundzwanzig, Cäcilie, Du wirst sechsundzwanzig. Du darfst Dich doch nicht älter machen als Du bist!"

Zwischen Thür und Angel antwortete sie noch:

„Warum soll ich mich nicht älter machen? 's ist ja ganz gleich, wie alt ich bin."

„Das ist nicht gleich, gar nicht gleich. Wenn Du so denkst, wirst Du Dich freilich nicht verheirathen."

Cäcilie richtete sich auf:

„Will ich auch nicht! Will ich auch gar nicht!"

Aber Irene meinte jetzt besänftigend:

„Ach, das ist ja Unsinn!"

„Nein, gar kein Unsinn. Ich habe so viel zu thun, ich habe gar keine Zeit zu so etwas. Ich komme nicht auf so dumme Gedanken, ich muß mich auch um Andere kümmern. Und wenn ich nun jetzt verheirathet wäre, wer sollte dann unsere arme Else pflegen?"

„Nun, das würde sich schon finden."

„Verzeihe, das würde sich nicht finden. Ich muß hier pflegen, ich muß hier sein, und das Kindchen wird später meiner auch bedürfen, genau so wie ich der kleinen Eva=Marie zur Verfügung stehe, wenn es nöthig ist, und bei allen Fünfen."

Irene blickte sie an, zog sich die weißen Handschuhe zurecht und tupfte sich mit der Hand rechts und links an den Kopf, daß auch die Haare gut unter dem Schleier lägen. Dann sagte sie, als käme ihr plötzlich die Selbst=erkenntniß:

„Aber Du mußt doch auch an Dich selber denken!"

Doch Cäcilie fand sich mit einem Scherze ab:

„Es muß auch Tanten geben, Irene!"

IX.

Endlich war es so weit zum Umzug. Da gab es nun wieder tausend Dinge zu thun. Es mußte Alles eingepackt werden, und bei dieser Gelegenheit erhielt auch Else, der es längst wieder ganz wohl ging, und deren kleine Hanna gedieh, ihre Sachen aus der Erbschaft.

Cäcilie hatte durch Vermittlung des Kaufmanns an der Ecke, von dem sie die paar Colonialwaaren nahm, deren sie bedurfte, einen Gelegenheits=Möbelwagen gemiethet für die Hälfte des Preises, und sie war sehr stolz über diesen Abschluß.

Als die Sachen nun in der neuen Wohnung standen, stellte es sich aber heraus, daß nicht genügend Platz war. Es wurde hin und her geschoben, alles Mögliche versucht, doch es schien nicht zu gehen. Endlich, als Cäcilie schon meinte, sie müsse sich entschließen, einen Theil der Möbel auf den Boden zu stellen machte sie ihr Mädchen darauf aufmerksam, daß im Schlafzimmer doch eigentlich noch viel Platz sei.

Die Sachen aus des Vaters Zimmer hatte sie alle zusammengestellt und so gelassen, wie sie gewesen. Das sollte ihre Wohnstube sein, in der mußte natürlich auch zu gleicher Zeit gegessen werden. Aber ihr Schlafzimmer hatte früher nur die allernöthigsten Möbel enthalten, und sie war derartig an die spartanische Einfachheit gewöhnt, daß sie gemeint, es ginge gar nicht anders, und müsse immer so bleiben. Jetzt hatte sie eine kindische Freude darüber, daß sie wirklich noch ein paar Sachen mehr in ihr Schlafzimmer bekäme, und nach einigem Herumstellen und Probiren fand es sich, daß Alles ausgezeichnet in die Wohnung paßte, kein Stück zu viel war und nichts auf den Boden mußte.

Nun kamen Tage und Wochen der Arbeit, immer wurden die Möbel hin und her geschoben, immerfort wurde gewaschen und geputzt. Endlich sah die ganze Wohnung wie ein Schmuckkästchen aus.

Es waren ja nur alte Sachen, aber blitzblank und sauber stand Alles da.

Die Einrichtung wäre wohl schneller gegangen, hätte Cäcilie nicht zwischendurch immer zu den Schwestern gemußt. Da gab es bei Martha zu thun: Titchen schien krank werden zu wollen; mit Lili sollte sie spielen; das Kindermädchen wurde gewechselt, und während der Zeit hatte Cäcilie die Zwillinge zu bewachen.

Dann mußte sie hinüber nach Neustadt laufen und dort nachschauen, wie es Else ginge und der kleinen Hanna. Dazwischen hielt sie es wieder für ihre Pflicht, sich einmal bei Irene zu zeigen, damit Diese sie nicht ganz vergäße.

In ihrer neuen Wohnung war noch keine der Schwestern gewesen, und sie freute sich herzlich darauf, die ganze Familie einmal bei sich zu sehen. Sie hatte sich ausgedacht, sie wollte sie einladen. Zuerst hatte sie große Pläne gehabt: zum Mittagessen mußten sie kommen. Dann war sie bescheidener geworden und hatte gemeint, mit einem Abendessen würde es wohl genug sein. Endlich stellte es sich heraus, daß ihr doch an Bestecken dieses und jenes fehlte, denn die ältesten Kinder würden natürlich mit erscheinen. Und da ward aus Mittag- und Abendessen ein Kaffee.

Es gab eine furchtbare Aufregung, die Vorbereitungen zu treffen. Das Porcellan mußte erst durchgespült werden, Kuchen bestellt, und dann fiel ihr ein, daß ihr ja für ihre Schwäger etwas fehle — nämlich Cigarren oder Cigarretten.

Davon verstand sie nichts, und sie zog in Folge dessen Hans ins Vertrauen und fragte, wo man die Cigarren bekäme, welche Sorte man nehmen müßte, zu welchem Preise es möglich sei, ein annehmbares Blatt zu erhalten. Sie war entschlossen, nicht zu viel auszugeben. Und schließlich nahm sie es

an, da sie doch größere Mengen nicht verwerthen konnte, daß ihr Hans von seinen Cigarren gab. Sie wollte sie durchaus bezahlen, aber das lehnte er ab. Endlich gelang es ihr doch, nachdem sie den Preis erfahren, hinten herum das Geld Elsen zuzustecken.

Auch diese mochte es nicht nehmen, aber Cäcilie meinte: „Weißt Du, es ist für die Wirthschaft. Thu's nur in die Wirthschaftskasse."

Unter dieser Bedingung nahm es Else denn an.

Als der geeignete Augenblick gekommen schien, lief Cäcilie bei den Schwestern herum, um sie einzuladen. Zuerst ging sie zu Martha, und das Ehepaar versprach, zu erscheinen. Bei der Gelegenheit mußte Cäcilie gleich den ganzen Tag da bleiben, denn es waren Verwandte Isidor's zum ersten Mal in Dresden, und Martha und ihr Mann wollten sich für diesen Tag frei machen, um ihnen die Stadt zu zeigen.

Da blieb denn Cäcilie in der Kinderstube sitzen. Ihr Mädchen wurde benachrichtigt, daß sie nicht zum Essen erscheinen würde, und nun bewachte sie die Kleinen vom Morgen bis zum Abend.

Das war immer ein Freudenfest für die Kinder, wenn Tante Cäcilie kam. Die Tante konnte auch Alles: Den Aeltesten erzählte sie Märchen und Geschichten; der kleinen Lili nähte sie das Kleid der Puppe wieder zusammen oder gar ihre Gliedmaßen, aus denen die Sägespäne quollen; und mit den Zwillingen mußte sie Bilder ansehen und ihnen erklären, welche Thiere das wären, obgleich sie es wußten, da es ihnen schon tausendmal gesagt worden.

Beim Essen, bei dem die Eltern nicht waren, ging es hoch her. Die kleine Welt war ganz außer Rand und Band. Sie schrien und lachten, die Zwillinge bekleckerten sich mit Zucker von oben bis unten, und Titchen zerbrach sogar ein Glas.

Darüber ward Mili sehr böse, denn sie war jetzt schon über acht Jahre alt und spielte gewissermaßen die Vertreterin der Mutter.

Mit einem Mal war die Freude verstummt, weil die Aelteste altklug gesagt hatte: „Zerbrochenes Glas gibt Thränen."

„Von wem hast Du denn das?" fragte Cäcilie.

„Das habe ich einmal gehört," meinte Mili, fuhr sich mit der Hand über die Stirn, wie sie es von den Erwachsenen gesehen, als müßte sie schwer nachdenken, und fügte hinzu: „Ich kann mich nicht besinnen, wo ich's her habe."

Cäcilie, an deren rechter Seite sie saß, zog sie an sich, gab ihr einen Kuß, indem sie ihr die Wange streichelte, und sprach: „Du Närrchen!"

Aber Titchen richtete sich plötzlich auf:

„Tante, das darf man nicht bei Tisch."

Da verwies es Mili der jüngeren Schwester:

„Was fällt Dir denn ein, das der Tante zu sagen!"

Aber Cäcilie fing an zu lachen. Die Anderen stimmten ein, und es herrschte eine solche Heiterkeit beim Essen, wie sie sich unter dem strengen Regiment der Eltern nie entwickeln konnte.

Nur die Mademoiselle saß starr und steif da, ohne ein Lächeln auf den Lippen. Sie fand das ganze Treiben unter ihrer Würde und gegen alle Erziehung.

Als die Eltern am nächsten Morgen kamen, gestanden ihnen Mili und Titchen auf die Frage, wie es gestern gewesen, sie hätten die Tante so lieb, und es wäre herrlich gewesen, die Mama möchte doch öfters fortgehen.

Darüber war Martha, die schon als Kind nie Spaß verstanden hatte, geradezu empört, legte es den Kindern als Undankbarkeit aus und sagte, als sie mit Isidor allein war, zu Diesem:

„Die gute Cäcilie ist aber auch viel zu schwach. Das hat man nun davon, daß die eigenen Kinder Einem wo möglich einen Fremden vorziehen."

Aber Isidor lächelte nur. Er war doch etwas vernünftiger:

„Du bist ja richtig eifersüchtig. Und Cäcilie meint's doch so gut."

„Ja, aber sie soll sich nicht in meine Erziehung mischen."

Darüber gab es eine kleine eheliche Scene, denn das fand ihr Mann zu viel, und er meinte:

„Nun, Du kannst doch froh sein, wenn Deine Schwester sich in solchen Augenblicken um die Kinder kümmert. Wenn Du ihr das merken lässest, wird sie nicht zu haben sein, wenn Du sie wieder mal brauchst."

Aber Martha sagte nur im Gefühl, die Aelteste zu sein, und als Mutter so vieler Kinder:

„Ach, weißt Du, wozu ist denn schließlich, wenn wir's uns mal genau überlegen, eine alte Jungfer da! Sie kann uns schon helfen. Sie hat doch für Niemanden zu sorgen. Das wäre wirklich noch 's Wenigste, was man verlangen kann."

Isidor fand die Worte seiner Frau ungerecht, aber er zuckte nur die Achseln und ging in das Kinderzimmer, um sich an den Zwillingen zu ergötzen.

Cäcilie hatte während dessen Irene aufgesucht, um sie einzuladen. Natürlich stellte es sich heraus, daß das Ehepaar gerade an dem Tage etwas Anderes vor hatte. Doch Cäcilie erklärte sich bereit, ihren Kaffee zu verschieben, und es gelang ihr auch, den Tag zu finden, an dem Irene frei war; bloß Günther konnte nicht kommen, er mußte in seinen Club. Statt dessen würde die kleine Eva-Marie mit erscheinen.

So schrieb Cäcilie an Martha eine Postkarte, worin sie die Aenderung mittheilte.

Die Antwort lief kurz darauf ein: an diesem Tage waren nun wieder Rangenhofens verhindert. Aber Martha wollte ihr wenigstens, falls sie es nicht verlegen könnte, die Kinder schicken.

Und Cäcilie sagte sich, die seien ihr doch am liebsten. Aendern konnte sie es nicht noch einmal, sonst kam auch Irene nicht, und vielleicht hatte Hans Dienst. Mochte doch Martha fortbleiben, wenn nur die herzigen Kleinen kamen.

Als sie den Brief der Schwester noch einmal aufmerksam durchlas, fand sie plötzlich die kurze Stelle, über die sie vorher in der Eile hinweg gelesen:

„Aber ich bitte Dich, daß die Kinder nicht wieder solchen Unsinn machen. Wir haben ihnen mit vieler Mühe Manieren beigebracht und fürchten, daß Du zu gut bist, und sie glauben, mit Dir ungezogen sein zu können. Also bitte, sei recht streng.“

Den Satz las Cäcilie mehrmals. Sie sollte an den Kindern etwas verderben! Nein. Im ersten Unmuth wollte sie beinahe die kleine Schar wieder ausladen; da siegte aber ihre Gutmüthigkeit, und sie sagte sich wie immer: „Martha hat eben viel zu thun; und viele Kinder aufzuziehen, hat seine Schwierigkeit. Da hat sie ein Recht, vielleicht einmal ungeduldig zu werden.“ Im Stillen meinte sie auch, sie trage wirklich Schuld, und machte sich schon Vorwürfe, daß sie zu schwach gewesen. Das nächste Mal wollte sie streng sein.

Aber sie konnte sich nicht helfen, Tage lang vergaß sie den Brief nicht. Und während dieser Zeit erschien sie auch nicht bei Rangenhofens.

X.

Endlich war der große Augenblick gekommen. Und die Rangenhofen'schen Kinder, Irene, Eva-Marie, Hans und Else fanden sich bei Cäcilie zusammen.

Da es nun so viel Kinder waren, wurde auch das Programm geändert, und es gab keinen Kaffee, sondern Chocolade.

Irene war noch nicht in der neuen Wohnung gewesen, die Else schon kannte. Sie begutachtete Alles, fand die Möbel wieder beinahe ebenso gestellt, wie sie es bei Väterchen gekannt. Aber darüber verlor sie kein Wort, sondern sagte nur:

„Es ist ja sehr gemüthlich bei Dir, Cäcilie, wenn es auch eigentlich aussieht wie bei einem Herrn.“

Cäcilie blickte sie an und meinte, weil sie sich über diese Redensart ärgerte:

„Da ich für mich allein wohnen muß und ganz allein stehe, schadet das auch nichts.“

„Wie meinst Du das?“

Sie wußte selbst nicht, wie sie es gemeint hatte, und sagte nun zum Spaß:

„Wegen der Herren Einbrecher, damit die dann wenigstens mehr Respect haben und denken, sie sind bei einem Mann.“

Darüber war großer Jubel unter den Kindern. Und Titchen, die leicht etwas Freches haben konnte, verstieg sich zu der Bemerkung:

„Tante, Du bist auch wie ein Mann.“

Cäcilie hatte eine tiefe, volle Altstimme, und sie sagte nun, indem sie sich dem kleinen Mädchen näherte und so männlich und rauh sprach als möglich:

„Ich bin auch ein Mann, und wenn Du naseweis bist, freſſ' ich Dich auf.“

Titchen verzog das Gesicht, aber der kleine Zwischenfall ging schnell vorüber, denn sie setzten sich nun Alle, um Chocolade zu trinken.

Cäcilie kam allerdings nicht zum Sitzen: sie mußte fortwährend herum laufen, um hier einzuschenken, dort anzubieten, da ein Mäulchen abzu-

wischen. Und als die Erwachsenen aufstanden, hatte sie selbst noch nichts zu sich genommen.

Da wollte auch Irene schon gehen. Sie war wieder wie immer äußerst elegant gekleidet, und man merkte es ihr an, wie wenig Spaß ihr eigentlich der Nachmittag machte, wie wenig sie hierher paßte. Mit Kindern wußte sie nicht recht umzugehen, sogar mit der kleinen Eva-Marie nicht, die sie einmal verhätschelte und einmal scharf anließ.

Martha's Kinder waren ihr aber vollkommen gleichgültig. Mit Hans fehlten ihr die Berührungspunkte. Ihr Mann war Cavallerist gewesen; vom Dienst wußte sie nichts. Serbens kannten wiederum die Gesellschaften nicht, denn sie gingen der Ersparniß halber nicht aus, und von Else fühlte sie sich in Folge dessen auch getrennt.

So benutzte sie die Gelegenheit, daß heute ein Bazar war, den sie noch besuchen mußte, und verabschiedete sich schnell. Ihre Kleine ließ sie mit der Gouvernante da, indem sie meinte, das Beste wäre, sie spielte noch ein wenig mit den Cousinen.

In den engen Räumen war Alles gedrängt voll, so daß nun Hans, der sonst ein ganz gutmüthiger Mensch war, sich aber über die Oberflächlichkeit, Irene's Art und Weise ärgerte, so bald sie draußen war, sagte:

„Desto besser, da haben wir mehr Platz."

Cäcilie aber flüsterte ihm zu, leise, damit es die Mademoiselle, die Kinderfrau und die Gouvernante nicht hören sollten:

„Aber Hans, Du mußt nicht so schroff sein. Sie ist doch wirklich ganz gut."

Der kleine Leutnant wurde jedoch diesmal ausfallend:

„Ach, die Sorte, die kenne ich. Das darfst Du nicht sagen: ganz gut. Was thut sie denn weiter? Sie kann sich doch wahrhaftig um ihre Geschwister auch kümmern, das ist doch 's Wenigste. Wenn Günther sich um uns nicht schert, soll ihn der Teufel holen! Mag er bleiben, wo er will! Aber eine Schwester muß mit der anderen gut sein. Ist das nicht wahr?"

Else wagte nun auch, etwas einzuwerfen:

„Sehr verwandtschaftlich ist Irene nicht. Aber ich glaube, man muß ihr den Mann zu Gute halten. Er hindert sie daran, er will es gar nicht, er hat sie eben so erzogen."

Cäcilie dachte ihr Theil. Sie sagte nichts. Es war ihr immer bitter, über Jemanden schlecht zu sprechen. Und sie meinte jetzt nur, nachdem noch eine Weile sowohl über Martha wie über Irene geredet worden war:

„Ach, ich mache ja gar keine Ansprüche, ich bin ja so ganz zufrieden. Nur das thut Einem weh, daß es nicht möglich ist, uns Schwestern unter einen Hut zu bringen. Ich hatte mich nun so auf mein Fest gefreut. Die Wohnung ist ja nicht sehr schön, aber ich habe es doch nicht anders, und dafür kann ich doch nichts. Und wenn sie aussieht wie ein Herrenzimmer, so ist eben dieser Herr unser Väterchen gewesen. Und nach Dem darf sie schon aussehen. Und wer das nicht findet, der läßt's bleiben. Punctum!"

XI.

Von diesem Kaffee war in Cäciliens Seele eine kleine Verstimmung zurück geblieben. Sie sagte sich, so etwas würde sie nie wiederholen, sie wollte nicht aufdringlich sein. Wenn die Geschwister nicht zu ihr kommen wollten, so ließen sie es eben bleiben.

Aber das dachte sie nur in den ersten Tagen; später beruhigte sie sich, und endlich meinte sie sogar, das Alles sei doch ganz selbstverständlich, es wäre ja zu langweilig bei ihr. Sie brauchten nicht zu ihr zu kommen, sie würde zu ihnen gehen, sie wollte schon sehen, daß sie sich dort nützlich erwiese. Ihre kleine Wirthschaft ließ sich ganz gut an. Ihre Emma war vernünftig, sehr häuslich und zuverlässig, so konnte es Cäcilie schon wagen, fort zu bleiben, ohne daß sie etwas sagte.

Bei Else wurde das zweite Kind erwartet. Und bei Martha traf vor Weihnachten Nummer Sechs ein.

Jetzt entstand die große Frage, da die Taufe bevorstand, wer Pathe stehen sollte.

Isidor überlegte hin und her. Es sollten diese und jene Freunde aufgefordert werden, diese und jene Verwandten von Rangenhofen'scher Seite. Und Martha hatte ein Gespräch mit ihrem Mann, wobei sie meinte:

„Wie wäre es, wenn wir Cäcilie als Pathe bäten?"

„Gewiß, wenn Du wünschest."

Eigentlich war er nicht dieser Ansicht, aber er wollte seiner Frau, die zum ersten Mal aufgestanden war, keine Bitte abschlagen. Doch da er nicht sehr darauf einging, begann sie ihre Gründe aus einander zu setzen:

„Ich finde nämlich, es wäre ganz gut und richtig, wenn wir Cäcilien darum bäten. Denn sie ist doch das einzige Glied von meiner Familie, das noch übrig bleibt. Irene hat schon Pathe gestanden; Else auch. Also wäre das doch eigentlich gegeben. Und dann, weißt Du, Isidor, habe ich noch eine Absicht dabei. Ich finde, es kann nichts schaden, wenn sie sich für unsere Kinder interessirt."

Er blickte auf und brummte:

„Wie meinst Du das?"

„Nun, ich weiß nicht, ob sie sich verheirathen wird."

„Ja, warum soll sie's denn nicht?"

„Na, sie wird achtundzwanzig."

„Nun, das ginge doch noch."

„Nein, ich glaube, solche Gedanken hat sie aufgegeben. Man müßte ihr ja wünschen, daß sie glücklich würde und eine gute Partie machte. Aber das ist gar nicht so leicht. Kurzum, ich rechne darauf, daß es mit ihr so bleibt, wie es ist. Und da, denke ich, wäre es eben gut, sie hätte ein näheres Interesse an einem unserer Kinder."

Ein wenig ironisch, aber doch auch den Werth der Ueberlegung seiner Frau einsehend, beistimmend und ganz ernst sagte Isidor:

„Du meinst wegen eines Geschenkes, einer Erbschaft?"

„Nu ja, es fällt uns zwar doch einmal zu. Aber vielleicht würde sie unser Kind dann besonders bedenken können. Und schließlich ist es überhaupt gut, wenn sie sich bei Lebzeiten darum kümmert. Sie liebt ja die Kinder sehr, aber sie hätte dann eben ein besonderes Interesse."

Isidor sagte nichts. Und so bat denn Martha eines Tages Cäcilie, sie möchte doch einen Augenblick mit in den Salon hinüber kommen.

Das mußte etwas Wichtiges sein, denn der wurde sonst nicht benutzt. Martha wie Isidor nahmen eine feierliche Miene an, und die Schwester sagte zu Cäcilie:

„Wir haben uns etwas ausgedacht. Wir hoffen, Dir damit eine Freude zu machen. Du sollst Pathe stehen. Willst Du das?"

Cäcilie dachte nicht daran, daß doch sie damit den Geschwistern einen Gefallen erwies, sondern antwortete freudestrahlend:

„Ja, aber natürlich will ich. Ich freue mich ja rasend. Wie soll denn das kleine Wurm eigentlich heißen? Das darf ich doch dann wissen?"

Da spielte Martha einen besonderen Trumpf aus, blickte ihren Mann an und meinte:

„Unser kleines Mädchen soll heißen, Dir zu Ehren, wie Du. Aber damit eine Unterscheidung ist, haben wir uns vorgenommen, wir nennen sie Cécil."

Cäcilie überlegte glückselig, was sie wohl für das kleine Wesen thun könnte. Das Erste war, daß sie ihm ein Häubchen machte mit rothen Bändchen. Aber als sie es brachte, meinte die Wärterin bloß — denn die Eltern waren nicht zu Hause —:

„Das is nu freilich dumm, denn das Kind hat Alles mit Blau."

Und Cäcilie war gutmüthig genug, das Häubchen wieder mit nach Hause zu nehmen, den Besatz aufzutrennen, ihn blau zu erneuern und blaue Bändchen einzuziehen.

Aber damit war es noch nicht genug; jetzt mußte sie sich überlegen, was sie zur Taufe schenken sollte. Sie meinte, vor allen Dingen etwas, daß man an die Tante dächte, und hatte Angst, dieser oder jener ihrer Mitpathen möchte etwas Schöneres bringen als sie, so daß ihre Gabe keine Beachtung finden möchte. Deshalb kam sie bei sich überein: es mußte aus Silber sein, damit es ein bleibender Gegenstand wäre.

Und nun lief sie durch die Straßen und blieb an allen Schaufenstern stehen, überlegte, was sie wohl Schönes schenken könnte, das doch ihrem Geldbeutel angemessen wäre. Zuerst hatte sie an eine ganze Garnitur gedacht: Messer, Gabel, Löffel, Becher, Serviettenring und eine kleine Schale zum Essen, aber das wurde doch etwas theuer. Und als sie nach den Preisen gefragt, schenkte sie schließlich die kleine Schüssel, aus der das Kindchen essen sollte, ganz allein. Dafür war das Silberstück aber auch hübsch schwer und kostete fünfzig Mark, so daß Cäcilie sich im Stillen sagte:

„Jetzt darf ich eigentlich acht Tage lang nichts essen."

Die Taufe fand ganz im kleinen Kreise statt, nur die Familie war gebeten, vor allen Dingen mehrere Rangenhosens.

Einen Tisch hatte man zu einem kleinen Altar umgeformt. Die Mutter saß rechts, der Vater stand daneben und Cäcilie mit den übrigen Pathen an der linken Seite. Der Geistliche sprach, dann nahm Cäcilie aus den Händen der Hebamme das Kind entgegen und hielt es während der heiligen Handlung.

Sie blickte das kleine Wesen an, das ruhig schlief, und während sie es so hielt, überkam sie ein Gefühl unendlicher Zärtlichkeit. Dieses Kindchen stand ihr ja näher als alle Anderen, es gehörte so zu sagen ihr, sie empfand etwas wie das süße Bewußtsein der Mutter. Und im Stillen that sie sich, während der Geistliche sprach, das feierliche Gelöbniß, für dieses Kind zu sorgen, wie es nur eine Mutter konnte.

Als das Wasser die Stirn der kleinen Cécil benetzte, schlug sie die Augen auf, und die Tante wiegte sie auf dem Arme hin und her, sie zärtlich an die Brust drückend, daß sie nur ja nicht schreien sollte. Sie war förmlich aufgeregt dabei, ob sie es fertig brächte, daß es ohne Gebrüll abginge. Und nach ein paar Augenblicken war das kleine Wurm wieder eingeschlafen, und die heilige Handlung beendet.

Da ging Cäcilie zu ihrer Schwester, die etwas angegriffen aussah und noch matt und müde in ihrem Stuhl saß, und sagte sehr feierlich, sehr bewegt, und es war ihr dabei, als spräche sie die wichtigsten Worte ihres Lebens:

„Martha, wir Pathen haben gelobt, uns dieses Kindes anzunehmen; aber ich sage Dir, ich fühle eine besondere Verpflichtung dazu, und ich möchte Dir als Mutter und Schwester ausdrücken, wie lieb ich die kleine Cécil schon jetzt habe, und daß ich sie immer lieben werde und für sie sorgen will, so weit ich es vermag. Das sollen doch die Pathen, damit die Eltern eine Sicherheit für die Zukunft ihres Kindes haben. Ich danke Dir vielmals und Dir, Isidor, auch, daß Ihr mich aufgefordert habt, die Pathenschaft zu übernehmen, und das Kind sogar nach mir genannt habt. Und . . .“

Dann schwieg sie einen Augenblick. Sie hatte sich die ganze Rede den Abend vorher überlegt. Es war ihr sehr ernst dabei, und sie meinte, ihre Worte müßten mit derselben Bewegung entgegengenommen werden, wie sie aus ihrem Herzen kamen. Nun war sie stecken geblieben und wußte den Schlußsatz, den sie sich so schön ausgedacht, nicht mehr zu finden.

Martha aber dauerte es zu lange. Sie war schon während der Rede etwas ungeduldig geworden, weil die übrigen Verwandten im Kreise herum standen und sie auch mit Denen sprechen mußte. Nun unterbrach sie die Schwester, schüttelte ihr kurz die Hand und sagte:

„Ich weiß ja, Cäcilie, wie Du's meinst.“

Dabei drückte sie ihr einen flüchtigen Kuß auf die Wange und wandte sich im selben Moment zu einem Vetter Rangenhofen, der nicht weit davon stand.

Cäcilie fühlte sich enttäuscht. Das mußte tiefer gehen, das mußte feierlicher sein. Das fand sie nicht recht. Es kam etwas Unbefriedigtes über sie, ein Gefühl, als fehle ihr etwas, als wäre irgend etwas zu wenig gewesen.

Und sie war so betroffen, daß sie sich still in eine Ecke zurückzog und dort in Gedanken stehen blieb, um erst ihrer Bewegung Herr zu werden.

Sie war ja selber daran schuld. Warum hatte sie ihre Worte nicht besser überlegt? Wenn sie stecken blieb, hatten die Anderen keine Zeit, auf sie zu warten.

Die Rangenhofens kannten sich natürlich alle unter einander. Es war im Eßzimmer ein Buffet aufgestellt worden für die Taufgesellschaft. Nun strömte Alles durch einander, um sich Teller und Besteck, Essen und Trinken zu holen. Im Vorbeigehen wechselte Dieser mit Jenem ein Wort, um Cäcilie kümmerte sich Niemand.

Und da ihre Geschwister auch von den anderen Menschen in Anspruch genommen waren, so blieb sie in ihrer Ecke stehen, blickte in das Treiben hinein, und ein leises Gefühl der Vereinsamung begann in ihre Seele zu ziehen.

Sie war es ja gewöhnt, daß man sich nicht um sie kümmerte. Sie war nicht hübsch, nicht interessant, nicht geistreich, es war an ihr nichts daran, sie war nur eine Tante auf dieser Welt und fühlte sich doch schon als alte Jungfer.

Bittere Gedanken stiegen in ihr auf, wie so all' die anderen Menschen an ihr vorbei hin und her gingen, ohne auf sie zu achten. Sie paßte nicht hierher, sie fühlte sich wohler allein, in ihrem kleinen Stübchen, in ihrem Herrenzimmer unter Väterchens altem Hausrath. Nein, mit diesen Leuten hatte sie nichts Gemeinsames.

Aber sie suchte sich selbst zu überwinden; so durfte sie sich nicht gehen lassen. Es war doch auch nur gerecht, daß die Leute nicht weiter auf sie achteten, denn was wußte man von ihr! Sie kümmerte sich doch auch um andere Menschen nicht.

Während sie noch so in ihrer Ecke stand, trat plötzlich ein großer Herr auf sie zu, ein Vetter Rangenhofen's, der Professor war am Polytechnikum, so viel sie wußte.

Er hatte einen langen, blonden Schnurrbart, trug einen Kneifer und besaß etwas sehr Sicheres und Bestimmtes.

Er fragte mit liebenswürdigem Lächeln:

„Nun, gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen irgend etwas holen? Ich sehe, daß Sie nichts genießen."

Cäcilie wurde roth, ganz verlegen und antwortete nur:

„Ach, daran habe ich noch gar nicht gedacht."

Professor von Rangenhofen lächelte:

„Also das beste Zeichen dafür, daß Sie jedenfalls keinen Appetit haben."

„Nein," meinte sie, „ich dachte noch an die Feier."

„Ja, es ist ein bedeutungsvoller Moment im Leben des Menschen," gab der Professor zurück.

„Ich war so glücklich, daß ich Pathe stehen konnte!"

„Man übernimmt viel dadurch, wenn man es ernst auffaßt."

Sie meinte nur:

„Das muß man doch!"

„Ach, darüber denken die Leute wohl verschieden. Auf der Welt sind die wenigsten Menschen geneigt, das Leben ernst zu nehmen."

Sie wollte eine passende Antwort finden, sprudelte endlich schnell hervor und ward dabei wieder roth:

„Das sind dann wohl Menschen, denen es zu gut geht."

„O nein, auch Leute, denen es schlecht geht. Die meisten Menschen haben einen unverwüstlichen Leichtsinn. Man kann es vielleicht auch Hohlköpfigkeit nennen. Sie denken nicht darüber nach; wenn sie nur gerade zu leben haben, sind sie zufrieden."

Cäcilie, die eine dunkle Ahnung hatte, daß der Professor Literatur und Aesthetik las, antwortete:

„Es muß auch Durchschnittsmenschen geben."

„Gewiß muß es Durchschnittsmenschen geben. Aber es wäre doch ganz schön, wenn man die Leute dahin erziehen könnte, daß sie etwas über den Sinn und Werth des Daseins nachdächten."

Cäcilie meinte:

„Herr von Rangenhofen, ich glaube, da beurtheilen Sie die Leute zu sehr nach sich selbst."

„Wieso nach mir selbst?"

„Nun, was Sie interessirt. Geistige Kämpfe und Fragen werden den meisten Menschen fern liegen. Sie sind froh, wenn sie ihr Dasein haben, und das genügt ihnen. Mir geht es doch auch so. Ich habe keine Familie und trotzdem so viel zu thun, für die Anderen, für meine Geschwister und schließlich auch für mich in meinem kleinen Haushalt, daß ich nicht — leider, leider — mich habe mit dem beschäftigen können, was wohl vielleicht das Richtige gewesen wäre: so mit höheren, mit geistigen Interessen."

Der Professor hatte ihr aufmerksam zugehört, blickte sie durchdringend durch die Gläser seines Kneifers an und erwiderte, während ein freundliches Lächeln über seine Züge lief:

„Bitte sehr, die That ist nicht nothwendig. Der Wille zur That genügt, und wenn Sie mir das sagen können, was Sie eben sagen, so stehen Sie schon über dem Durchschnitt. Glauben Sie, daß es für uns durchaus nöthig ist, wie das mein Beruf mit sich bringt, eine Reihe von Lyrik, Romanen, Dramen und so weiter zu lesen. Ich könnte zwar nicht leben ohne das, mir ist es nothwendig. Aber anderen Menschen? Es gibt Leute, die man sehr, sehr hoch stellen muß und die von derlei Dingen nie etwas gewußt haben. Sehen Sie, ich kenne zum Beispiel einen Techniker, der wirklich ein erstaunliches Wissen besitzt und von dem Sie gewiß sein können, daß er nach seinen Schuljahren niemals wieder einen Vers gelesen hat, es sei denn etwas von Wilhelm Busch."

Cäcilie hatte ihm beinahe andächtig zugehört. Sie fühlte sich sehr klein, sie wußte nichts, sie kümmerte sich um nichts, sie las nichts, und

sie nahm sich nun während der Worte des Professors vor, ihre Mußestunden besser zu benutzen. Sie wollte sich aus der Leihbibliothek etwas holen, wollte sich bilden, sie hatte ja Zeit dazu, sie mußte ihr Leben ausfüllen.

Und doch, nein, eigentlich hatte sie keine Zeit, jetzt nicht. Die anderen Menschen, die Verwandten, die Kinder nahmen sie zu sehr in Anspruch.

Da sagte der Professor, indem er eine Bewegung zum Buffet machte:

„Aber über der Unterhaltung haben wir jetzt das Materielle vergessen. Darf ich Ihnen vielleicht irgend etwas holen?“

Sie dankte und ging mit ihm ans Buffet, sie wollte sich selbst etwas nehmen. Aber als sie ein Stück Filet angespießt hatte, auf den Teller legte und eben mit etwas Pastete liebäugelte, die sie jedoch nicht zu nehmen wagte, weil ihr Martha gesagt, sie hätte Angst, mit den guten Sachen würde es wohl etwas knapp sein — da war plötzlich der Professor von ihrer Seite verschwunden. Ein Anderer hatte ihn ins Gespräch gezogen, und sie stand allein.

Es war nicht ganz ohne Absicht geschehen, er hatte artig sein wollen, wie er das immer war. Aber er hatte eigentlich damit genug und seine Pflicht gethan, auch mit dieser Dame, die er im Kreise seiner Verwandten fand, ein paar Worte gewechselt zu haben.

Cäcilie jedoch meinte, nur der Zufall habe ihn entführt und wartete auf einen neuen Zufall, der ihn wieder in ihre Nähe bringen sollte. Sie wechselte noch mit Diesem und Jenem ein paar Worte, und immer lugte sie nach dem Professor aus, in der Hoffnung, eine neue Unterhaltung würde sich anknüpfen.

Es war ja so interessant. Sie hatte ja sonst keine Gelegenheit, mit solchen Menschen zu reden. Sie wußte, daß er Vorträge auch für ein weiteres Publicum zu halten pflegte. Darnach wollte sie sich sofort genau erkundigen, und vielleicht würde es ihr möglich sein, einmal einen oder den anderen Vortrag zu besuchen.

Doch die Taufgesellschaft zog sich allmählich zurück. Schließlich trat der Professor auch an sie heran, machte ihr eine kurze Verbeugung und sprach in sehr liebenswürdigem Tone, dem man aber etwas Formelhaftes anmerkte, als wäre er gewohnt, derartige Dinge zu sagen:

„Mein gnädiges Fräulein, es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Dann wandte er sich um und ging davon.

Cäcilie aber faßte es nicht wie eine allgemeine Redensart auf, sie war glücklich, daß er sich noch einmal an sie gewendet. Sie hatte gezittert davor, daß er einfach davon gehen würde, und in ihrer Freude und Erregung hatte sie hochrothe Wangen bekommen.

XII.

Wenn Cäcilie in ihrem einsamen Zimmer saß und hinaus sah auf den Platz, an dem nun, dem Frühjahr nahe, der Rasen anfing grün zu werden und die ersten Knospen an den Bäumen erschienen, dann dachte sie immer

wieder an ihr Gespräch damals bei der Taufe mit Professor von Rangenhofen.

Sie hatte ihn seitdem nicht wieder gesehen, und wie sie einmal war, doch nicht Zeit und Muße gefunden, sich um seine Vorlesungen zu kümmern.

Sie hatte sich damals vorgenommen, unbedingt die öffentlichen Vorträge, die er hielt, zu besuchen. Aber dann kam allerlei dazwischen: bei Martha waren die Masern, sie hatte pflegen müssen und war sogar mehrmals über Nacht dort geblieben. Dann war bei Else die Krankheit eingekehrt, und auch dort hatte sie helfen müssen. Endlich, um das Unglück voll zu machen, wurde noch ihr Mädchen krank und kam ins Krankenhaus.

So war sie denn allein, hatte aus Sparsamkeit keine Aufwartung genommen, sondern besorgte alle Arbeit selbst.

Da fielen ihre schönen Pläne ins Wasser. Sie war nicht zum Lesen gekommen, nicht dazu, sich fortzubilden, sie hatte sich um nichts — nichts gekümmert.

Aber immer tauchte ab und zu einmal das Bild des Professors vor ihr auf. Das mußte doch ein glücklicher Mensch sein! So viel zu wissen, so viel zu können, so auf den Höhen der Menschheit zu stehen!

In der Zeitung hatte sie verschiedentlich von ihm gelesen, sein Name wurde erwähnt, einmal war eine Schrift von ihm besprochen worden, aber der philosophische Titel hatte Cäcilien abgehalten, sie zu kaufen. Und doch war sie ein paar Mal nahe daran gewesen. Aber sie scheute sich, in die Buchhandlung zu gehen und nach dem Titel zu fragen.

Da fügte es der Zufall, daß, als sie auf der Pferdebahn nach Neustadt fuhr, er am hinteren Perron, wo sie stand, aufsprang.

Er erkannte sie sofort, grüßte, fragte, wie es ihr ginge, erkundigte sich nach dem Befinden Isidor's und Martha's, und über all' dem vergaß Cäcilie gänzlich das Aussteigen. Sie sprachen nur die landläufigsten Dinge, vom Wetter, vom aufgerissenen Pflaster, über das langsame Fahren, vom beginnenden Frühling. Dabei sah der Professor hinauf nach den Bäumen an der Schillerstraße und hinüber in die Gärten, wo die ersten Knospen sich ans Licht drängten.

„Es ist doch ein wundervolles Gefühl, wenn es Frühjahr wird," sagte er.

Cäcilie hing an seinen Lippen und nickte. Er fuhr fort:

„Dieses Drängen und Knospen und Blühen überall!"

Es waren nur alltägliche Worte, wie sie mancher Andere auch sagte, wie sie vielleicht gesagt worden, so lange die Welt steht. Aber sie erschienen ihr wie etwas Besonderes, als hätte sie noch nie so darauf geachtet, als müsse sie nur ihr Augenmerk darauf richten, wie allmählich die Natur erwachte. Sie hatte daraus gelernt; es war ihr eigentlich bis jetzt gleichgültig gewesen, wann die Blätter kamen, wann die Blüthen sich ans Licht drängten. Seit dieser Begegnung achtete sie darauf, und sie, die sich sonst nie um Blumen gekümmert hatte, brachte eines Tages vom Markt einen Blumentopf mit, ein kleines Rhododendron.

Das wurde nun gepflegt und begossen. Sie erkundigte sich, ob man es naß halten müsse oder trocken, und freute sich, wie es sich allmählich entwickelte.

Und immer, wenn sie es ansah, dachte sie an den Professor und an das, was er gesagt.

Sie war überzeugt, sie wußte es genau, der Mann war ihr vollkommen gleichgültig. Aber es war ein bedeutender Mensch, und warum sollte sie sich von ihm nicht belehren lassen?

Unter Kinderpflege und allerlei Sorgen verging das Frühjahr, und der Sommer kam.

Sorge machte ihr nämlich ihr Pathchen. Es war kein kräftiges Kind. In der Entwicklung blieb es gegen die anderen Geschwister zurück, es schrie viel, schlief dann wieder lange, sah blaß aus, nahm nicht sehr zu. Und als es einmal Tage lang litt und die Verdauung sich gar nicht regeln wollte, hielt Cäcilie das kleine Wurm in ihren Armen, trug es im Zimmer hin und her, um es zu beruhigen, und dachte plötzlich im Stillen, ohne jedoch der ängstlichen Mutter etwas davon zu sagen:

„Herrgott, wenn sie nun stürbe! Die arme kleine Cécil! Sie war so gebrechlich, sie mußte sich so quälen. Wenn sie nun stürbe! So ein kleines Menschenlicht war schnell ausgeblasen — im Handumdrehen — eine Zuckung — und es war weg, es konnte sich nicht beklagen, nicht äußern, nur schreien und schreien und schreien.

Und in diesem Augenblick schickte Cäcilie ein stürmisches Gebet zu Gott, ein heißes Flehen, er möge ihr diese kleine Menschenknospe erhalten. Während die Mutter verhältnißmäßig gefaßt blieb, ward Cäcilie so aufgeregt, als ob es ihr Kind wäre, das in Lebensgefahr schwebte.

Der Arzt hatte gesagt, eine Krise sei nicht ausgeschlossen. Er war früh dagewesen und Nachmittags und wollte sogar Abends noch einmal vorsprechen, weil es Isidor dringend verlangte.

Cäcilie saß, das kleine Wesen auf den Knieen, in einer Ecke, die Wärterin war hinaus gegangen, um Milch zu kochen, die Mutter blieb im Nebenzimmer und gebot eben der übrigen Kinderschar, die zu viel Lärm machte, Ruhe. So war Cäcilie allein mit ihrem Pathenkinde.

Die Dämmerung brach herein. Man konnte nur noch undeutlich die Umrisse erkennen der Thür und der weißen Vorhänge des Bettes.

Da dachte sie nach über den Werth des Lebens.

Wozu war sie auf der Welt? Wozu die Anderen? Was sollte dieses kleine Wurm hier auf ihren Knieen? Warum war es bestimmt, wieder abzuscheiden, ehe es fast begonnen zu leben? Hatte das Alles Zweck und Sinn? Sie meinte, ihr eigenes Dasein habe keinen Werth. Was that es, ob sie existirte oder nicht? Das Einzige, wozu sie bestimmt schien, war, sich um Kinder zu kümmern, die doch nicht ihre Kinder waren und die eine andere, bezahlte Wärterin vielleicht ebenso gut, nein sogar noch besser versorgt hätte.

Wozu mußte sie auf der Welt sein? Und sie kam sich in diesem Augenblick fürchterlich unnütz vor. Dazwischen kehrten ihre Gedanken immer wieder

zu dem Professor von Rangenhofen zurück. Sie hätte gern mit ihm gesprochen, sie hätte ihm gern ihre Zweifel mitgetheilt. Das war nicht so ein oberflächlicher Mann, kein Leutnant, mit dem man bloß von Tanz, Spiel, Pferden, Hunden reden konnte, kein Referendar, mit dem die Unterhaltung auch keine weiteren Grenzen hatte — das war ein Mann, an den man sich wenden durfte. Die paar Worte, die sie nur gewechselt, hatten einen tieferen Sinn gehabt, waren keine gewöhnlichen Redensarten gewesen.

Woher er nur das Alles nahm? Wie kam es, daß er das Leben so betrachtete?

Sie hätte ihn so gern hier gehabt; er sollte sie vergewissern darüber, ob ihr Dasein unnütz sei, ob überhaupt ein Mensch behaupten dürfe, sein Leben sei werthlos.

Mußte sie nicht im Haushalt der Natur irgend einen Platz ausfüllen? Sie hatte einmal gelesen: „Nichts ist ohne Zweck." Aber was war ihr Zweck? Ihr Zweck, die sie doch keine Blüthe trieb. Sie war doch eine todte Frucht, sie war Tante.

Dabei neigte sie den Kopf herab auf die kleine Cécil, sie fühlte die Wärme des Kindes in seinem Bettchen an ihrem Leib. Es durchdrang sie wohlig: dieses Zeugniß, daß ein anderes Wesen ihr nahe lebte, ließ ihr Herz höher, lebhafter schlagen.

Und dieses kleine Menschendasein sollte aus sein? Durfte ihr denn dieses Kind genommen werden? Hatte sie es nicht über die Taufe gehalten, stand es ihr nicht nahe? War es ihr nicht das Nächste von Allen?

Sie durfte es nicht lassen, sie mußte es behalten, sie mußte all' ihren Willen zusammennehmen. Denn wenn sie sich auch von den anderen Leuten hin und her schieben und benutzen ließ, mußte sie doch wie jeder Mensch einen Willen besitzen.

Und sie nahm sich vor, ihren Willen anzustrengen, so sehr sie konnte.

Sie hatte davon gelesen, daß es möglich sei, durch den Gedanken zu herrschen. Sie wollte diesem Wesen, diesem kleinen, unschuldigen Wurm auf ihren Knieen ihre Gedanken, ihren Willen aufzwingen.

Und sie packte das Kind förmlich fester an, drückte es an sich, als müsse sie es mit ihrem eigenen Leibe wärmen und richtete mit aller Kraft ihres Willens alle Gedanken auf das Leben der Kleinen.

Es war ihr, als ränge sie mit dem Tode.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer. Die Wärterin kehrte nicht zurück, die Mutter blieb noch immer draußen mit den Anderen. Sie wußte, Martha war feige, sie hatte Angst, das Kind könne sterben, sie getraute sich nicht herein, sie überließ es der Schwester, die sollte es auskämpfen und auskosten.

Vielleicht dachte Martha, wenn sie herein träte, müßte sie noch das letzte Röcheln mit ansehen.

Bei diesem Gedanken beugte sich Cäcilie nieder auf ihr Pathenkind und lauschte, ob der Athem noch ginge.

Er klang noch, aber es schien ihr, als ginge er schwer und röchelnd.

Und wieder strengte sie alle Kraft ihres Willens und ihrer Gedanken an. Endlich dachte sie an ein Gebet.

Sie war fromm, von Herzen gläubig, wie ein naives, einfaches Kind.

Nur Eines hatte sie nie gekonnt: richtig beten. Sie hatte nie die Worte zu setzen gewußt. In Augenblicken der Verzweiflung — sie erinnerte sich, so lächerlich es war, einmal beim Zahnarzt, kurz, ehe ihr der Zahn herausgenommen werden sollte, da hatte sie gebetet mit aller Kraft, gebetet, es sollte ihr nicht weh thun; aber nur den Gedanken hinein gelegt und mit den Worten nichts gesprochen als das Vaterunser.

Und jetzt ging sie daran, zu beten. Sie faltete unter den Kissen die Hände. In diesem Augenblick regte sich das kleine Kind und schrie und wand sich, daß man sah, es mußte Schmerzen haben.

Da preßte es Cäcilie wieder an sich an, drückte krampfhaft die Hände zusammen und sprach vor sich hin, mit Stirn und Augen auf das Antlitz ihres Lieblings:

„Lieber Gott, ich bitte Dich, thu mir das nicht an! Sei gut und betrübe mich nicht! Ich habe ja sonst nichts im Leben. Ich bin ganz allein, ich habe nur dieses Kind, und das soll groß werden, und ich muß dafür sorgen, und ich habe doch Pathe bei ihm gestanden. Lieber Gott, bitte, nimm es mir nicht, bitte, laß es uns Allen. Vater unser, der Du bist im Himmel! Ich bin ein unnützes Geschöpf gewesen. Ich bin meinen Pflichten nicht nachgekommen. Führe uns nicht in Versuchung! Ich will arbeiten, arbeiten von früh bis Abends. Ich will meinen Platz ausfüllen auf der Erde, allen meinen Pflichten nachkommen. Ich will mich um die Kinder kümmern. Vater unser, der Du bist im Himmel, bitte, laß mir das Kind, ich habe ja sonst nichts. Bitte, bitte, lieber Gott, laß mir das Kind! Amen."

Als sie aufhörte, war sie wie in Schweiß gebadet. Sie wußte nicht, hatte sie halblaut vor sich hin gesprochen oder nur leise in Gedanken. Sie sah nur Eins, es war ganz dunkel im Zimmer geworden, man vermochte nichts mehr zu unterscheiden; kaum mehr, wenn sie sich etwas zur Seite bog, daß ihr Schatten nicht auf das Kind fiel, konnte sie das Gesichtchen Cécil's erkennen.

Aber es schrie nicht mehr. Es war ruhig. Und als sie das Ohr niederbeugte und lauschte, hörte sie seine tiefen Athemzüge.

Da war es ihr, als habe sie das Leben des Kindes gerettet, Gott abgerungen. Und sie stand langsam auf, um die Kleine wieder in ihr Bettchen zurück zu legen. Sie war fest überzeugt, jetzt war die Krankheit gebrochen, das Kind mußte gesund werden.

Und als Martha vorsichtig eintrat und mit beklommener Stimme fragte: „Cäcilie, wie geht es denn?" sagte Cäcilie, als wisse sie es ganz bestimmt, in felsenfestem Glauben:

„Unser Kind ist gerettet! Es schläft, jetzt wird es wieder gesund."

Die Mutter ging leise an das Bett, um ihren Liebling athmen zu hören, denn sie konnte ihn nicht mehr sehen.

Cäcilie aber schlich in ihre Ecke zurück, wo sie mit der Kleinen gesessen hatte, und ließ sich langsam in den Stuhl sinken. Sie fühlte sich wie zerschlagen, keines Schrittes, keines Wortes mehr fähig. Und sie hatte nur noch den einen Gedanken:

„Jetzt gehört das Kind doppelt mir!"

XIII.

Und das Kind ward wirklich gesund.

Da war es Cäcilie, als sei ihre Glaubenskraft dadurch gestiegen. Den Professor hatte sie zeitweilig vergessen. Und ihr Leben hatte mehr Inhalt gewonnen. Wochen lang hatte sie sich um das Kind gekümmert. Sie war herüber gelaufen nach Neustadt, um nach Else zu sehen. Sie war zurück gekommen nach Altstadt auf die Reichsstraße, um ihr Pathchen zu pflegen. Zwischen den beiden hatte sie ihre Zeit getheilt, und jeden Abend kam sie müde und abgetrieben nach Hause.

Darüber hatte sie ihre eigenen Geschäfte liegen lassen. Die Zeit war vorüber, da sie nach dem Courszettel gesehen. Und als sie wieder zum alten Bankier ging, um die fälligen Coupons einzulösen, die ihr kleines Besitzthum ausmachten, wunderte er sich, wie wenig sie unterrichtet sei, und sagte:

„Gnädiges Fräulein, aber wissen Sie, daß ich finde, Sie sehen schlecht aus? Was haben Sie nur gemacht? Sind Sie denn krank gewesen?"

Cäcilie mußte lächeln und meinte halb stolz, halb bescheiden:

„Ich bin nicht krank gewesen. Andere waren krank, aber die mußte ich doch pflegen."

Doch der Bankier sagte nur und drohte dabei mit dem Finger:

„Mein liebes gnädiges Fräulein, ein gesunder Egoismus schadet gar nichts. Sie sollten doch wirklich sehen, daß Sie nicht selbst krank werden. Ich habe ja schon gehört, wie Sie sich der Kinder annehmen bei Ihrer Frau Schwester. Ja, ja, das erfährt man Alles, das sickert so durch."

Cäcilie fragte erstaunt:

„Wieso denn?"

„Na, ja, ich habe so meine Verbindungen."

Aber nun war sie neugierig geworden:

„Wer hat Ihnen denn das gesagt?"

„Haben Ihnen die Ohren nicht geklungen? Ich habe so viel Schönes von Ihnen gehört, das glauben Sie gar nicht."

Cäcilie wollte es nun unbedingt wissen:

„Nicht wahr, Sie verrathen mir, wer das gesagt hat?"

„Ja. Es war ein Herr."

„Ein Herr?"

„Sie kennen ihn."

„Nun, ich weiß aber doch nicht, wer es ist."

„Ein sehr kluger Mann."

Cäcilie hatte wirklich keine Ahnung. Endlich sagte es der Bankier:

„Der Herr Professor von Rangenhofen.“

Im selben Augenblick schoß ihr das Blut in die Wangen, sie brach möglichst schnell das Gespräch ab, redete noch kurz von ihren geschäftlichen Angelegenheiten und ging davon.

Aber die Worte summten ihr im Kopfe nach. Und wieder dachte sie an den Professor. Da jetzt der Herbst zur Rüste ging, sah sie sich um nach seinen Vorlesungen, verfolgte aufmerksam die Zeitung und fand wirklich eines Tages eine Reihe von gemeinfaßlichen Vorträgen angekündigt, die er diesen Winter halten wollte.

Nun lief sie in die Musikalienhandlung, wo man die Eintrittskarten erhielt, und kaufte gleich das Abonnement für sechs Abende. Glückselig betrachtete sie zu Hause die Billets. Das gab sechs Tage, über den ganzen Winter vertheilt, an denen sie einmal etwas für sich that und selbst genoß, statt Andere genießen zu lassen.

Es kam ihr fast wie ein Unrecht vor, und einen Augenblick schämte sie sich, das viele Geld, ganze zwölf Mark, ausgegeben zu haben, nur zu ihrer Unterhaltung. Aber dann redete sie sich ein, es bilde sie doch auch, hülfe ihr weiter, fördere sie in Lebensanschauung und Gesichtskreis. Und am Ende war es doch auch das Einzige, das sie sich gönnte.

Als sie es Else erzählte, schlug ihr aber doch beinahe das Gewissen, denn die Schwester zog ein trauriges Gesicht und rief:

„Ach Gott, ach Gott! muß das schön sein. Das wird gewiß sehr interessant. Ich kann mir ja so was nicht bieten.“

Sie blickte dabei Cäcilie fast neidisch an, mit einem Ausdruck, den Diese noch nie an ihrer Schwester gesehen. Cäcilien wurde abwechselnd warm und kalt. Sie erröthete und meinte bescheiden:

„Else, weißt Du, es ist wahrhaftig das erste Mal, daß ich mir etwas zu Gute thue. Bitte, sei nicht böse.“

„Böse?“ fragte die Schwester. Der Ausdruck war aus ihrem Gesicht gewichen, sie schämte sich ihres Gefühls, fiel ihr um den Hals und sagte:

„Cäcilie, Du gutes, liebes Thier, das war schlecht von mir, furchtbar schlecht. Weißt Du, es überkam mich so, ich konnte nicht anders.“

Und nun gestand sie es ihrer Schwester mehr noch, als sie es je ihr geoffenbart, daß es ganz schlecht ginge mit ihren Verhältnissen. Sie hätten im Anfang ihrer Ehe ein paar Dummheiten gemacht, mehrmals mehr gebraucht, als sie besessen, und das hinge nun wie mit Centnerlast an ihnen, erbe sich fort von Monat zu Monat, wüchse von Jahr zu Jahr, drücke sie zu Boden, vergifte ihr Familienleben. Denn bei jeder Kleinigkeit hieße es immer: „Um Gottes willen, was wird das kosten? können wir es riskiren? ist es nicht sehr leichtsinnig?“

Cäcilie hörte sie an, wußte nicht, was sie sagen sollte. Und als sie nach Haus ging, ertappte sie sich dabei, daß sie, als die Schwester ihr das Leid geklagt, nicht recht zugehört hatte, daß ihre Gedanken abgeirrt waren zu ihrem Vergnügen, das all' ihr Interesse und ihre Sinne beherrschte, zu den Vorlesungen des Professors.

Sie machte sich einen Vorwurf daraus, doch konnte sie nicht gegen sich an. Und schließlich, als sie in ihrem Zimmer mit einer Näharbeit am Fenster saß — ein Kleidchen für die kleine Cécil, das sie selbst zugeschnitten und nun nähte — war es ihr mit einem Male, als müsse sie sich opfern, als müsse sie der armen kleinen Else auch etwas gönnen und ihr vielleicht diese oder jene Eintrittskarte überlassen. Sie war zu selbstsüchtig. Sie mußte für die Schwester etwas thun.

Nur die erste Vorlesung wollte sie nicht versäumen. Da blieb sie stark, die wollte sie nun einmal für sich haben.

Sie fand im Musenhaus statt.

Cäcilie zog das einzige seidene Kleid an, das sie besaß, das ihr schon zur Taufe gedient und das sie seitdem nur etwas umgarnirt hatte. Dazu wollte sie eine hellblaue Halsschleife umbinden. Aber sie betrachtete sie noch ein Mal im Spiegel, ob es nicht auffallend sei.

Der Spiegel war nur klein und zeigte nicht viel mehr als Kopf und Hals. Sie warf nur einen flüchtigen Blick hinein, sie haßte die Eitelkeit, dieses Sich-begucken und Betrachten, wie sie es an Irene kannte. Doch sie behielt die helle Schleife. Sie hatte nach der Uhr gesehen, es war schon halb, und sie betrog sich selbst, indem sie sich vorredete, es sei doch keine Zeit mehr, eine andere anzulegen.

In Wirklichkeit wollte sie hübsch und nett sein. Ja, sie war so keck, daß sie mit einem Entschluß sich sagte: „Und wenn es auch einmal auffallend aussieht, heute schadet es nichts.“

Dann hing sie ihren dunklen, Jahre alten Abendmantel um, zog die Gummischuhe an, band ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf und ging zum Musenhaus.

Als sie auf die Straße trat, sah sie, daß es wunderschönes Wetter war und ganz trocken. Hatte sie nur geträumt? Sie hatte sich eingebildet, es sei schmutzig und müsse regnen. Aber sie dachte immer jetzt an andere Dinge.

Einen Augenblick überlegte sie, sollte sie wieder hinauf? Aber dann bekam sie es mit der Angst, zu spät zu kommen, und setzte ihren Weg fort.

Sie kam sehr zeitig. Es waren erst einzelne Menschen da, die Ueberzieher, Umhänge, Jacken, Shawls, Mäntel ablegten. Die weiblichen Kleidungsstücke waren in der Ueberzahl. Das Publikum dieser Vorträge bestand hauptsächlich aus Damen.

Cäcilie fühlte sich etwas unsicher, als sie in den Saal trat, der erst halb erleuchtet war. Am liebsten hätte sie sich — die Sitze waren nicht numerirt — auf die erste Reihe gesetzt. Aber sie meinte, es fiele auf, und so wagte sie es nicht.

Nun wollte sie ganz hintenhin gehen, wenigstens so lange, bis der Saal voller wäre.

Sie setzte sich. Und als nun allmählich die Menschen herein strömten und sich unmerklich die Reihen füllten, faßte sie plötzlich einen Entschluß, der ihr beinahe wie etwas Unpassendes vorkam, stand auf und eilte zu einem Platz in der siebenten Reihe rechts, der offen geblieben war. Aber als sie eben hinzu treten wollte, setzte sich eine dicke, alte Dame auf den Stuhl.

Nun hatte sie gar keinen Platz. Und merkwürdig, in wenig Augenblicken war der Saal gefüllt. Eine Beklemmung schnürte ihr das Herz zusammen, sie sah sich schon ganz ohne Stuhl. In dieser Angst und in der Verlegenheit, weil sie das Gefühl hatte, als richteten sich schon die Augen auf sie, stürzte sie zur ersten Reihe, die, vielleicht weil sie sich dem Vortragenden zu nahe befand, noch fast unbesetzt geblieben war.

Sie setzte sich an die Ecke und vertiefte sich in das Programm, das die Titel der sechs Vorträge nannte.

Und während sie sich nieder beugte, ward sie, weil sie nun doch ganz nahe saß, und wegen der überstandenen Aufregung langsam roth.

Diese schreckliche Eigenschaft: immer das Rothwerden! Aber sie konnte nicht dagegen an. Ihr schien, als wären alle Blicke auf sie gerichtet, als achteten Alle nur auf Cäcilie von Sarryn, als müsse jeder Mensch über ihre Keckheit erstaunt sein, den besten Platz zu beanspruchen. Sie, die doch gern und willig in ihrem Leben immer die guten Plätze anderen Menschen überlassen hatte.

Ein Summen und Raunen ging durch den Saal. Es war heller geworden. Nun wagte sie einen Blick auf die Versammlung zu werfen: es gab nur einzelne Herren, die standen, sonst lauter Damen. Gerade vor ihr, so daß sie sogar die Blicke in die Höhe richten mußte, erhob sich auf dem Podium das Lesepult.

Also dorthin würde er treten. Und nun sah sie nach der kleinen Thür im Hintergrund, die sich jeden Augenblick öffnen mußte.

Ihre Spannung stieg auf das Höchste. Es war ihr ein so eigenes Gefühl, daß gerade sie ihn persönlich kannte. Während sie noch daran dachte, ging plötzlich wirklich die Thür auf. Im selben Augenblick setzten sich alle Leute, die gestanden hatten, mit einem Schlag hörte das Gemurmel auf, es ward still. Alles blickte erwartungsvoll nach der gähnenden Oeffnung. Er ließ noch einen Augenblick auf sich warten, dann trat plötzlich der lange, große Professor von Rangenhofen ein. Und sofort wurde er von den Damen mit lautem Beifall empfangen.

Er war ein klein wenig verlegen und ungeschickt beim Ersteigen der zwei Stufen, die zum Lesepult führten, — wohl eine Folge seiner Kurzsichtigkeit.

Dann zog er, während er das Manuscript vor sich ausbreitete, nachdem er sich verbeugt, langsam die Handschuhe aus, ließ den Blick flüchtig über den Saal schweifen. Und es war Cäcilie, als hätte sein Auge sie getroffen, so daß wieder die leichte Röthe in ihre Wangen stieg und sie sich tief auf das Programm nieder beugte, um den Titel des heutigen Vortrages zu lesen: „Der junge Goethe".

Der Professor begann mit ein paar Einleitungsworten. Es sei ihm darum zu thun, nicht in pedantischer, gelehrter Weise Untersuchungen über Goethe anzustellen, sondern, wie er sich ausdrückte, „unsern größten Dichter, ja vielleicht den größten der Weltliteratur, dem Empfinden unserer Frauen und Mädchen ganz nahe zu rücken". Er werde einfach chronologisch vorgehen, mit dem jungen Goethe beginnen, mit dem Weltweisen von Weimar im fünften

Vortrag schließen, während der sechste, wie die Damen — er sprach nur immer von Damen — aus dem Programm ersehen könnten — gleich einer Wolke von aufflatternden Tauben hoben sich von allen Seiten die weißen Zettel —, so zu sagen eine Zusammenfassung aller biete, nämlich: eine Untersuchung, was Goethe für uns Heutige bedeute, was wir von ihm lernen müßten, in welche Hauptanschauungen und Sätze sein ganzes Dasein, sein Dichten und Leben zusammenzufassen sei.

Cäcilie hing an seinen Lippen und hatte bald Alles vergessen um sie herum: ihr Vornsitzen, ihr Erröthen, ihre Beziehungen zu dem Vortragenden. Sie genoß nur den Zauber seiner Vortragsweise, seiner kraftvoll klingenden Stimme, der Worte, die er sprach, der Gedanken, die er ausführte.

Der Professor redete in einer leicht süßlichen Weise, ohne daß es unangenehm gewesen wäre, aber doch so, daß man immer merkte, wie Alles auf die Damen zugeschnitten war, auf seine „Gemeinde“, von der Cäcilie öfters gehört. Jeder neue Absatz begann auch immer wieder mit „meine Damen“. Aber Cäcilie merkte das nicht. Es war ihr, als spräche er rein persönlich für sie. Und ab und zu, wenn er vom Manuscript einen Blick in den Saal warf, senkte sie die Augen, denn es schien ihr, als sähe er sie an.

Die Zeit verflog, sie begriff gar nicht, wie. Der Vortrag dauerte schon anderthalbe Stunde und neigte sich nun seinem Ende zu.

Cäcilie hatte ihre Stellung nicht verändert. Sie lauschte so angespannt, athemlos, daß sie es nicht wagte, auch nur ein wenig zur Seite zu rücken, die linke Schulter vorzuziehen, da sie, die rechte Hand auf das Knie gestützt, vorgebeugt lauschte.

Und als der Professor mit den Worten schloß: der junge Goethe stünde wie eine nie dagewesene, nie wiederkehrende Idealgestalt vor unserem heutigen Empfinden, als Mensch, als Dichter ein Geniebild, wie die überglückliche Natur es in ihrer Schöpferlaune nur alle Jahrtausende ein Mal vor die geblendeten Augen stellt, — verbeugte er sich etwas steif, tief, ein wenig förmlich, während ein Beifallsturm durch den Saal brauste.

Cäcilie saß wie weltentrückt. Sie blickte nur zu ihm auf, sie wagte nicht zu klatschen, wie die Anderen, sie wäre gar nicht auf diesen Gedanken gekommen, es erschien ihr wie eine Profanation. Verlegen hätte sie es gemacht, es wäre ihr entsetzlich gewesen, wenn er etwa herunter geschaut hätte und ihre Hände in Bewegung gesehen.

Und sie war so traumverloren, daß er schon verschwunden war, als sie erst recht zur Erkenntniß kam, wie sie noch immer saß, während Alles stand, klatschte, tobte, die Menschen vor ihr hin und her gingen, ein paar rücksichtslose Damen von hinten an ihren Stuhl stießen, weil sie sich vordrängen wollten zum Podium.

Sie hätte nicht sagen können, erschien er noch ein Mal oder nicht. Sie wußte gar nichts, sie hatte nur das eine Bewußtsein, daß ihr ein großes Glück, etwas wie eine Offenbarung geworden.

Mechanisch stand sie auf und war ganz erstaunt zu sehen, daß der Saal sich schon fast geleert hatte. Sie konnte noch immer keinen rechten Gedanken

fassen. Lange suchte sie nach der Garderobenummer in allen Taschen, kehrte noch ein Mal auf ihren Platz zurück, denn sie meinte sie verloren zu haben, und merkte dann, daß sie sie ängstlich in der Hand hielt. Sie drängte sich nicht und wartete ruhig, bis die übrigen Menschen ihre Sachen hatten. Dann zog sie, immer noch wie in einer anderen Welt, die Gummischuhe an, hing den Abendmantel um, die Spitze über den Kopf und schickte sich an, zu gehen.

Da hörte sie plötzlich hinter sich eine Stimme. Sie fuhr herum: der Professor. Er war aus dem Künstlerzimmer getreten und unterhielt sich mit ein paar Damen und Herren.

Im ersten Augenblick wollte Cäcilie auf ihn zugehen, ihm zu danken für den heutigen Abend. Doch sie kannte die anderen Menschen nicht und wagte es nicht, sich ihm zu nähern. Er kam dicht an ihr vorüber, aber sei es, daß die Spitze ihr Gesicht verhüllte, daß sie unkenntlich war in der Vermummung, daß er zu beschäftigt schien, noch erregt vom Vortrag, — kurz, er ging vorbei, streifte sie gedankenlos mit einem Blick und redete mit den Anderen weiter.

Sie aber beugte sich scheu zurück, blieb stehen, ließ die Uebrigen vorüber und machte dann einen Bogen nach dem Ausgang, der Treppe zu. So bald sie die Stufen erreicht hatte, eilte sie, so schnell sie konnte, hinab, um die Straße zu gewinnen, und fühlte, als die frische Luft sie traf, daß sie wieder roth geworden war — sie wußte nicht, warum.

XIV.

Cäcilie erzählte Else nichts von dem Abend, als schäme sie sich des Glückes, das sie genossen, des Genusses, den sie gehabt, während die Schwester hatte zu Haus bleiben müssen.

Aber auch zu Martha und Irene, die sie in der nächsten Zeit sah, sagte sie nichts davon.

Sie pflegte überhaupt von den Geschwistern nach dem eigenen Wohl und Weh nicht gefragt zu werden, und von selbst hätte sie nie begonnen. Was in ihrem kleinen Dasein geschah, war ja so gleichgültig, interessirte die Anderen nicht, man wäre darüber hinweg gegangen.

Aber diesmal hatte sie noch einen anderen Grund. Es war ihr, als dürfe sie daran nicht rühren, als würde sie ihre Freude und ihr Glück profaniren, wenn sie es Anderen mittheilte, die doch schließlich kein Interesse daran hatten. Sie fürchtete, Irene möchte sie auslachen wegen ihrer Schwärmerei, und das hätte ihr wehgethan. Bei Rangenhofens aber würde sie nicht darüber gesprochen haben, schon wegen der Verwandtschaft mit dem Professor.

Doch sie suchte von Martha mit weiblicher Schlauheit heraus zu bekommen, ob der Professor nicht wieder einmal zu ihnen käme. Dann war sie entschlossen, in diesem Fall egoistisch zu sein und zu bitten, daß sie dazu eingeladen werde.

Doch den Professor schienen Rangenhofens nicht öfters zu sehen, und Cäcilie hatte keine Möglichkeit, bis zum nächsten Vortragsabend ihm zu begegnen.

Da that sie etwas, dessen sie sich fast schämte.

Eines Tages, als sie bei Irene war, um die kleine Eva-Marie zu besuchen, sah sie im Flur das Adreßbuch liegen. Sie nahm es mit ins Kinderzimmer. Das Kind spielte damit, blätterte die Seiten hin und her, und Cäcilie benutzte die Gelegenheit, um nach des Professors Adresse zu sehen.

Er wohnte nicht weit vom Polytechnikum, auf der Reichsstraße wie Rangenhofens.

Sie begriff nicht, daß sie ihm nicht öfters begegnet war. Und ohne daß sie es sich selbst eingestand, vernachlässigte sie in dieser Zeit Else und Irene, weil die in anderer Stadtgegend wohnten, und fand immer irgend einen Vorwand, um Martha zu besuchen. Vielleicht traf sie „ihn" bei dieser Gelegenheit doch auf der Straße.

Aber die Zeit verfloß, und sie sah ihn nie, obgleich sie Vormittags mit Martha's Kindern spazieren ging, sie Nachmittags abholte, während die Mademoiselle und das Kindermädchen Besorgungen machten, die Aufsicht über die Kleinen übernahm, und obgleich sie öfters zur Reichsstraße ging, ohne Martha wirklich zu besuchen, nur mit der Absicht dazu, die sie dann nicht ausführte.

Sie that es unbewußt. Nie hätte sie früher so etwas von sich selbst geglaubt. Sie begriff sich nicht. Eine Energie war über sie gekommen, die sie nie sonst gehabt. Sie sagte sich, sie wolle hingehen, sie wolle diesen Weg zurücklegen, sie sei Niemandem Rechenschaft schuldig. Und sie redete sich förmlich hinein, wie in einen Eigensinn.

Sie wurde erregt, unruhig und echauffirt, so daß ihr Martha einmal sagte, in dem schulmeisternden Ton, den sie der Schwester gegenüber öfter anwendete:

„Ich weiß gar nicht, Du bist so fahrig jetzt, Du bist gar nicht wie sonst mit den Kindern. Daß Du mir nur nicht die Kleinen nervös machst."

Und Cäcilie that etwas, das ihr, der demüthigen Tante, sonst fern gelegen, das sie sonst niemals gewagt hätte, und worüber sie hinterdrein sehr erschrocken war. Sie antwortete gereizt:

„Wenn ich die Kinder nervös mache, dann komme ich lieber nicht."

Martha war so erstaunt, daß sie gar keine Antwort fand.

Doch es blieb dabei, sie kam, kam öfter als je, an einem Tag drei, vier Mal unter stets erneuten Vorwänden. Ja, die Sache wurde fast wie eine Krankheit.

Cäcilie betrog sich selbst. Sie wollte die Vernunft ausschalten, sie wollte sich nicht klar werden, wollte nicht nachdenken, warum sie diese ewigen Gänge unternahm, die doch zwecklos waren, denn nie gelang es ihr, dem Professor zu begegnen.

Da kam der zweite Vortragsabend. Sie hatte Else getroffen. Und einen Augenblick, weil die kleine Schwester wieder klagte, sie hätte nichts, keine Freude, nichts, aber auch nichts, keinen Abend könnte sie fort, ging ihr weiches Herz mit ihr durch, und sie war im Begriff, Else ihr Billet für den Abend anzubieten.

Aber sie that es nicht. Sie überwand sich. Nein, dieses Opfer konnte sie der Schwester nicht bringen.

Und als sie wieder zu Haus saß, eine Stunde, ehe sie ins Musenhaus mußte, machte sie sich Vorwürfe, die aber doch nicht recht aus dem Herzen kamen; denn sie war entschlossen trotz Allem und Allem hinzugehen. Eine große Sicherheit war über sie gekommen, ein Aufsetzen des eigenen Willens. Sie wunderte sich über sich selbst. Sie war anders geworden, ohne Zweifel, und diese Vorträge hatten die Wandlung in ihr vollführt. Wieder trat sie vor den kleinen Spiegel, mit derselben Frage, ob die blaue Schleife zu auffallend sei. Und wieder meinte sie, keine Zeit zu haben, sich das noch zu überlegen, ging fort, wie sie war, und steckte sich sogar eine Broche an von der seligen Mutter, ein einfaches, kleines Ding mit einem großen grünen Glasfluß, den sie in Kindereitelkeit immer hatte als Smaragd gelten lassen wollen.

Aber in dem Moment, als sie das Haus verlassen wollte, kam Irenen's Diener mit einem Briefchen. Das Fräulein habe ein Circusbillet geschenkt bekommen, sie müßten aber zu einem Diner, sie solle doch so gut sein und schnell einmal herüber kommen, um die kleine Eva-Marie zu bewachen.

Es traf Cäcilie wie ein Schlag. Sie sollte den Vortrag aufgeben, auf den sie Wochen lang gewartet, das Einzige, das sie besaß, ihr einziges Glück, ihr einziges Vergnügen, ihren einzigen Genuß, weil die Schwester zum Diner mußte, zu einem der tausend Diners, die sie schon mitgemacht, die sich den ganzen Winter wiederholten, die sie kaum mehr unterhalten konnten!

Da bäumte ihr Gefühl sich plötzlich auf: nein, sie wollte nicht immer bloß für Andere leben, sie hatte auch das Recht auf sich selbst. Wenn die Schwester ihr auch zürnen würde, ganz gleich, sie ging nicht hin.

Und sie sprach zum Diener mit einer Entschlossenheit, die sie sich kaum zugetraut:

„Sagen Sie der gnädigen Frau, ich bedauerte sehr, aber ich hätte selbst etwas vor."

XV.

Und sie bereute es nicht, der zweiten Vorlesung beigewohnt zu haben, denn sie fand sie schöner noch als die erste. Sei es, daß sie in die Redeweise des Professors tiefer eingedrungen, sei es, wie sie sich innerlich sagte, daß er mit seinem Stoffe wuchs; in Wahrheit aber, weil sie ihn nach Schluß, genau wie das erste Mal, als sie gezögert, die Garderobe in Empfang zu nehmen, gesehen hatte und sogar gesprochen.

Schon wollte sie sich scheu zur Seite drücken, die Treppe hinunter, als er auf sie zukam mit den Worten:

„Gnädiges Fräulein, Sie dürfen mir nicht wieder so entschlüpfen. Ich habe Sie das erste Mal sehr wohl gesehen. Warum waren Sie denn so schnell fort?"

Die Röthe schoß ihr in die Wangen; sie antwortete nicht darauf, sondern erklärte nur mit ein paar stammelnden Worten, wie wunderbar sie den Vortrag gefunden habe.

Doch er ging nicht darauf ein, als sei es ihm peinlich, Lob zu hören. Sie brach auch schnell ab, sie schämte sich ihres Muthes. Wie kam sie dazu,

diesem Manne eine Schmeichelei zu sagen, sie das unbedeutende, ungelehrte Mädchen!

Sie ärgerte sich jetzt über sich selbst, — wie albern mußte sie ihm vorkommen!

Doch da schlugen ihr die Worte ans Ohr:

„Ich glaube, das nächste Mal, das würde etwas für Sie sein. Der dritte Vortrag. Er ist kurz vor Weihnachten. Da will ich Goethe's Verhältniß zu Schiller behandeln."

Ihre Augen leuchteten:

„Schiller!" — der stand ihr doch noch näher, darauf freute sie sich unbändig. Schiller war ihr Abgott, von dem wußte sie Hunderte und Hunderte von Versen auswendig, den liebte sie, während ihr im Grunde genommen Goethe etwas ferner lag.

Sie hatte vor Goethe immer etwas empfunden wie eine gewisse Scheu, eine Hochachtung. In dem war etwas Fernes, Gewaltiges, Ueberlebensgroßes. Sie wußte ja, er war der Größte. Aber wie die Großen ihrem kleinen Dasein nicht so nahe kamen wie die Kleinen, hatte sie von Goethe mehr das Gefühl der unnahbaren Gottheit gehabt als das einer intimen Beziehung, einer Verehrung, einer Liebe.

Das wagte sie natürlich dem Professor nicht zu gestehen. Aber sie meinte doch, um etwas zu sagen:

„Da muß ich natürlich kommen, obgleich ich jedesmal gekommen wäre, denn Schiller ist für mich das Schönste, was wir besitzen."

Der Professor, dessen ganzer Gedankengang Goethe war, antwortete:

„Gewiß, er ist vielleicht ein Dichter so recht für die Frauen. Die Beiden sind eben Sonne und Mond."

Dann wurde er durch ein paar Damen abgezogen, die ihm ein Buch überreichten, in das er sich einschreiben sollte.

Er wendete sich artig zu den Anderen, und Cäcilie benutzte den Augenblick, als Niemand weiter auf sie achtete, nachdem sie einen Moment rathlos dagestanden, um zu verschwinden.

Und an diesem Abend zehrte sie wieder Tage lang. Er warf ein freundliches Licht, eine Verklärung in ihr stilles Dasein.

Diese Vorlesungen wurden ihr ein tiefes Bedürfniß, gleich einer feierlichen Handlung, wie etwas, das sie aus ihrem Leben nicht mehr hätte streichen können. Es erschien ihr als das Wichtigste, das Bedeutendste, das, wozu sie da war, wofür sie lebte.

Es war ihr, als hätte ihr Leben nun einen Zweck. Alles Andere trat dagegen zurück. Sie beschäftigte sich damit unausgesetzt, sie dachte an das, was sie bisher gehört, überlegte, was noch kommen sollte, und hatte angefangen, sich den Gedankengang der ersten Vorlesung aufzuschreiben.

Sie war ausgegangen eigens, um sich ein Buch zu kaufen. Es sollte nicht auf irgend einem Stück Papier geschehen, sie wollte ihre Gedanken beisammen haben. Und als sie ein Büchlein in rothem Leder fand, mit Goldschnitt und sogar einem winzigen Schlößchen, kaufte sie es. Das war, was sie suchte. So sparsam sie sonst war, diesmal gab sie die sechs Mark so leichtherzig hin, als spielten sie in ihrem Haushalt gar keine Rolle.

Nun setzte sie sich an des Vaters alten Schreibtisch in ihr Herrenzimmer, schlug andächtig das Buch auf und vertiefte sich in den Gedankengang, den sie sich Mühe gab zu Papier zu bringen.

Sie wollte möglichst sachlich bleiben. Doch wunderbar, es geschah ihr, daß sie nicht mehr genau wußte, was der Professor eigentlich gesagt. Aber es störte sie nicht, sie konnte trotzdem schreiben. Nur wurde es nicht der Inhalt des Vortrages, sondern gestaltete sich zu allgemeinen Betrachtungen, in die sich ganz allmählich persönliche Empfindungen schlichen.

Als sie das erste Mal vom Weg abirrte, hörte sie auf, schloß sorgsam das Büchlein zu, wickelte es in Seidenpapier, steckte es in den Carton und schloß es in den Schreibtisch, nachdem sie noch einen Haufen alter Briefe darüber gedeckt, als müsse sie das Heiligthum verstecken.

An dem Abend nach der zweiten Vorlesung ging sie, als die Lampe brannte, auf leisen Zehen zur Thür, schloß ab, damit das Mädchen nicht herein käme, öffnete den Schreibtisch und nahm dann das Buch aus den verschiedenen Hüllen, indem sie sich umblickte, als könne ein fremdes Auge sie sehen.

Dieses Mal ließ sie ihren Gedanken freien Lauf. Die Absicht hatte sich geändert. Sie wollte nicht mehr bloß eintragen, was sie in dem Vortrag gehört, sondern eigene Gedanken und Gefühle flossen aus ihrer Feder. So ward, je weiter sie schrieb, ein Tagebuch daraus, in dem sie alles niederlegte, was sie empfand.

Und doch nicht Alles, was sie empfand; denn den letzten Rest wagte sie sich nicht zu gestehen. Immer kam etwas hinein, das sie in ihrer „Objektivität“, wie sie es nannte, störte: das Persönliche dieses Mannes.

Und an Persönliches dachte sie doch nicht. Nein, nein, nein, das wollte sie nicht, das wehrte sie von sich ab. Sie wollte nur die Sache, wollte nur ihre Eindrücke, nicht ihre Gefühle wiedergeben.

Aber als dennoch ihre Gedanken immer wieder zur Persönlichkeit des Professors zurückkehrten, schämte sie sich vor sich selbst, schloß ihr Buch, verbarg es wieder sorgsam und stand auf vom Schreibtisch.

Sie ging im Zimmer hin und her. Sie wollte lesen, wollte irgend eine Arbeit vornehmen. Sie hatte Strümpfe zu stricken für Martha's Kinder und war im Rückstand damit, so daß die Schwester schon ein Mal gefragt hatte, ob sie denn keine neue Wolle brauche; denn die Wolle gab ihr Martha.

Nun setzte sie sich in die hinterste Ecke an den Ofen, nahm den Strickstrumpf, band sich dazu wie immer im Haus eine kleine Schürze um „mit altdeutschem Rand“, daß die Fasern am Kleid nicht hängen bleiben sollten.

Aber die mechanische Arbeit kam ihr beim Klirren der Nadeln plötzlich so spießbürgerlich, so eng, so albern vor. Hier saß sie nun den Abend, versaß und vergeudete ihre Zeit mit den kleinsten, niedrigsten Dingen des Daseins, und sollte doch an all' das Große und Schöne denken, das anderer Menschen Leben erfüllte.

Es schüttelte sie wie ein Ekel, sie warf den Strickstrumpf fort. Sie war unzufrieden, unruhig. Sie band die Schürze ab, legte sie sorgfältig zusammen und steckte sie in den kleinen, gestickten Beutel an der Wand, in dem

sie ihre Handarbeit verwahrte, dem kleinen, gestickten Beutel, auf den sie mit Mühe in Kreuzstich die Worte geschrieben: „Und reget ohn' Ende die fleißigen Hände."

Ein Gegenstück zu dem anderen auf ihrem Bett, in dem sie das Nachtzeug verwahrte, und auf dem stand: „An Gottes Segen ist Alles gelegen."

Da fiel ihr mit einem Male Irene ein. Die hatte die Arbeiten so unglaublich geschmacklos gefunden. Und sie ärgerte sich über die Schwester.

Sie wußte, wie sie ihr nun Vorwürfe machen würde, daß sie heute nicht gekommen, um Eva-Marie zu bewachen, damit das Fräulein in den Circus und die Mutter zum Diner gehen könnte.

Dann dachte sie an ihre Nichten und Neffen, die kleine Cécil, ihr Pathenkind. Und sie empfand plötzlich etwas wie schlechtes Gewissen; sie hatte sich zu wenig um sie gekümmert. Das waren die Vorlesungen, die sie abzogen. Aber sie besaß doch nichts Anderes auf der Welt!

Sie war wieder unzufrieden mit sich selbst, ging hin und her, auf und ab. Sie trat an den Käfig mit ihrem Kanarienvogel, rückte ihm die Decke noch einmal zurecht, unter der er schlief. Die Decke, die ihr die kleinen Nichten geschenkt, auf der mit rother Schrift geschrieben stand: „Gute Nacht, Mätzchen!"

Wieder fiel ihr Irene ein, die das für bodenlos albern erklärt, während sie doch nur gerührt die Arbeit, die Liebe der kleinen Mädchen zu ihrer Tante darin sah.

Cäcilie ging an den Schreibtisch, löschte die Lampe aus, sie wollte zu Bett.

Als sie drüben in dem kleinen, engen Schlafzimmer stand und das Licht auf dem Nachttisch entzündet hatte, die Uhr, die sie an einer schwarzen Schnur um den Hals trug, ablegte, entdeckte sie plötzlich, so daß ihr ein Schreck durch die Glieder fuhr: es war schon fünf Minuten nach halb zwei.

So spät war sie, wie sie meinte, noch niemals aufgewesen. Sie begriff gar nicht: was hatte sie nur so lange gemacht? Ihr erster Gedanke war, als ob sie noch kleines Schulmädchen wäre, wie sie ja in ihrem ganzen Leben immer unter der Fuchtel Anderer gestanden und sich jetzt auch noch nicht Herrin ihres Thuns und Lassens fühlte: „Um Gottes willen, Du mußt zu Bett, es ist schon viel zu spät."

Trotzdem kam jetzt eine Art Empörung über sie, ein Erwachen ihrer Kraft und Entschlossenheit. Nein, sie wollte nicht ewig „müssen", sie wollte nicht schlafen gehen, sie konnte nicht schlafen. Sie war nicht müde, sie war ganz aufgeregt. Und sie lief in dem langgestreckten, einfenstrigen Raum hin und her in ihren Filzschuhen, leise schreitend, um etwaige Schläfer unter ihr nicht zu wecken.

Dann trat sie ans Fenster. Es kam ein sonderbares Verlangen über sie, sie wollte doch einmal sehen, wie die Nacht aussähe. Ob es still war auf den Straßen?

Sie drängte das Rouleau zur Seite. Ein Leinenrouleau, auf dem grün gedruckt ein Schäferstück zu sehen war: eine Landschaft im Sonnenschein, mit blauer Sonne, grünen Häusern und rothen Menschen.

Draußen war es ganz still. Der Platz lag verlassen da. Der Mond stand über der entgegengesetzten Häuserreihe, die tief im Schatten lag. Er leuchtete hoch, man konnte ihn nicht sehen, nur sein Licht auf dem Schnee, so daß es beinah so hell war wie an einem trüben Wintertage.

Ueberall dort unten glitzerten die kleinen Krystalle herauf, lagen als winzige Last wie eine Anschwellung über den kahlen Aesten der Bäume, thürmten sich hoch auf in phantastischen Formen um den Brunnen in der Mitte des Platzes. In den Schatten war der Schnee blau, in den Schatten, die das Auge nicht durchdrang.

Nur gegenüber im Dunkel der Häuserreihe konnte Cäcilie, wenn sie eine Weile hingeblickt, die Fenster erkennen und zählen. Sie suchte, ob noch irgendwo Licht wäre, noch Jemand wach.

Kein Schein leuchtete. Es war zu spät, — Alles schlief. Nur sie nicht.

Und das war Cäcilie ein eigenes Gefühl. Alles schlief, Alles folgte dem Gesetze der Natur, dem allgemeinen Brauch. Alles ruhte von der Arbeit des Tages, Mann und Frau und Kind, die Familie, die zusammen wohnte. Alle mit den gleichen Interessen, alle für einander lebend und strebend — eine Gemeinsamkeit.

Nur sie war ausgeschlossen, nur sie allein. Nur sie unterlag nicht dem Brauch, nicht dem Gesetz. Sie hatte nichts zu thun, ihr Leben verstrich nutz- und zwecklos. Sie hatte für Niemanden zu sorgen. Ob sie kam oder ging, war Allen gleich, ob sie starb oder lebte, machte keinen Unterschied. Ob sie jetzt wachte oder schlief, wer kümmerte sich darum?

Sie war ganz verlassen, hinaus gestoßen ins Leben, so außerhalb der Regeln übriger Menschen, wie jetzt allein noch Licht brannte in ihrer einsamen Kammer.

Da kam mit einem Male eine große Sehnsucht über sie, wie sie solche in bescheidener Beschaulichkeit noch nie gekannt. Eine Sehnsucht, zu etwas zu dienen, für Jemanden zu leben, Interessen zu theilen, Einem eine Liebe zu thun.

Es war ihr, als müsse sie die Hand ausstrecken nach irgend einem anderen Wesen. Und sie drehte sich um, ließ den Vorhang fallen, trat ins Zimmer zurück.

Wie eine Zwangsvorstellung war es ihr: es mußte Jemand da sein, sie wollte ein Haar streicheln, ein Kissen rücken, eine Decke zurechtziehen, wie sie es einst bei Väterchen gethan.

Und mit einem Male ward es ihr so klar wie noch nie in ihrem Leben, daß sie allein stand auf der Erde, grenzenlos allein.

Und in ihrem kleinen Zimmerchen kniete sie nieder an ihrem Bett und sprach ihr Abendgebet, einfache Worte, die sie als Kind schon gewohnt gewesen.

Dann legte sie sich, löschte das Licht und vergrub sich in ihre Decke.

Und plötzlich begann sie zu weinen, — sie wußte nicht, warum.

Das hatte ihr wohlgethan, die Spannung gelöst.

Cäcilie schlief ein.

XVI.

Irene ließ nichts von sich hören. Aber durch Else erfuhr Cäcilie, daß sie gefunden, es sei eine große Rücksichtslosigkeit, sie an dem Abend der Vorlesung haben sitzen zu lassen.

Wie die Schwester darüber dachte, ging daraus hervor, daß Irene nun bis Weihnachten nichts mehr von sich hören und sehen ließ.

Cäcilie entwickelte ungekannte Starrheit, beruhigte sich dabei und suchte Irene nicht auf. Mochte sie denken, was sie wollte, — sie war zu stolz, ihr etwa nachzulaufen.

So rückte denn Weihnachten näher, und Cäcilie dachte daran, bei welcher ihrer Verwandten sie das Fest würde verleben können.

Irene war ausgeschlossen. Die wollte sie um keinen Preis der Welt fragen. Else hätte sie gern eingeladen, aber die war selbst mit ihrem Mann und ihren Kindern zum heiligen Abend bei ihren Schwiegereltern.

So blieb denn Martha.

Und zu Martha wäre Cäcilie auch deshalb gern gegangen, weil sie dort vom Professor etwas hören konnte, weil sie dort sogar hoffte, ihn zu finden.

Als sie einmal in der Kinderstube bei Martha saß, war vom Professor die Rede. Cäcilie erkundigte sich nach ihm in scheinbar ganz gleichgültigen Worten, während doch aus ihnen Theilnahme und Erregung klang.

Niemals hatte sie Persönliches von ihm gewußt. Jetzt hörte sie, er sei schon ein Mal verheirathet gewesen, wäre Wittwer und besäße zwei kleine Kinder.

„Wir hatten ihn eigentlich zu Weihnachten aufgefordert, für den heiligen Abend," meinte Martha, „aber es war mehr Artigkeit, denn wir wußten vorher, daß er nicht erscheinen würde. Er liebt seine Kleinen zu sehr und würde sich am heiligen Abend nicht von ihnen trennen."

Cäcilie hatte die kleine Cécil auf dem Schoß, wiegte sie hin und her, während das winzige Händchen des Kindes lachend nach ihrem flatternden Blondhaar griff, jedesmal, wenn es sich bei der Bewegung den Fingern näherte.

Cäcilie fragte scheinbar ganz gleichgültig:

„Wie alt sind die Kinder?"

„Ich glaube, vier und fünf Jahr."

Nachdenklich antwortete Cäcilie:

„Und in dem Alter haben sie keine Mutter! Die armen Kinder!"

„Ich glaube, er ist sehr gut für sie."

„Aber er ersetzt die Mutter nicht."

„Nein. Darüber klagt er auch immer."

„Darüber klagt er?" ... antwortete sie und blickte auf. Dann saß sie, da die Schwester nicht gleich antwortete, eine Weile nachdenklich da, so daß die kleine Cécil anfing, zu weinen, weil man nicht mehr mit ihr spielte.

Ein paar Tage darauf fragte Cäcilie plötzlich:

„Könnte ich mich nicht bei den Kindern des Professors einmal nützlich machen? Mir thut's so leid, daß sie keine Mutter haben."

Martha blickte sie mit unbestimmtem Ausdruck an. Sie wußte nicht recht, was sollte diese Frage. Und der Gedanke stieg in ihr auf, daß, wenn die Schwester sich etwa um andere Kinder auch noch kümmerte, ihre dabei ver-

nachlässigt werden könnten. Deshalb antwortete sie, indem sie Cäcilie von der Seite ansah:

„Nun, ich wüßte nicht, wie das geschehen sollte.“

Cäcilie ward verlegen. Es war ihr nur so entfahren. Es ging ja auch nicht. Wie sollte sie dorthin kommen? Es war unpassend, und sie konnte sich auch nicht aufdrängen. Im nächsten Augenblick begriff sie nicht, wie sie zu der Frage gekommen war.

Die dritte Vorlesung, auf die sie der Professor besonders hingewiesen, fand sechs Tage vor Weihnachten statt.

Cäcilie konnte kaum den Abend erwarten. Die Stunden schlichen zu langsam hin.

Jetzt beschäftigte sie Alles, was mit der Vorlesung im Zusammenhang stand.

Sie sah sich an den Schaufenstern der Musikalien- und Kunsthandlungen das Programm an. Und sie entdeckte in einem Photographieladen am Altmarkt unter den Helden des Tages, unter allerlei Fürstlichkeiten und europäischen Personen plötzlich ein Bild mit der Unterschrift: „Professor von Rangenhofen. Vortrag am 18. December.“

Lange blieb sie stehen. Das Bild war eigentlich nicht gut, sie ärgerte sich darüber. Sie fand, er sah darauf aus wie ein Wachtmeister; der geistige Ausdruck fehlte. Am liebsten wäre sie hinein gegangen und hätte der Verkäuferin gerathen, ein anderes Bild hinaus zu thun.

Ja, gab es denn andere? Sie wollte doch einmal fragen. Aber dann wagte sie es wieder nicht und ließ es sein.

Doch als übte der Laden Anziehungskraft auf sie aus wie ein Magnet, kehrte sie immer wieder an das Schaufenster zurück, faßte einmal einen Entschluß und trat ein.

Sie war verlegen und in ihrer Verlegenheit etwas kurz, hastig und fahrig. So fragte sie, daß die Worte sich überstürzten:

„Haben Sie Bilder von dem Professor, der am 18. den Vortrag hält; wie heißt er doch?“

Die Verkäuferin hatte keine Ahnung:

„Am 18.? Ich weiß nicht.“

„Aber Sie haben's doch im Schaufenster.“

„So?“

„Ja, der Professor von Rangenhofen.“

Mit einem Male hatte sie den Namen gewußt!

„Ach so, der.“

Das Mädchen suchte und legte eine ganze Anzahl von Bildern in verschiedenen Stellungen und Auffassungen auf den Tisch.

Cäcilie griff in ihrer Verlegenheit, weil sie immer meinte, man müsse ihr die Absicht anmerken, nach dem ersten besten, zahlte und rannte damit hinaus.

Wie einen Schatz hielt sie das Bild unter dem Arm, es nach Haus zu bringen.

Auf der Prager Straße sah sie Martha von Weitem in eiligem Gang.

Und Cäcilie, die sonst jede Gelegenheit gesucht hätte, mit der Schwester zusammen zu sein, wollte nun schnell vorbei huschen, in der Angst, Martha möchte etwa fragen, was sie denn da trüge.

Das hätte sie um keinen Preis der Welt gesagt.

Doch die Schwester hatte sie gesehen, beschleunigte ihren Schritt, steuerte auf sie zu und rief von Weitem: „Cäcilie, Cäcilie! so höre doch.“

Sie war schon in die Ferdinandstraße eingebogen, als Martha sie einholte:

„Cäcilie, hör mal, ich muß Dir etwas sagen. Um Gottes willen, denk Dir nur, was wir wieder für ein Pech haben. Es ist schrecklich mit den Kindern, immerfort ist etwas los. Also denke Dir, jetzt ein paar Tage vor Weihnachten hat sich Titchen hingelegt, sie hat Fieber, ist ganz roth. Ich habe sie natürlich gleich im Bett behalten. Der Doctor war schon da. Er weiß nicht recht, was es wird, aber natürlich kann es irgend eine Krankheit sein. Er hält Scharlach für möglich. Es ist jetzt mehrfach in der Stadt. Ich wollte eigentlich zu Dir und Dich bitten, ob Du nicht kommen könntest. Am liebsten wäre mir's ja. Weißt Du was, mir fällt eben etwas ein. Kannst Du denn nicht Fritz und Ernst zu Dir nehmen? Das würde mir eine furchtbare Erleichterung sein. Weißt Du, sie könnten ja auf dem Sopha schlafen. Ich möchte nicht, daß sie angesteckt würden. Die kleine Cécil ist gar nicht mit Titchen zusammen gekommen, und die bleibt mit ihrer Wärterin für sich. Aber wenn Du die beiden Jungen nähmst, da fiele mir doch ein Stein vom Herzen.“

In ihrer ersten Bestürzung und auch in der Angst, Martha möchte doch noch nach dem Bild fragen, sagte Cäcilie zu, und Martha rief ihr bloß noch nach:

„Das ist sehr nett von Dir, also ich werde die Jungen zu Dir schicken. Die Köchin bringt sie Dir. Danke tausendmal. Ich muß noch etwas besorgen. Wir sehen uns ja noch.“

Damit war sie davon. Cäcilie athmete erleichtert auf, drückte das Bild an sich, daß sie es ja nicht verlöre, und eilte nach Haus.

In ihrer ersten Freude dachte sie gar nicht mehr an den Besuch, den sie bekommen sollte, sondern schloß sich schnell in ihrem Herrenzimmer ein, setzte sich an den Schreibtisch, packte mit zitternden Händen das Bild aus, legte es vor sich hin und besah es andächtig.

Und jetzt, wie sie es näher besah, erkannte sie alle Züge wieder. Es war eine andere Stellung als das im Schaufenster — nein, die Photographie war doch gut, sie war sogar ausgezeichnet.

Cäcilie überließ sich ihren Gedanken, kostete schon im Voraus die Freude des Vortrages morgen Abend, der jetzt ihr Evangelium, ihr Lebensinhalt geworden.

Mit einem Mal fuhr sie zusammen. Sie hatte an die Jungen gedacht, und es war ihr, als müßte es jeden Moment klingeln, und die Beiden kämen an.

Dann konnte sie nicht in den Vortrag. Und da wehrte sie sich in Gedanken. Nein, in den Vortrag ging sie doch. Es mochte geschehen, was da wollte, sie ging hin.

Einen Augenblick ward sie wieder irre. Sie hatte es der Schwester versprochen, sie half ihr aus großer Verlegenheit. Und wozu war sie da? Mußte sie nicht Anderen nützen, sie, die nichts zu thun, nichts zu denken, für nichts zu sorgen hatte?

Aber es bäumte sich wieder in ihr auf. Nein, das mußte sie sich wahren, diesen Vortrag wollte sie hören. Mochten die Uebrigen thun und denken und lassen, was sie wollten. Gerade dieser dritte, auf den er sie besonders aufmerksam gemacht, auf den er sie hingewiesen, das sei etwas für sie . . .

Sie betrachtete es wie eine Pflicht, eine heilige Pflicht, hinzugehen. Vor Allem diesen Tag durfte sie nicht versäumen.

Da schrieb sie eiligst mit Bleistift auf einen Briefbogen:

„Liebe Martha! Ich denke mir, wenn die Kinder überhaupt angesteckt werden sollen, werden sie es doch schon sein. Ich bin morgen abgehalten, kann mich nicht um sie kümmern, und wenn ich sie einmal da hätte, müßte ich doch für sie sorgen. Uebermorgen sehr gern, aber nur heute und morgen nicht. Du wirst mir nicht böse sein, Du weißt doch, wie ich sonst für die lieben Kleinen bin. Ich erkläre Dir's das nächste Mal mündlich. Jetzt nur schnell diese Zeilen, damit Du Bescheid weißt. Küsse Cécil von mir. Vielleicht hat das Fieber bei Titchen nur eine unschuldige Ursache. Ich kann nicht anders. Schönen Gruß. Nicht wahr, Du bist nicht böse? C. Eile."

Dann rief sie ihre Emma, die neben ihr stehen blieb, während sie die Adresse schrieb.

Als das Mädchen schon gegangen war, sah sie plötzlich die Photographie auf dem Schreibtisch liegen, die ihre Emma die ganze Zeit über genau hatte betrachten können, und bei diesem Gedanken ward Cäcilie blutroth.

XVII.

Martha antwortete nicht auf den Brief. Die Kinder erschienen nicht, es kam keine Zeile des Einverständnisses oder des Bedauerns. Und als Cäcilie ihr Mädchen fragte, was die gnädige Frau gesagt habe, antwortete sie:

„Sie hat gemeint: ‚Na, denn nicht.'"

Doch Cäcilie sollte Gewißheit bekommen: am nächsten Tag schrieb Martha ganz kurz auf einer Postkarte:

„Wie Du willst. Wenn Du uns den kleinen Gefallen nicht thun kannst bei den vielen Verpflichtungen, die Du hast, so müssen wir uns trösten, und die Kinder werden wohl nun der Reihe nach Scharlach bekommen. Ein nettes Weihnachten! Fröhliches Fest! Deine Martha.

Natürlich machen wir keinen heiligen Abend."

Damit war Cäcilie also ausgeladen. Und sie mußte zum ersten Male in ihrem Leben das Weihnachtsfest allein verbringen.

Nach der Vorlesung hatte sie den Professor dieses Mal nicht gesprochen obgleich sie wieder zögerte beim Fortgehen.

Sie war ganz traurig darüber. Sie hätte ihm so gern gedankt für das, was er über Schiller gesagt, er, der, wie es schien, doch mehr auf Goethe's Seite stand.

In den Tagen vor Weihnachten kämpfte sie mit sich, ob sie zu Martha gehen sollte. Aber sie fühlte sich gekränkt, und eine solche Gereiztheit war in dieser Zeit über sie gekommen, ein derartiger Widerspruchsgeist, daß sie beschloß, nicht ruhig hinzunehmen, was ihr von den Anderen zugedacht wurde.

Hätte sie gewußt, daß ihr Pathenkind, die kleine Cécil, krank geworden, so würde sie sich vielleicht überwunden haben. Aber so ließ sie es dabei und ging nicht hin.

Der Weihnachtstag kam. Sie hatte sich ein winziges Bäumchen gekauft, putzte es mit ihrem Mädchen an, steckte ein paar Lichter darauf. Dann schickte sie kurz vor der Bescherungszeit an Else einen Teppich, den sie selbst geknüpft hatte, und an Irene ein Kissen, das sie gestickt. Es war aus so schöner Seide, daß es fast über ihre Mittel ging, aber sie fürchtete, es möchte sonst in diesem eleganten Heim zum alten Gerümpel geworfen werden.

Martha bekam eine Menge Kindersachen, Strümpfe, Schürzen, ein Kleidchen für Cécil und dazu Wäsche, die Cäcilie in mühseliger Arbeit das ganze Jahr hindurch selbst gezeichnet.

Zur selben Zeit kam von Else ein netter, herzlicher Brief mit einer kleinen, weißen Decke, auf die das Schwesterchen ein Paar gelbe Kreuze gestickt. Es zeigte den guten Willen, etwas zu schenken. Cäcilie wußte, sie hatten selbst nichts, und mit den Kindern gab es viel zu thun, so daß sie ganz gerührt war, daß Else auch an sie noch Zeit verschwendet. Nachdem Cäcilie das Geschenk ein paar Mal betrachtet, mußte sie sich freilich eingestehen, daß die Stickerei in kaum einer Stunde hatte gemacht werden können.

Von Irene erschien ein großer Kasten mit candirten Früchten, ohne Brief, nur eine Karte dabei, auf der flüchtig gekritzelt stand: „Fröhliches Fest. In großer Eile.“

Und von Martha nichts. Martha war böse, es gab keinen Zweifel.

Nun suchte Cäcilie sich die paar Gegenstände zusammen, die sie ihrem Mädchen schenkte, dann überlegte sie, was sie sich wohl selbst auf den Tisch legen könnte.

Sie beschloß, sich etwas zu leisten.

Aber was? Sie zerbrach sich den Kopf, sie brauchte eigentlich nichts, sie hatte Alles. Da kam ihr mit einem Mal ein Gedanke: sie wollte sich noch ein Bild des Professors kaufen.

Sofort zog sie ihre Jacke an, setzte den Hut auf, stürmte davon, lief auf den Altmarkt, faßte einen Entschluß, ging in den Laden und ließ sich wieder die Photographien vorlegen, deren Auswahl nicht mehr so groß war, da schon wieder einzelne verkauft worden.

Sie wollte nur eine mitnehmen. Sie hätte sich geschämt, mehrere auszuwählen. Doch wie sie so drei verschiedene Stellungen vor sich sah und nicht schlüssig werden konnte, welche die beste sei, nahm sie ihren ganzen Muth zusammen und kaufte alle drei.

Dann rannte sie hinaus, so schnell, als fürchte sie, die Verkäuferin könnte sie zurück rufen, weil sie es nicht recht fand, daß sie gleich drei nähme. Und zu Haus angekommen, bescherte sie schnell ihrer Emma und erlaubte ihr dann, zu ihrer verheiratheten Schwester nach Neustadt zu gehen.

Cäcilie schloß sich ein und feierte ganz allein ihr Fest.

Sie brannte am Bäumchen die Kerzen an und alle Lichter, die sie im Zimmer hatte. Dann legte sie Else's kleine Handarbeit unter den Baum und

etwas weiter zurück die schönen Früchte, von denen sie naschte. In der Mitte aber stellte sie die drei Photographien auf, die sie heute gekauft, und als wolle sie die Galerie vervollständigen, dahinter unter den Zweigen noch die vierte.

Nun setzte sie sich davor, betrachtete sie lange, stand auf, lief an den Schreibtisch, holte ihr rothes Buch, schloß es auf und las durch, was sie bisher geschrieben.

Der Eindruck des gestrigen Tages fehlte noch; das wollte sie nachholen.

Aber da fiel ihr plötzlich Väterchen ein. Und sie ging an den Schreibtisch, holte sein Bild, rückte die übrigen Photographien etwas zurück, stellte Väterchens Gesicht mit den lieben, müden, alten Zügen in die Mitte und blieb so lange sitzen, ganz allein, während es hell erleuchtet war in ihren Räumen wie zu einer Festlichkeit.

Sie versank in Gedanken. Sie dachte zurück an den Tag, an dem sie nach Else's Hochzeit heimgekehrt war, wo sie Väterchen gepflegt, wie sie ihn immer pflegte und sich entschlossen hatte, sie, die letzte der Schwestern, ewig bei ihm zu bleiben, ihm seinen Lebensabend zu verschönen.

Alles fiel ihr wieder ein. Wie sie ihm die Pfeife stopfen mußte und ein Loch bohren, damit sie Luft hätte; wie sie ihn zuzudecken hatte, daß er warm läge beim Nachmittagsschläfchen; wie sie es wagte, auszugehen, nur kurz, flüchtig, während er schlummerte, immer in dem Gedanken: wird er aufwachen? wird er nach mir fragen? wird er mich rufen, meiner bedürfen?

Und niederschmetternd kam wieder das Gefühl über sie, sie rief Niemand, nach ihr fragte Keiner, und Keiner bedurfte ihrer. Da kehrten ihre Gedanken zu ihren Schwestern zurück, und es ward ihr etwas klar, was sie sonst nie gewagt zu denken, was sie fast als eine Sünde betrachtet hätte zu glauben, als große Eigensucht:

Die Anderen benutzten sie doch nur, sie war gut, ihnen Dienste zu leisten, aber sie Alle rührten nie eine Hand für sie, darum war sie ihnen auch nicht verpflichtet!

Da beschloß sie an diesem Weihnachtsabend, stark zu sein, egoistisch zu werden, sich um Niemanden zu scheren, um keinen Menschen, da um sie sich Keiner kümmerte.

Sie ward ganz starr und verschlossen. Sie ward böse, fast schlecht, wenn auch nur in ihren Gedanken. Eine Rachlust überkam sie. Sie wollte den Anderen zeigen, daß sie sich nicht treten und gebrauchen und knechten ließ, daß sie auch ein Mensch war, der das Recht hatte, zu leben.

Aber bald ward das arme, alte Mädchen wieder weich. Und schließlich sang es ganz leise vor sich hin, eine unendliche Glückseligkeit im Herzen, immer die Bilder betrachtend, die um Väterchen herum standen wie eine Wache, wie auf einem Altar: „Stille Nacht, heilige Nacht. . ."

(Fortsetzung folgt im nächsten Hefte.)

Treitschke's Politik [1]).

Von

Friedrich Curtius.

[Nachdruck untersagt.]

I.

Es klingt uns heute wie eine Erzählung aus einer anderen Welt, wenn wir in der Biographie der Tochter Wilhelm's von Humboldt lesen, daß deren späterer Gatte Heinrich von Bülow im Beginne seiner amtlichen Laufbahn bei anstrengender Arbeit und lebhaftem geselligen Treiben jeden Morgen um fünf Uhr aufstand, damit er um sieben Uhr Schleiermacher's Vorlesungen über Politik hören könne. Ein jugendlicher Diplomat mit den glänzendsten Aussichten, der seiner Natur Zwang anthut, um bei einem Philosophen in die Schule zu gehen — es wird schwer sein, ein modernes Gegenstück dafür zu finden. Heute wird die Politik als eine Kunst betrachtet, die nicht gelehrt werden kann, sondern bei der erforderlichen natürlichen Begabung durch Uebung erworben werden muß, die Kunst, Macht im Staate zu erwerben und auszuüben. Für die Vertreter der Staatsgewalt handelt es sich um möglichst weite Ausdehnung des staatlichen Einflusses und Niederhaltung aller durch ihre Selbständigkeit gefährlichen Mächte der Gesellschaft; für die Parteien um Gewinn und Ausnutzung der Macht für die Interessen einzelner Gesellschaftsclassen. Und doch lebt Niemand ohne eine politische Theorie, am wenigsten der praktische Politiker. Denn die theoretische Begründung praktischer Forderungen ist ein psychologisches Bedürfniß, das aus der Natur unseres Geistes folgt, ein Bedürfniß, welches bei jeder öffentlichen Discussion über politische Dinge hervortritt und gut oder schlecht befriedigt wird. Es handelt sich also nur um die Frage, ob es zulässig und wünschenswerth ist, das Nachdenken über Wesen und Aufgabe des Staates Denen zu überlassen, bei denen die Theorie nur Mittel zum Zweck ist, ob es nicht vielmehr in einem politisch lebendigen Volke ein Bildungsbedürfniß ersten Ranges ist, die großen, grundlegenden Fragen des Staatslebens immer aufs Neue in voraussetzungsloser Weise ohne Leidenschaft

[1]) Politik. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Berlin von Heinrich von Treitschke. Herausgegeben von Max Cornicelius. Leipzig, S. Hirzel. Bd. I, 1897. Bd. II, 1898.

und ohne selbstsüchtige Absichten zu durchdenken. Das Buch, auf welches diese Zeilen hinweisen sollen, ist in hervorragendem Maße geeignet, diesem Bedürfnisse zu dienen. Mit dem höchsten Aufwande von Fleiß und philologischer Kleinarbeit ist hier ein Stück Vergangenheit festgehalten, eine Berliner Universitätsvorlesung, in welcher Tausende von deutschen Männern zum politischen Denken erzogen sind. Und dazu besitzen wir in demselben Werke den literarischen Entwurf eines großen Meisters, der niemals Wirklichkeit werden sollte. Denn es war Treitschke's Absicht, nach Beendigung seiner deutschen Geschichte ein systematisches Werk über die Politik zu schreiben. Die immer neue Durcharbeitung des Stoffes in Vorlesungen sollte die schließliche Gestaltung des Ganzen vorbereiten. Und das Bedürfniß nach einem solchen Abschluß seiner politischen Lebensarbeit in einer großen systematischen Darstellung entsprach der eigenthümlichen Beschaffenheit seines geistigen Wesens. Treitschke war durchaus Realpolitiker. Sein hoher Ernst und seine freudige Thatkraft verwarfen jedes müßige Spiel der Einbildungskraft mit den Gegenständen der Politik, jedes Ausdenken von Möglichkeiten ohne Rücksicht auf die für ihre Verwirklichung entscheidenden Machtfragen. Aber dabei war er durchaus ein deutscher Denker, ein strenger Idealist, dem es nie in den Sinn kam, daß irgend ein Gebiet menschlichen Handelns der Kritik der Vernunft und des Gewissens entzogen werden könnte. Darum mußte er danach trachten, die politischen Ereignisse, an denen er als Lehrer und Publicist einen hervorragenden Antheil genommen hatte, nicht nur in ihrem geschichtlichen Zusammenhange, sondern auch nach ihrem ethischen Gehalt zu begreifen. Die Einheit des politischen Denkens und Strebens, die Einheit von Geist und Charakter machte die eigenthümliche Größe seiner Persönlichkeit aus. Er hat sein eigenes Wesen gezeichnet, wenn er in dem wundervollen Charakterbilde Fichte's [1]), mit dem ihn eine innige Geistesverwandtschaft verband, von den „feurigen Naturen" spricht, „denen Charakter und Bildung zusammenfallen, jede Erkenntniß als ein lebendiger Entschluß in der Seele glüht".

Auch was wir an den gedruckten Vorlesungen vermissen müssen, sagt Treitschke in demselben Aufsatze, wenn er über Fichte's Wirkung als Redner spricht: „Jeder rechte Redner wirkt sein Größtes durch einen höchst persönlichen Zauber, den die Nachwelt nicht mehr begreift." Wer je eine Vorlesung oder eine Rede von Treitschke gehört hat, weiß, was dieser „höchst persönliche Zauber" gerade bei ihm bedeutete, wie ein Feuerstrom von seinem hinreißenden Pathos ausging, der selbst den skeptischen oder feindseligen Hörer ergriff. Wie deshalb jede schriftliche Wiedergabe, auch wenn die Stenographie ihr Aeußerstes geleistet hat, nur ein schwacher Abglanz jenes phänomenalen Vorganges sein kann. Der Wille, zu überzeugen, jeden inneren Widerspruch zu überwinden, beherrschte bei Treitschke die Mittheilung von Kenntnissen und Lehren so vollständig, daß dadurch jedes Einzelne eine bestimmte Beleuchtung erhielt. Manches Einzelurtheil, das, auf dem Papiere gedruckt und bei der Studirlampe betrachtet, den Widerspruch hervorruft, erschien im Zusammen-

[1]) Historische und politische Aufsätze. 1867.

hange jenes psychologischen Processes unvermeidlich. Man empfand, daß ein so feuriger Prediger unmöglich in der kalten Besonnenheit des abwägenden Urtheils seine höchste Aufgabe sehen konnte. Und die Lauterkeit, der reine Adel dieser Natur machten es selbst dem Gegner unmöglich, dem Redner wegen eines harten Wortes zu zürnen. Nur Derjenige, dem die persönliche Erinnerung die todten Schriftzeichen in lebendige Worte verwandelt, kann die Wirkung, welche diese Vorlesungen auf deutsche Studenten üben mußten, vollkommen nachempfinden.

Rein literarisch betrachtet muß das Werk nothwendig einen unfertigen Eindruck machen, eben deshalb, weil es kein vollendetes, sondern ein werdendes darstellt. Vor Allem fehlt jeder Versuch einer erschöpfenden Auseinandersetzung mit fremden Anschauungen, die man in einem wissenschaftlichen Lehrbuche erwarten würde. Treitschke trug seinen Schülern *seine* Politik vor und berührte fremde Theorien nur so weit, als ihm die Hervorhebung des Gegensatzes nothwendig schien. Aber man kann mit Sicherheit behaupten, daß eben diese Politik so sehr die seine war, daß auch die vollkommene Beherrschung der Literatur der letzten dreißig Jahre und die literarische Weiterarbeit an dem Entwurfe Wesen und Form seiner Staatslehre nicht geändert haben würde.

Die Politik eines Menschen ist ein Theil seiner Weltanschauung. Wie Jemand über Gott und Welt, über Geist und Materie, über Werth und Ziel des Menschenlebens denkt, das spiegelt sich nirgends so klar wie in seinen politischen Ansichten. Darum ist die Politik ein nothwendiges Stück jedes philosophischen Systems. Bei Treitschke tritt diese Abhängigkeit seiner Staatsauffassung von seiner Weltanschauung bei allen entscheidenden Fragen klar hervor. Wenn er es nicht versucht, diesen Zusammenhang selbst wissenschaftlich darzustellen, wenn seinen Vorlesungen eine philosophische Einleitung fehlt, so liegt der Grund darin, daß nicht die Philosophie, sondern die Religion im Centrum seines Geisteslebens stand. Ihm waren die fundamentalen Principien seiner Weltanschauung nicht der Gewinn eines dialektischen Processes, sondern Thatsachen des inneren Lebens, die den Grund ihrer Gewißheit in sich selbst tragen. Aus dieser innerlichen Festigkeit stammte die Unbedingtheit seiner Urtheile, das Kategorische seiner Forderungen; stammte, was er selbst an Fichte rühmt: „die Kühnheit des Propheten, mit der er das Ethos unserer nationalen Politik verkündet". Dieser religiöse Grundzug Treitschke's spricht sich vor Allem in seiner Auffassung der Geschichte aus, von der er sagt, daß sie ohne die Vorstellung einer Weltschöpfung gar nicht zu denken sei. Mit der Geschichte aber bringt er die Politik in unmittelbaren Zusammenhang. „Die Aufgabe der Politik," heißt es in der Einleitung, „ist eine dreifache: sie soll zunächst aus der Betrachtung der wirklichen Staatenwelt die Grundbegriffe des Staates zu erkennen suchen, sie soll dann historisch betrachten, was die Völker im politischen Leben gewollt, geschaffen und erreicht und warum sie es erreicht haben. Hierdurch wird ihr drittens auch gelingen, einige historische Gesetze zu finden und moralische Imperative aufzustellen. So aufgefaßt ist die Politik angewandte Geschichte." Sie soll „nach der Methode des historischen Denkens aus empirischen Betrachtungen deduciren".

Als das Gegentheil seiner Methode betrachtet Treitschke die Lehre des Naturrechts, „die an ein natürliches, irgendwo in den Sternen geschriebenes Recht glaubte .... Dieses Naturrecht," sagte er, „maßte sich an, ein Staatsideal aufzustellen, zu sprechen vom Staate, wie er sein soll." Man könnte hiernach annehmen, daß Treitschke's Ideal eine Geschichtsforschung nach naturwissenschaftlicher Methode sein müßte, wie sie Taine in der Einleitung zu seinem Hauptwerke bezeichnet: „on permettra à un historien d'agir en naturaliste; j'étais devant mon sujet comme devant la metamorphose d'un insecte." Aber nach Treitschke's eigenen Worten ist die Geschichtschreibung keine exacte Wissenschaft. Sie kennt nicht „das in einfacher Schlußfolgerung fortschreitende Denken" der Naturwissenschaft. Auch wo der Historiker von dem Früheren auf das Spätere zu schließen scheint, folgert er in Wahrheit umgekehrt aus dem Späteren auf das Frühere. „Er will und kann von dem Geschehenen immer nur einen Ausschnitt geben; er muß sich also, wenn er an die Beschreibung einer Epoche heran tritt, darüber klar sein, welche Ereignisse für die Folgezeit bedeutsam, für die Nachwelt wichtig gewesen sind." Und abgesehen davon, daß diese Auswahl durch die Subjectivität des Historikers bestimmt wird, also die exacte Methode ausschließt, trifft auch der Forscher in seinem Stoffe überall auf das „Räthsel der Persönlichkeit. Personen sind es, welche die Geschichte machen, Männer wie Luther, Friedrich der Große, Bismarck. Wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Räthsel sein. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht. Wohl arbeiten gewisse Ideen in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart." Und nicht nur in den großen, bahnbrechenden Geistern, sondern auch in den Niederungen des Völkerlebens zeigt sich neben der strengen Causalität, welche Thatsachen der Natur und Geschichte verbindet, ein Element der Freiheit, eine erfolgreiche Bethätigung menschlichen Wollens und Strebens im Kampfe gegen natürliche Beschränkungen, eine Entwicklung im directen Gegensatze zu dem, was die Natur zu fordern scheint. Treitschke hat diesen Gedanken mit besonderem Nachdruck und mit einer Fülle geschichtlicher Belege in dem Capitel ausgeführt, das von dem Staatsgebiete handelt. So kommt er selbst zu dem Schlusse, daß die Geisteswissenschaften nur ethische Gesetze finden können, daß der Geschichtsforschung und folglich auch der Politik, sofern sie angewandte Geschichte ist, die Fähigkeit zwingender Deduction abgeht. Wenn aber der Historiker sich nach Treitschke's Ausführungen von der naturwissenschaftlichen Methode so weit entfernt, daß er aus dem Späteren auf das Frühere schließt, so wird bei demjenigen Historiker, der zugleich Politiker ist, nicht sowohl die politische Anschauung durch die Geschichte als vielmehr die geschichtliche Betrachtung durch das politische Urtheil bestimmt sein. Wenn er bei der Darstellung der Vergangenheit dasjenige ausscheidet, was ihm für die Folgezeit nichts zu bedeuten scheint, so erfordert schon dieses Werthurtheil einen Maßstab, der aus der bloßen objectiven Betrachtung der Thatsachen nicht entnommen werden kann. So bald

aber die „angewandte Geschichte" „moralische Imperative" hervorbringen soll, muß der Forscher sich, gern oder ungern, zu einem Staatsideal bekennen. Treitschke steht also dem von ihm verabscheuten Naturrecht nicht so fern, wie er denkt. Die bloße Betrachtung geschichtlicher Thatsachen kann moralische Imperative nicht erzeugen. Die Anwendung der Geschichte, die zu solchen ethischen Schlüssen führt, muß immer geleitet sein, durch ein Bild dessen, was da sein sollte. Der Unterschied zwischen der auf die Geschichte gegründeten und einer unhistorischen Politik kann nur darin bestehen, daß jene den Menschen als abstractes, von seiner historischen Bedingtheit gelöstes Wesen betrachtet und daher zu einem Staatsideal gelangen muß, das niemals Wirklichkeit werden kann, während die Politik des Historikers nur ein solches kennt, das den geschichtlichen Bedingungen angepaßt ist, das dem politisch geschulten Denker als ein in der Entwicklung der Ereignisse sich vollziehendes offenbar wird, so daß bei der vollkommensten Uebereinstimmung zwischen dem Forscher und seinem Objecte das Staatsideal des Betrachters der Geschichte mit dem der Geschichte selbst zusammenfällt.

Diese Betrachtung ist von dem politischen Denken so wenig zu trennen, daß man gerade einem Werke wie Treitschke's Politik mit keiner anderen Frage entgegen tritt als mit der nach dem Staatsideale des Verfassers. Und thatsächlich ist das ganze Buch eine Antwort auf diese Frage. Hier spricht ein verehrter Lehrer zu anhänglichen Schülern und ist bestrebt, ihnen das Beste, Bewährteste seiner eigenen Ueberzeugungen einzuprägen. Diese Ueberzeugungen selbst sind eine psychologische Thatsache, die sich mit aller Gewalt des Worts und mit aller Kraft der Ueberredungskunst geltend macht. Der Ursprung dieser Ueberzeugungen wird nirgends geprüft, ihre Begründung nirgends kritisch erwogen. Treitschke spricht als ein Gläubiger, der Glauben erzeugen will. Aber diese ganz persönlichen Ueberzeugungen sind deshalb so bedeutend, so werthvoll für die Nachwelt, weil sie der theoretische Niederschlag einer großen Epoche vaterländischer Geschichte sind. Wie es für uns einen unvergleichlichen Reiz hat, zu erfahren, wie Stein und Scharnhorst über den Staat gedacht haben, so sind Treitschke's „Politik" und Bismarck's „Gedanken und Erinnerungen" von classischem Werth als Denkmal dessen, was die großen, führenden Geister unseres Zeitalters in dem gewaltigsten politischen Schaffen gedacht, empfunden, geglaubt und erstrebt haben. Das Staatsideal der großen, productiven Epochen vaterländischer Geschichte ist ohne Zweifel dasjenige, welches der Genius der Nation selbst erzeugt hat und in ihrer Geschichte zu verwirklichen strebt.

„Die modernen Völker," sagt Treitschke, „führen ein überwiegend sociales Dasein. Wer nicht Beamter ist, widmet seine Arbeit wissenschaftlichen oder wirthschaftlichen Interessen und kommt in Friedenszeiten nur gelegentlich bei Wahlen oder bei der Verwaltung eines Ehrenamtes in persönliche Beziehung zu dem Staat. Darum ist, was man politische Ansichten nennt, meist nur der Ausdruck wirthschaftlicher oder idealer Interessen." Man könnte aus dieser unzweifelhaft richtigen Betrachtung folgern, daß, wer die Bedeutung und die sittliche Hoheit des Staates unserem Geschlecht zum Bewußtsein bringen will,

von dem Individuum, seinen wirthschaftlichen und idealen Bedürfnissen ausgehen und durch die mannigfachen Bildungen des Gemeinschaftslebens, die diesen Bedürfnissen entstammen, zum Staat als deren Vollendung aufsteigen müsse. Aber Treitschke verwirft diese inductive Methode. Er fordert vielmehr von seinen Schülern, daß sie mit einem energischen Sprunge des Geistes aus der Beschränktheit individueller und gesellschaftlicher Anschauungen heraus kommen und den Staat von vornherein als Selbstzweck auffassen, daß sie in der Schule der Alten die echt politische Gesinnung lernen, die zuvörderst an das Ganze und dann erst an die Interessen der Einzelnen denkt. Aus diesem Grunde ist Treitschke ein leidenschaftlicher Vertreter der überlieferten Gymnasialbildung und ein unversöhnlicher Gegner sogenannter Reformen, in denen er eine Selbstverstümmelung der Nation sieht. Es liegt ihm wenig daran, ob man in den Schulen etwas Chemie lernt: „nicht jede Natur ist so geschaffen, daß sie den Drang hat, zu wissen, wie Berliner Blau gemacht wird." Aber die historisch-politische Bildung, welche man durch die völlige Vertrautheit mit den alten Classikern gewinnt, scheint ihm ein Erforderniß unserer politischen Größe. Es ist allerdings ein seltsamer Widerspruch, wenn gerade in Kreisen, welche von rein politischen Idealen erfüllt sind, der Widerspruch gegen die classische Bildung laut wird, ein Widerspruch, welchen man am ehesten bei Denen begreift, die, von socialen Anschauungen beherrscht, die öffentliche Macht zur Dienerin rein wirthschaftlicher Bestrebungen machen möchten.

Treitschke betrachtet also den Staat nicht von unten, aus dem Gesichtspunkte des Privatmanns, der mit dem Staate abrechnet, sondern von der Höhe des Historikers, dem die inneren Zustände der Staaten hinter ihrer äußeren Erscheinung und Kraftentfaltung zurücktreten. Wie Demjenigen, der von einem Berge aus eine Landschaft überschaut, Städte und Wälder entgegen treten, aber nicht Häuser und Bäume, so erscheinen der geschichtlichen Betrachtung die Staaten als Persönlichkeiten von geschlossener Einheit und ausgesprochenem Charakter. Und wenn wir bei dem Blicke auf vergangene Zeiten diese Betrachtungsweise allesammt mühelos ausüben, so ist Treitschke's Politik gerade darin „angewandte Geschichte", daß sie dieselbe Freiheit und Erhabenheit der Anschauung für die Gegenwart fordert, an der wir handelnd und leidend selbst betheiligt sind. Für Treitschke ist der Staat vor Allem Macht. Aber diese Macht wird nicht an erster Stelle als die ruhige, ungestörte Herrschaft innerhalb der Staatsgrenzen aufgefaßt, sondern als die Geltung des Staates innerhalb der Staatengesellschaft. Die einheitliche Persönlichkeit des Staates offenbart sich nur im Verkehr mit seinesgleichen. Es ist das Bild einer waffenstarken, keinen irdischen Gegner scheuenden, sich selbst genügenden Großmacht, das Treitschke als Ideal vorschwebt. Dieses Ideal wird nirgends so vollständig verwirklicht wie im Kriege.

Es ist nicht Härte und Unempfindlichkeit gegen menschliche Leiden, sondern eine aus Treitschke's Staatsauffassung folgende sittliche Ueberzeugung, wenn er den Krieg preist. Jede Staatsbetrachtung, die von dem Individuum ausgeht und den Werth des Staates in seinen Leistungen für das

materielle Glück oder die ethische Erziehung des Einzelnen sieht, verwickelt sich in unauflösliche Widersprüche, wenn sie den Krieg rechtfertigen will. Wohl ist das Leiden nach der christlichen Weltanschauung ein Mittel göttlicher Erziehung des Menschen. Aber damit wird dessen freiwillige Herbeiführung durch menschliche Entschließung nicht gerechtfertigt. Man kann unmöglich den Krieg mit Gründen entschuldigen, die auch für Hagel und Mißwachs, Cholera und Pest angeführt werden können. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet würde der unglückliche Krieg dem siegreichen vorzuziehen sein. Und wenn Tapferkeit und Heldenmuth Tugenden sind, die in ihrer höchsten Vollendung nur im Kriege zu Tage treten, so erzeugt und befördert gerade der siegreiche Krieg, der in Feindesland geführt wird, sittliche Schäden, die lange nachwirken. Ein lange dauernder Kriegszustand ist ohne Zweifel mit einem Niedergang der sittlichen Cultur verbunden. Man muß also, wenn die Vertheidigung des Krieges überhaupt erträglich sein soll, nicht nur den materiellen Schaden, den er mit sich bringt, außer Ansatz lassen, sondern auch die Frage nach seinem Einfluß auf die individuelle Sittlichkeit ganz bei Seite stellen. Zweifellos aber kommt der höchste sittliche Gedanke der Politik, daß das Wohl des Ganzen dem des Einzelnen unbedingt vorgeht, nirgends in so absoluter Weise zum Ausdruck wie im Kriege, in welchem Menschen, die sich persönlich nichts vorzuwerfen haben, sich gegenseitig todtschlagen, bloß deshalb, weil sie selbst, mit Allem, was sie sind und haben, Glieder eines größeren Ganzen sind. Darum nennt Treitschke den Krieg die wahre Politik und behauptet, daß nur im Kriege ein Volk zum Volke wird, daß es ohne den Krieg keinen Staat gibt. Und wie der Krieg die unbedingte Ueberlegenheit des Staates über das Individuum zum Ausdruck bringt, so ist er auch der einzig denkbare Weg, um die durch Natur und Geschichte gegebenen Gegensätze zwischen den Staaten zum Austrag zu bringen. Die neuerdings in der öffentlichen Meinung wieder in Gunst gekommene Lehre, daß die Staaten ihre Streitigkeiten durch Schiedsgerichte erledigen sollen, ist für Treitschke unvereinbar mit dem Begriffe des Staates als einer Macht, die keinen irdischen Herrn über sich anerkennt. Unbedeutende Grenzstreitigkeiten oder andere kleine Differenzen, welche der internationale Verkehr täglich hervorruft, werden gerade mächtige Staaten am liebsten auf friedlichem Wege erledigen und sich deshalb gern des Schiedsgerichts bedienen, das ihnen gestattet, von einem einmal erhobenen Anspruche ohne den Schein der Schwäche zurückzutreten. Aber Streitigkeiten, welche Lebensinteressen der Staaten betreffen, deren Entscheidung eine wesentliche Mehrung oder Minderung ihrer Machtstellung in sich schließt, wird kein Staat vor ein Schiedsgericht bringen, der sich im Stande fühlt, seinen Anspruch durchzusetzen. Unterwirft er sich einem Schiedsgericht, so erklärt er sich für besiegt ohne Krieg. Denkt man sich aber einen Schiedsrichter, der auch den widerwilligen Staat zwingen könnte, sich seinem Spruche zu unterwerfen, so wäre Dieser thatsächlich der Herr, und die Staaten, die sich ihm unterwerfen müßten, hätten ihre Souveränetät eingebüßt. Darum führt Treitschke in, wie mir scheint, überzeugender Weise aus, daß nur eine Weltmonarchie den Krieg als Staatenproceß entbehrlich machen könnte. Die Idee eines Weltreichs aber ist für

Treitschke „hassenswerth". „In einem einzigen Staate," sagt er, „könnte sich gar nicht der ganze Inhalt der Cultur verwirklichen. In keinem einzigen Staate können sich die Tugenden der Aristokratie und Demokratie vereinigt finden. Alle Völker sind ebenso wie die einzelnen Menschen einseitig, aber in der Fülle dieser Einseitigkeiten zeigt sich der Reichthum des Menschengeschlechts. Die Strahlen des göttlichen Lichts erscheinen nur unendlich gebrochen in den einzelnen Völkern; jedes zeigt ein anderes Bild und einen andern Gedanken der Gottheit." Will man keine Weltmonarchie und doch eine über den Staaten stehende Autorität, die den Krieg ausschließt, so muß man nothwendig bei dem Herrschaftsideale der römischen Theokratie anlangen. Denn nur eine Autorität, die unmittelbar von Gott stammte, und deren überirdischer Ursprung von allen Völkern rückhaltlos anerkannt würde, könnte ohne eigene materielle Uebermacht eine herrschende Stelle über den Weltmächten einnehmen.

Der Gegensatz zwischen den principiellen Friedensfreunden, die Treitschke's Spott verfolgt, und den Vertheidigern des Krieges ist praktisch nicht so erheblich, wie er sich in der literarischen Discussion ausnimmt. Wer nicht auf dem extremen Standpunkte der Grafen Tolstoi steht und auch den Staaten das geduldige Leiden des Unrechts zu empfehlen wagt, wird bei größter Abneigung gegen den Krieg Fälle anerkennen, wo ein Volk zu den Waffen greifen muß. Und anders als für den Fall höchster Noth wagt Niemand den Krieg zu vertheidigen. Es fragt sich nur, ob die Idee des ewigen Friedens, einer endgültigen Ausschließung des Krieges durch eine rechtliche Organisation der Staatengesellschaft ein vernünftiges Ziel der Politik ist. Treitschke's Verneinung dieser Frage wird man kaum widersprechen können.

Wenn man mit Treitschke das Wesen des Staates in der Fähigkeit der Selbstbehauptung durch eigene Kraft sieht, so entsteht unvermeidlich eine gewisse Verlegenheit bezüglich solcher Staatswesen, denen diese Autarkie ohne Zweifel abgeht, in denen aber doch eine unangefochtene centrale Gewalt innerhalb der eigenen Grenzen besteht, so daß Niemand ihnen abstreiten kann, daß sie wirklich Staaten sind. Treitschke erkennt an, daß die Schweiz durch ihre Stellung im europäischen Staatensystem eine Gewähr der Dauer besitzt, welche die Gefahr eines Angriffs auf ihre Selbständigkeit nach menschlichem Ermessen völlig ausschließt. Es wird hier klar, daß die Macht nach außen zum Staatenideale eines Politikers gehören mag, daß sie aber nicht zum Staatsbegriffe gehört, daß dieser vielmehr nur dem Verhältnisse der herrschenden Gewalt zu ihren Unterthanen entnommen werden kann. Es gibt in der Staatenwelt mächtige, minder mächtige und machtlose Staaten, die wir doch alle Staaten nennen müssen. Dagegen hat es, wie mir scheint, seinen guten Sinn, wenn Treitschke die Annahme eines souveränen Staates in solchen Fällen ausschließt, wo eine rechtliche oder thatsächliche Unterwerfung unter die auswärtige Politik einer höheren Macht anerkannt werden muß. Aus dieser Erwägung folgt Treitschke's Anschauung von dem politischen Charakter des Deutschen Reiches, welche als sein letztes Wort über eine Frage,[1] die seine publicistische Wirksamkeit in hervorragendem Maße beschäftigt hat, besonderes Interesse bietet.

II.

Die Zeit, in welcher Treitschke als Berliner Docent wirkte, hat ihm wohl die gefülltesten Auditorien gebracht, aber die praktisch wirksamste Periode seiner Publicistik und seines akademischen Unterrichts war die Zeit der Vorbereitung und Vollendung der deutschen Einheitsbewegung. Damals herrschte in Süddeutschland und Mitteldeutschland jener gedankenlose großdeutsche Patriotismus, der namentlich die national empfindende Jugend mit einer weichherzigen und schwärmerischen Begeisterung für unbestimmte, ungreifbare Ziele erfüllte. Wie mancher süddeutsche Student ist in jenen Jahren nach Leipzig gekommen, erfüllt von Mißtrauen gegen Preußen und unklarer großdeutscher Begeisterung, und ist durch Treitschke's Vorlesungen ein Anderer geworden, durchdrungen von der klaren Einsicht, daß nicht die Begeisterung der Turnvereine und Schützenfeste, sondern nur Preußens scharfes Schwert den Deutschen ein Vaterland wiedergeben könne! Es war die Glanzzeit der „Preußischen Jahrbücher", in denen Treitschke's von historischem Wissen und politischer Gedankenarbeit schwere und doch von vulcanischer Leidenschaft durchglühte Aufsätze erschienen. Diese Meisterwerke publicistischer Kunst zwangen jeden gebildeten Deutschen zu einer Entscheidung zwischen gedankenlosem Vegetiren in überkommenen Sympathien und Antipathien und einer klaren, bestimmten politischen Theorie, die hart und unerbittlich manches Opfer freundlicher Empfindungen forderte, aber dafür ein geschichtlich und logisch begründetes Fundament politischen Denkens und ein deutlich erkennbares Ziel gab. Wenn die große Entscheidung von 1866 in denjenigen Kreisen der deutschen Bildung, die Preußen Anfangs feindselig gegenüber standen, schließlich rasch und vollständig auch die Gesinnungen und Ueberzeugungen für sich gewann, so gebührt Treitschke's Aufsätzen und seiner akademischen Lehrthätigkeit ein wesentlicher Antheil an diesem Erfolge. Die bedeutsamste jener publicistischen Kundgebungen war der berühmte Aufsatz über „Bundesstaat und Einheitsstaat", ein classisches Beispiel der Politik, die nach der Form der Darstellung und der Methode der Beweisführung nichts als „angewandte Geschichte" sein will und doch in ihren praktischen Forderungen so radical ist wie irgend eine naturrechtliche Doctrin. Von den damaligen Staatsrechtslehrern Deutschlands sagt Treitschke, daß sie darauf versessen waren, die Lehre der Föderalisten aufzunehmen, um nicht den deutschen Fürsten offen zu sagen, „daß wir die gute Absicht hätten, ihre Souveränetät zu vernichten und das Werk unseres Todfeindes Napoleon zu zerbrechen". Ihm selbst lag diese zarte Rücksicht auf die Gefühle der gekrönten Häupter Deutschlands fern, und er scheute sich nicht, die Unmöglichkeit eines echten Bundesstaates nach Art der Schweiz und Nordamerika's nachzuweisen und den preußisch-deutschen Einheitsstaat zu fordern, den Einheitsstaat oder, wie es in der Vorrede der gesammelten Aufsätze vom 31. Oktober 1864 heißt, „eine dem Einheitsstaate nahe verwandte Vereinigung unter der Krone Preußens". Treitschke's Ausführungen über die Verfassung der Schweiz und Nordamerika's, über den achäischen Bund und die Republik der vereinigten Niederlande zeigen die vollendete Fähigkeit des Historikers, fremde Verhältnisse aus ihrer Eigenart

zu beurtheilen und auch dem Föderalismus gerecht zu werden, wo dieser historisch begründet ist. In dem 1874 gedruckten Aufsatze über „Bund und Reich" hat er seine frühere Theorie des Bundesstaates, die sich an Tocqueville und Waitz anlehnte, wesentlich berichtigt, namentlich den widerspruchsvollen Gedanken einer getheilten Souveränetät aufgegeben, dagegen den „Nachweis, daß dem deutschen Staate alle Vorbedingungen eines rein bündischen Lebens gänzlich fehlen, bis auf das letzte Wort aufrecht erhalten". „Jede Bundesverfassung," heißt es in diesem Aufsatze, „enthält in langer Reihe juristische Fictionen, offene Fragen, Widersprüche, wohllautende Redewendungen, welche der offenkundigen Unwahrheit zuweilen sehr nahe kommen." Gegenüber diesen absichtlichen Verhüllungen, welche gerade den sorgsamen Forscher, der sich vom Boden des positiven Rechts nicht entfernen will, irre führen können, ist es die Aufgabe der politischen Theorie, die wirklichen Machtverhältnisse klarzustellen und danach den Charakter des Staates zu bestimmen. Nun ist es eine zweifellose Thatsache, daß der deutsche Kaiser durch seinen Reichskanzler die auswärtige Politik des Deutschen Reiches lenkt und für die Zwecke dieser Politik über die gesammte Heeresmacht Deutschlands verfügt. Die Reichsgründung hat auf dem für Treitschke's Auffassung entscheidenden Gebiete die Macht der preußischen Krone über das ganze Reich ausgedehnt, dagegen die Selbstbestimmung der kleineren Staaten aufgehoben. Es gibt im Deutschen Reiche keine bayerische und sächsische auswärtige Politik mehr. Ein Staat aber, der das Recht der Waffen nicht hat, ist für Treitschke kein Staat. So konnte er seine Lehre vom deutschen Einheitsstaate auch nach der Gründung des Reiches festhalten, ohne daß man ihm eine verfassungswidrige Gesinnung und Mangel an Loyalität gegen die deutschen Souveräne vorwerfen durfte.

III.

Der Satz, daß der Staat Macht ist, hat für Denjenigen, der bei diesem einen Gesichtspunkte stehen bleibt, die Gefahr, zum Absolutismus zu führen. Es scheint so naheliegend, daß die vollständigste Concentration aller Kräfte, die einem Staate die Ueberlegenheit im Wettstreite der Weltmächte gibt, nicht sicherer herbeigeführt werden kann als durch die unumschränkteste Herrschaft eines einzigen auf jenes Ziel gerichteten persönlichen Willens im Inneren des Staates. Bei Treitschke ist dieser Irrweg ausgeschlossen, weil bei ihm in der Betrachtung der Staatsverfassung der Machtbegriff durch eine andere Gedankenreihe abgelöst wird, die er in dem Satze zusammenfaßt: der Staat ist das Volk. Es ist die Lehre der historischen Rechtsschule, ihm übermittelt durch Dahlmann, den einzigen seiner Lehrer, dessen Namen er bei jeder Gelegenheit mit dankbarer Pietät nennt. Diese Anschauung wurzelt in der inneren und äußeren Wiedergeburt Deutschlands durch die Romantik und die Freiheitskriege. Denn das politisch Bedeutsamste in der Erhebung Preußens gegen Napoleon war dieses, daß hier zum ersten Male seit den Zeiten des Alterthums das Volk als handelnde Person auftritt, nicht mehr als bloßes Material erscheint, dem die Herrscher die Mittel zur Durchführung ihrer Politik entnehmen. Hier steht das preußische Volk in seiner Einheit und Gesammtheit so sehr im

Vordergrunde, daß auch seine großen Staatsmänner und Feldherren nicht als die gehorsamen Diener ihres Fürsten, sondern als die von dem Vertrauen des Volkes berufenen Führer erscheinen. In dieser geschichtlichen Erscheinung wurzelt die Staatsauffassung, daß der Staat in Wahrheit die Form des Volkes ist, daß alle Einrichtungen des Staates, alle Mittel zur Bildung und Durchsetzung des Staatswillens nur den Zweck haben, das Volk selbst handlungsfähig zu machen, die ideale Einheit des Volkes nicht nur symbolisch darzustellen, sondern zur Wirklichkeit zu machen. Treitschke's Auffassung des Krieges hängt mit diesem fundamentalen Gedanken seiner Politik auf das Engste zusammen. Denn im Kriege ist das gesammte Volk in seiner waffenfähigen Mannschaft, durch die Organisation des Heeres zur Einheit zusammengeschlossen, von einem Willen nicht nur beherrscht, sondern innerlich durchdrungen, eine sinnlich wahrnehmbare, greifbare Thatsache. Sieg und Niederlage treffen unmittelbar die Gesammtheit und bestimmen erst mittelbar das Geschick des Einzelnen. Nirgends wird in annähernd gleichem Maße die Idee des Volkes Wirklichkeit. Wie weit dieselbe Bethätigung des Volksgedankens im Frieden stattfindet, ist die grundlegende Frage für die Erkenntniß und Beurtheilung der Staatsverfassungen.

Es könnte scheinen, als ob die Lehre, daß der Staat das Volk ist, nothwendig zu einem demokratischen Staatsideal führen müßte. Aber das Princip der Demokratie, die Herrschaft der Mehrheit, hat nicht die Einheit, sondern die Vielheit zur Voraussetzung. Dazu ist die echte Demokratie, in der wirklich das gesammte Volk durch Beschlüsse handelt, nur in ganz kleinen Staaten, wie den Schweizer Urcantonen, denkbar. Sobald der Staat über die allerkleinsten Verhältnisse hinaus wächst, muß nothgedrungen die im Volke ruhende Staatsgewalt durch Vertreter ausgeübt werden. Diese aber sind, weil die Demokratie ein anderes Princip staatlichen Handelns als das des Majoritätsbeschlusses nicht kennt, die Vertreter nicht des ganzen Volkes, sondern der Volksmehrheit, — ein Zustand, der nur deshalb erträglich ist, weil die Volksstimmung wechselt und die heute unterlegene Minderheit sich mit der Hoffnung tröstet, Mehrheit zu werden. Denkt man sich aber, daß ein ganzes Volk durch einmüthigen Entschluß in freiem Vertrauen einen Mann zum Herrscher, Heerführer und Richter wählte und in dessen Handeln die Bethätigung seines eigenen Willens erblickte, so würde dies offenbar die höchste Verwirklichung der Idee des im Staate geeinten Volkes sein. Dies aber ist das Wesen der Monarchie, und es ändert an der Sache nichts, daß diese freie Unterordnung nicht einem Individuum, sondern einer Familie gilt; daß sie nicht durch ein napoleonisches Plebiscit, sondern durch die Thatsache des Gehorsams ausgesprochen wird. Treitschke versteht, wie Aristoteles, die Monarchie als eine Herrschaft über freiwillig Gehorchende. Sie muß „der Zustimmung des Volkes gewiß sein“. Die brutale Vorstellung, daß der König das Volk beherrsche mittels des durch den Fahneneid an ihn gebundenen Heeres, hat in Treitschke's Politik keine Stelle. Er verwirft den Gedanken einer Verwendung des Heeres gegen das Volk, „als wenn die kindermordenden Landsknechte des Herodes ein Vorbild für deutsche Soldaten wären“. Mit scharfem

Worte wird jede Uebertreibung der in dem Fahneneid liegenden Treuverpflichtung abgewiesen: „absolute Hingabe an einen sterblichen Menschen kann es nicht geben. Man soll nicht zu unseren Soldaten sprechen, als ob sie auch Vater und Mutter auf Befehl ihrer Vorgesetzten todtschlagen müßten." Wo allgemeine Wehrpflicht besteht, ist es dem Herrscher unmöglich, auf die Dauer gegen den Willen der Nation zu regieren. Als Motiv der monarchischen Gesinnung kennt Treitschke nur die Ehrfurcht vor den geschichtlichen Thatsachen. Es ist „eine unerforschliche Fügung der Vorsehung, wenn gerade dieses Geschlecht über alle anderen im Lande sich emporgehoben hat". Dies in Demuth anzuerkennen, ist ihm der vernünftige Sinn des viel mißbrauchten „von Gottes Gnaden". Eine mystisch-religiöse Begründung der Monarchie verwirft Treitschke in seinen Vorlesungen mit derselben Entschiedenheit, mit der er es schon früher ausgesprochen hatte: „Der kindliche Glaube an die göttliche Berufung fürstlicher Geschlechter ist der gesitteten Welt für alle Zeit entschwunden". Darum spricht er mit einer gewissen Härte von den noch heute bestehenden Formen des Verkehrs zwischen Herrscher und Volk: „Diocletian verlegte seinen Herrschersitz nach Byzanz und übernahm die Formen des persischen Hofceremoniells. Dieses Ceremoniell ist dann von Byzanz weiter an die abendländischen Höfe gekommen, und wer ehrlich ist, wird sagen müssen: es gereicht uns nicht zur Ehre, daß wir diese orientalisch-theokratischen Formen in unserer freien abendländischen Welt gedankenlos beibehalten haben. Der übertriebene, theokratische Cultus der Majestät ist ein dunkler Fleck an unserer Monarchie."

Die nüchterne und maßvolle Beurtheilung der Monarchie ist für diese selbst vom größten Werthe. Denn bei der theokratisch motivirten Ueberschätzung des Königthums ist jeder Mißgriff des Monarchen, jede berechtigte oder unberechtigte Unzufriedenheit mit seinen Handlungen dem monarchischen Geiste selbst gefährlich. Die ruhige geschichtliche Betrachtung ist dieser Anfechtung nicht ausgesetzt: „Wie sehr der persönliche Wille des Königs zuweilen schaden kann, das haben wir schon oft erfahren und werden es ferner erfahren. Aber wenn wir Monarchisten sind, so müssen wir uns überzeugen, daß dieser Zustand erträglicher ist, als wenn der Monarch zu einer Puppe wird." Auch von dem Monarchen selbst fordert Treitschke, daß er bescheiden sei, daß er es verstehe, seinen persönlichen Willen von dem Staatswillen zu unterscheiden, daß er sich dessen bewußt bleibe, daß „die innige Verbindung des Herrscherhauses mit seinem Volke immer aufs Neue verdient werden will". Darum stellt Treitschke der Selbstüberhebung des französischen Königthums, die zu einem revolutionären Rückschlag führen mußte, das Bild Friedrich's des Großen gegenüber, der durch seine Auffassung der Monarchie als eines Dienstes für das Wohl des Ganzen der Lehrer und Erzieher der deutschen Fürsten wurde, von dem Männer wie Karl Friedrich von Baden und Karl August von Weimar die wahrhaft königliche Auffassung ihres Berufs lernten. Es ist beachtenswerth, daß die beiden Männer, welche am meisten für die Befestigung der Monarchie in Deutschland geleistet haben, der Eine durch seine Thaten, der Andere durch seine Lehre, daß Bismarck und Treitschke beide von dem theokratischen Cultus des Königthums nichts wissen wollen, sondern eine weltliche und volksthümliche Anschauung vertreten.

Treitschke's monarchische Gesinnung ist allem Schein feind und auf die Wahrheit gerichtet. Er will einen wirklichen Herrscher an der Spitze des Staats, dessen Macht mindestens so weit geht, daß nichts gegen seinen Willen geschehen kann. Was er gegen eine Nachahmung Englands sagt, ist heute so vollständig Gemeingut aller Gebildeten geworden, daß wir Mühe haben, den Aufsatz über das constitutionelle Königthum in Deutschland nach seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung vollkommen zu würdigen. Die Ereignisse des Verfassungskampfes in Preußen, die scharfe Zuspitzung des Conflicts um das Budgetrecht, die Theilung des Abgeordnetenhauses in zwei geschlossene Parteien: das waren die Elemente, aus denen sich die Alternative „Absolutismus oder Parlamentarismus" mit unentrinnbarer Logik zu ergeben schien. König Wilhelm's Weisheit hatte den ersten Schritt gethan, um dem politischen Denken in Deutschland aus dieser heillosen Alternative heraus zu helfen. Treitschke's Beredsamkeit wendete sich an seine liberalen Gesinnungsgenossen, um sie zu überzeugen, daß eine Parteiherrschaft in Deutschland eine Unmöglichkeit sei, daß nur eine starke Monarchie mit einem ihr ergebenen Beamtenthum und einem unbedingt zuverlässigen Heere die nationale Aufgabe lösen könne, und daß der Sieg politischer Freiheit in Deutschland durch die rückhaltlose Anerkennung dieser geschichtlichen Thatsachen bedingt sei. Wie die Schrift über Bundesstaat und Einheitsstaat die großdeutschen Phantasien vernichtete, so wurde durch den Aufsatz über das constitutionelle Königthum die demokratische Parteidoctrin in allen hellen Köpfen überwunden und das heranwachsende Geschlecht mit einem Staatsideale erfüllt, das Autorität und Freiheit in sich vereinigte. Treitschke nennt in seinem berühmten Jugendaufsatze die Freiheit „den höchsten Gegenstand männlichen Denkens". Er ist dieser Jugendliebe nicht untreu geworden, und wenn er in seinem späteren Leben öfter die Verirrungen der Liberalen bekämpft, als ihr gutes Recht gegen Feudale und Absolutisten vertreten hat, so liegt dies daran, daß seiner Auffassung von Staat und Volk die Grundgedanken des Liberalismus selbstverständlich waren und es ihm nur darauf ankommen konnte, die Staatsanschauung der deutschen Bildung so zu entwickeln, daß sie dem Gedanken der Staatsmacht nicht entgegengesetzt, sondern als dessen natürliche Ergänzung erscheinen mußte. „Wenn wir an die antike Staatsauffassung anknüpfen," heißt es in der Einleitung zur „Politik", „laufen wir keine Gefahr, in den Fehler der Alten, die Ueberschätzung des Staatslebens, zu verfallen. Hiervor behütet uns vor Allem die durch das Christenthum gewonnene Erkenntniß, daß der Mensch unmöglich bloß ein Glied des Staats sein kann, die Erkenntniß von dem Werthe der unsterblichen Persönlichkeit des Menschen und ihres Rechts, von Gott und göttlichen Dingen frei zu denken." Aus dieser religiösen Grundanschauung folgt vor Allem die unbedingte Freiheit des Gewissens und Anerkennung auch der religiösen Gemeinschaft als einer dem Staate innerlich ebenbürtigen Geistesmacht. „Die Kirche ist nicht weltlichen Ursprungs, aber sie ist in dieser Welt und wirkt auf ihr. Sie muß in der Gemeinschaft der rechtlich zusammen lebenden Menschen sich bethätigen." Staat und Kirche sind beide sittlich gleich nothwendig, aber im rechtlichen Leben muß der Staat

auch der Kirche gegenüber souverän sein. Das ist „ein ewiger Widerspruch“, ein „in sich irrationales Verhältniß“, daß zwei Mächte im Verhältniß der Subordination stehen, die sich sittlich ebenbürtig fühlen. Treitschke findet die Unvermeidlichkeit der Conflicte zwischen Staat und Kirche keineswegs beklagenswerth, da der in der Natur der Dinge liegende Gegensatz die persönliche Freiheit in ihrem wichtigsten Interesse verbürgt. Alles, was er weiter über die verschiedenen Forderungen sagt, die aus dem Rechte der freien Persönlichkeit folgen, entspricht durchaus den Anschauungen eines maßvollen, aber entschiedenen Liberalismus und zeigt, wie weit die Machtlehre Treitschke's von dem Cultus der Staatsomnipotenz entfernt ist. Selbst für die viel verspotteten Menschenrechte, die dem Feinde des Naturrechts besonders verdächtig sein mußten, tritt Treitschke ein: „Man darf sie nicht unbedingt verdammen, denn man muß zugeben, wenn ein Volk einen dialektischen Proceß durchgemacht hat, so wird es das Bedürfniß fühlen, diese Resultate zu formuliren.“

Die entscheidende Probe aber für die Wahrheit des Satzes, daß der Staat das Volk sei, ist die politische Freiheit, die Betheiligung des Volks an der Bildung und Ausführung des Staatswillens. Das Unwahre an der Demokratie ist Treitschke nicht das Streben nach fortschreitender Verwirklichung dieses Ideals, sondern die Ansicht von der natürlichen Gleichheit der Menschen. „Vielmehr mit dem Satze von der ursprünglichen Ungleichheit der Menschen muß das politische Denken beginnen. Nur daraus erklärt sich, daß einzelne Gruppen andern untergeordnet wurden.“ Gerade wenn die Ordnung des Staats das lebendige, geschichtlich wirkliche Volk zu politischem Handeln befähigen soll, muß sie die Thatsachen der geistigen und wirthschaftlichen Gruppirung und Unterordnung, wie sie die Gesellschaft bietet, anerkennen und in den Formen des staatlichen Handelns zur Geltung bringen. Die wichtigste Seite der politischen Freiheit ist die Selbstverwaltung, und gerade bei dieser lehrt die tägliche Erfahrung, daß sie nothwendig einen aristokratischen Charakter haben muß, weshalb ihr die radicalen Parteien immer verständnißlos gegenüber stehen. Es ist bei dieser Anschauung nicht verwunderlich, daß Treitschke das allgemeine und gleiche Stimmrecht nicht liebt. Er hat zwar schon in dem Aufsatze über das constitutionelle Königthum seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß diesem Systeme in Deutschland die Zukunft gehöre. Es „entspricht der allgemeinen Wehrpflicht, erhöht das Ansehen der Volksvertretung, zwingt die Besitzenden, die Wünsche der Arbeiter zu bedenken, und zeigt Diesen, daß der Staat ihnen gerecht werden will“. In den Vorlesungen nennt er das allgemeine Stimmrecht „die äußerste Grenze, über deren Unvernünftigkeit nichts mehr hinaus geht“. Aber er spricht doch auch hier die Ueberzeugung aus, daß dieser Schritt, nachdem er einmal gethan ist, nicht mehr zurückgenommen werden kann. Das einzig zulässige, aber auch wünschenswerthe Correctiv scheint Treitschke die Oeffentlichkeit der Abstimmung, die allein dem deutschen Charakter entspricht und einer freien Natur würdig ist. Wer möchte dieser sittlichen Forderung widersprechen? Aber ihre Erfüllung hat zur Voraussetzung einen Fortschritt der politischen Moral zur unbedingten

Achtung der persönlichen Ueberzeugung, die jede Maßregelung und Einschüchterung des Bürgers, der sein Stimmrecht ausübt, verurtheilt. So lange die öffentliche Abstimmung nur deshalb gewünscht wird, um die Freiheit der Abstimmung illusorisch zu machen, würde sie nur Heuchelei und knechtische Gesinnung züchten und die große Masse der wirthschaftlich Abhängigen tiefer verstimmen und mit Feindschaft gegen die staatlichen Ordnungen erfüllen als selbst eine Beschränkung des Wahlrechts. Nur der Fortschritt wahrhaft liberaler Gesinnung, nicht aber die Speculation auf die Schwachheit der menschlichen Natur und auf die wirthschaftliche Noth kann uns von dem Unsegen der Heimlichkeit frei machen.

Man muß zudem anerkennen, daß gerade Treitschke's Auffassung von dem Wesen der Volksvertretung das allgemeine Stimmrecht verständlicher macht als die alte Irrlehre, welche das Ideal der politischen Freiheit in der parlamentarischen Parteiherrschaft sieht. Treitschke stimmt mit der gesammten modernen Staatswissenschaft darin überein, daß die Parteien sociale Gebilde sind, Vertretungen der in der Gesellschaft vorhandenen wirthschaftlichen Gruppen, welche als solche nicht die Ziele des Staats vertreten, sondern danach trachten, ihre eigenthümlichen Wünsche und Interessen im öffentlichen Leben durchzusetzen. Sie haben daher in einer starken Monarchie wesentlich eine negative Function, indem sie die in der Gesellschaft vorhandenen Kräfte, die dem rein politischen Princip entgegen stehen, zum Ausdruck bringen und einem Conflict zwischen Staat und Gesellschaft, dem der Absolutismus auf die Dauer nicht gewachsen wäre, durch den verfassungsmäßigen parlamentarischen Austrag der Gegensätze rechtzeitig vorbeugen. Steht es aber so, dann muß man es nicht nur als unvermeidlich, sondern als innerlich nothwendig bezeichnen, daß auch die Wünsche und Bedürfnisse der Millionen, die kein anderes Ziel verfolgen können als das tägliche Brot, in dem parlamentarischen Leben laut werden. Und daß dies nur durch das allgemeine Stimmrecht geschehen kann, ist eine zweifellose Erfahrung.

IV.

Treitschke's Lehre, daß der Staat das Volk ist, gibt seiner Machtlehre die ethische Begrenzung und Richtung. Er tadelt an Macchiavell, daß die Staatsmacht für ihn keinen Inhalt hat. „Der Staat ist nicht physische Macht als Selbstzweck; er ist Macht, um die höheren Güter der Menschen zu schützen und zu befördern. Die reine Machtlehre ist als solche völlig inhaltlos, und sie ist unsittlich darum, weil sie sich innerlich nicht zu rechtfertigen vermag.“ Mit großem Scharfsinn und hohem sittlichen Ernst ist die alte Streitfrage über das Verhältniß von Politik und Moral in den Vorlesungen erörtert. Wenn man, wie Treitschke, dem Staate Persönlichkeit und Charakter zuschreibt, so kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß sittliche Gesetze für sein Handeln gelten müssen. Treitschke hat aber eingehend und nachdrucksvoll die tiefe Verschiedenheit dargelegt, die für die sittliche Beurtheilung darin liegt, daß die erste und selbstverständliche Pflicht des Staates Selbstbehauptung ist, während für den Einzelnen die Selbstaufopferung Pflicht sein kann. Hieraus

folgt, daß gerade die specifisch christlichen Tugenden, die aus dem Gedanken des Opfers, der Hingabe an ein Höheres folgen, durch den Begriff des Staats ausgeschlossen sind. Er würde unsittlich handeln, wenn er den Grundsatz der unbedingten Selbstbehauptung aufgäbe. Darum kann auch der Staatsmann und Heerführer Tugenden, die ihm im Privatleben zur Ehre gereichen würden, als Vertreter des Staats nicht üben, ohne seine erste Pflicht zu versäumen. „Die Moral," sagt Treitschke, „muß politischer werden, wenn die Politik moralischer werden soll, das heißt: es müssen die Moralisten erst erkennen, daß man das sittliche Urtheil über den Staat aus der Natur und den Lebenszwecken des Staats und nicht des einzelnen Menschen schöpfen muß. Dann wird ihnen auch das politische Leben unendlich menschlicher und sittlicher erscheinen." In Bezug auf die Mittel des politischen Handelns ist Treitschke von dem landläufigen Indifferentismus weit entfernt. Er glaubt, „daß die Macht der Wahrheit und Offenheit in der Politik viel größer ist, als man gewöhnlich behauptet". Wenn aber eine höhere Gemeinschaft, welche die Staaten umfaßt, durch Treitschke's Staatsbegriff ausgeschlossen ist, so folgt schon daraus die enge Beschränkung moralischer Rücksichten im Staatenverkehre. Denn alle Moral hat ihren Grund in der Gebundenheit des Einzelnen durch die sittlichen Forderungen einer Gemeinschaft, deren Glied er ist. Wenn das letzte Wort in dem Gegensatze von Staat und Staat die Kraftprobe des Kriegs sprechen muß, wenn auch der Friede zwischen Staaten nur ein latenter Krieg ist, so muß auch die Friedenspolitik durch kriegerische Anschauungen bestimmt sein. Weil für den Krieg die möglichst weit gehende Kenntniß der Vorbereitungen des Gegners erforderlich ist, so gehört die Spionage mit allem dem moralischen Schmutze, den sie mit sich bringt, zu den Aufgaben der Heeresverwaltung. Das sittlich niedrigste Geschäft, die Bestechung zum Zweck des Verraths, wird von sittlich ehrenhaften Männern dem künftigen Feinde gegenüber mit ruhigem Gewissen betrieben. Entscheidend für den sittlichen Charakter eines Staatswesens ist die innere Politik. Hier muß „die Moral unendlich viel reiner und reizbarer sein, denn die Ordnungen des eigenen Staats sind mir heilig". Hier sollen nicht Mißtrauen und Gewalt, sondern Gerechtigkeit und Vertrauen herrschen. Das ist die erste Forderung der politischen Ethik, daß die im Verkehre der Nationen unvermeidliche und unüberwindliche Kriegspolitik nicht auf das Verhältniß von Obrigkeit und Unterthanen, auf den Kampf der Parteien übertragen werde.

Von den Abschnitten der Politik, welche die einzelnen Gebiete des staatlichen Handelns besprechen, zeigt begreiflicher Weise der über das Heerwesen am meisten alle Tugenden von Treitschke's Stil. Denn in dem nationalen Heere sind die beiden fundamentalen Principien seiner Politik, die Macht und das Volk, am vollkommensten verwirklicht. Nie hat ein Schriftsteller höher gedacht und schöner gesprochen von dem pädagogischen Werth unseres Heerwesens. Es ist für Treitschke ein Mangel der sonst so reich entwickelten englischen Cultur, daß sie die allgemeine Wehrpflicht nicht kennt. „Die Unritterlichkeit des englischen Charakters hängt damit zusammen, daß man dort die körperliche Uebung nicht in den edlen Waffen sucht, sondern in den Fertigkeiten des

Boxens, Schwimmens und Ruderns. Diese Uebungen haben sicherlich auch ihren Werth; daß aber diese ganze Art athletischen Sports auch den Athletengeist mit seiner Roheit erzielt und einen äußerlichen Sinn, der immer nur danach trachtet, den ersten Preis zu erringen, das springt in die Augen." Das Heer gilt Treitschke als die Schule für alle eigentlich männlichen Tugenden des Volkes. Seine Darstellung ist ein reiner Spiegel, in welchem das Heer sein Idealbild sehen kann. Die nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit mag gelegentlich zu anderen Ergebnissen kommen. Aber aller sittliche Fortschritt im Leben wird nicht durch Schlechtmachen und feindseliges Hervorheben von Fehlern und Schwächen, sondern allein dadurch herbeigeführt, daß man der einzelnen Person oder einer Gemeinschaft das Bild dessen, was sie nach ihrer Idee sein soll, mit warmer Liebe in die Seele prägt und immer aufs Neue vor Augen stellt. Nur der Idealismus kann erzieherisch wirken.

Es liegt in der Consequenz von Treitschke's Staatslehre, daß die Ansprüche der Individuen oder einzelner Gesellschaftsclassen an den Staat keinen Theil des Systems bilden. Darum nehmen die Fragen der Socialpolitik in diesem Buche nicht die Stelle ein, welche sie in der praktischen Politik errungen haben. Das Leitmotiv des drohenden Umsturzes, welches alle Gegner constitutioneller Freiheit und alle Vertreter einseitig capitalistischer Interessen so virtuos zu benutzen wissen, ist Treitschke fremd. Daß der Staat für Hebung der socialen Noth zu wirken habe, so weit seine Fähigkeit reicht, hat er nie in Zweifel gezogen. Auch in den Vorlesungen wird von dem Staat gefordert, daß er den Druck der Classenordnung mildere, daß er die wirthschaftliche Noth einschränke und erträglich mache, daß er die Gerechtigkeit und die sociale Schonung in die Welt der socialen Kämpfe hinein trage. Der Staat soll dafür sorgen, daß der Abstand zwischen den Höhen und Tiefen der Gesellschaft nicht ein zu drohender werde, daß keine Ausbeutung der niederen Classen zu Gunsten der höheren stattfinde. Er soll, so weit dies irgend möglich ist, dahin wirken, daß keine Frauen mehr in die Fabriken gehen. „Es muß dahin kommen, daß der Fabrikarbeiter durch seine Arbeit allein genug gewinnt, um seine Familie ernähren zu können." Auch das wirthschaftliche Leben befindet sich „im Flusse der historischen Entwicklung, in einer Welt des ewigen Werdens". Unser Eigenthumsbegriff in seiner „eigenthümlichen, selbstsüchtigen Härte" ist ein historisch gewordener, der keinen Anspruch auf Ewigkeit hat. Es hat „ungeheure Zerstörungen des Eigenthums gegeben, die im höchsten Grade segensreich gewirkt haben", wie die Säcularisation des Kirchengutes. Dasselbe kann „auch dem privaten Grundeigenthum und Capital gegenüber" nothwendig werden. Der Latifundienbesitz im Nordosten erscheint Treitschke als eine Gefahr: „der Staat wird hier früher oder später zu großen socialpolitischen Maßregeln schreiten müssen." Treitschke scheut sich so wenig wie Bismarck, sich zu dem Recht auf Arbeit zu bekennen: „der Staat muß dafür sorgen, daß brave Leute, die Arbeit suchen, sie auch finden." Wo Treitschke socialistischen Forderungen entgegen tritt, hat er ausschließlich den reinen Communismus im Auge. Das Privateigenthum ist ihm eine nothwendige Folge aus der Idee der Persönlichkeit, die Forderung gleicher Vertheilung der Güter oder einer

Vertheilung nach Tugend und Verdienst verwerflich. Die Ungleichheit und die Classenordnung sind von dem Wesen der Gesellschaft unzertrennlich und ein Erforderniß der Cultur: „es gibt keine Cultur ohne Dienstboten." Man sieht, daß Treitschke in allen praktischen Forderungen mit den Freunden socialer Reform zusammen geht. Und wer möchte ihm widersprechen, wenn er bei aller Sympathie für die Bestrebungen socialen Fortschrittes doch immer betont, daß der Staat auf diesem Gebiete nicht herrschen, sondern der Entwicklung der Gesellschaft folgen soll. Der Staat kann unendlich viel thun, um die Volkswirthschaft zu stützen und zu leiten, ihr neue Wege zu eröffnen, aber „das eigentlich Schöpferische ist die freie That der Gesellschaft". Wie wichtig diese weise Selbstbeschränkung für eine gesunde Socialpolitik ist, hat die Erfahrung gezeigt und wird sie noch weiter zeigen. Wie die Classenordnung, so sind Classenkämpfe vom Wesen der wirthschaftlichen Entwicklung untrennbar. Einer aufsteigenden Classe gereicht nur das zum Segen, was sie sich selbst errungen hat. Die Gewährung voller Freiheit in der Bewegung und Organisation ist daher das erste Gebot socialer Gerechtigkeit; eine Beschränkung dieser Freiheit kann durch keine Gunstbezeugungen eines wohlwollenden Despotismus aufgewogen werden.

Dennoch tritt, wie mir scheint, in Treitschke's Beurtheilung des Socialismus die Einseitigkeit einer Staatsauffassung zu Tage, welche den Staat principiell nur als fertigen, als eine in sich geschlossene Einheit, nicht als einen werdenden, als ein Product der Gesellschaft betrachtet, — die innerliche Gebundenheit und Beschränktheit einer Theorie, welche die für die Regierenden naturgemäße Betrachtung des Staates von oben auch für die wissenschaftliche Erkenntniß des Staates als allein berechtigt hinstellt.

Treitschke hat die Einseitigkeit der rein politischen Betrachtung der öffentlichen Dinge nicht verkannt. In den Aufsätzen über die Freiheit und über das constitutionelle Königthum wie in den Vorlesungen stellt er die sociale und die politische Staatsauffassung als zwei Betrachtungsweisen dar, deren Gegensatz ewig und unvermeidlich ist. „Die bürgerliche Gesellschaft, die Summe der Einzelnen, sieht in dem Staate nur ein Mittel, ihre Lebenszwecke zu erreichen, der harte Politiker erkennt in den Ansprüchen der Gesellschaft nur die Begehrlichkeit, will ihr ganzes Thun dem Staate unterwerfen. Vor den Augen der historischen Wissenschaft und des echten Staatsmannes erscheinen beide Auffassungen gleich berechtigt und gleich einseitig. Denn da Staat und Gesellschaft durch gegenseitige Rechte und Pflichten verbunden sind, so können sie sich nicht lediglich wie Mittel und Zweck zu einander verhalten." Wenn aber diese beiden Anschauungen gleich berechtigt sind, so ist es offenbar die Aufgabe der politischen Theorie, eine Staatsauffassung zu finden, welche beiden gerecht wird. Dieses Problem der modernen Politik hat Treitschke nicht gelöst. Wenn er die bürgerliche Gesellschaft als „die Summe der Einzelnen" definirt, so ist die Anschauung, welche von der Gesellschaft ausgeht und den Staat ihr dienstbar machen will, nicht Socialismus, sondern Individualismus. Eine rein individualistische Staatsbetrachtung ist in Frankreich durch Taine mit rücksichtsloser Consequenz durchgeführt worden. Für Taine ist der Staat eine

Maschine, die den Zwecken der Individuen dient. Nun hält er nach dem von Herbert Spencer vertretenen „Gesetz der Specialitäten“ eine Maschine für um so vollkommener, je beschränkter die Leistung ist, die man von ihr fordert. Der Wilde bedient sich eines scharfen Steines, um die verschiedenen Zwecke zu erreichen, für welche dem Culturmenschen Messer, Säge, Schere, Griffel, zuletzt Schreibmaschine und Nähmaschine zur Verfügung stehen. Ebenso werden nach Taine die verschiedenen Bedürfnisse des Gesellschaftslebens in primitiven Verhältnissen durch dieselben Institutionen befriedigt, während der Fortschritt der Cultur eine immer schärfere Scheidung der verschiedenen gesellschaftlichen Bildungen nach ihren Zwecken herbeiführt. Die Maschine Staat soll danach um so vollkommener sein, je ausschließlicher sie den Schutz der Gesammtheit gegen den äußeren Feind und den Schutz des Einzelnen gegen Gewaltthat als Zweck verfolgt. Diese Auffassung des Staates ist gewiß der äußerste Gegensatz des Socialismus; sie ist aber zugleich das directe Gegentheil von Treitschke's Staatslehre. Denn welchen größeren Gegensatz in der Staatsauffassung kann man sich denken als die Betrachtung des Staates als Maschine und den Satz, daß der Staat das Volk ist? Es ist aber nicht ein Streit um Worte, ob es richtig ist, die sociale Staatsbetrachtung in einen so scharfen Gegensatz zur politischen zu stellen, ob nicht vielmehr beide einig sind im Gegensatz gegen den reinen Individualismus, der in allem Gemeinschaftsleben nur Mittel sieht für die Zwecke des Einzelnen. Und das ist gerade in unserer Zeit die praktisch wichtigste Frage der politischen Theorie, ob der Socialismus, im Großen betrachtet, staatsbildend oder staatszerstörend wirkt, ob er der Befestigung des Staatsgedankens, der Durchdringung des gesammten Volkslebens mit Staatsgesinnung förderlich oder schädlich ist.

Treitschke fordert für seine reine Politik eine vollkommene Loslösung des Denkens von denjenigen Anschauungen und Interessen, mit denen jeder Mensch nach seiner Bildung und seiner wirthschaftlichen Lage an die Betrachtung des Staates heran tritt. Erst die völlige Entleerung des Geistes von Allem, was naturgemäß sein Denken und Streben erfüllt, macht ihn fähig, diese von allem Socialen gereinigte Staatsidee, die ihm wie eine Erleuchtung aus einer höheren Welt entgegen kommt, in sich aufzunehmen. Kann bei solcher Auffassung der Gedanke des Staates ein Gemeingut des Volkes sein? Kann die Forderung, daß der Staat das Volk sei, verwirklicht werden, wenn man die correcte Vorstellung vom Staate nur in der Schule der Alten, nur im Studium des Aristoteles erwerben kann? Da das begriffsmäßige Erfassen des Staatsgedankens so schwer ist, daß nicht einmal die Gebildeten in ihrer großen Mehrheit dazu gelangen können, so kann das Volk als Ganzes im besten Falle nur ein instinctives Gefühl dafür haben, daß in Wahrheit der Einzelne Glied des Staates, mit Gut und Blut ihm angehörig ist. Und weil die Ueberwältigung der Gesammtheit durch eine solche machtvolle Empfindung nur im Kriege stattfindet, so ist für Treitschke der Krieg nothwendig. Man müßte daraus folgern, daß es die Aufgabe der Staatskunst sei, regelmäßig, in nicht zu fernen Zwischenräumen einen Krieg herbeizuführen. Aber kein Mensch wagt es, diese Consequenz zu ziehen. Im Gegentheil gilt es als erste Pflicht

der Staatslenker, den Frieden zu erhalten, so lange die Ehre und die Sicherheit des Staates dies irgend gestatten. Es wird keine Vermehrung des Heeres, keine Verbesserung der Kriegsmittel gefordert ohne die Begründung, daß die möglichste Stärkung der Kriegsrüstung die sicherste Gewähr für die Erhaltung des Friedens sei.

Die centrale Stellung des Krieges in Treitschke's Staatslehre, offenbar deren angreifbarster Punkt, ist die Kehrseite seiner antisocialen Tendenz. Wenn die ideale Höhe des reinen Staatsgedankens nur Dem zugänglich ist, der alle Bestrebungen, Sorgen und Hoffnungen seines irdischen Tagewerks hinter sich läßt, so muß die Idee des Staates der großen Masse immer unzugänglich bleiben. Die wirthschaftliche Selbstsucht ist in den höheren Schichten der Gesellschaft genau dieselbe wie in der Masse des Volkes. Wenn Staatsgläubiger und Beamte conservativ denken, so liegt das daran, daß die Bedingtheit ihres persönlichen Wohlbefindens durch das Gedeihen des Staates offenkundig und ihnen jeder Zeit bewußt ist. Der Herrscher verläßt sich auf seine Officiere, weil Diese, wie der bezeichnende Ausdruck lautet, „des Königs Rock" tragen. Alle Maßregeln socialer Reform haben den einen Zweck, die niederen Volksclassen in ähnlicher Weise an dem Staate zu interessiren, wie es die höheren Classen längst sind. Dadurch unterscheidet sich die Socialpolitik von den Unternehmungen christlicher Nächstenliebe. Auch die selbständigen Bemühungen des vierten Standes, seine Lage zu verbessern und politischen Einfluß zu gewinnen, befördern die Staatsgesinnung. Der Zusammenschluß der Arbeiter zu wirthschaftlichen und politischen Verbänden, die Gewöhnung an pecuniäre Opfer für ihre Agitation, die Unterordnung unter Männer ihres Vertrauens zum Zweck einmüthigen Handelns — alles das sind Elemente politischen Fortschrittes, welche trotz aller unschönen und bedrohlichen Begleiterscheinungen einer jugendlichen und unreifen Bewegung dem großen Gedanken des nationalen Staates dienen müssen.

Treitschke erkennt an, daß das Uebermaß einseitig politischer Lebensweise ein Volk zu Grunde richten kann. „So haben," sagt er, „die Spanier, dieses begabte Volk, für die politische Idee der Alleinherrschaft der katholischen Kirche sich verblutet. Es ist ein grandioser politischer Idealismus, den man nicht ohne schaudernde Bewunderung betrachten kann. Der goldene Boden des Handwerks wurde grundsätzlich verachtet, und dadurch wurde das Land wirthschaftlich dergestalt zu Grunde gerichtet, daß urplötzlich der Zusammenbruch erfolgte". Wenn also das Gedeihen der Staaten selbst die Verbindung von Wirthschaftspolitik und Machtpolitik fordert, so muß offenbar auch die politische Theorie in ihrer Begründung des Staatsgedankens dieser Doppelnatur des Staates gerecht werden. Zur Zeit verfolgt die große Weltpolitik wesentlich sociale Zwecke. Die Colonialpolitik, für welche die Einsetzung aller Kräfte der Nation gefordert wird, kann schlechterdings nur aus wirthschaftlichen und socialen Erwägungen vertheidigt werden. Und bei einer solchen Richtung der internationalen Politik ist es selbstverständlich, daß auch das Innenleben des Staates, seine Verfassungsentwicklung und die ganze Mannigfaltigkeit staatlichen Schaffens und Wirkens wesentlich durch wirthschaftliche Motive be-

stimmt sein muß. Ein Element aber, welches in der praktischen Politik einer Periode eine so hervorragende Stelle einnimmt, muß schon in der Idee des Staates und in der gesammten theoretischen Staatsbetrachtung zu seinem Rechte kommen. Hier liegt die Aufgabe für die politische Theorie der Zukunft, welche den socialen und den politischen Gedanken als gleich wichtige Elemente der Staatslehre erkennen und den Gegensatz beider Anschauungen, unter dem wir leiden, in einer höheren Gesammtanschauung überwinden muß.

Das freilich bleibt dabei die erste Forderung, daß uns der hohe Idealismus, der Treitschke's Politik erfüllt, nicht verloren gehe. Wenn wir je dazu kämen, den Staat nur noch als ein Gebilde der Volkswirthschaft, als eine nationale Productivgenossenschaft oder einen nationalen Consumverein zu begreifen, so wäre der ethische Verlust größer, als der wissenschaftliche Fortschritt sein könnte. Treitschke hat einer Generation, welcher eine unermeßlich schwere Aufgabe der Staatsbildung zugewiesen war, die Hoheit und sittliche Würde des Staates zum Bewußtsein gebracht. Er hat uns gelehrt, die Staatsauffassung großer Herrschernaturen zu verstehen, mit Friedrich dem Großen und Bismarck zu sympathisiren. Und der Besitz dieser Fähigkeit ist für die leitenden, zu politischem Handeln berufenen Kreise der Nation die Voraussetzung für die Erfüllung ihres Berufes. Darum haben die Vorlesungen Treitschke's wie seine Schriften für die politische Erziehung unseres Volkes noch eine große Aufgabe zu erfüllen.

Das höhere Unterrichtswesen in Amerika.

Von
Dr. Ephraim Emerton,
Professor an der Harvard-Universität Cambridge, U. S. A.

I.

Jede Beschreibung amerikanischer Institutionen muß zum großen Theil darin bestehen, gewisse vorgefaßte Meinungen der Europäer in Bezug auf das Wirken amerikanischer Ideen und die Bedingungen der amerikanischen Gesellschaft zu beseitigen. Auf keinem Gebiete vielleicht sind solche Erklärungen nothwendiger als auf dem der Erziehung, und kein Volk bedarf ihrer mehr als das deutsche. In dieser flüchtigen Skizze will ich daher versuchen, diejenigen Gesichtspunkte unseres höheren Unterrichtswesens darzustellen, welche geeignet sind, den verschiedenen, von gebildeten Deutschen immer wieder aufgeworfenen Fragen zu begegnen.

Um mit der für einen Deutschen höchst natürlichen Frage: „Was thut der Staat für den höheren Unterricht?" zu beginnen, so ist zu erwidern: die Bundesregierung thut direct nichts für die Unterhaltung von Erziehungsanstalten, mit Ausnahme einer Militärschule in West Point am Hudsonfluß im Staate New York und einer Seemannsschule in Annapolis im Staate Maryland. Sie unterhält die Nationalbibliothek in Washington, die sich in einem prachtvollen neuen Gebäude befindet und den Gelehrten zu freier Benutzung offen steht. Sie fördert in mannigfacher, bescheidener Weise den Fortschritt naturwissenschaftlicher und historischer Forschung, hat sich aber bis jetzt von jeder directen Aufsicht über Erziehungsinstitute fern gehalten. Pläne zur Errichtung einer großen National-Universität sind, seit Begründung der Republik, von Zeit zu Zeit immer wieder zu Tage getreten, unveränderlich aber der Opposition aller Derer begegnet, die einen Begriff von der ungeheuren Größe und Mannigfaltigkeit der damit zusammenhängenden Probleme haben. Die Forderung, daß eine große Nation mit Hülfsmitteln, die sie auf hunderterlei andere Weise sorglos verschleudert, als Nation eine große Schule der Gelehrsamkeit unterhalten sollte, um allen anderen als Muster zu dienen und ihrer ganzen Jugend die freie Gelegenheit zur höchsten Ausbildung für jede Art von

Thätigkeit zu bieten: diese Forderung scheint so einfach, daß sie keiner Begründung bedarf. Ihre Ablehnung scheint eine Gleichgültigkeit gegen Erziehung und einen Mangel an Vertrauen zu unserer eigenen Regierung in sich zu schließen, die von jeder Seite unserer Geschichte Lügen gestraft werden. Der Gedanke einer National-Universität begegnet der Ungunst Derer, die am besten befähigt sind, zu urtheilen, weil sie die Erziehung, selbst in ihren höheren Stufen, als eines jener Interessen der Gesellschaft ansehen, denen wahrscheinlich durch locale oder private Thatkraft besser gedient sei als durch Eingreifen der Regierung. Auch herrscht in vielen Theilen unseres Landes ernster Zweifel, ob die Erziehung über den Grad der Volksschule („common school") hinaus ein geeignetes Object für allgemeine Besteuerung sei. Die einzige wirklich wichtige Bundesunterstützung der Erziehung hat in der Form ausgedehnter Landzuweisungen bestanden, welche vor vielen Jahren den verschiedenen Staaten der Union gemacht und von diesen mit wechselndem Maße von Einsicht und Erfolg genutzt worden sind.

Diesem Punkte der Besteuerung gegenüber nehmen jedoch die einzelnen Staaten verschiedene Stellungen ein. Es gibt kaum einen Staat, der nicht zu irgend einer Zeit irgend etwas für den öffentlichen höheren Unterricht gethan hätte. Die Geschichte und die Erfolge solcher Versuche sind höchst eigenthümlich. In den älteren Staaten, in denen die Mittel am reichlichsten vorhanden sind und der Respect vor dem Wissen sicherlich nicht am niedrigsten steht, gibt es nicht ein einziges staatliches Institut, das neben einem Dutzend privater Anstalten genannt zu werden verdiente. In den neueren Staaten trifft genau das Gegentheil zu. Wenn man die Universität von Chicago mit ihrem phänomenal raschen Wachsthum ausnimmt, so gibt es im ganzen Westen kaum ein privates Institut, das mit einer beträchtlichen Zahl öffentlicher zu vergleichen wäre. In den älteren Staaten ist der geschichtliche Gang der einer steten Umwandlung öffentlicher in private Anstalten gewesen. Zuweilen hat eine von einem Staat begründete Schule (resp. „college" oder Universität) so reiche Zuwendungen aus privaten Quellen erhalten, daß der Staat nach und nach seine Unterstützung der Anstalt entzogen hat und sie gänzlich in den Händen einer Aufsichtsbehörde von Curatoren (board of trustees) ließ, welchen das Eigenthumsrecht nach dem allgemeinen, für Körperschaften geltenden Gesetze zusteht. Oder in anderen Fällen sind die aus Privatmitteln gestifteten Anstalten zur Seite des staatlichen Instituts erwachsen und haben dieses vollkommen in den Schatten gestellt. In solchem Falle hat der Staat gemeiniglich der privaten Opferwilligkeit gestattet, sich voll zu entwickeln, und ist es zufrieden gewesen, seine eigenen Institute zur Bedeutungslosigkeit herabsinken zu lassen.

In den neueren Staaten hat bisher ein anderer Geist gewaltet. Ein im Staate Michigan vielleicht am besten verwirklichtes Ideal hat die Staats-Universität als die natürliche und unentbehrliche Spitze des Staatsschulsystems hingestellt und die private Stiftung, wiewohl, so viel wir wissen, niemals in irgend einem Staate direct gehindert, ist doch als etwas außerhalb des Staatssystems Liegendes, wo nicht geradezu als ein Uebergriff in dasselbe angesehen worden. Die Staats-Universität, unterhalten durch öffentliche Besteuerung und

regiert durch eine Körperschaft von Personen (Regents), mehr oder weniger unmittelbar aus der Wahl des Volkes hervorgegangen, wird hier theoretisch als das Ideal eines demokratischen Staates vertheidigt. In einigen Staaten hat es so fest Wurzel gefaßt, daß es scheint, als ob es niemals erschüttert werden könnte. In anderen, sogar den neueren Staaten ist es sehr merkwürdig, zu beobachten, wie dieselbe Entwicklung, die im Osten vor sich gegangen, bereits beginnt. In Californien, wo die Staats-Universität immer eine durchaus achtungswerthe Stellung behauptete, hat eine Privatstiftung, in Gestalt der Leland Stanford jun.-Universität, sich schon als gefährlicher Rivale erwiesen. Ueberdies geht innerhalb dieser Staats-Universität selbst der gleiche Proceß der Umgestaltung vor sich, welcher in vielen Universitäten des Ostens Platz gegriffen hat. Eine ungeheure, zur Ausstattung mit ganz neuen Gebäuden hinreichende Schenkung ist soeben gemacht worden, und andere werden wahrscheinlich folgen. Solche Zuwendungen mögen den californischen Steuerzahler wohl auf den Gedanken bringen, daß seine Beiträge besser zu anderen Zwecken verwandt werden können, und künftige Gesetzgeber werden Vorschlägen, sie von einer Last zu befreien, die sie nur schlecht tragen können, vielleicht nicht abgeneigt sein. Wenn solch' eine Folge sich jemals ergeben sollte, so würde sie nur eine Wiederholung des Processes sein, durch welchen, am äußersten anderen Ende des Continents, die Harvard-Universität allmählich von der Controle des Staates Massachusetts befreit worden ist und lange schon aufgehört hat, eine Bürde seines Schatzamtes zu sein. Während der ganzen Periode von 1636 bis 1785 erhielt Harvard vom Staate eine Summe von etwa 160 000 Dollars. Im Jahre 1814 ward ihm eine jährliche Subvention von 10 000 Dollars bewilligt, seit 1824 aber hörte jegliche Unterstützung von Seiten des Staates auf.

So weit sich nach wirklichen Vorkommnissen urtheilen läßt, geht der Instinct des amerikanischen Volkes in Sachen der Erziehung sowohl als denen der Religion dahin, dem Privatunternehmen so viel wie möglich zu überlassen und die Thätigkeit des Staates auf solche Dinge zu beschränken, welche die materiellen Interessen des Volkes insgesammt betreffen. Wenn öffentliche Gelder ausgegeben werden sollen, so ist das in Amerika mächtigste Argument dieses: daß sie für Zwecke gebraucht werden, die der „praktische Mann" verstehen kann. Handelt es sich aber um Aufrechterhaltung der idealen Ziele der Erziehung, so herrscht gegenwärtig kein Zweifel, daß private Stiftungen in solchen Händen, wie sie bisher in Amerika sie verwaltet haben, den bei Weitem hoffnungsvollsten Ausblick in die Zukunft gewähren. Auch herrscht darüber nicht der mindeste Zweifel, daß die idealen Ziele der Erziehung in Amerika aufrecht erhalten werden müssen. Der „praktische Mann" soll sein Recht haben; aber er wird seinem Sohn eine im Vergleich mit der seinen um genau so viel bessere und umfassendere Erziehung geben, als er bezahlen kann. Die private Stiftung, die dem Europäer eine zweifelhafte und unzuverlässige Quelle der Unterstützung für erzieherische Zwecke scheint, hat sich in Amerika bisher als untrüglich erwiesen, und Alles deutet auf eine Fortsetzung dieser Lage hin. Niemals in der Geschichte der Welt hat die Privatwohlthätigkeit solche Leistungen zu verzeichnen gehabt wie in Amerika während der letzten Generation.

II.

Eine von den Folgen der Privatinitiative auf dem Gebiete der Erziehung ist eine Verwirrung der Namengebung gewesen, die wenig Schwierigkeiten daheim verursacht, wo die wirklichen Unterschiede klarer verstanden werden, die aber die Verzweiflung jedes europäischen Beobachters ist. Die Worte: „Schule", „College" und „Universität", von denen mindestens zwei in Europa eine leidlich bestimmte Bedeutung haben, werden in Amerika mit der fröhlichsten Sorglosigkeit gebraucht. Besonders ist das Wort „Universität" auf Institute jeden Grades angewandt worden, von dem einer Landschule zweiten Ranges bis zu dem eines Instituts, dessen akademische Würden sich mit denen irgend einer europäischen Universität vortheilhaft messen dürfen. Jene Titel werden von Staats-Legislaturen auf Ersuchen von Personen verliehen, die sich in Gemäßheit des gemeinen Corporationsrechtes zu diesem Zwecke vereinigt haben. Alles, was die Gesetzgebung verlangt, ist der Nachweis der bona fides. Wenn die fraglichen Personen den Namen „Universität" angenehmer finden als „College" oder „College" ausdrucksvoller als „Schule", so sieht die Legislatur keinen Grund ein, weshalb sie sich einem so harmlosen Vergnügen nicht hingeben sollten. Niemand wird dadurch wirklich getäuscht und die Sache der Erziehung im Ganzen nur gefördert. Mit der Zeit stellt sich der genaue Stand jedes Instituts durch den Vergleich mit anderen heraus, der unaufhörlich gemacht wird. Die „Universität", die keine Universität ist, wird zum Gelächter der Erziehungswelt und hört auf, sich mit einem bedeutungslosen Titel zu schmücken. Allmählich, wenn der Sinn für Fragen der Erziehung in einem gegebenen Staate sich deutlicher bestimmt, paßt auch die Namengebung sich den Thatsachen näher an.

Was die Universität in einer irgend vernünftigen Anwendung dieses Ausdrucks betrifft, so ist die Erfahrung in Amerika verhältnißmäßig kurz, und wir geben uns jeder Art des Versuchs und jeder Form der Nachahmung hin. Einige von unseren Universitäten wurden direct als solche begründet mit einem mehr oder weniger deutlich umrissenen Plan allgemeiner und berufsmäßiger Erziehung. Andere haben sich im Verlaufe von Generationen aus Schulen allgemeiner Bildung entwickelt, die gewöhnlich unter dem Namen „Colleges" bekannt waren. Nur eine, und diese bei Weitem nicht die wichtigste, ist von Anfang an ausschließlich für Männer bestimmt gewesen, welche einen vorhergehenden Cursus in dem nicht fachmäßigen Studium (liberal study) vollendet haben, oder, um den amerikanischen Ausdruck zu gebrauchen, für „Graduirte" (graduates). Alle anderen Universitäten verbinden mit der berufsmäßigen Ausbildung auch den „freien" (liberal) oder allgemeinen Unterricht des „College" oder „Untergraduirten-Departements". In der That spielt dieses „College", d. h. die Schule für das nicht fachmäßige Studium, in der amerikanischen Erziehung eine viel größere und viel wichtigere Rolle als die Universität. Das „College" hat unserem intellectuellen Leben von Anfang an den Charakter gegeben. Es ist der Mittelpunkt all' des Empfindens, in dem die Anhänglichkeit gebildeter Amerikaner für die Stätten ihrer jugendlichen

Studien wurzelt und das beständige Zuströmen von Schenkungen sichert, die sie in Thätigkeit erhalten.

Das amerikanische „College“ ist eine eigenthümliche Institution. Es hat seinen Ursprung in dem Instinct für Gelehrsamkeit, den die Begründer der Republik mit sich brachten, und hat die englische Tradition einer freien, nach allseitiger Geistesausbildung strebenden Erziehung durch nunmehr fast dreihundert Jahre mit seltener Zähigkeit festgehalten. Dennoch gleicht es nicht genau irgend einer Einrichtung, die mittlerweile in England bestanden hat, und noch weniger gleicht es irgend einem continentalen Muster. Im Umfang der Studien hat es ein Niveau behauptet, das sich so ziemlich mit dem des deutschen Gymnasiums deckt, nur daß der Cursus, je nach dem besonderen „College“, um ein oder zwei Jahre verlängert ist. Das Alter der Studenten reicht von ungefähr achtzehn beim Eintritt bis ungefähr zweiundzwanzig beim Abgang.

Der am meisten unterscheidende Zug des amerikanischen „College“ ist immer der gewesen, daß es in jedem Sinne zwischen der strengen Zucht der Schule und den schwereren Anforderungen einer Fach- oder Geschäftsausbildung als eine Periode verhältnißmäßiger Unverantwortlichkeit gestanden hat. Seine Studien sind immer solche gewesen, die zur gegebenen Zeit mit Recht als „liberal“, als die „artes liberales“ bezeichnet werden durften, im Unterschied zu den leichter definirbaren Berufsstudien. Natürlich ist, so weit neue Studien in die Liste „liberaler“ Bestrebungen eingetreten sind, auch der Lehrplan der „Colleges“ entsprechend abgeändert worden; aber der Unterschied zwischen einem Studium, das um seiner selbst willen, und dem, das im Hinblick auf berufsmäßige Praxis betrieben wird, ist im Ganzen mit Erfolg festgehalten worden.

Aber die eigenthümliche Bedeutung und der Werth des amerikanischen „College“ beruht nicht in seinen Studien. Beides beruhte vielmehr in der Form des Lebens, unter der diese Studien betrieben wurden. Kein amerikanisches „College“ hat sich jemals in einer großen Stadt erfolgreich entwickelt. Das typische „College“ ist eine ländliche Gründung gewesen. Das Wesen seiner Disciplin lag in der Thatsache, daß ein Jüngling seine Heimath verließ und für vier Jahre in ein Leben eintrat, das — es ist wahr — manchen Beschränkungen unterworfen, im Ganzen aber doch ein Leben war, in welchem er seine Rolle als eine unabhängige, sich selbst bestimmende Individualität spielte. Er lebte in Gemeinschaft mit einer Menge anderer Jünglinge von ähnlichen Gewohnheiten und Zwecken. Er gab sich während dieser Jahre den glücklichen Ueberlieferungen hin, durch welche Männer, die zu verehren er gelehrt worden war, die Frühzeit ihres Lebens gestaltet hatten; aber er lernte auch, daß er hier in so weit für sich selbst verantwortlich sei. Sein Leben ward in der Hauptsache geleitet und beschützt, aber die Nothwendigkeit eigenen Handelns ward ihm zum Bewußtsein gebracht. Er kam aus seinen vier Jahren abwechselnden Studiums und Spiels mit keiner specifischen Vorbereitung für irgend etwas, aber, wenn er seine Zeit weise benutzt hatte, mit einer Bereitschaft für jede Form weiterer Ausbildung, für die er sich entscheiden mochte.

Es wird aus dieser kurzen Darstellung erhellen, warum das amerikanische „College“ solch' einen Platz in der Zuneigung des Volkes behauptet hat. Was auch das spätere Leben eines Mannes sein mag, er blickt auf diese Jahre als auf seine goldene Zeit zurück. Es ist diese Erinnerung an sie, die wohl Thränen in seine Augen bringen mag, wenn er des Pastors letztes Wort an Hanne Nüte liest: „Ich würde doch nach Jena gehen!“ Seit manchem Jahre nun ist vorausgesagt worden, daß bei der steten Verbesserung der unteren Schulen und den zunehmenden Anforderungen des praktischen Lebens kein Raum mehr für diese Institution sein werde; glücklicher Weise jedoch haben unsere „Colleges“ verstanden, sich den neuen Bedingungen anzupassen. Sie sind gewachsen und gediehen und werden wahrscheinlich noch für viele kommende Jahre ein großes Werk vollbringen, indem sie vor unserem Volke die ideale Seite des Lebens hoch halten.

Mittlerweile hat der berufsmäßige Unterricht in Amerika sich in beträchtlichem Umfang außerhalb der streng akademischen Beziehungen entwickelt. Medicinische Schulen z. B., auf Betreiben des ärztlichen Standes selbst und zwar, wegen der praktischen Zwecke, naturgemäß in den größeren Städten begründet, sind seit vielen Jahren schon ohne jeden oder doch nur in einem sehr losen Zusammenhang mit irgend einer gelehrten Vereinigung erwachsen. Die Zulassung zu solchen Schulen war nicht durch irgend welche „liberale“ Vorbildung bedingt, und der Erfolg im Beruf hing von technischer Geschicklichkeit und einer gewissen persönlichen Qualification ab, die nicht ihren Grund in der Jugenderziehung hatte. Sogar wo die medicinische eine Facultät in einer Gruppe von Facultäten bildete, die zusammen eine „Universität“ ausmachten, war sie thatsächlich eine unabhängige Körperschaft, welche ihre eigenen Anordnungen beaufsichtigte, ihre eigenen Fonds verwaltete und ihre eigene Verfassung bestimmte. Dasselbe kann von solchen Schulen gesagt werden, die, nach langem gesonderten Bestehen, sich endlich als integrirende Theile einer benachbarten Universität anschlossen. Sie haben ihren Vortheil darin gesehen, das erweiterte Leben der Universität zu theilen, aber sie sind vernünftiger Weise sehr eifersüchtig auf jede Beschränkung ihrer unabhängigen Thätigkeit gewesen.

Ungefähr dieselbe Beschreibung paßt auf die theologische Erziehung. Die Menge von Secten, in denen das religiöse Leben Amerika's sich gestaltet hat, haben es immer als ihre oberste Pflicht empfunden, Schulen für die Erziehung ihrer eigenen Geistlichen zu beschaffen. Solche Schulen sind zuweilen abgesondert in einer Stadt errichtet worden und zuweilen, am häufigsten vielleicht, haben sie in directer Verbindung mit dem „College“ gestanden, in welches die Jugend der betreffenden Secte mit Vorliebe gesandt wurde, um ihre vorbereitende „liberale“ Bildung zu empfangen. Die Wirkung dieser sectirerischen Inzucht ist schlimm gewesen, aber doch nicht so schlimm, wie der fremde Beobachter zuerst annehmen möchte. Die Sectenunterschiede in Amerika beschränken sich im Allgemeinen auf durchaus geringere Punkte des Glaubens. Einige der markantesten beziehen sich auf bloße Angelegenheiten des Kirchenregiments. So weit sie es überhaupt mit wirklichen

Lehrfragen zu thun haben, können sie im Ganzen eher Unterschiede der stärkeren Betonung irgend eines Punktes als solche von wesentlicher Bedeutung genannt werden. Unter Männern von wirklich gelehrter Bildung sind daher diese Sectenunterschiede niemals unübersteigliche Schranken gewesen. Ernste Studenten suchten solche Lehrer auf, die ihnen das beste wissenschaftliche Resultat zu versprechen schienen, und die größeren theologischen Schulen, unter welcher sectirerischen Controle sie auch stehen mochten, haben, besonders in den letzten Jahren, Studirende von mannigfachen Schattirungen des religiösen Gedankens angezogen. Gegenwärtig finden alle Secten wachsende Schwierigkeiten darin, ihren Glauben genau genug zu definiren, um ihre Existenz zu rechtfertigen. Die Linien des Unterschiedes verwischen sich überall, und das wirkt auf die theologische Erziehung zurück. Man fängt an, zu begreifen, daß man, um Hebräisch zu verstehen, einer besonderen doctrinellen Führung nicht bedarf, sondern nur Hebräisch zu lernen braucht; daß, um das Neue Testament mit Verständniß zu lesen, man das Neue Testament studiren muß, nicht irgend eine sectirerische Uebersetzung desselben; besonders aber, daß man, um sich für die praktische Arbeit der Universität vorzubereiten, ein gut Theil über Dinge wissen muß, mit denen der Geistliche vergangener Generationen sich nicht zu befassen hatte. Das Resultat ist, daß die theologischen Schulen in wachsendem Maße von der Controle der Secten unabhängig werden. In zwei sehr bemerkenswerthen Beispielen sind Secten, welche viele Jahre lang die Verfassung der betreffenden Schulen vollständig beherrscht hatten, in ihren Bemühungen, Professoren zum Einverständniß mit ihren sectirerischen Wahrheiten zu zwingen, geschlagen worden.

Was die Jurisprudenz anbelangt, so liegen hier die Verhältnisse nicht viel anders. Gleich dem der Theologie kann das Studium des Rechts an fast jedem Orte betrieben werden, und dieser Umstand hat schon früh dazu geführt, daß Rechtsschulen in Verbindung mit den größeren „Colleges“ errichtet wurden. Aber auch hier ist privates Unternehmen thätig gewesen. Rechtsschulen, welche unter privater Verwaltung Ruf gewonnen hatten, haben ihren Vortheil darin gesehen, sich mit einer starken Universitäts-Organisation zu verbinden, und das Wachsthum von Universitäts-Rechtsschulen ist in den letzten Jahren im Allgemeinen ebenso rasch wie erfolgreich gewesen.

Man wird hieraus ersehen, daß die Bewegung des höheren Unterrichtswesens in Amerika, gleich den meisten Bewegungen des amerikanischen Lebens, von privater, individueller und sectirerischer Thätigkeit sich zu einem breiteren, höher organisirten, corporativen Dasein entwickelt hat. Nur, wie wiederum bemerkt werden muß, geht die Tendenz noch immer nicht im Geringsten nach größerer staatlicher Aufsicht, sondern im Gegentheil nach stärkerer Concentration der administrativen Gewalt in den Händen einer juristischen Person (corporate body).

III.

Um die amerikanische Methode der Universitäts-Verwaltung zu veranschaulichen, werde ich die Organisation der Harvard-Universität in Cambridge bei Boston im Staate Massachusetts kurz beschreiben und solche Erläuterungen

hinzufügen, als dazu dienen mögen, die anderwärts vorkommenden Abweichungen von diesem Plan zu zeigen. Die gesetzlich bestimmte Corporation der Harvard-Universität besteht aus sieben Personen, welche als „Präsident und Fellows des Harvard College“ bekannt sind. Der Präsident, der das vollziehende Haupt der ganzen Universität, und der Schatzmeister, der der Verwalter ihrer Finanzen ist, werden für ihre Dienste bezahlt, die anderen fünf „Fellows“ dienen ohne Besoldung. Diese Behörde wird durch Cooptation erneuert, und die Mitgliedschaft ist auf keine bestimmte Zeit beschränkt. Sie verdankt ihr Dasein einer Stiftungsurkunde („charter“) des Staates Massachusetts und steht, dem Staate gegenüber, unter derselben Verantwortlichkeit für die Erfüllung ihrer Pflichten wie jede andere Corporation. Gegenwärtig sind die fünf unbesoldeten „Fellows“ ein Richter des Bundesgerichts, ein Banquier, zwei Aerzte und ein Advocat, Alles Männer vom höchsten Ansehen in ihren verschiedenen Berufsarten. Nur Einer von ihnen kann ein reicher Mann genannt werden.

Alle Fonds der Universität werden von dieser Behörde überwacht, die als die „Corporation“ bekannt ist. Sie ernennt zu allen Aemtern des Unterrichts und der Disciplin und ebenso zu allen akademischen Graden. Sie in erster Linie ist, unter den Gesetzen des Staates, für die gesammte Verwaltung der Universität verantwortlich.

Ihre Thätigkeit jedoch wird in jedem Punkte controlirt durch einen weiteren Ausschuß von dreißig Personen, den sog. „Board of Overseers“ (Aufsichtsrath). Diese Dreißig, die alle ohne Besoldung dienen, wurden früher durch den Staat ernannt, werden jetzt aber, als das Ergebniß einer langen Entwicklung, von solchen „Graduirten des Harvard College“, d. h. Inhabern der Grade eines „Bachelor of Arts“ oder „Master of Arts“ gewählt, die ihre Stimmen persönlich in Cambridge an einem bestimmten Tage abgeben. Mitglied dieses Aufsichtsraths zu sein, ist eine Ehre, die nur derjenigen eines Mitgliedes der „Corporation“ nachsteht. In Uebereinstimmung mit der ganzen Geschichte der Universität sind diese „Overseers“ zum größeren Theil Bewohner von Boston oder seiner unmittelbaren Nachbarschaft; aber in den letzten Jahren hat man Mitglieder ausdrücklich gewählt, um die entfernteren „Graduirten“ zu vertreten. Ein solches Mitglied ist der gegenwärtige Gouverneur des Staates New York. Diese „Overseers“ halten monatliche Zusammenkünfte und können jedem Act der Corporation die Zustimmung verweigern.

Um die Arbeit dieses, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, verwickelten Systems zu erläutern, wollen wir einen Versuch betrachten, der jüngst gemacht ward, die Grundlage des Wahlrechts für den Aufsichtsrath abzuändern. Gegenwärtig sind nur die Inhaber der „liberalen“ Grade, „Bachelors“ und „Masters of Arts“, zur Stimmabgabe berechtigt. Jedoch begann die Meinung Boden zu gewinnen, daß auch die Graduirten in Theologie, Jurisprudenz und Medicin eine Stimme bei der Wahl einer Körperschaft haben sollten, welche die Aufsicht über diese Gebiete so gut hat wie über die der „liberalen“ Bildung. Die Frage wurde lebhaft, sowohl in den öffentlichen Blättern als auch sonst, erörtert, und die Erregung auf beiden Seiten war

groß. Die Abänderung war nur möglich durch ein Amendement zu der Stiftungsurkunde (charter) seitens der Legislatur von Massachusetts, und diese hielt vernünftiger Weise dafür, daß dies eine Angelegenheit sei, in der sie durch die Meinung der zumeist Betheiligten geleitet werden müsse. Eine Abstimmung der „Bachelors" und „Masters" zeigte, daß eine überwiegende Mehrheit derselben gegen die Abänderung war, und die Legislatur weigerte sich, sie zu genehmigen.

Dieser Fall ist auch ein Beispiel der höheren Achtung vor der „liberalen", im Vergleich mit der berufsmäßigen Bildung, die überall charakteristisch für Amerika ist. Das „College", nicht die Universität, von der es einen Theil bildet, ist die wirkliche Einheit, der man anhängt. Die verschiedenen Berufsarten mögen selbst für ihre Schulen sorgen. Das große gebildete Publicum kümmert sich nur um das Mittel der Erziehung, durch die es sich von dem ungebildeten unterschieden fühlt, und dieses Mittel ist das „College".

Dasselbe Beispiel zeigt auch das wahrhaft amerikanische Vermögen der Anpassung ohne Zwang von oben. Die Harvard-Universität ist gesetzlich eine Schöpfung des Staates. Sie war eine Erbschaft von der ursprünglichen Colonie, und einer der ersten Regierungsacte des neu constituirten Staates war, der Universität im Jahre 1780 alle die Rechte und Privilegien zu bestätigen, die sie in den vorangegangenen einhundertvierundvierzig Jahren ihres Bestehens erworben hatte. Seitdem, so oft der Staat eine Veränderung in der Verfassung der Universität vorgenommen hat — und dies ist immer nur auf Veranlassung irgend eines Elementes der Universität selbst geschehen —, ist ausdrücklich vorgesehen worden, daß solche Veränderung nur rechtskräftig sein solle nach erfolgter Billigung Seitens der „Corporation" und des Aufsichtsraths.

Noch sonderbarer, nach europäischen Begriffen, muß die Controle solcher Körperschaften über das rein geistige Leben der Universität erscheinen. In der ganzen Zusammensetzung dieser regierenden Behörden braucht eigentlich nur eine Person zu sein, die als sachverständig in Erziehungsfragen bezeichnet werden kann, und das ist der Präsident. Thatsächlich umfaßt gegenwärtig der Aufsichtsrath genannter Universität drei solche Persönlichkeiten: den Superintendenten der Schulen von Boston, den Lehrer einer Knabenschule und einen emeritirten Professor. In der Theorie üben diese Behörden eine Controle über alle Einzelheiten. Sie ernennen alle Docenten, bemessen alle Gehalte, genehmigen alle Bedingungen des Eintritts, alle Studiencurse, alle Erfordernisse für die Ertheilung von Graden und verleihen schließlich alle Grade. Der Lehrkörper, der die verschiedenen Facultäten umfaßt, hat nur ein positives Recht, nämlich abzudanken. In Wirklichkeit jedoch concentrirt sich alle geistige Thätigkeit in den Facultäten. Hier werden alle Maßregeln der Reform eingeleitet und besprochen, und erst nach langer Berathung und auf Grund einer Uebereinstimmung, die der Einhelligkeit nahe kommt, schicken die regierenden Behörden sich an, demgemäß zu verfahren.

Von hundert möglichen Beispielen will ich nur eines geben. Vor zwölf Jahren wurde es zum ersten Male gestattet, den Grad eines „Bachelor" ohne das Studium des Griechischen zu erlangen, aber der Ersatz dafür ward ab-

sichtlich aus der Mathematik und der Physik genommen und so schwer gemacht, daß die meisten Candidaten vorgezogen haben, der Tradition zu folgen und wenigstens zwei Jahre griechischen Studiums nachzuweisen. Vor drei Jahren ward der Versuch gemacht, diese Beschränkung aufzuheben und weitere Alternativen für den Ersatz des Griechischen zu öffnen. Die Vertheidiger des griechischen Unterrichts in den unteren Schulen leisteten diesem Versuche Widerstand in heftigen Debatten, welche zwei volle akademische Jahre lang in der „Faculty of Arts and Sciences“ geführt wurden. Sie verließen sich besonders auf die wohlbekannte conservative Gesinnung des Aufsichtsraths in dieser Frage; aber als es endlich zur Entscheidung kam, gab der Aufsichtsrath, in der Erkenntniß, daß er nicht sachverständig sei, der großen Mehrheit der Facultät nach, und die Maßregel ward Gesetz. Die Facultäten, ohne daß sie das ausdrückliche Recht besäßen, erfreuen sich doch einer fast unbeschränkten Controle über Unterricht und Disciplin.

Was hier von der Organisation der Harvard-Universität gesagt worden ist, läßt sich mutatis mutandis auf fast alle aus der Privatinitiative hervorgegangenen Universitäten und „Colleges“ in Amerika anwenden. Gewöhnlich jedoch ist die Corporation zahlreicher als die in Harvard aus „President and Fellows“ bestehende und wird nicht so wirksam durch den Aufsichtsrath controlirt wie dort. Sie wird gemeiniglich mit dem Namen „The Trustees“ bezeichnet. In vielen Fällen wird ihre Zusammensetzung durch eine fundamentale Vorschrift ihrer Stiftungsurkunde geregelt, wie z. B. daß eine gewisse Anzahl der „Trustees“ Geistliche von einer bestimmten religiösen Secte eines bestimmten Staates sein müssen. In den Staats-Universitäten des Westens steht die Controle natürlich der Legislatur des Staates zu; aber die wirkliche Oberaufsicht ist einem „Board of Regents“ übertragen, der zuweilen vom Volke nach seinen verschiedenen Wahldistricten gewählt, zuweilen von dem Gouverneur berufen wird, zuweilen aus einer Combination dieser beiden Methoden hervorgeht. Das offenbare Uebel einer Volkswahl für solche Beamte wird zum großen Theil dadurch ausgeglichen, daß sie bereit sind, die Ausübung ihrer Gewalt einem kleineren Executiv-Comité anzuvertrauen. Die Verwaltung von Unterricht und Disciplin wird dann in die Hände von „President and Faculties“ gelegt, welche den Regenten und durch diese dem Staate verantwortlich sind.

Die Stellung des „College“- oder Universitäts-Präsidenten in Amerika ist eine der eigenthümlichsten in der Welt des Unterrichts. In Deutschland gibt es nichts, was auch nur entfernt ihr entspräche. Die amerikanische Demokratie hat sich darin gefallen, dies Amt, so weit sie es wagte, zu einem fast monarchischen zu machen. Verfassungsmäßig ist es von zahlreichen Schranken umgeben, in der Praxis jedoch öffnet es dem persönlichen Einfluß die weitesten Gelegenheiten, nicht nur in Bezug auf die unmittelbare Verwaltung der Anstalt und auf die Studentenschaft, sondern auch auf das ganze Gemeinwesen und die Erziehung im Allgemeinen. Es ist kaum zu viel gesagt, daß das Amt des Präsidenten heute noch ist, was es seit drei Jahrhunderten war: die bedeutendste sociale Auszeichnung in Amerika. In früheren Zeiten

war der Präsident immer ein Geistlicher, wenigstens in der Theorie, ein Mann von hohem akademischen Rang. Man erwartete von ihm, daß er ebenso wohl lehren wie die Geschäfte des Hauses, dem er vorstand, besorgen und seine Disciplin aufrecht erhalten könne; und in den wichtigen ländlichen „Colleges“, über das ganze Land hin, wo die älteren Traditionen pietätvoller bewahrt werden, hat diese Theorie vom Präsidentenamt sich in weitem Umfange noch erhalten.

Es ist sonderbar, mit welcher Zähigkeit, sogar in den größeren Staats- und aus Stiftungen hervorgegangenen Universitäten, der Amerikaner an seiner Auffassung vom akademischen Leben festgehalten hat. Wohl wird der geistliche Beruf nicht ausschließlich mehr als die einzige Quelle der Versorgung mit Präsidenten angesehen; aber nur in einem oder zwei Fällen hat in neueren Jahren eine große Universität einen einfachen, reinen Geschäftsmann an ihre Spitze gestellt, und in dem bemerkenswerthesten Falle war der Mann auch ein hervorragender Bürger, der des höchsten Ansehens genießt und sich seit vielen Jahren mit all' den besten Interessen der Gemeinschaft, in der er lebt, identificirt hat. — Der Präsident der großen neuen Universität von Chicago, dem jüngsten Ausdruck amerikanischen Bestrebens auf dem Gebiete des Unterrichts, ist beides, ein Geistlicher und ein akademischer Mann. Der neuerdings berufene Präsident der Yale-Universität ist ein ausgezeichneter Professor der Nationalökonomie. Der Mann, unter welchem die große Staats-Universität von Michigan ihre gegenwärtige Bedeutung gewonnen hat, ist ein Geistlicher mit akademischen Antecendentien. Die Staats-Universität von Californien hat soeben einen Präsidenten aus der Facultät einer mit Privatmitteln gestifteten Universität entnommen, deren eigener Präsident Auszeichnung als Lehrer und Schriftsteller im Fache der Philosophie gewonnen hat. In all' diesen Fällen ist die administrative Befähigung in Erziehungssachen der hauptsächliche Grund der Wahl gewesen.

Begreiflicher Weise mußte die Häufung von Pflichten, die mit solch' einem Amte verbunden ist, sich für einen einzelnen Mann als zu groß erweisen, und mit dem Wachsthum unserer Universitäten ist ein neues Amt, das des „Dean“ (Decan), nothwendig geworden. Jede Facultät ist nunmehr regelmäßig unter einem solchen „Dean“ organisirt, der aus ihren eigenen Mitgliedern bestellt wird und das Verbindungsmittel zwischen der Studentenschaft und der Universitäts-Regierung bildet. Die Bestallungen zu diesem Amte sind in der Regel zeitlich nicht begrenzt, werden aber wahrscheinlich nicht dauernde werden, da der geringe Zuwachs an Ansehen und Vergütung den Verlust ungehinderter intellectueller Bethätigung nicht aufwiegen kann.

IV.

Die Stellung amerikanischer Universitätslehrer ist im Ganzen eine befriedigende. Social stehen sie so hoch wie Angehörige irgend einer anderen Classe. Ihre Stellung gewährt ihnen jedes gesellschaftliche Privileg, dessen sich zu erfreuen sie persönlich geeignet sind. Der Eintritt in das akademische Lehramt ist jetzt allgemein abhängig von der Vollendung eines langen und mühsamen Studien-

ganges. Das deutsche Privatdocententhum hat thatsächlich keinen Fortschritt in Amerika gemacht, wo für geleisteten Dienst überall bezahlt wird. Der junge Anfänger ist für seinen Erfolg nicht auf die Launen der Studenten angewiesen, vielmehr wird ihm seine Arbeit und seine Gelegenheit gegeben; für seine Dienste wird ihm ein niedriges Gehalt, das eben zum Leben ausreicht, gezahlt und seine Beförderung zu einer dauernden Anstellung und höheren Besoldung abhängig von seinem Erfolge als Lehrer gemacht. Die Professur mit vollem Gehalt wird, an den bedeutenderen Anstalten, selten vor dem vierzigsten Lebensjahr oder dem zwölften bis fünfzehnten Dienstjahr erreicht. Das Einkommen des Professors, wiewohl es in den letzten Jahren sich stetig verbessert hat, ist immer noch etwas unter dem Durchschnittseinkommen von gleich befähigten und gleich erlesenen Personen in anderen Berufen. Es ist im Allgemeinen hinreichend, um ein behagliches und social anziehendes Leben in der akademischen Gemeinschaft zu sichern, aber nicht hinreichend, um größeren socialen Anforderungen zu genügen oder eine hinlängliche Vorsorge gegen Dienstunfähigkeit oder frühen Tod zu treffen. Nur hier und da und ganz neuerdings erst ist einigen wenigen Instituten ermöglicht worden, ihren in den Ruhestand tretenden Professoren einen Bruchtheil ihres Gehaltes anzubieten. In keinem Falle war für die Familien vorgesorgt. Seltsam, wie dies deutschen Ohren klingen mag: die Institute, welche den ersten wichtigen Schritt in dieser Richtung gemacht haben, sind private gewesen. Keine Staats-Universität hat gewagt, von den Steuerzahlern eines Staates zu verlangen, daß eine Classe von Personen geschaffen werde, welche von dem öffentlichen Vermögen abhängen. Der Amerikaner lebt in einer beständigen Furcht vor dem dauernd angestellten Amtsinhaber (office holder), — eine Furcht, die zu überwinden es wahrscheinlich noch einer langen Zeit bedürfen wird.

Es muß bemerkt werden, daß alle Universitäts-Beamte eine feste Summe beziehen, die im Allgemeinen ziemlich die gleiche ist bei den Männern desselben Ranges innerhalb derselben Anstalt. Die deutschen „Collegiengelder“ kennt man in Amerika nicht.

Die gewöhnlichen Bezeichnungen, die den Universitätslehrern gegeben werden, sind „Instructor“, „Assistant-Professor“ und „Professor“. Der Instructor, der im Allgemeinen dem deutschen „Docenten“ entspricht, wird gewöhnlich für ein Jahr oder eine kurze Frist von Jahren ernannt. Er kann Mitglied einer Facultät sein oder nicht, und wenn er ein Mitglied ist, kann er eine Stimme bei ihren Entscheidungen haben oder nicht. Er steht der Regel nach unter der Leitung seines Seniors in der Abtheilung. Der „Assistant-Professor“ ist gewöhnlich nicht wirklich der Assistent von irgend Jemandem, sondern wird angesehen als auf dem Wege zur Beförderung und erfreut sich eines beträchtlichen Maßes unabhängiger Thätigkeit. Es ist wahrscheinlich, daß er für eine bestimmte Zahl von Jahren angestellt wird, während welcher er seine Qualification zur Beförderung nachzuweisen hat und natürlich auch von anderen Anstalten darauf hin beobachtet wird. Es steht ihm frei, die Berufung an eine andere Universität vor Ablauf der bestimmten Frist anzu-

nehmen. — Die Professoren sind fast ausnahmslos ohne beschränkte Zeitgrenze angestellt. Ich bezweifle, daß irgend eine amerikanische Universität mit ihren Professoren einen Contract macht, sie lebenslang im Amte zu belassen; thatsächlich aber werden die Professuren allgemein als Anstellungen für Lebenszeit betrachtet. Im Falle der Immoralität oder Unfähigkeit behält die ernennende Behörde sich das Recht der Entlassung vor, und in Abwesenheit des Pensionssystems ist damit ersichtlich eine Thür offen für willkürliches Verfahren und große Härten gegen die betreffenden Personen. Daß diese Willkür nicht öfter geübt, die Härte nicht häufiger empfunden wird, ist ein hoher Ehrentitel für die Achtung vor der Wissenschaft und den Gerechtigkeitssinn des amerikanischen Volkes. Hin und wieder, besonders in den staatlichen Instituten der neueren Staaten, sind Fälle von „Massenhinrichtungen" auf Grund politischer oder persönlicher Feindschaft vorgekommen; aber solche Fälle sind sehr selten. Die Möglichkeit einer Entlassung aus zwingenden Ursachen ist heilsam für alle Betreffenden; aber wir kommen dahin, zu sehen, daß ein solches Verfahren, um nicht brutal zu sein, von der Zulässigkeit einer Vergütung durch Pension oder sonstwie begleitet sein muß. In der That einer der stärksten Beweisgründe für das Pensionssystem ist, daß es den „Trustees" ermöglicht, einen nicht wünschenswerthen Professor ohne Brutalität durch einen andern zu ersetzen. Wenn man die wenigen Fälle einer gewaltthätigen Verabschiedung aus politischen Gründen bei Seite läßt, darf man mit Bestimmtheit sagen, daß die Rechte des Professors von den privaten und nicht officiellen „Trustees" der amerikanischen Universitäten ebenso in Schutz genommen werden, wie von den Regierungen Europa's.

Ein Gegensatz zu Deutschland ist in der größeren Stetigkeit amerikanischer Professoren und Studenten zu bemerken. Selten wechselt der Student seinen Aufenthalt während der „College"-Jahre. Aus welchem Grund immer er seine Alma mater wählt — mag es seine Familientradition oder ihre Nähe, ihre akademische Vorzüglichkeit oder, wie das auch vorkommt, ihre athletische Tapferkeit sein: seine Anhänglichkeit bleibt fast ausnahmslos unerschüttert. Wenn das „College" Theil einer Universität ist, so geht die Tendenz noch immer dahin, daß er seine Berufsausbildung an demselben Orte fortsetze. Glücklicher Weise jedoch beginnt diese Tendenz sich abzuschwächen, und unsere jungen Männer lernen den großen Vortheil verstehen, der aus einem vollständigen Wechsel und einer Erweiterung der Umgebungen während der akademischen Jahre entspringen kann.

Ebenso war es bis daher die Regel, daß die amerikanischen Professoren ihre Laufbahn an dem Platze ihrer eignen Erziehung begannen; doch auch hier hat in den letzteren Jahren ein sehr heilsamer Proceß der Auswanderung begonnen. Die größeren Universitäten produciren jedes Jahr viel mehr akademische Lehrer, als sie möglicher Weise verwenden können, und diese suchen Anstellungen an andern Universitäten, „Colleges" und Schulen. Ehrgeizige junge Professoren an den kleineren Instituten streben danach, erledigte Stellen an den größeren auszufüllen. Der Erfolg reizt zu gesundem Wettbewerb an, und jedes Institut gewinnt durch das neue Blut, das ihm zugeführt wird.

Das amerikanische Ideal trachtet danach, jedem Institut eine gewisse, ihm eigne, charakteristische Besonderheit zu wahren, fürchtet aber jede übermäßige Inzucht als zu Engherzigkeit und Unfruchtbarkeit führend. Das Zusammenwirken verschiedener Institute auf vielen Arbeitsgebieten hat vortreffliche Resultate gebracht, wie z. B. das Zustandekommen einer gewissen Uebereinstimmung hinsichtlich des Verhältnisses der einzelnen Lehrgegenstände zu den Anforderungen, die für die Zulassung zur Universität gemacht werden.

Eine amerikanische, neuerdings eingeführte Einrichtung scheint sich auch europäischen Beobachtern zu empfehlen, das System, das inofficiell als das „Sabbathjahr“ bekannt ist. Dieser Anordnung gemäß wird den Professoren ein gelegentliches Jahr völliger Freiheit von Dienstpflichten zugestanden, mit einem solchen Theil ihres Gehalts, als in dem speciellen Falle vorgesehen sein mag. Während dieses Jahres ist der Professor in jeder Hinsicht frei. Er kann reisen, er kann ein Buch schreiben, er kann irgend eine Forschung weiter führen, oder er kann, wenn es ihm so gefällt, sich den seltenen Luxus einer allgemeinen Lectüre und der Selbstbildung erlauben. Nur an sehr wenigen Orten ist dieses höchst werthvolle Privileg der Professorenkörperschaft als ein regelmäßiges Vorrecht ihres Amtes gesichert; aber der Vortheil für das Institut selbst ist so klar erkannt, daß es überall als in hohem Grade wünschenswerth angesehen wird. Keine Ferien, mögen sie noch so lang bemessen sein, können das Gefühl der Erlösung und eines erweiterten Horizonts geben, das sich einstellt, wenn ein Mann, belastet mit dem gewohnheitsmäßigen Geschäftsgang von Jahren, sich für ein volles Jahr frei weiß, der Linie des Studiums, der Beobachtung und des Denkens zu folgen, die sein Tagewerk ihm bisher verschlossen hielt. Er kehrt zu seiner Arbeit mit einem Gefühl der Jugend und Frische zurück, die der Universität den Ausfall seiner Dienste mehr als ersetzen.

V.

Ein Wort sei noch hinzugefügt über die Betheiligung des Professors am öffentlichen Leben. Die Beharrlichkeit, mit der die Amerikaner an dem Princip localer Repräsentation hängen, verhindert einen Mann von Ideen, sich als Candidaten für ein Amt in irgend einem anderen Wahldistrict als dem seinen anzubieten, und dient im Allgemeinen dazu, den Ehrgeiz solcher Männer nach legislatorischer Arbeit zu beschränken. Es ist eine weit verbreitete Meinung, daß der Universitätsprofessor, möge er noch so weise sein in der Theorie, doch nur schlecht befähigt sei für die praktische Politik. Die Dauer geschäftiger Universitätsarbeit während des akademischen Jahres — vom Ende September bis Mitte oder Ende Juni, mit nur kurzen Unterbrechungen zu Weihnachten und Ostern — macht die Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten nahezu unmöglich. Mit jedem Jahre nimmt die Arbeit des Professors ihn mehr und mehr ausschließlich in Anspruch. Aus all' diesen Ursachen erhellt, daß ein irgend beträchtlicher Theil öffentlicher Pflichten von ihm nicht übernommen werden kann, so lange seine Lehrthätigkeit dauert. Aber es gibt wenige amerikanische Professoren von einiger wissenschaftlicher

Auszeichnung, die nicht von Zeit zu Zeit aufgefordert würden, in technischen Dingen der Allgemeinheit Dienste zu leisten. Ein Professor der Geologie mag zur selben Zeit Director einer Staats- oder nationalen Vermessung sein. Ein Professor der Rechte mag zum Staatscommissar für eine Gesetzrevision berufen werden. Professoren der Medicin können sicher sein, daß man ihre Hülfe an Gesundheitsämtern oder bei der Leitung öffentlicher hygienischer Anstalten verlangt. Viele Professoren machen sich nützlich in den zahlreichen Formen der öffentlichen und privaten Schul-Oberaufsicht.

Die letzteren Jahre haben in Amerika, wie überall sonst, eine bedeutende Zunahme der Thätigkeit in Universitätssachen herbeigeführt. Die großen Probleme, die aus dem immer sich erweiternden Umfang menschlicher Errungenschaften erwachsen, haben überall die Neuanpassung alter Traditionen und Formen des akademischen Lebens gefordert. Es ist das Bestreben des amerikanischen Unterrichtswesens, alles Beste und am meisten Charakteristische seines bereits alten Systems beizubehalten, aber ebenso alles Beste, was von der Erfahrung Anderer gelernt werden kann, darauf zu pfropfen. Amerika ist nicht einem einzigen Muster gefolgt, aber dankbar erkennt es in Deutschland die Quelle der fruchtbarsten Ideen an, durch die sein jüngster Fortschritt gestaltet worden ist.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.

(1867.)

Mitgetheilt
vom
Generalmajor **von Bernhardi,**
Chef der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

Nachdem Bernhardi im Sommer 1866 aus dem italienischen Feldzuge zurückgekehrt war[1]), wurde er im Frühjahr 1867 abermals nach Florenz geschickt — der Form nach als militärischer Vertreter Preußens, in Wirklichkeit, um zuverlässige Nachrichten über die politische Lage Italiens zu schaffen, die sich aus den Berichten des preußischen Gesandten, Grafen Usedom, nicht mit der dem Auswärtigen Amt erwünschten Klarheit ergab.

Hier Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen, war aber um so nothwendiger, als Frankreichs Politik allem Anscheine nach darnach trachtete, eine Coalition gegen Preußen zusammen zu bringen, in der neben Oesterreich Italien eine wichtige Rolle spielen sollte, die zu verhindern Preußens dringendstes Interesse war.

Auf die eigenthümliche Lage, in die die italienische Regierung zwischen diesen entgegengesetzten politischen Bestrebungen gerieth — Bestrebungen, die auch im Inneren durch die einander bekämpfenden Parteien unterstützt wurden — werfen die nachfolgenden Blätter ein helles Licht.

I. **Reise nach Florenz und erste Orientirung über die Lage.**

12. Mai.

Abreise um 10 Uhr 35 Minuten — zwei Magdeburger Kaufleute sind unsere Gefährten — sie theilen uns die neuesten Zeitungen mit, die sie bei sich haben — Telegramm: eine friedliche Convention ist gestern

[1]) Vergl. hierzu Deutsche Rundschau, 1896, Bd. LXXXXIX, S. 106 ff., S. 272 ff. und S. 377 ff.: „Die Mission Bernhardi's nach Italien".

unterzeichnet, wir verlassen Luxemburg, das für neutral erklärt wird! — Eine Nachricht, die mich auf das Alleräußerste verstimmt!

14. Mai.

Bern. — Im „Berner Hof" eingekehrt. Bern ist nicht wieder zu erkennen, so verwandelt, seitdem ich es am Schluß meiner Studentenjahre zuerst und zugleich zuletzt gesehen habe. Die Stadt liegt auf einer Art von Halbinsel, die durch die scharfen Windungen der Aar gebildet wird; sie bildet ein Dreieck, dessen zwei Seiten die Aar bespült; die dritte war sonst durch Festungswerke geschlossen, und die sind jetzt verschwunden; an ihrer Stelle ist ein neuer, verhältnißmäßig glänzender Stadttheil entstanden. Die Häuser, die ihn bilden, beweisen, mit den älteren Baulichkeiten verglichen, daß auch die Schweiz im Laufe des letzten halben Jahrhunderts mächtig reicher geworden ist.

Den preußischen Gesandten, Generalleutnant von Röder II. — ehemaligen Erzieher des Prinzen Alexander — aufgesucht. Er lebt eigentlich auf einem Landhaus, das er bei Vevey besitzt. Dort weilt seine Familie. — In dieser wichtigen Zeit aber muß er natürlich für seine Person hier sein und lebt in einem großen Gasthof, ebenfalls in dem neuen Stadttheil.

Als wir allein waren, sprachen wir ernsthaft von Krieg und Frieden. Röder sagt mir, es scheine noch nicht Alles ganz im Reinen; Holland wolle nicht darein willigen, daß Luxemburg für unveräußerlich sowohl als neutral erklärt werde; es wolle sich die freie Disposition über das Land vorbehalten. (NB. Um Luxemburg doch bei Gelegenheit an Frankreich abtreten zu können.)

Napoleon habe niemals die Schweiz zu einem Bündniß zu bewegen gesucht und ebenso wenig die Ueberlassung der Jura-Bahn von Genf nach Basel verlangt. Die Nachrichten, die Moltke darüber hatte, seien anonym eingesendete, ihrem Inhalt nach falsche gewesen. Napoleon kenne die Schweiz viel zu gut, um dergleichen zu versuchen — Die Schweiz wolle nur Eines in ihrer auswärtigen Politik: sie wolle unter allen Bedingungen neutral bleiben. Wer ihre Neutralität antaste oder verletze, der habe sie zum Feinde und werfe sie seinem Gegner in die Arme. Das weiß Napoleon, und darum habe er ihr nie dergleichen zugemuthet. — Aber auch wir müssen uns das gesagt sein lassen und z. B. die Eisenbahn, die auf einer kleinen Strecke das Gebiet von Schaffhausen durchschneidet, niemals zum Transport süddeutscher Truppen an den Rhein benutzen. Das leide die Schweiz nicht — und die Schweiz sei ein Gegner, mit dem man rechnen muß. Sie könne hunderttausend Mann aufbringen und habe viele gediente Officiere — auch wissen die Leute in ihrem eigenen Lande sehr gut Bescheid ꝛc.

Zur Zeit ist das Mißtrauen besonders gegen Frankreich rege, und die Schweiz war, für den Fall, daß der Krieg wirklich ausbrach, geneigt, gleich eine recht große Demonstration zu machen — sofort 100000 Mann aufzubieten, um damit in unzweideutiger Weise zu bekunden, daß man den sehr ernsten Willen habe, die Neutralität zu wahren.

Röder hat den hiesigen französischen Gesandten, Marquis de Blanville, beglückwünscht in Beziehung auf die glückliche Beilegung der Luxemburger Angelegenheit — Blanville hat das aber sehr kühl aufgenommen und äußert

sich in Beziehung auf die Convention überhaupt so kühl und zurückhaltend, als wolle er ein entschiedenes Mißfallen an den Tag legen. — Auch weiß man hier sehr genau, daß in Frankreich mit großer Anstrengung nach einem gewaltigen Maßstab gerüstet wird, und daß die Rüstungen bis diesen Augenblick noch keineswegs eingestellt worden sind. Noch auf dem letzten Pferdemarkt zu Freiburg sind alle Pferde, die überhaupt da waren, für Frankreich aufgekauft worden.

15. Mai.

Den italienischen Geschäftsträger de Martino aufgesucht in seinem etwas ärmlichen Bureau.

Er ist ein sehr junger Mann, Sohn des letzten neapolitanischen Ministers, sehr höflich und zuvorkommend. Telegraphirt sofort nach Florenz, um zu erfahren, ob Cerutti dort ist, in Turin oder unterwegs; ergeht sich dabei in einem überschwänglichen Lob des trefflichen Cerutti.

Dann fragt er nach mancherlei Einzelheiten des vorjährigen Feldzuges, spricht in französischer Sprache mit patriotischem regret von den Ereignissen — daß sie nicht ehrenvoller für die italienischen Waffen ausgefallen seien — und sprach am Ende in sehr naiver Weise aus, weshalb La Marmora nicht über die Alpen, nicht nach Deutschland — überhaupt nicht in die Bahnen einer großartig angelegten Kriegführung wollte: „Il ne voulait rien risquer — il disait, le Vénitien, nous l'aurons dans tous les cas!“ (NB. Das ist wirklich in La Marmora's beschränktem Geist; nichts riskiren wollen im Krieg, das ist die wahre Höhe!)

Um 2 Uhr Diner bei Röder in seinem Zimmer.

17. Mai. Früh auf zur Weiterreise.

19. Mai.

Florenz. Zur Kanzlei. Radolinski da und bald auch Otto Dönhoff[1]); der zeigt sich sehr unzufrieden damit, daß der Krieg vermieden worden ist, und da ich frage, belehrt er mich: La Marmora, obgleich commandirender General hier in Florenz, sei so gut wie verschollen; man sehe ihn nirgends in der Gesellschaft. Mit Usedom ist er ganz entzweit; *er grüßt Niemanden von der preußischen Gesandtschaft und wird von Niemandem gegrüßt.*

Usedom hat hier den vergangenen Winter gelegentlich General Klapka gesehen; der hat ihm unter Anderem gesagt, die Versöhnung Oesterreichs mit Ungarn werde nicht lange vorhalten. *Die Ungarn werden sehr bald mit der Forderung hervortreten, eine eigene, von der österreichischen gesonderte Armee zu haben* — und diese Forderung wird den Bruch herbeiführen.

Besuch bei Cerutti — via de' Servi — verabredeter Weise. Er empfängt mich auf das Freundschaftlichste, sagt mir, daß er wahrscheinlich als Gesandter nach Washington gehe, will aber ganz entschieden nicht mit der Sprache heraus in Beziehung auf das jetzige Ministerium und die gegenwärtigen Zustände.

---

[1]) Damals Legationssecretär bei der preußischen Gesandtschaft.

Sehr entschieden tritt dagegen hervor, daß der Nationalpartei, zu der er gehört, sehr viel an dem guten Verhältniß mit Preußen gelegen ist, das in ihren Augen den höchsten Werth hat. Er fragte mit großem Eifer, ob man in Berlin noch immer gut gesinnt sei für Italien? — Ob man dort auf das Bündniß noch denselben Werth lege? Ob an dem Verhältniß nichts verdorben sei? (NB. Durch das Ministerium Ratazzi natürlich, das aber nicht genannt wird.)

Dann fragt Cerutti mit derselben Spannung auch, wie das Verhältniß zwischen Usedom und Bismarck sei? Ob Usedom gut mit Bismarck stehe? Er schien deshalb nicht ohne Sorge. Lobt Usedom mit einer gewissen Ueberschwänglichkeit; der habe das Bündniß zwischen Italien und Preußen herbeigeführt; er ganz allein und Niemand sonst; er hat es eingeleitet zu einer Zeit, wo der Gedanke daran in Berlin allen Menschen befremdlich, beinahe abenteuerlich vorkam.

Cerutti bedauert lebhaft, daß der Friede von Nikolsburg zu früh geschlossen worden; ich erzähle ihm, in welcher Weise Govone darauf Einfluß geübt hat; er meint: „Si l'Italie avait tenu ferme“, so hätte Napoleon doch nicht Krieg geführt. Bedauert, daß das Verhältniß zwischen La Marmora und der preußischen Gesandtschaft so ganz und gar verdorben ist; es wäre nicht zu dem Grad von Spannung gekommen, wenn sich nicht Damen hinein gemischt hätten.

25. Mai.

Usedom kommt, begrüßt mich sehr freundschaftlich. Gegenseitige Mittheilungen, die dann später auf der Villa Caponi fortgesetzt werden.

Es sind mit den Ansichten unseres Gesandten wie seiner Gemahlin beachtenswerthe Veränderungen vorgegangen. Beide sind große Verehrer Bismarck's geworden und erklären ihn für einen großen Staatsmann.

Usedom spricht viel von La Marmora, dessen schlechte Führung des Feldzuges nicht bloß in seiner Unfähigkeit ihren Grund habe; es habe sich vielmehr ergeben, daß er alle seine Schritte von Frankreich abhängig machte und nach den Weisungen verfuhr, die er von Paris aus erhielt. (NB. Es fragt sich, ob nicht vielmehr der Einfluß Englands für ihn maßgebend war, wie mir Türr versicherte, und wie sich auch im vergangenen Jahre in einigen Indiscretionen Elliot's verrieth.)

Usedom gibt zu, daß die ganze Lage hier sich seit dem vergangenen Jahre ungemein verschlechtert hat, und eine sehr schlimme, eine geradezu gefährliche geworden ist, daß Ricasoli ohne parlamentarischen, ja ohne irgend einen nachweisbaren staatsmännischen Grund, durch eine Hofintrigue, beseitigt worden ist, die Napoleon in Gang gesetzt hat; er gibt zu, daß das gegenwärtige Ministerium Ratazzi — durch Napoleon und die Consorteria, d. h. die persönliche Umgebung des Königs eingesetzt — ein sehr gewagtes Experiment ist, das leicht eine Katastrophe herbeiführen könnte — meint aber, Ratazzi sei dennoch lange nicht der schlimmste aller unter diesen Umständen möglichen Minister. Menabrea wäre viel schlimmer gewesen. Der ist nicht Premierminister geworden, weil er mehr zu Oesterreich neigt als zu Frankreich.

Ratazzi ist glücklicher Weise kleinmüthig und eingeschüchtert. — Die Consorteria und die piemontesische Coterie würden auf ein Bündniß mit Frankreich und einen Krieg mit Preußen eingehen. Sie bereiten sich jetzt schon gewissermaßen darauf vor, indem sie sagen — La Marmora an der Spitze der Piemontesen — Preußen habe sie beleidigt, indem es einen Zweifel an ihrer loyauté ausgesprochen, sie des Verraths beschuldigt habe. Preußen verdanke seine Siege den Italienern, denn nur dadurch, daß die Italiener eine österreichische Armee in der Lombardei beschäftigten und festhielten, habe es in Böhmen siegen können. Dann aber habe sich Preußen undankbar erwiesen.— Ratazzi aber werde Alles aufbieten, um sich solcher Combinationen, eines solchen Bündnisses und Krieges, zu erwehren. Der finanzielle Ruin des Landes, das Schreckbild des Bankerotts hält ihn zurück; er schreckt zurück nicht nur vor jedem kühnen Unternehmen, sondern vor dem Gedanken an jede positive Thätigkeit überhaupt; Italien muß seiner Meinung nach überhaupt gar nichts thun, und er wird suchen, sich aller auswärtigen Politik durchaus fern zu halten.

Was den König vollständig zu Grunde gerichtet hat in den Augen des Landes, das sind seine clericalen Tendenzen, die ziemlich unerwartet hervortreten, das Verlangen, sich um jeden Preis mit Rom zu versöhnen, das bei ihm persönlich sehr groß ist.

Jetzt unterhandelt der König mit Rom; die Piemontesen lassen dabei in Rom durchschimmern, daß man wohl geneigt sein könnte, Neapel aufzugeben; Neapel sei eine Last und kein Gewinn ꝛc. — Natürlich hört man das in Rom sehr gern. Denn nur mit einem einigen Italien, das Rom von allen Seiten umklammerte, kann Rom sich nie versöhnen, meint Usedom. Zwei italienische Reiche, deren eines man gelegentlich gegen das andere in die Wagschale legen kann — das wäre etwas Anderes.

Sehr seltsam ist es nun, daß der König, wenn von den Schwierigkeiten der Lage die Rede ist, davon, daß ein Finanzgesetz im Parlament nicht durchgehen wird, nicht selten von einem Staatsstreich spricht, den er nöthigen Falls machen werde. Als ob ein coup d'état an sich ein bestimmtes Etwas sei, dessen Inhalt ein für alle Male dasselbe wäre und sich von selbst verstehe! — Man frage sich vergebens, was sich denn der König eigentlich denke, und worin denn dieser Staatsstreich bestehen solle? — Es sei ja hier gar kein Conflict zwischen Krone und Parlament; es handle sich gar nicht um mehr oder weniger Rechte des einen Factors oder des anderen, sondern um Sein oder Nichtsein — um die Möglichkeit des Fortbestehens dieses Staates und nicht um Verfassungsfragen.

Das Project der definitiven Organisation der Armee wird im Parlament von der Nationalpartei sehr entschieden angegriffen werden; man will die Armee im Frieden auf 100 000 Mann reduciren — ja Einige sprechen davon, sie auf 60 000 Mann zu reduciren, was natürlich eine Uebertreibung ist. Der Grund, den man dafür anführt, ist die Lage der Finanzen und die Nothwendigkeit, zu sparen. Der wirkliche Grund aber ist ein anderer. Die Nationalpartei traut den Piemontesen und ihrer Hinneigung zu Frankreich

nicht; sie will Italien vollständig entwaffnen, damit gar keine Armee da ist, die den Zwecken Frankreichs dienstbar gemacht und in einem Kriege gegen Preußen verwendet werden könne.

Uebrigens wird die Nationalpartei immer sehr vorsichtig und gemäßigt in ihrer Opposition gegen die Regierung auftreten, stets den König persönlich und die Dynastie zu schonen suchen. Denn diese Dynastie ist ihr heilig als das Mittel, die Einheit Italiens zu erhalten, als die Bürgschaft für die Einheit. — Aber nicht so die Actionspartei — nicht so die Anhänger der alten Regierungen 2c.

Die Unzufriedenheit ist allgemein und groß, und unter dem Druck der traurigen Finanzlage und dem Einfluß der Unzufriedenheit regt sich überall auch der Particularismus wieder.

Ich: Das ist so sehr der Fall, und die Hoffnungen, namentlich der Bourbons von Neapel, sind darüber in solcher Weise neu erwacht, daß diese Fürsten bereits darauf hin Versuche gemacht haben, sich unserer Regierung zu nähern.

Usedom weiß das; er ist nach Neapel gegangen, um an Ort und Stelle zu sehen, was man etwa, falls es nöthig werden sollte, unserem dicken Freunde — wenn er feindlich gegen uns auftreten sollte — „auf den Hals hetzen könnte!"

NB. Das geht offenbar viel zu weit. Kein Gesandter will schlicht und einfach sein Amt verwalten und seine Instructionen befolgen, ohne darüber hinaus zu gehen; Jeder will vielmehr selbständige Politik treiben, Einfluß auf die Politik des eigenen Landes üben, ja sie wo möglich beherrschen; das kann verderblich werden, besonders wenn dabei eine einseitig verkehrte Ansicht zu Grunde liegt — und das ist hier der Fall.

Für mich ist es oberster Grundsatz im öffentlichen wie im Privatleben, daß man niemals bleibende Interessen einer augenblicklichen Convenienz aufopfern darf. Unser bleibendes Interesse aber fordert die Einheit Italiens. Nur in der Einheit kann Italien je selbständig sein, wie wir wünschen müssen; zersplittert verfällt es unwiederbringlich dem Einfluß Oesterreichs oder Frankreichs, niemals dem unserigen! — weil wir nirgends unmittelbare Berührungspunkte mit Italien haben. Es wäre der größte Fehler, den wir begehen könnten, wenn wir uns durch augenblickliche Rücksichten bestimmen ließen, die Zersplitterung Italiens zu fördern.

Usedom kommt mehrfach auf La Marmora zurück, der bei Custozza eine halbe Stunde vor dem Angriff von Seiten der Oesterreicher dem Prinzen Humbert sagte, er solle seine Leute abkochen lassen, vom Feinde sei nichts zu sehen — dann den Kopf verlor, sowie das Gefecht begonnen war, und um ½12 Uhr das Schlachtfeld verließ, um nach Goito zurück zu gehen.

Usedom: Nachdem er mit Cucchiari gesprochen und sich überzeugt hatte, daß dessen zersplitterte Divisionen an dem Tage nicht mehr zusammen gebracht werden konnten, legte sich La Marmora in Goito zu Bett und schlief von 2—5 Uhr; die Schlacht blieb inzwischen sich selbst überlassen.

26. Mai.

Einen langen Brief an Keudell angefangen. Deutsche Zeitungen. Verschwörung in Hannover entdeckt. „Es geht nicht ohne Strenge," meint Usedom; „man kommt nicht darum herum."

28. Mai.

Kanzlei. Sage zu Usedom, daß wohl jenes Memoire vom 17. Juni. v. J. der eigentliche Grund der Feindschaft La Marmora's ist [1]). Erfahre die Geschichte dieses Memoire, das bei Weitem mehr bekannt geworden ist als ich glaubte. — Cerutti hat gleich damals eine Abschrift dem Prinzen von Savoye-Carignan vorgelegt, der als Regent hier in Florenz zurück geblieben war. Der Prinz zeigte sich sehr frappirt, ließ mehrere Abschriften nehmen und theilte sie den bedeutendsten Generalen der Armee mit, unter denen namentlich Cialdini sich sehr geräuschvoll mit den dort entwickelten Ideen einverstanden erklärte.

29. Mai.

Nach 1 Uhr verabredeter Maßen zu Sir James Lacaïta, der auf der Durchreise von Neapel nach England hier ist. Gespräch über die hiesigen Zustände.

Ich: Eine revolutionäre Bewegung, die nicht unmöglich ist, ist um so schlimmer, da sie schwerlich gegen den König persönlich oder auch nur gegen die Dynastie gerichtet bleibt. Sie gefährdet den ganzen Zustand. Da der Particularismus neu erwacht, und die Dynastie das einzige Band der Einheit ist, könnte Italien darüber wieder aus einander fallen.

Sir James: „Die Consorteria und die Piemontesen neigen zu Frankreich und sind von Frankreich abhängig. Sie hätten in der letzten Zeit gern Italien in ein Bündniß mit Frankreich zu ziehen gesucht; um das möglich zu machen und eine parlamentarische Majorität dafür zu gewinnen, suchten sie einen Compromiß mit den Rothen, mit der äußersten Linken. Sie spiegelten den Leuten vor, daß vermöge eines solchen Bündnisses wohl ein Stück von Welsch-Tirol zu gewinnen sein werde — und die Möglichkeit, sich gegen Triest hin auszudehnen, lauter Dinge, zu denen Preußen niemals die Hand bieten werde. Die Rothen gingen aber nicht auf die Sache ein. Einige scharfe Erklärungen gegen ein Bündniß mit Frankreich &c., welche Mitglieder der äußersten Linken neuerdings ohne parlamentarische Veranlassung — anscheinend ganz ohne Veranlassung — im Parlament abgegeben haben, waren die öffentliche Antwort auf diese geheimen Insinuationen.

Großen Schaden hat der Regierung dann auch Scialoja's Project gethan, die Kirchengüter der Compagnie Langrange-Dumonceau zu verkaufen.

Ich: Daß Langrange-Dumonceau der Bankier der belgischen Jesuiten ist, das wissen wir. Daß die angebliche Compagnie niemals existirt hat, das versteht sich von selbst; daß es aber Niemand anders war als der Clerus

[1]) Usedom hatte am 17. Juni 1866 Bernhardi den Entwurf zu einer Note vorgelesen, die er Ricasoli übergeben wollte, und in welcher ausgesprochen war, was Preußen von Italiens Kriegführung erwarte.

selbst, der unter dieser Firma seine Güter für etwa ein Viertel des wahren Werthes wieder kaufen wollte, das ist leicht zu durchschauen.

Sir James: So ist es. Was aber die Leute besonders empörte, war der Umstand, daß dem Hause Langrange-Dumonceau contractlich eine Provision zugesichert war, die nicht weniger als 60 Millionen Franken betragen hätte, und man wußte, daß diese Millionen bestimmt waren, das Finanzwerkzeug des päpstlichen Stuhles — oder des Cardinals Antonelli — zu retten, nämlich die Bank zu Rom, die eigentlich längst bankerott ist.

Der König unterhandelt auch jetzt wieder, mit Umgehung seiner Minister, mit Rom und sucht eine Aussöhnung mit dem heiligen Stuhl. — Sein Hauptagent dabei ist ein gewisser Castellani, ein Abgeordneter, ein bekannter Clericaler, der aber neuerdings seinen Sitz im Parlament seltsamer Weise auf der äußersten Linken gewählt hat. Der „go-between", der hin- und herreist zwischen Rom und dem Hoflager des Königs, ist ein gewisser Albéri, ehemals Vertrauensmann des Großherzogs von Toscana, in dessen Familienangelegenheiten und Geheimnisse eingeweiht und mit der Führung seiner Privatgeschäfte betraut, dann bis ganz vor Kurzem diplomatischer Agent des Großherzogs in Rom.

Castellani ist der eigentliche Autor des Gesetzentwurfes, den Scialoja vorgelegt hat; er ist es, der Langrange-Dumonceau mit der italienischen Regierung in Verbindung gebracht hat; er ist es zumal, der die 60 Millionen Provision ausbedungen hat.

Uebrigens, wenn der König einen Staatsstreich versuche, werde Alles zusammen brechen und aus einander fallen. In Neapel besonders bedürfe es nur eines sehr geringen Anstoßes von außen, um eine Katastrophe herbeizuführen. Die Einheit Italiens wird da überhaupt nur als Steuerdruck und als Herrschaft der Fremden, der verhaßten Piemontesen, empfunden. Durch einen kleinen Anstoß von außen — wenn z. B. 800 Mann fremde Truppen landeten und irgend eine Fahne, gleich viel, welche, aufpflanzten, könnte die ganze Bevölkerung sehr leicht in Bewegung gesetzt werden, „um die Piemontesen aus dem Lande zu jagen", ganz einerlei, was sonst noch dabei geschrien wird, ob „viva il Borbone!" oder „viva la republica!" oder was sonst.

31. Mai.

Sir John Acton[1]) bei mir, ein paar Stunden. Erzählt mir von Rom, wo er den Winter über in den Archiven gearbeitet hat.

In Rom fürchtete man den Winter über einen Angriff von Seiten der italienischen Actionspartei; dann wurde man eine Zeit lang ruhiger; in der letzten Zeit aber ist die Unruhe wieder sehr groß geworden; man fürchtet einen Angriff und den gänzlichen Zusammenbruch alles Bestehenden, da Niemand an die Möglichkeit eines Widerstandes glaubt.

1. Juni.

Sir John Acton besucht. Der König hat sich so unvorsichtig und leichtsinnig — auch schriftlich — compromittirt, der päpstlichen Regierung gegen-

[1]) Der bekannte englische Historiker.

über, daß er jetzt eigentlich schon ganz in der Gewalt Roms ist. Er ist verloren, wenn Cardinal Antonelli die Schriftstücke bekannt macht, die er von ihm in Händen hat.

Das ist schlimm; Rom versteht eine solche Situation auszubeuten und läßt Den, der einmal so eingefangen ist, gewiß nicht wohlfeilen Kaufs wieder los. — Sir John, Neffe eines Cardinals, kann das wohl wissen.

Zu Sir James Lacaita. Frage, ob von Seiten der Piemontesen in den Unterhandlungen mit Rom angedeutet worden ist, wie Usedom glaubt, daß man geneigt sei, Neapel allenfalls aufzugeben?

Nein, das ist nicht geschehen! — Aber auch Sir James weiß, daß der König sich in diesen Unterhandlungen compromittirt hat und ganz in der Gewalt des päpstlichen Hofes ist. — Schilderung der Consorteria, in der drei Abstufungen wahrzunehmen: 1. die vertraute persönliche Umgebung des Königs; 2. die alte piemontesische Hofadels-Coterie, vielfach mit der persönlichen Umgebung in Beziehungen; 3. ein weiter Kreis von Individuen, die nicht sowohl zu diesen Coterien gehören, als darin aufgenommen sein möchten, Stellenjäger aus allen Provinzen. Die Consorteria und die Piemontesen wollen Herren in Italien bleiben, bedürfen dazu der Stütze Frankreichs und müssen sich ihrerseits, um diese Stütze zu haben, abhängig von Frankreich machen. — In der Natur der Sache liegt, daß diese Zustände immer schlechter werden müssen. Gesetzt, der König nehme es diesmal genau mit der Beschränkung der Civilliste um 4 Millionen, die er versprochen hat, ohne damit einen großen Eindruck hervor zu bringen, um so gewisser würde er in ganz kurzer Zeit wieder tief in Schulden stecken und Geld brauchen. Seine Finanznöthe müssen ihn immer abhängiger von der Consorteria machen, und je mehr die Consorteria im Lande verhaßt ist, desto mehr muß sie von Frankreich abhängig werden. — So neigt sich Alles einer Katastrophe zu, die noch lange hintangehalten werden kann, weil das Volk indolent ist und wenig Initiative hat, die aber auch durch irgend ein äußeres Ereigniß überraschend herbeigeführt werden könnte.

4. Juni.

Einen ausführlichen Bericht an Moltke geschrieben über den Entwurf zur definitiven Organisation der italienischen Armee, der dem Parlament vorgelegt worden ist. Er würde eine wesentliche Verbesserung herbeiführen und namentlich der Infanterie eine größere Solidität sichern.

7. Juni.

Usedom wiederholt öfter, die hiesigen Finanzmänner mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, der Versuch, die Kirchengüter in andere Hände zu bringen, wird immer mißlingen; *es wird schließlich immer der Clerus selbst sein, der in einer oder anderer Form seine Güter wiederkauft*, und zwar, weil Niemand sonst in Italien das Geld dazu hat; nur der Clerus, „der in seinem Golde erstickt", verfügt über die nöthigen Capitalien.

Warum ist dem so? Auch das ist mir nach einigem Nachdenken klar: *weil die Staatsschuld von sieben Milliarden, die in wenigen Jahren herangewachsen ist, alles bewegliche Capital absorbirt hat, das im Lande war.*

Besuch beim badischen Gesandten, Baron Schweitzer. Die Möglichkeit eines Staatsbankerotts besprochen.

Ich: Italien ist in dieser Beziehung in einer anderen und viel ungünstigeren Lage als Oesterreich. Die österreichischen Fonds sind bis auf einen eigentlich geringen Bruchtheil im Auslande untergebracht; macht Oesterreich Bankerott, so trifft eben deshalb der Schaden hauptsächlich das Ausland. Anders hier in Italien, dessen ganze Schuld eine inländische ist. Hier würde der Staatsbankerott den Ruin unzähliger Familien nach sich ziehen und den gesammten Nationalhaushalt in ganz unberechenbarer Weise unheilbar zerrütten. Schweitzer bestätigt, daß die Hauptmasse der österreichischen Staatsschuld im Auslande untergebracht ist. Der ganze süddeutsche Adel ist ruinirt, wenn Oesterreich Bankerott macht, denn er hat große Summen in österreichischen Fonds angelegt mit blindem Vertrauen, indem in diesen Kreisen beständig wiederholt wurde, Oesterreich habe schon ganz andere Stürme bestanden, u. s. w.

14. Juni.

Usedom bei mir; der erzählt die Geschichte eines gewissen Rautenberg aus Westpreußen.

Dieser Rautenberg, Katholik, hat in Königsberg Medicin studirt, — wie es scheint, mit geringem Erfolg — denn er ist darauf nach Münster gegangen, um bei der dortigen Akademie zu promoviren, und von dort nach Holland. Dort ist er päpstlichen Werbern in die Hände gefallen; die haben ihn, wie er selber sagt, „verrückt gemacht" und ihm außerdem goldene Berge versprochen — kurz, er hat sich für die päpstlichen Zuaven anwerben lassen. — Er beschreibt, wie die Bischöfe in Belgien und Frankreich an der Spitze der Werber stehen; ihre Paläste sind die Werbebureaux; sie geben das nöthige Geld her und expediren die angeworbenen Recruten von Etappe zu Etappe, d. h. von Bischofssitz zu Bischofssitz, bis nach Marseille und von da nach Rom.

In Rom gingen dem Rautenberg sehr bald die Augen auf und sogar über. Er beschreibt die Zuaven als eine zuchtlose Räuberbande; sie besteht zumeist aus Belgiern und katholischen Holländern; der Letzteren seien fast ebenso viele als der Ersteren; die Franzosen aber sind die grands seigneurs, die gebietenden Herren in der Schar; Rautenberg als einziger Preuße war sehr übel angesehen; er konnte es nach einigen Monaten nicht mehr aushalten und wendete sich an den preußischen einstweiligen Geschäftsträger Schlözer; der sollte ihn retten. Der wies ihn aber ab mit der Bemerkung, er könne doch nicht wohl den Soldaten des Papstes zur Desertion behülflich sein. Dann aber hat Rautenberg glücklich einen reisenden Deutschen bewogen, ihm seinen Paß abzutreten; damit ist er desertirt und glücklich bis hierher gekommen. Usedom hat ihm 100 Franken zur weiteren Reise gegeben.

II. Englands Politik im Kriege 1866 und in der Luxemburger Frage. Der Tod Kaiser Maximilian's. Das Gesetz über den Verkauf der Kirchengüter.

15. Juni.

Usedom erzählt mir: Es ist nun durch Massari förmlich constatirt, daß es der englische Gesandte Elliot war, der während des vorjährigen Feldzugs La Marmora aufgehalten und gelähmt hat, — indem er ihn beherrschte.

Elliot's Instructionen waren, erstens und vor allen Dingen, den Krieg Italiens gegen Oesterreich wo möglich ganz zu verhindern; dann, den Krieg, wenn er ja nicht zu verhindern sei, im Venetianischen zu localisiren, die Italiener nicht nach Deutschland vorgehen zu lassen; endlich, keine Expedition nach Dalmatien zu dulden, nicht zu gestatten, daß eine Bewegung in Ungarn veranlaßt werde. So war Elliot gezwungen, Frankreich zu unterstützen.

Lord Stanley habe eine drohende Note an Bismarck gerichtet, um Preußen zum Nachgeben zu bestimmen; er hat darin auseinandergesetzt, welchen ungeheuren Schaden eine französische Flotte im Baltischen Meer dem preußischen Handel thun würde. — Ganz im Geist Englands, den Frieden nicht durch die an Frankreich gerichtete ernste Mahnung zu erhalten, daß man eine französische Flotte im Baltischen Meer nicht dulden werde, sondern Frankreichs ungerechtfertigte Ansprüche in jeder Weise zu unterstützen.

Bei alledem tadelt Usedom, daß man in der Luxemburger Frage nachgegeben hat; wenn man dadurch noch wenigstens die Freundschaft und das Bündniß Englands gewonnen hätte! Aber das sei nicht der Fall; „they hate us all the same!" Der stupide Haß der Engländer, dessen Gegenstand Preußen ist, der ist freilich unheilbar; eben weil diese wunderliche Dummheit gar keinen Grund hat, ja dem gesunden Menschenverstand geradezu Hohn spricht.

19. Juni.

Usedom kommt auf einen Augenblick, sagt mir, daß Bismarck unzufrieden ist mit der Aufnahme, die Preußen in Paris gefunden hat[1]). Ich glaube, er ist unzufrieden mit sich selbst und bereut, daß er den Krieg vermieden.

20. Juni.

Otto Dönhoff bei mir. Er erzählt: Der ungarische Premier Andrassy, den O. Dönhoff von früher her kennt, ist überzeugt, daß der „Schwerpunkt" der österreichischen Monarchie nach Pest verlegt wird. Der Hof und die Central-Regierung kommen jährlich auf vier Monate nach Pest, kurz, Ungarn schwimmt für den Augenblick in einer enthusiastischen Zufriedenheit. Daß diese Herrlichkeit nicht von Dauer sein kann, daß man nach einigen Jahren wieder auf dem alten Punkt stehen wird, das sieht jeder Unbefangene

[1]) König Wilhelm traf am 6. Juni 1867 in Begleitung des Grafen Bismarck zum Besuch der Weltausstellung in Paris ein und verweilte dort mehrere Tage.

vorher —: für den Augenblick aber ist nicht daran zu denken, daß man auch nur einen einzigen Ungar gegen Oesterreich in das Feld bringen könnte.

Unter den Gründen, die Bismarck bestimmt haben, dem Krieg auszuweichen, mögen auch wohl persönliche sein; ich glaube zu errathen, daß das Verlangen, das Ministerium des Inneren zu übernehmen und da als Reformator aufzutreten, seinen Antheil daran hat.

Herr Schmitz — Banquier der preußischen Gesandtschaft — kommt zu mir. Der lebt seit vielen Jahren hier; beschreibt, wie zur Zeit der großherzoglichen Regierung die Abgaben gering waren, die Verwaltung einfach, redlich und geregelt. Unter der jetzigen Regierung ist Alles verdorben worden, wozu vorzugsweise zwei Umstände beigetragen haben. Erstens, daß die sogenannten „Märtyrer der Freiheit", Alle, die sich böse Händel zugezogen hatten, angestellt und versorgt werden mußten. Diese Märtyrer waren aber nun zum Theil ausgemachte Lumpe, zum Theil wenigstens unfähige und unwissende Leute, die nun plötzlich, ohne das mindeste Sachverständniß, an die Stelle erfahrener Beamter in die höchsten Aemter kamen. Das zweite Unheil war, daß die spitzbübischen neapolitanischen Beamten im ganzen Lande vertheilt wurden. Man hoffte sie theils unschädlich zu machen, theils zu bessern, indem man sie in eine andere Umgebung versetzte. Sie haben im Gegentheil Alles angesteckt und verdorben; die Corruption ist allgemein geworden.

21. Juni.

Cerutti, zum Gesandten in Washington ernannt, macht mir einen langen Besuch und tritt in etwas aus der Reserve heraus, die er beobachtet und auch wohl beobachten muß, da er im activen Staatsdienst geblieben ist; er gesteht, daß er Italien ungern jetzt, dans un moment de crise, verläßt — und ganz beiläufig, fast verstohlen, ließ er dabei den Wink fallen, daß Preußen wohl einige Ursache haben könnte, den Gang der gegenwärtigen italienischen Regierung genau zu beobachten.

Cerutti äußert: Der Prinz Plonplon treibe mit aller Macht zum Kriege; es sei in Frankreich ein Wort gang und gäbe geworden, das Beachtung verdiene, da dergleichen Worte dort mehr zu bedeuten hätten, als anderswo; man sage: „La guerre avec Plonplon, ou la paix sans Plonplon!"

23. Juni.

Oberst Pombo, der spanische Militär-Attaché, bei mir. Feldzug des vergangenen Jahres besprochen; er schildert die Demoralisation unmittelbar nach der Schlacht bei Custozza als sehr groß. Gesteht, daß Stimmung und Lage hier seit dem vergangenen Jahre sich in der bedenklichsten Weise verschlechtert haben, — „l'esprit de l'armée est détestable!" Unmittelbar nach dem Frieden ist Alles über die Armee hergefallen („tout est tombé sur l'armée!") und hat da Einschränkungen und Ersparungen verlangt; eine Menge Officiere sind disponibel geworden; Sold — Rationen — Alles ist beschnitten und beschränkt worden; die Armee ist unzufrieden. Später kommen Usedom und Schweitzer; sie sagen: Außer dem allgemein schwer empfundenen Finanzdruck ist in den Provinzen, wo man nicht an den Militär-

dienst gewöhnt war, auch die Conscription ein Grund der Unzufriedenheit; es gibt namentlich in Umbrien und den Marken viele Refractärs — ja, die Zeitungen haben hin und wieder von Gefechten zwischen Gensdarmen und Refractärs zu berichten. Schweitzer wollte wissen, daß die sämmtlichen Arbeiter in den Marmorbrüchen zu Carrara Refractärs seien, und daß man deren in Umbrien in dem einen Bezirk von Città di Castello nicht weniger als 5000 zähle.

24. Juni.

Die diplomatische Carriere des Grafen Robert Goltz [1]) ist nun fürs Erste aus und geschlossen; Bismarck wünschte ihn lange los zu sein, das weiß ich, aber der König, der überhaupt nicht gern hart und streng verfährt, hat sich gewiß nur sehr schwer entschlossen, den Bruder eines ehemaligen Adjutanten rücksichtslos zu beseitigen. Es muß irgend etwas Besonderes vorgefallen sein, das Veranlassung dazu gegeben hat. Wahrscheinlich hat R. Goltz einen ganz anderen, günstigen Empfang unseres Königs in Paris in Aussicht gestellt und dadurch die Reise dorthin veranlaßt.

In die Gesandtschaft. Usedom sagt mir: Das gegenwärtige Ministerium ist nicht dasjenige, das Frankreich haben wollte; Napoleon III. wollte eigentlich ein Ministerium Minghetti-Menabrea an das Ruder bringen. Als Menabrea von seiner Sendung nach Wien zurückkehrte, wo er unter Anderem die Heirath des Prinzen Humbert mit der jüngst verstorbenen Erzherzogin Mathilde eingeleitet hatte, so viel an ihm war, trat er sehr entschieden auf, bei Weitem mehr als österreichischer Gesandter denn als italienischer Minister ging er sehr geraden Weges und mit großer Energie auf die Tripel-Allianz Oesterreich-Italien-Frankreich gegen Preußen los und zeigte sich so clerical, daß selbst Minghetti bange wurde und das Ministerium nicht zu Stande kam.

Ein eigenthümlicher Zwischenfall ergab sich im vergangenen Herbst, als Bismarck krank auf seinen Gütern war und Savigny die Geschäfte führte; der rührte da plötzlich ein ganz neues Element in die Unterhandlungen hinein. Er empfahl mit einem Mal sehr eifrig, Usedom solle darauf dringen, daß die Regierung Italiens sich mit Rom zu versöhnen strebe, und zu gleicher Zeit unterhandelte er in Paris über eine Convention, vermöge welcher auch Preußen dem Papst seine weltliche Macht und dem päpstlichen Stuhl seine Besitzungen garantirte. Savigny erklärte, das sei durch die Rücksichten auf die katholischen Unterthanen Preußens geboten. Die erwarteten das. — Robert Goltz nahm die Sache mit Feuereifer auf, während Usedom hier sie hinzuhalten suchte und nichts that; Napoleon war sehr zufrieden und äußerte, „garantiren“ sei das rechte Wort; die Convention war bald fertig, und es ging dabei so eifrig zu, daß R. Goltz durch den Telegraphen nach Berlin meldete: die französische Regierung wünsche die Ratification auf telegraphischem Wege zu erhalten. Glücklicher Weise konnte Bismarck noch zu rechter Zeit persönlich eingreifen und die Sache ablehnen.

Usedom sprach auch von La Marmora, der im vergangenen Jahr „das doppelte Spiel spielte“ und — von Frankreich wie besonders England bestimmt —

---

[1]) Preußischer Gesandte in Paris.

bemüht war, den Krieg im Venetianischen zu localisiren und nicht über das Venetianische hinaus gehen zu lassen. Da der Handelstractat mit Italien von Seiten Preußens einmal zurückgewiesen war, da der Gasteiner Vertrag geschlossen war in einem Augenblick, wo man es nicht erwartete, glaubte La Marmora, mit dem echten Mißtrauen eines Italieners behaftet, Preußen wolle Italien betrügen, wolle Italien nur benutzen, um Druck auf Oesterreich zu üben, werde sich dann ohne Krieg mit Oesterreich vertragen und Italien fallen lassen.

25. Juni.

Der Sitzung des Unterhauses beigewohnt, die heute interessant war. Gegenstand der Debatte war das Militär-Budget. Die Opposition wollte die General-Commandos streichen; ihr eigentlicher Grund, den sie natürlich nicht sagte, war, daß sie in den Personen der commandirenden Generale, La Marmora, Durando und Della Rocca, die Leute sieht, die das militärische Unheil des vergangenen Jahres verschuldet haben, und sie beseitigen wollte.

Der Hauptredner dieser Opposition war Crispi, der als Rhetor sehr gut und in bester Weise auf den Effect berechnet sprach, aber eigentlich nichts vorbrachte als eine Reihe nichtssagender Gemeinplätze und sehr seichter Sophismen. Merkwürdig war mir nur, daß er anführte, er theile die politischen Bedenken gegen die Commandos nicht; man habe die Besorgniß ausgesprochen, die General-Commandos, die Autorität eines Generals, der eine große Anzahl Truppen unter seinen Befehlen habe, könne mißbraucht werden, um einen Staatsstreich auszuführen (NB. Diese Besorgniß ist also ausgesprochen worden), er habe aber die Ueberzeugung, daß die italienische Armee sich nicht zu einem Staatsstreich brauchen lasse. Und dann: wer einen Staatsstreich ausführen wolle, der suche die Werkzeuge niemals unter den Leuten, die bereits den höchsten Rang erreicht haben, sondern stets in den unteren Graden unter den Leuten, die steigen wollen. Das beweise auch der 2. December.

Endlich kam es zu einer namentlichen Abstimmung, und die General-Commandos wurden mit 207 Stimmen gegen 86 aufgehoben.

26. Juni.

Gesandtschaft. Usedom liest mir einen Brief vor von Hardegg, der von Badenscher Seite den Zoll-Conferenzen — Erneuerung und Umgestaltung des Zollvereins — beigewohnt hat. Der rühmt die coulante Art, wie Bismarck die Geschäfte betrieben habe. Bismarck hat aber auch den Leuten ganz unverhohlen gesagt, daß Preußen die Süddeutschen aus vielerlei Gründen nicht in das norddeutsche Parlament aufnehmen, mit anderen Worten, da nicht haben wolle. Uebrigens, fährt Hardegg fort, sei man in Bayern nach wie vor sehr particularistisch (NB. Kann ich mir denken!), und der junge König schwärme für Souveränetät.

29. Juni.

Englands Politik fällt aus der Schwäche in die Nichtswürdigkeit. Lord Stanley hat im Parlament erklärt, die Garantie der Neutralität Luxemburgs sei collectiv; so wie eine der garantirenden Mächte sich von der Garantie

lossage, höre die Verpflichtung auch für die übrigen auf. Also, wenn Frankreich den Vertrag bricht und sich Luxemburgs bemächtigt, dann hört Englands Garantie auf.

Die hiesigen Zeitungen, die notorisch von Frankreich bezahlt und dirigirt werden, „L'Italie“ und „Il Diritto“, sind schon seit längerer Zeit sehr feindlich gegen Preußen, nehmen Partei für den König von Hannover und lassen sehr deutlich erkennen, daß Nord-Schleswig und dessen Rückgabe an Dänemark der Vorwand sein wird, den Frankreich wählt, um Händel mit Preußen anzufangen. Das ist sehr klug! Da stellt sich England mit seinen albernen dänischen Sympathien sofort auf die Seite Frankreichs; Oesterreich kann nicht wohl anders als auf die Erfüllung des Prager Friedens dringen und wird mindestens in feindseliger Haltung neutral bleiben, selbst wenn die Ungarn nicht zu einem Krieg gegen Preußen zu bewegen sein sollten. In Paris aber hofft man ohne Zweifel mehr als das; man wird den Kaiser Franz Joseph ohne Zweifel in der wohlwollendsten Weise dort empfangen. Usedom meint, daß es nicht unmöglich sei, in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit, da die Nationalitätenfrage darin ihre Rolle spielt, selbst die liberale Partei hier zu blenden und zu fangen und die dreifache Allianz — Frankreich, Italien, Oesterreich — gegen Preußen zu Stande zu bringen. Merkwürdig ist jedenfalls, daß die „Italie“ schon jetzt darauf dringt, daß Italien seiner Zeit an dem Kampfe für die „Civilisation“ gegen Preußen Antheil nehmen müsse.

Mag es nun gelingen oder nicht, jedenfalls zieht sich ein schweres Gewitter zusammen; Bismarck hat Unrecht gethan, daß er den Franzosen Zeit gelassen hat, dieses Wetter zusammenzubrauen, und mag es im Stillen bereuen, daß er den Bruch für dieses Jahr vermieden hat.

Besuch bei der Marquise Lajatico; sie verhehlte nicht ihre Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Gange der Dinge hier in Italien. Sie erklärte mir, warum das Ministerium die General-Commandos so leichten Kaufs hat fallen lassen; Ratazzi benutzte die Gelegenheit, um sich persönlich an Cialdini zu rächen. — Cialdini hat nämlich den Marquis Pepoli darauf aufmerksam gemacht, daß er in „Bicheville“ [1]) verspottet ist, und ihn veranlaßt, Ratazzi zu fordern. Nun rächt sich Ratazzi: „Voilà du patriotisme! Voilà la chose publique!“ sagte die Marquise Lajatico.

1. Juli.

Bei einem Diner bei Usedom Baron Kübeck, den österreichischen Gesandten, getroffen. Merkwürdig war, daß er die Nachricht, die sich telegraphisch hier verbreitet hat, daß der Kaiser Maximilian von Mexiko erschossen worden ist, mit entschiedener Ueberzeugung für wahr hält. Die österreichische Gesandtschaft in Washington hat die Thatsache gemeldet, und Kübeck meint, sie würde sich wohl besonnen haben, so etwas zu melden, wenn sie nicht guten Grund gehabt hätte, die Nachricht für wahr zu halten.

---

[1]) „Bicheville“, ein von Madame Ratazzi geschriebenes Buch in Romanform, das die Florentiner Gesellschaft verspottete und bloßstellte.

2. Juli.

Zur Gesandtschaft. Schweizer da, sagt: Die Nachricht, daß der Kaiser Max von Mexiko erschossen worden ist, die ist jetzt officiell. Die österreichische Regierung hat sie officiell der hiesigen mitgetheilt. Welche Schmach für Frankreich! — Ein Herr Moreno da, der mit Colonisationsprojecten in Ostasien sich an uns wendet. Mit ihm auch die hiesigen Angelegenheiten besprochen. Er ist in einem merkwürdigen Grade orientirt; er weiß sehr gut, daß La Marmora im vergangenen Jahr ein schwankendes und doppeltes Spiel spielte und von Frankreich, besonders aber von England aus inspirirt wurde; daß England namentlich selbst zu einem „mezzo poco decente" gegriffen hatte und es nicht verschmähte, durch eine Dame, durch Mrs. Cadogan, Einfluß zu üben, daß Garibaldi auf Englands Geheiß, durch La Marmora verhindert worden ist, nach Dalmatien zu gehen, daß man ihn nach Tyrol sendete, damit er sich dort „den Kopf an den Felsen einstoßen sollte". Moreno fügt noch hinzu, La Marmora habe alle seine Anstalten, Mittel und Pläne der Dame Cadogan mitgetheilt; da seien sie denn nach England gemeldet worden und von dort aus nach Oesterreich. — Auch wolle Italien von La Marmora nichts mehr wissen; „si vuole che sia f...., come si dice!"

Merkwürdig, daß eine so genaue Kenntniß des wirklichen Verlaufs so tief herab in allen Schichten der Gesellschaft verbreitet sein kann. — Aber wie will die Regierung sich halten, da das der Fall ist!

4. Juli.

Man kann nicht sagen, daß die Italiener sich Illusionen machen über ihre Zustände. Ricci, Departementschef im Kriegsministerium, sprach mit großer Unbefangenheit von allen Mängeln, an denen Italien krankt. Die Thorheit der liberalen italienischen Abgeordneten, die auch hier eine zweijährige Dienstzeit einführen möchten, veranlaßt ihn, von dem Mangel an militärischem Geist in Italien zu sprechen und von der Unmöglichkeit, unser Canton-System anzunehmen, weil dadurch die Einheit Italiens auf das Aeußerste gefährdet wäre. Der Zustand der Finanzen führte ihn auf die in Italien weit verbreitete Unredlichkeit und Corruption, die sich in der Armee sehr fühlbar mache.

5. Juli.

Besuch bei Minghetti. Der sagt, er habe als Minister den Vorschlag gemacht, in Beziehung auf die Kirche einfach die französische Gesetzgebung anzunehmen, die Geistlichkeit in einen clergé salarié zu verwandeln. Dann hätte man in Rom, indem man sich auf das Beispiel Frankreichs berief, geltend machen können, daß Rom die Sache in Frankreich gut geheißen habe, sie also auch ohne Zweifel in Italien gut heißen werde. Dann hätte man ein Concordat abschließen, die Kirchengüter mit der Zustimmung Roms veräußern können u. s. w.

Dazu hätte meines Erachtens die italienische Regierung vor allen Dingen von Rom anerkannt sein müssen, um überhaupt unterhandeln zu können. Und dann! Als ob Rom nicht sagen könnte: in Frankreich war die Beraubung

der Kirche bereits zur Zeit der Republik eine vollendete Thatsache geworden, die nicht mehr rückgängig zu machen war, und wir haben nur die neue Versorgung der Kirche gut geheißen, die Napoleon I. anordnete. In Italien dagegen handelt es sich um einen Raub, der erst ausgeführt werden soll, und Ihr verlangt, daß wir dazu im Voraus unsere Zustimmung geben sollen, damit Ihr ihn desto besser ausführen könnt. Das können wir nicht.

Uebrigens meint Minghetti, der Entwurf der Commission zu dem Kirchengütergesetz werde mit einigen Aenderungen im Parlament angenommen werden. Doch gibt er zu, daß er unausführbar ist. Die Commission hat sich vor Allem angelegen sein lassen, dafür zu sorgen, daß die Regierung wirklich Besitz ergreift von den Kirchengütern, daß sie wirklich verkauft werden und aus den Händen des Clerus in andere Hände übergehen. Der ganze Vorschlag ist jedoch aus finanziellen Gründen unausführbar.

11. Juli.

Zeitungen. „L'Italie“: Die Infanterie der französischen Armee wird unter sehr nichtigen Vorwänden um 2 Compagnien per Regiment vermehrt; dazu die Bemühungen, Franz Joseph nach Paris zu bringen, die wahrscheinlich gelingen werden: ich habe nie an einem nahen Krieg mit Frankreich gezweifelt; jetzt bin ich vollends überzeugt, daß er nahe bevorsteht.

13. Juli.

Cartwright auf der Durchreise bei mir. Es ergab sich sehr bald, daß er kein großer Bewunderer Stanley's und seiner Politik ist. — Es wurde erwähnt, daß Minghetti, angeblich krank, auf das Land gegangen ist. Seine Krankheit wurde aber für eine grippe de commande erklärt, die er verwendet, um an den Debatten über das Kirchengütergesetz nicht Antheil zu nehmen.

14. Juli.

Den größten Theil des Tages mit Cartwright; spricht viel von Rom; bestätigt mir Wort für Wort Alles, was ich durch Lacaïta über die Unterhandlungen erfahren habe, die der König durch Castellani und Albéri in Rom angezettelt hat. Ferner: Der Papst ist gegen den Rath der Cardinäle und, wie es scheint, selbst Antonelli's gar sehr mit dem Gedanken an ein Concil (öcumenisches versteht sich) beschäftigt; so zwar, daß ihm Niemand die Idee ausreden kann; er sieht darin die Rettung des Papstthums. Er hat das gewichtige Wort im Beisein der versammelten Bischöfe gesprochen, und es wird nicht ohne Wirkung verhallen; der Gedanke ist in Umlauf gesetzt, und früher oder später wird es zu einem neuen öcumenischen Concil kommen. Der Papst verspricht sich natürlich eine Wiederholung des Tridentiner Concils. (NB. Dazu scheint mir in unserer so vielseitig bewegten Zeit durchaus keine Aussicht; mir scheint Alles möglich, nur das nicht.) — Aber, meint Cartwright, welcher Geist sich in dem Concil regen, zu welchen Ergebnissen es führen werde, das sei vollkommen unberechenbar; es sei damit wie mit der Berufung der états généraux 1789; er erinnerte an Goethe's Zauberlehrling. Die Haltung mehrerer Bischöfe war schon in diesem Jahre eigenthümlich selbständig.

Uebrigens hat die Versammlung dem Papst sehr große Geldsummen eingetragen; kein einziger Bischof ist erschienen, ohne ein Geschenk mitzubringen; manche brachten deren sehr bedeutende. Die allerschwersten wurden von den fünf katholischen Bischöfen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika dargebracht, nämlich 250,000 Dollars.

Die Actionspartei, deren Organisation in Rom neuerdings geändert worden ist, so daß Cartwright nicht weiß, von wem und in welcher Form sie jetzt dirigirt wird, bereitet sich darauf vor, das päpstliche Regiment zu stürzen, — das versteht sich. Sie behauptet, über 3000, gegen 4000 Mann in Rom selbst angeworben und in Bereitschaft zu haben — auch Waffen für 4000 Mann in Rom selbst versteckt, aber Cartwright glaubt das nicht unbedingt, und besonders in ersterer Beziehung könnte wohl „hallucination" im Spiele sein. (NB. Ich glaube, wie viele oder wie wenige von den Leuten im entscheidenden Augenblick zum Vorschein kommen, das wird großentheils „von den Umständen" abhängen, d. h. davon, ob ein leichter Erfolg, mit geringer Gefahr verbunden, in Aussicht steht oder nicht.)

Die Widerstandsmittel der päpstlichen Regierung sind gering. Besonders die päpstlichen Zuaven schildert Cartwright ganz, wie sie uns auch sonst geschildert sind. Das ganze Corps ist haltungslos, im höchsten Grade unzufrieden und durchaus unzuverlässig.

Was die hiesigen Verhältnisse anbetrifft, setzt mich die liberale Partei nicht wenig in Erstaunen. In ihrem Eifer gegen Papst und Kirche hat sie einen Gesetzentwurf verfertigt, der den wirklichen Verkauf der Kirchengüter sichern soll, ohne zu bemerken, daß er vollkommen unausführbar ist. Ratazzi, in hülfloser Lage zwischen die Consorteria und eine argwöhnische, der Regierung eigentlich feindliche Majorität eingeklemmt, hat erklärt, er nehme zum Voraus jede Umgestaltung des von der Regierung vorgelegten Kirchengüter-Gesetzes an. Am vergangenen Donnerstag (11.) hat er nun erklärt, er nehme den von der Commission des Hauses ausgearbeiteten Entwurf — den unausführbaren — im Princip an. „Im Princip annehmen" ist die jetzige Mode-Redensart, vermöge deren man sich scheinbar verpflichtet, ohne sich wirklich zu binden. Und in demselben Athem hat er dem Hause denn auch gesagt, in welcher Weise er die Linke und das Land zu betrügen gedenkt.

Ratazzi hat nämlich hinzugefügt: was aber die Ausführung des Gesetzes anbetrifft, müsse die Regierung sich das Recht vorbehalten, wegen des Verkaufes der Güter mit einer Compagnie zu unterhandeln. Da wären wir denn glücklich wieder bei dem Project Langrange-Dumonceau angelangt, das die Kammer mit so großer Indignation abgewiesen hat.

Man darf dabei nicht übersehen, daß einerseits die Kirche — oder Rom sich erboten hat, dem Staat mit Geld beizustehen, wenn um diesen Preis ein absolutistischer Staatsstreich zu haben ist; daß andererseits das Project, die Kirchengüter einer angeblichen Compagnie, d. h. dem Clerus selbst, für den vierten Theil des Werthes wieder zu verkaufen — nachdem Minghetti zuerst die Idee, vom Clerus eine Steuer von 100 Millionen zu erhalten und ihm seine Güter zu lassen, in einer Broschüre ausgesprochen hatte —, ursprünglich

von Castellani herrührt, in Verbindung steht mit allen sonstigen Unterhandlungen, die Castellani in Rom betreibt, und daß Ratazzi um diese Unterhandlungen weiß, ohne Zweifel.

Versteht nun die liberale Partei, was so deutlich ausgesprochen ist? Merkt sie, daß Ratazzi sie betrügen will und bereits angekündigt hat, auf welche Weise?

Fast sollte man es glauben, wenigstens hat eine leidenschaftlich anticlericale Rede des Abgeordneten Mancini unmittelbar darauf einen wahren Beifallssturm in der Deputirtenkammer erregt und selbst auf den Tribünen so geräuschvolle Beifallsbezeugungen hervorgerufen, daß die ganze Sitzung in Unordnung gerieth und aufgehoben werden mußte.

Auf der anderen Seite aber coquettirt Ratazzi seit einiger Zeit mit der Linken der Kammer; er hat sich in derselben Rede, in der er seine trügerischen Absichten kundgab —, und vielleicht um diese einigermaßen den Blicken zu entziehen — auch sehr energisch gegen die „Freiheit der Kirche" ausgesprochen, wie Rom und die Clericalen sie verstehen.

15. Juli.

Die Actionspartei bereitet sich zu einem Angriff auf Rom, den sie ursprünglich unternehmen wollte, so bald Frankreich in einen Krieg mit Preußen verwickelt wäre. Da sich aber nun, wenigstens dem Anscheine nach, die nahe Kriegsgefahr verzogen hat, will die Partei doch ihre Pläne nicht aufgeben; sie will nun ihren Handstreich ausführen, ohne Rücksicht auf die allgemeine politische Lage zu nehmen oder besondere günstige Conjuncturen abzuwarten, und wird das, wie Cartwright zu wissen glaubt, sehr bald thun.

16. Juli.

Cartwright bei mir. Daß die englische Regierung Mrs. Cadogan benützt hat, um auf La Marmora Einfluß zu üben, darüber ist auch er nicht im Zweifel. Stellt die Frage auf, warum Ratazzi seit einiger Zeit in so auffallender Weise mit der liberalen Partei coquettirt. Und er beantwortet diese Frage sofort selbst:

Man könnte glauben, Ratazzi suche in der liberalen Partei eine Stütze, um sich zu emancipiren, um sich dem Drucke zu entziehen, den die Consorteria und die französische Gesandtschaft auf ihn üben, um Italien dem Bündniß mit Frankreich, der Verwicklung in einen Krieg gegen Preußen zu entziehen. (NB. Usedom scheint geneigt, es zu glauben.) Aber Cartwright hält das nicht für wahrscheinlich; die Art, wie Ratazzi Minister geworden ist, die Bedingungen, die er sich dabei hat vorschreiben lassen, erlauben nicht, bei einer solchen Vermuthung zu verweilen. Bei seiner Ernennung hat ihm nämlich Victor Emanuel vorgeschrieben, alle Finanzmaßregeln mit Castellani zu verabreden, d. h. sie von den Unterhandlungen mit Rom abhängig zu machen und deren Ergebniß überhaupt anzunehmen. —

Auf der Diplomaten-Tribüne mit dem ehemaligen neapolitanischen Finanzminister. De Martino gesteht unumwunden, daß er ursprünglich keineswegs für die Einheit Italiens gewesen ist, und zwar, weil das Königreich Neapel

zu sehr von dem übrigen Italien verschieden sei — zu sehr zurück, wenn man wolle —, um mit den anderen Theilen der Halbinsel zusammen ein homogenes Ganzes bilden zu können. „Le roi Ferdinand qu'on a toujours mal jugé, qui était un homme très supérieur, en avait su faire une espèce de Chine." (NB. d. h. es war ihm gelungen, sein Reich gegen alle Einflüsse europäischer Bildung abzusperren.) In Folge dessen könne Neapel nicht auf dieselbe Art regiert werden wie das übrige Italien. Aber die Einheit Italiens sei nun einmal zu Stande gekommen, und er — De Martino — acceptire sie nun als vollendete Thatsache.

Man sage ihm nach, daß er ein Clericaler sei; das sei er keineswegs; er verlange nur, daß man erwägen solle, was möglich und ausführbar ist. Er sage den Liberalen nur, wenn sie die Macht des Clerus und den Clerus selbst zu vernichten wüßten: er sei es zufrieden; wenn sie aber nicht die Mittel hätten, die Kirche zu vernichten, müsse man eben suchen, sich mit ihr zu vertragen und abzufinden. Den Clerus beleidigen, ihn sich zum Feinde machen, ihn aber doch fortbestehen und seinen ungeschmälerten Einfluß üben lassen — das sei eine verderbliche Thorheit. Um so mehr, da der Einfluß des Clerus im Neapolitanischen ein ganz anderer als im übrigen Italien, ein ganz gewaltiger sei; es gebe dort unter dem Landvolk wenige Familien, die nicht eines oder zwei ihrer Mitglieder in der Priesterschaft hätten. Das Gesetz, den Verkauf der Kirchengüter betreffend, sei dort ganz unausführbar; die Güter können gegen den Willen der Geistlichkeit gar nicht verkauft werden; so lange die Kirche nicht in den Verkauf gewilligt hat, werden sich keine Käufer finden.

Das einzig Thunliche, allein Ausführbare sei, *sich mit der Kirche abzufinden, sich von ihr selbst eine tüchtige Summe zahlen zu lassen, die den Finanzen des Staates aufhelfen kann, und ihr dafür ihre Güter zu lassen.*

De Martino erzählt mir nun, wie dieses Project entstanden ist, dieses Project, das eigentlich das der Regierung ist und in immer neuen Verkleidungen in allen von ihr vorgelegten Entwürfen stets wiederkehrt.

Der Erste, der auf diesen Gedanken verfiel, und von dem der Plan also herrührt, sei ein französischer Abbé Namens Troulé, der in Rom lebt.

(NB. Etwa als Aumonier der französischen Gesandtschaft? — Die Sache gewinnt das Ansehen, als sei der ganze Plan durch Frankreich an die Hand gegeben!) — Dieser Abbé Troulé kam hierher und theilte seinen Plan den Herren De Martino selbst, Minghetti und Marquis Pepoli mit. Alle waren damit einverstanden, und Minghetti beging im vergangenen Jahre die Unvorsichtigkeit, den Plan sofort in einer Broschüre (NB. derselben, die er auch mir mitgetheilt hat) öffentlich bekannt zu machen.

Bald aber wurde den Herren klar, daß es einerseits für den Staat nicht schicklich sei, sich von der Kirche ein Almosen zuwerfen zu lassen, und dann, daß die Ausführung nicht ohne die Zustimmung der Kirche, ohne einen förmlichen Vertrag mit dem Papst möglich sei. Sie suchten sich mit Rom zu verständigen.

De Martino sendete einen Geistlichen nach Rom, der unmittelbar mit dem Papst unterhandelte und ihm Namens seiner Committenten folgendes Dilemma stellte: Entweder der Papst erkennt das Königreich Italien und die bestehenden Zustände förmlich an, und die Kirche zahlt dem Staat 600 Millionen, behält dafür ihre Güter und erhält vollständige Freiheit und Selbständigkeit, Autonomie und Unabhängigkeit vom Staat; oder, wenn Rom ablehnt, läßt der Staat eben den bereits im Parlament votirten Gesetzen — Aufhebung aller geistlichen Orden und Corporationen, Säcularisation der Kirchengüter ꝛc. — freien Lauf.

Da der Papst den Herren vorwarf, sie handelten wie der Straßenräuber, der die Börse oder das Leben fordert, antwortete De Martino's Bote, sie handelten im Gegentheil wie Einer, der dem von einem Straßenräuber angefallenen Reisenden zu Hülfe eilt und ihn zu retten sucht. Die Unterhandlungen führten aber zu keinem Schluß, weil die Herren sich nachträglich darauf besannen, daß sie Söhne des neunzehnten Jahrhunderts seien, und demgemäß die vollständige Freiheit und Autonomie *aller* Religionen und Culte in ihr Programm aufnahmen. Darauf geht natürlich Rom nicht ein.

Ich hatte noch ein bedeutendes Gespräch mit Cartwright. Er versicherte mir, der Plan des Abbé Troulé — eine Persönlichkeit, die er genau kennt — sei nicht von Frankreich an die Hand gegeben: „it looks like it, but it is not the case.“ — Im Gegentheil — Troulé wendete sich mit seinem Plane allerdings zuerst an Sartiges, den französischen Gesandten in Rom, aber Dieser wollte nichts davon hören, erklärte wiederholt: „C'est un imbécile — c'est un poète!“ — und wies ihn sehr schnöde ab; darauf wendete sich dann Troulé an Minghetti und die anderen Italiener.

20. Juli.

Abends bei Aminoff[1]) auf der Villa Delci, nicht weit von La Pietra. Terrasse mit wunderschöner Aussicht auf Florenz und das Land; herrlicher Mondschein — wohlthuende, mild erfrischende Nachtluft. — Aminoff legt mir seltsamer Weise die Frage vor, ob Preußen wohl den Dänen Nordschleswig zurückgeben werde? — Ich halte das nicht für möglich. — Aminoff fürchtet, es werde über diese Frage zum Kriege kommen, und *Schweden werde in den Krieg verwickelt werden.*

Ich: Mir scheint, Schweden könne diesen Wirren fern bleiben.

Aminoff: *Schweden ist seit dem Krimkrieg Frankreich gegenüber durch Verträge gebunden,* und wenn etwa der schwedischen Regierung von Rußland das Dilemma gestellt werde: entweder für uns oder gegen uns! — *dann werde sich Schweden ohne Zweifel den Franzosen anschließen.* (NB. Er setzte Rußland mit Preußen verbündet voraus.)

Ich: Es ist kaum anzunehmen, daß Rußland ein solches Dilemma stellen werde. — Im Jahr 1864 hätte Schweden gewiß an dem Kriege gegen Preußen Antheil genommen, wenn nicht König Friedrich von Dänemark vor dem Ausbruch des Kampfes gestorben wäre, das glaube ich wohl, denn ich weiß, was

[1]) Damals Legationssecretär bei der schwedischen Gesandtschaft.

bei dem berühmten Diner in Helsingör zwischen den beiden Königen von Schweden und Dänemark vorgegangen ist.

Aminoff (lächelt) — das Champagner-Bündniß! — so nenne man es in Schweden! — Dort sei die Idee sehr unpopulär gewesen (NB. die Union der skandinavischen Reiche nämlich).

22. Juli.

Unerwarteter Besuch: Odo Russell, Chargé d'affaires Englands in Rom. — Es ergab sich, daß er von der auswärtigen Politik Englands, wie Lord Stanley sie fortsetzt, keineswegs sehr erbaut ist. Auch er sieht darin, daß man die conföderirten Staaten hat unterdrücken lassen, den größten Fehler, den ein englischer Staatsmann überhaupt begehen konnte; daß der Haß gegen Preußen, in dem man sich in England gefällt, eine arge Thorheit ist; daß England, Preußen und Italien eigentlich das Bündniß bilden müßten, das Europa in Ruhe zu halten bestimmt wäre.

Er sieht auch, daß England sich in der Luxemburger Angelegenheit abermals in der verkehrtesten Weise benommen hat, und da ich ihm sage: der Friede wäre sehr leicht und ohne alle Weitläufigkeiten zu erhalten gewesen, wenn England, anstatt auf Preußen Druck zu üben und es zum Nachgeben bringen zu wollen, in ernster Weise gegen Frankreich geäußert hätte, daß man sich auf jeden Fall den Seekrieg und die Blockirung der deutschen Seehäfen verbitte, stimmt er unbedingt bei.

Ich: Die Art, wie die Luxemburger Frage gelöst worden ist, die ist in Preußen nichts weniger als populär; man empfindet es dort peinlich, daß Preußen, auch nur so weit als geschehen ist, einer ganz unberechtigten Forderung nachgegeben hat. Es gehörte Bismarck's ganze Popularität dazu und die Herrschaft über die Geister, die er gewonnen hat, um das thun zu können; kein anderer Minister hätte das wagen dürfen.

O. Russell: Hat allen Preußen, die ihm begegnet sind, angemerkt, that it is not popular.

Nun konnte er nicht umhin, mir auch seinerseits über Rom Rede zu stehen.

Der Papst fühlt sich sehr gehoben durch das glänzende Ergebniß des Jubelfestes in Rom; durch die Huldigungen, die ihm bei dieser Gelegenheit der Clerus der katholischen Kirche aller Länder dargebracht hat — dadurch, daß so viele hundert Bischöfe, so viele tausend Priester sich um den heiligen Stuhl versammelt hatten. Zu gleicher Zeit aber empfinden er und seine Umgebung es drückend, niederschlagend, daß kein einziger der katholischen Souveräne sich während der heiligen Zeit in Rom eingefunden hat. Und das, nachdem Antonelli geheimnißvoll hatte verlauten lassen, *selbst der König von Preußen werde nach Rom wallfahrten*, als Oberhaupt eines paritätischen Staats und Souverän von sieben Millionen Katholiken!

Besonders ist man in Folge dessen auf Oesterreich sehr übel zu sprechen. Man hatte den Kaiser, die Kaiserin und die Erzherzogin Sophie in Rom erwartet — und anstatt dessen ist nicht der jüngste Erzherzog in Rom erschienen!

In seinem Unmuth, erzürnt darüber, hat Cardinal Antonelli gegen O. Russell ausgesprochen, alles Unglück Oesterreichs rühre daher, daß die re-

gierende Dynastie nicht fest zu der (römischen) Kirche stehe, daß die Regierung den Protestanten Benedek an die Spitze der gesammten Verwaltung stellte, daß sie sogar die Querelen des Reichstags über das Concordat ruhig anhört, ja darauf eingeht. — „C'est pour cela que la main de Dieu s'appésantit sur la maison d'Habsbourg — voyez Maximilien!"

Das sagte Antonelli dem Vertreter einer protestantischen Macht, der natürlich selber auch ein Protestant ist!

In dieser schwankenden Doppelstimmung, gehoben durch die geistlichen Huldigungen, niedergedrückt durch das unbestimmte Gefühl, daß die weltlichen Mächte ihn verlassen, daß er allein steht, hat der Papst den Gedanken an ein ökumenisches Concil aufgefaßt und ausgesprochen. Von der weltlichen Macht verlassen, hofft er im Concil, in der vereinigten geistlichen Macht, eine Stütze zu finden. Aber O. Russell ist, wie alle verständigen Menschen, der Ansicht, daß die Ergebnisse des Concils, der Geist, der sich da regen wird, wenn es einmal beisammen ist, vollkommen unberechenbar sind. Es kann ebenso gut gegen den Papst ausschlagen.

Man erwartet und fürchtet in Rom einen nahe bevorstehenden Angriff von Seiten der italienischen Actionspartei. — Die päpstliche Regierung aber wünscht ihn, obgleich sie sehr gut weiß, daß sie nicht die Mittel hat, ihm zu widerstehen; sie wünscht ihn, weil sie glaubt, daß ein solcher Angriff sofort wieder ein französisches Occupationscorps nach Rom zurückführen muß, unter dessen Schutz man sich dann sicher glauben könnte.

Auch erklärt der französische Gesandte, Herr v. Sartiges, bei jeder Veranlassung und auch wohl ganz ohne Veranlassung gegen Jeden, der es hören will, sehr bestimmt und besonders so geräuschvoll als möglich, bei dem geringsten Versuch von auswärts her auf Rom, werde das französische Occupationsheer wieder erscheinen. — Der französische General Dumont, der die päpstlichen Truppen ohne irgend eine Berechtigung inspicirt und haranguirt hat, ist dabei in seinen Reden, in den Zusicherungen französischen Schutzes sehr weit gegangen, weiter als die Zeitungen berichten.

(NB. Daraus, daß diese Demonstrationen so sehr geräuschvoll betrieben werden, darf man wohl folgern, wie mir scheint, daß Napoleon gar kein Verlangen darnach trägt, alle diese Reden wahr zu machen; daß es ihm höchlich zuwider wäre, wenn er dazu gezwungen wäre.)

Wir kamen auf Frankreich zurück; O. Russell äußerte, man habe eigentlich wohl in Frankreich das Gefühl, daß die französische Armee in ihrer gegenwärtigen Verfassung der preußischen nicht gewachsen sei.

Ich: Gewiß; und das ist auch wohl der Grund, warum Napoleon III. in der Luxemburger Angelegenheit am Ende zurückgewichen ist. Er suchte eine Coalition gegen Preußen zu Stande zu bringen; die öffentliche Meinung in Europa war aber für sein Verlangen nach Luxemburg wohl kaum zu haben. Macht man Schleswig zum Vorwande des Streits, wie jetzt offenbar geschehen soll, dann zeigen sich viel bessere Aussichten. Die öffentliche Meinung in England steht dann ohne Weiteres auf seiner Seite, — er findet bei Weitem leichter

Verbündete in dem Kriege, dessen er bedarf, um Mexiko in Vergessenheit zu bringen — und seine eigenen liberalen Versprechungen vom 19. Januar, die er nicht Lust hat zu halten.

O. Russell: Die mexikanische Angelegenheit ist noch viel schlimmer, als die Welt weiß; man wird erstaunen, wenn dereinst Alles bekannt wird. Napoleon hatte sich durch den mit Maximilian geschlossenen Vertrag förmlich verpflichtet, das französische Corps acht Jahre — bis 1872 — zu Maximilian's Verfügung in Mexiko zu lassen, — und auf die Drohungen der Vereinigten Staaten hat er sein Wort gebrochen und seine Truppen sofort zurückgezogen.

27. Juli.

Zeitungen. Ratazzi zeigt sich ungemein gewandt, er hat die Linke der Deputirtenkammer gewonnen und ist unter gewissen Bedingungen einer bedeutenden Majorität so ziemlich sicher.

Nach der schließlichen Fassung des Gesetzes, wie Ratazzi sie herbeizuführen gewußt hat, sollen die Kirchengüter durch die Domänenverwaltung verwaltet und verkauft werden.

Er hat sich lediglich ermächtigen lassen, eine Anleihe zu dem Betrage von 400 Millionen effectiv zu machen und zwar in fünfprocentiger Rente, deren Obligationen er zu 80 Procent anzubringen hofft, weil sie bei dem Ankauf von Kirchengütern an Zahlungsstatt zu dem Nominalwerth — für voll — angenommen werden sollen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach soll der Clerus bewogen werden, diese Anleihe zu übernehmen und dann mit den Obligationen derselben seine Güter wieder zu kaufen. Er gewönne auf diese Weise auch noch auf den wahrscheinlich sehr geringen Preis, der für die Güter geboten wird, 20 Procent, indem er in Obligationen zahlte.

III. Der Verkauf der Kirchengüter und die Finanzlage Italiens.

2. August.

Zeitungen. Da es doch ein wenig mehr als unanständig wäre, wenn Franz Joseph von Oesterreich jetzt nach Paris ginge, soll eine Zusammenkunft in Salzburg veranstaltet werden, — ein Beweis, daß sie sehr lebhaft gewünscht wird! — Zu gleicher Zeit sucht man offenbar einen Vorwand zu Händeln mit Belgien, um den geheimen Tractat von 1863 ausführen zu können; namentlich formalisiren sich die französischen Tagesblätter mit energischer Entrüstung darüber, daß, wie als ausgemachte Sache gelten soll, Belgien aus seiner Neutralität heraustreten und sich mit Preußen verbinden wolle. Wir steuern mit Macht einem gewaltigen Kriege zu.

10. August.

Legationsrath von Bunsen da: Theilt mir Neuigkeiten aus der Heimath mit, liest mir Stellen aus den Briefen vor, die er von dort erhält. — Das Wichtigste ist, daß Savigny seinen Abschied nimmt aus dem Staatsdienste. Gott sei Dank, daß wir Den los werden, daß die Gefahr,

Den als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu haben, vorüber geht! — Sein Versuch, den Kirchenstaat durch Preußen garantiren zu lassen, beweist, was der Mann im Stande gewesen wäre zu thun. Bismarck hat also den Mann noch zu rechter Zeit durchschaut.

12. August.

Vor den Ufficien Masari getroffen. — Ich: Spreche die Vermuthung aus, daß Ratazzi's Finanzplan nicht gelingen wird.

Masari: „Je suis payé pour dire qu'il ne réussira pas (NB. er gehört zu der Opposition, die den Plan bekämpft hat), mais je désire qu'il réussisse, puisque autrement nous sommes flambés."

Ich: Spreche mit Bestimmtheit die Ueberzeugung aus, Ratazzi's Plan sei, die Kirche solle selbst die Anleihe von 450 Millionen zu dem Emissionspreis von 80 Procent übernehmen und dann mit den Obligationen dieser Anleihe ihre eingezogenen Güter zurückkaufen.

Masari: Gibt sich darauf nicht die Mühe, das in Abrede zu stellen, bestätigt, es sei so; die Kirche aber übernimmt die Anleihe nicht. (NB. Es sind ihr also bereits Anträge gemacht worden, und sie hat abgelehnt.) Sie verlangt vor allen Dingen, und ehe sie sich auf etwas einläßt, Garantien dafür, daß nicht früher oder später, auch wenn sie ihre Güter wieder gekauft und bezahlt hat, ein revolutionäres Ministerium, das an die Regierung kommen könnte, ihr diese Güter abermals wegnimmt.

Masari: „Maintenant on veut aller à Rome." (NB. Wer? — Ohne Zweifel nicht die Regierung, sondern die Partei, die jetzt die Majorität hat; aber es klingt, als werde die Regierung, gern oder ungern, gewähren lassen.) Darin glaubt man den Ausweg aus allen Schwierigkeiten zu finden.

Ich: Der Besitz von Rom wäre aber doch auch gewiß ein großer Gewinn.

Masari: Ja wohl, aber nur auf dem Wege, den Ricasoli einschlagen wollte, kommt man mit Sicherheit nach Rom. Wenn man Rom mit Gewalt in Besitz nimmt und dann doch wieder hinaus muß, dann steht Alles noch viel schlimmer als jetzt!

Ich: Glauben Sie, daß man, einmal im Besitz von Rom, sich doch gezwungen sehen könnte, wieder hinaus zu gehen?

Masari: „Certainement!" (NB. Das hängt gar sehr von den Umständen ab und ist mir keineswegs in demselben Grade ausgemacht!)

Bankier Schmitz getroffen, der selbst einer der Directoren der hiesigen Nationalbank ist. Der meint, um einen gesunden Zustand des Nationalhaushalts herzustellen, wäre vor Allem nöthig, daß man auf normale Valutaverhältnisse zurück käme. Das ist unerläßliche Vorbedingung jeder wirklichen Verbesserung der gegenwärtigen Lage. Der unheilvolle Zwangskurs des Papiergeldes müßte aufgehoben, der Bank müßten die Mittel verschafft werden, ihre Baarzahlungen wieder aufzunehmen. Wie die Sachen jetzt noch stehen, läge das an sich keineswegs außer aller Möglichkeit, vorausgesetzt, daß die Regierung im Stande wäre, die 250 Millionen, die sie der Bank schuldet, zurückzuzahlen, und zwar ganz oder wenigstens zu einem ansehnlichen Theile in

Gold. Das möglich zu machen, wäre die Aufgabe, die ein wirklicher Staatsmann sich an der Spitze der italienischen Regierung stellen müßte.

(NB. So viel ich der Darstellung entnehmen kann, war die Bank ursprünglich auf eine Notenemission von 450 Millionen berechnet.) Gegenwärtig besitzt die Nationalbank noch einen Baarfonds von ungefähr 100 Millionen in Gold; dadurch aber, daß die Bank der Regierung im vergangenen Jahr 250 Millionen — natürlich in neu fabricirtem Papiergeld — zur Kriegführung vorgeschossen hat, ist die Notenemission bis auf 700 Millionen gestiegen, und dieses enorme Mißverhältniß zwischen dem Baarfonds und dem Notenumlauf hat die Einstellung der Baarzahlungen und den durch Gesetz verfügten Zwangscurs des Papiergeldes nöthig gemacht. Könnte nun die Regierung die 250 Millionen zurück zahlen — in Gold —, dann wäre der Notenumlauf zur Hälfte und mehr durch den Baarfonds gedeckt, die Bank könnte ohne alles Bedenken ihre Baarzahlungen wieder aufnehmen, und es wären normale Valutaverhältnisse hergestellt. (NB. Mir scheint, dasselbe ließe sich mit noch geringeren Opfern erreichen und vielleicht sogar noch besser; wenn nämlich die Regierung nur 100 Millionen in Gold zahlte und 150 Millionen in Noten, die dann natürlich ganz aus dem Verkehr gezogen und vernichtet werden müßten.)

Die kleineren Provinzial- und Municipalbanken müßten dann natürlich auch sofort ihre Noten baar honoriren, viele von ihnen können das nicht und würden brechen; das würde mancherlei Verluste herbeiführen, aber diese Verluste müßten sich früher oder später doch ergeben. Italien ist nicht in der Lage, auf dergleichen nebensächliches Unheil Rücksicht zu nehmen, und im Ganzen würden die Verluste und Opfer immer sehr gering sein im Vergleich mit dem Gewinn. Muß aber anstatt dessen, wie Ratazzi's Plan das mit sich bringt und in nächster Aussicht steht, die Regierung abermals die Hülfe der Nationalbank in Anspruch nehmen, sich Summen borgen lassen, welche die Bank selber nicht hat, und das Land abermals mit ein paar hundert Millionen neuen Papiergeldes überschwemmen, für das weder in den Kassen der Bank noch sonst irgendwo baares Geld zu haben ist, dann wird die Aussicht, daß die Bank ihre Baarzahlungen wieder aufnehmen könnte, vollkommen hoffnungslos und auch der Zwangscurs des Papiergeldes wird dann nicht zu halten sein! (Gewiß nicht; theils eben deswegen, theils weil die Masse des Papiergeldes dann weit über den wirklichen Bedarf des Verkehrs hinaus ginge. Der Ruin ist dann wohl nicht mehr aufzuhalten!)

Schweitzer, der auf ein paar Tage aus Livorno hergekommen ist, um einen Bericht abzufertigen, ist immer gut unterrichtet. So weiß er auch jetzt ziemlich Bescheid in Beziehung auf die Erörterungen, zu denen General Dumont's seltsame Sendung nach Rom Veranlassung gegeben hat [1]).

---

[1]) Der französische General Dumont war nach Rom geschickt worden, um die Légion d'Antibes zu inspiciren, bei der angeblich zahlreiche Desertionen vorgekommen waren. Hauptzweck der Sendung war jedoch ein politischer. Napoleon wollte nach Beilegung der Luxemburger Frage Italien gegenüber scharf zum Ausdruck bringen, daß er entschlossen sei, in der römischen Frage seinen Willen durchzusetzen. Die sogenannte Légion d'Antibes war im Jahre 1866 an

Ratazzi hat hier mehrfach zu verstehen gegeben, er habe Nigra aus Paris abgerufen, weil der nicht energisch genug in dieser Angelegenheit gegen die französische Regierung aufgetreten sei. Die Wahrheit ist, daß er ihn abgerufen hat, weil er — irrthümlicher Weise — fürchtete, seine Anwesenheit dort werde eine geschmeidige Ausgleichung der entstandenen Schwierigkeiten erschweren. Madame Ratazzi, die in Paris lebt, hatte ihren Gemahl irre geführt. Sie hatte viermal deshalb hierher telegraphirt: „rappelez Nigra, sans cela raccomodements impossibles" u. dergl. Schweitzer hat die Telegramme selbst gesehen. — Jetzt geht Nigra wieder hin, weil es Napoleon ausdrücklich verlangt, weil er ihn und keinen anderen italienischen Gesandten haben will. Campello, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, rühmt sich sehr geräuschvoll, daß er der Mission Dumont's wegen eine sehr energische Note an die französische Regierung gerichtet habe. Das ist auch geschehen; da Nigra die missions compromettantes nicht liebt, ist die Note an Artom gesendet worden; der sollte sie überreichen. Ratazzi hat seinen Collegen so weit gewähren lassen — vielleicht eben, damit er sich seiner Energie rühmen solle —, hinter Campello's Rücken aber an Artom durch den Telegraphen den Befehl gesendet, die Note zu copiren und Alles weg zu lassen, was verletzen könnte. So ist denn die Note, welche die französische Regierung wirklich erhalten hat, in der That eine sehr zahme und selbst demüthige geworden.

Abreise um 4 Uhr 10 Minuten nach Livorno. Fahrt im Fiaker durch die ganz moderne, unbedeutende Stadt, am inneren Hafen vorbei, zum Thor hinaus — am Meer entlang — Villen in ununterbrochener Reihe bis nach l' Ardenza, dem nächsten Dorf. An der Küste entlang geht die Reihe Villen weiter, die für Badegäste bestimmt sind. Zu Boot durch den Hafen gefahren. Unmittelbar vor der Stadt und der gerade dahin streichenden Küste, die nirgends einen Vorsprung hat, keine, wenn auch noch so flache Bucht bildet, dehnt sich das offene Meer bis an die scharf gezogene Horizontlinie aus. Jetzt ist in neuester Zeit ein Theil dieses offenen, von der Natur nirgends geschützten Ankergrundes durch einen mächtigen Steindamm, der zu beiden Seiten breite Einfahrten läßt, vom unbegrenzten Meer abgeschnitten und bildet die Rhede oder den äußeren Hafen, wie man es nennen will.

Auch ein italienisches Kriegsschiff lag an dem Steindamm. Ich stieg hinauf und wurde von den wachhabenden Officieren sehr freundlich empfangen und überall herumgeführt. In der Batterie begegnete mir der Capitän, ein ältlicher, kleiner Herr, der mich sehr freundlich einlud, ihm in seine Cajüte zu folgen. An diesem Capitän lernte ich nun den Piemontesendünkel in seiner höchsten und schönsten Vollendung kennen. Bei Allem, was er sagte, lag die Vorstellung im Hintergrunde, daß die Piemontesen eine besondere, höhere Art

---

der südfranzösischen Küste aus französischen Soldaten beim Städtchen Antibes gebildet und im September nach Rom transportirt worden, nachdem die französische Besatzung auf Grund des Vertrages vom 15. September 1864 Rom verlassen hatte. Dem Namen nach sollte diese Legion den Kern der neu zu bildenden päpstlichen Armee darstellen. In Wirklichkeit verfolgte Napoleon mit ihr den Zweck, auch nach dem Abzug seiner Truppen in Rom militärisch das Heft in der Hand zu behalten.

von Italienern seien, das zur Herrschaft auf der Halbinsel berechtigte und berufene Volk. In Piemont war Alles mustergültig gewesen vor der Erweiterung des Reichs. Es war natürlich von den Ereignissen des vergangenen Jahres die Rede — von dem preußischen Militärsystem —, und da meinte unser Capitän, dieses System sei wohl eigentlich dem alten piemontesischen nachgeahmt. Den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht hätten wir wohl den Piemontesen abgesehen.

16. August.

Lange im Pavillon am — oder eigentlich schon im Meer gesessen. Gelinder Wind, es war sehr angenehm. Schweizer getroffen, der wieder da ist und aus Florenz erzählt:

Ratazzi versucht nun wieder, die 450 Millionen-Anleihe bei dem Crédit immobilier in Paris zu negociiren, und hat damit angefangen, daß er Frémy und die anderen Directoren jener Anstalt schon zum Voraus mit Orden bedacht hat (NB. die Unterhandlungen mit der Kirche sind also vollständig gescheitert). Garibaldi hat zu Siena von einem Balcon herab der versammelten Menge erklärt, die Expedition nach Rom sei nur „alla rinfrescata" aufgeschoben. (NB. Er mag damit wohl auch warten auf die Zeit, wo das italienische Parlament wieder vereinigt sein wird, in dem er unter Umständen eine mächtige Stütze finden kann. Das Parlament würde es der Regierung sehr erschweren, mit den Waffen gegen ihn einzuschreiten.)

Am 25. August wieder nach Florenz zurückgekehrt.

1. September.

Zeitungen; überraschender Weise wichtige finanzielle Maßregeln; drei Decrete.

1. Die Kirchengüter sollen nun wirklich von der Civilbehörde (Domänenverwaltung) ohne Ausnahme unverzüglich in Besitz genommen worden. (Das war bisher selbst hier in Toscana nicht vollständig, in Neapel und Sicilien so gut wie gar nicht geschehen; in Neapel, wo das Kircheneigenthum wohl einen Gesammtwerth von 800 Millionen hat, war davon bis jetzt nur für einen Betrag von 12 Millionen in den Besitz der Regierung übergegangen.)

2. Ein Reglement in 141 Artikeln, wie bei dem Verkauf der Kirchengüter verfahren werden soll; mit der Versteigerung wird am 1. October begonnen.

3. Ernennung einer Commission, welche die Uebernahme, die einstweilige Verwaltung und den Verkauf der Kirchengüter leiten und überwachen soll. Mitglieder dieser Commission sind nur höhere Verwaltungsbeamte, ein Senateur Sarano, von dem ich nichts weiß, und ein Deputirter: der Advocat Crispi. — Der ist ein sehr avancirtes, sehr anticlericales Mitglied der Actionspartei, Hauptredner und Führer der Linken.

Dieses rasche und anscheinend energische Vorgehen der Regierung wird Manchen überraschen, — und es ist doch eine absolute Nothwendigkeit. Im October kommt das Parlament wieder zusammen; bis dahin muß etwas geschehen sein, wenn es nicht zu ganz unberechenbaren Verwicklungen kommen soll. — Die Regierung hatte nur die Wahl zwischen dem absolutistischen Staatsstreich, zu dem Rom auffordert, und dem, was jetzt geschieht.

Zu dem Staatsstreich hat man, wenigstens für jetzt, nicht den Muth; man hält wohl Zeit und Umstände noch nicht reif dafür. — Auch fürchtet man wohl, von Rom überlistet zu werden. Jedenfalls haben Castellani's Unterhandlungen bis jetzt nicht zum Ziel geführt; das ist klar. Aber es ist nun wirklich Ernst mit dem Verkauf der Kirchengüter! — Crispi's Ernennung könnte das eher beweisen als alles Andere! Ich glaube aber dennoch nicht, daß es — namentlich der Consorteria, die zuletzt das entscheidende Wort zu sprechen hat — wirklicher, voller Ernst mit der Sache ist. Man will ohne Zweifel der päpstlichen Regierung Sorge machen und einen moralischen Druck auf sie üben; man will das Geld erzwingen, dessen man unbedingt bedarf, aber man wird wohl nichts dagegen haben, wenn die Kirche selbst ihre Güter um geringe Preise wieder kauft — und ein Hinterthürchen offen bleibt zur Versöhnung mit Rom.

3. September.

Zu Schmitz in sein Comptoir. Er macht mich mit seinem Associé, Herrn Turri, bekannt; der ist ein Welschtyroler und scheint ein gescheiter Mann. Beide belehren mich in dem tiefen Unmuth ihres Herzens über den Zustand der hiesigen Finanzen. — Das Grundübel ist, daß die Steuern sehr wenig eintragen, erstens weil der ungeschickte Erhebungsmodus einen ganz unverhältnißmäßigen Theil des Ertrages verschlingt und zweitens, was die indirecten Taxen betrifft, weil unredliche Beamte dabei den großartigsten Unterschleif treiben. Die Zölle tragen wenig ein, weil der Handel größten Theils auf dem Wege des Schmuggels betrieben wird; das Tabaksmonopol trägt sehr wenig ein, weil die Regie, die angeblich stets die besten Blätter, das theuerste Material ankauft, ungemein theuer producirt und von ihren überaus schlechten Cigarren sehr wenig verkauft. Die Raucher werden auch auf den Wegen des Schmuggels versorgt, woraus sich ergibt, daß nach den Büchern der Regie, wenn man denen glauben wollte, vorzugsweise in den Grenzdistricten so gut wie gar kein Tabak consumirt würde, — d. h. die Regie hat da so gut wie gar keinen, theilweise sogar buchstäblich gar keinen Absatz.

Die directen Steuern tragen ebenfalls wenig ein; sie werden nicht vollständig bezahlt; die Rückstände wachsen fortwährend und betragen jetzt schon ohne Zweifel weit über 200 Millionen. Im Süden, im Neapolitanischen, werden sie ein für allemal nicht gezahlt, weil man nicht zahlen will; hier im Norden bleiben sie rückständig, weil eine überaus umständliche und weitläufige Erhebungsweise, noch dazu von ungeschickten Händen schwerfällig gehandhabt, es selbst den Gutgesinnten, die gerne zahlen möchten, geradezu unmöglich macht, zu rechter Zeit zu zahlen, so daß die Steuern — wenn überhaupt — doch stets verspätet eingehen. Von der directen Steuer, die auf das bewegliche Vermögen, richezza mobile, gelegt ist, fällt nur ein Theil, wenn auch der weit überwiegende, dem Staatsschatz anheim; gewisse Procente der Steuer sollen der Provinzialkasse, ein anderer Antheil den Gemeindekassen zu Gute kommen; anstatt nun einfach die ganze Steuer zu erheben und alsdann den Provinzen und Gemeinden ihren Antheil aus dem Ganzen und im Ganzen auszuzahlen, gibt sich die Steuerbehörde des Staats die sehr undankbare

Mühe, für jeden einzelnen Steuerpflichtigen zu berechnen, wie viel er überhaupt zu zahlen hat nicht nur, sondern auch wie viel an die Provinz, wie viel an die Gemeinden. (NB. Das geht natürlich in die Fractionen von Centesimi.) Die Behörde setzt dann jeden Einzelnen von dem Ergebniß dieser Berechnung schriftlich in Kenntniß, erhebt aber nur den ihr zukommenden Antheil an der Steuer und überläßt es der Provinz und der Gemeinde, ihre Antheile an der Steuer — von deren Betrag sie ebenfalls in Kenntniß gesetzt werden — von jedem Einzelnen beizutreiben, wie sie können und wissen! (NB. Das grenzt doch wahrlich an Schilda und Schöppenstädt!)

Die eine Steuerbehörde zu Florenz hat allein nicht weniger als vierundsechzigtausend solche Berechnungen des Steuerbetrages auf beweglichen Reichthum für ebenso viele einzelne Steuerpflichtige aufzustellen, auszufertigen und nach allen Seiten hin mitzutheilen. — Es ist mathematisch nachgewiesen worden, daß die Behörden die Berechnungen für ein Jahr, gar nicht im Lauf eines Jahres anfertigen können; es fehlt die Zeit; ein Jahr reicht dazu nicht aus. Wie sich danach von selbst versteht, verspäten sie sich immerdar mit diesen Anschlägen — und zwar jedes Jahr, wie natürlich, um Wochen und Monate mehr als im vorhergehenden Jahr.

Schmitz und Turri haben ihre Steuer für 1866 noch nicht entrichtet, bloß weil sie trotz wiederholter und dringender Anfragen bis jetzt noch nicht haben erfahren können, wie viel sie für 1866 zu zahlen haben!

Von den ärmeren Leuten gehen die directen Steuern nicht ein, weil dasselbe schleppende Verfahren es ihnen in anderer Weise unmöglich macht. Die können ihre Abgaben erfahrungsmäßig nur dann mit einiger Richtigkeit entrichten, wenn sie ihnen in kleinen Raten abgefordert werden. Vierteljährlich, wie früher in Toscana geschah, oder besser noch monatlich, wie in Preußen. Hier verlangt nun mitunter ein ganzes Jahr über Niemand Steuer von ihnen; bloß weil die Behörde mit der Berechnung, mit dem Voranschlag nicht fertig werden kann. Dann wird ihnen mit einem Male angekündigt, wieviel sie für das ganze verflossene Jahr zu zahlen haben, und sie sollen die ganze Summe mit einem Male entrichten. Natürlich sind sie nicht im Stande, das zu thun; sie haben inzwischen ihre Einnahmen in dem Maß, wie sie eingegangen sind, auch verbraucht.

Ebenso kann die Kassenrechnung in gleicher Schwerfälligkeit niemals mit dem Gang der Verwaltung gleichen Schritt halten. Die Comptabilität weiß immer nur von dem Zustand vor vier oder sechs Monaten Rechenschaft zu geben, niemals auch nur annähernd von dem gegenwärtigen Zustand, und von dem weiß denn auch natürlich der Finanzminister nie das Mindeste, er tappt da ganz im Dunkeln und muß alle seine Anordnungen treffen, ohne von der wahren Sachlage irgend unterrichtet zu sein.

Daraus ergeben sich dann auch wieder die wunderlichsten Verwicklungen, und als ob es an den wirklichen Schwierigkeiten der Lage nicht genug wäre,

ist man hin und wieder veranlaßt, zu heroischen Mitteln zu greifen, um augenblickliche Verlegenheiten zu beseitigen, die in Wahrheit gar nicht existiren. So ist es vorgekommen, daß die Regierung, in imaginärer Geldverlegenheit, die laufenden Zahlungen in Schatzbons leistete, die mit 6% verzinst werden mußten, während in Turin und Mailand in den Kassen baares Geld lag, von dem der Finanzminister hier nichts wußte.

Was den Verkauf der Kirchengüter anbetrifft, so hat sich in diesen Tagen wieder eine Compagnie gemeldet, die sie en bloc kaufen oder vielmehr die Liquidation des Kirchenvermögens übernehmen will, und deren Anerbietungen überaus annehmbar scheinen. Die Compagnie, die sich in England gebildet hat, angeblich aus Engländern, erbietet sich durch ein paar Engländer, die sie als Agenten hergesendet hat, der Regierung sofort 500 Millionen in Gold zu zahlen, — ja, sie gibt zu verstehen, daß das nicht einmal „ihr letztes Wort" ist; sie stellt aber dabei die Bedingung, daß die Verwaltung der Kirchengüter sofort und zwar ausschließlich ihr allein übergeben werde; daß man den Verkauf dieser Güter ebenfalls ihr ganz allein überlasse; daß sie ermächtigt werde, diese Güter, wie und an wen sie wolle, wieder zu veräußern. Erst wenn die Güter vollständig verkauft sind, will sie definitiv mit der Regierung abrechnen, sowohl was einerseits die Zinsen für die 500 Millionen, andererseits die dagegen erhobenen Einkünfte der Kirchengüter als auch was das vorgeschossene Capital selbst und die aus dem Verkauf der Güter gelösten Summen anbetrifft.

Aber so schön sich das Alles auch ankündigt, so vollständig damit auch wenigstens alle augenblicklichen finanziellen Schwierigkeiten beseitigt wären, mit denen die Regierung zu kämpfen hat, sieht man Ratazzi doch schwanken und zaudern; er gibt ausweichende Antworten und scheint kaum geneigt, auf diese lockenden Anerbietungen einzugehen. Man hört von Seiten der Regierung sagen, das Gesetz, wie es das Parlament angenommen hat, gestatte nicht, mit einer Compagnie zu unterhandeln, — freilich lasse sich das doch vielleicht möglich machen, — ein Ausweg sei dazu doch offen gelassen in dem Gesetz rc.

Bei den Italienern, die der Regierung nicht trauen, regt sich der Verdacht, daß diese Compagnie wieder Niemand anders ist als der Clerus selbst, der in veränderter Maske auftritt. Schmitz und Turri neigen selbst alle beide zu diesem Glauben.

Für den Verkauf der Kirchengüter zeigen sich übrigens bessere Aussichten, als man gedacht hätte. Schmitz und Turri sind die Eigenthümer der großen Tuchfabrik in Soci und wissen daher, was im Casentino, d. h. im oberen Arnothal, vorgeht. Sie sagen, die sämmtlichen sechzig großen, schönen poderi, die dem Kloster Camaldoli gehören, werden sicher verkauft. Die gegenwärtigen Pächter werden sie kaufen!

Ich: Das ist der Clerus! — Das sind Scheinkäufer, hinter denen der Clerus selber steht.

Schmitz war verwundert, mußte aber zugeben, daß die Landleute im Casentino ganz unter dem Einfluß der Geistlichkeit stehen und schwerlich gegen deren Rath und Willen kaufen würden.

So wird denn also jedenfalls eine ansehnliche Masse Kirchengüter verkauft, und da es im Vortheil der Käufer liegt, in Obligationen der neuen Anleihe zu zahlen, wird auch eine entsprechende Menge Obligationen dieser Anleihe untergebracht. (NB. Gut! aber wie weit kann das reichen? Da nur ein Zehntheil des Kaufpreises baar erlegt zu werden braucht, gewiß nicht sehr weit!)

Ich mache die Bemerkung, daß damit jedenfalls den augenblicklichen Verlegenheiten der Regierung nicht abgeholfen ist. Schmitz erwidert, Ratazzi werde, auch um denen zu begegnen, die Bedingungen der Engländer nicht annehmen. „Was er thun will, gefällt mir nicht!" — Er will die Obligationen der neuen Anleihe bei der Bank deponiren und sich darauf 150 oder 130 Millionen vorschießen lassen — natürlich in neu fabricirtem Papiergeld, denn etwas Anderes hat die Bank nicht zu geben. Die Notenemission der Bank wird dadurch von 700 auf 820 Millionen gesteigert. Bombrini, der Director der neuen Bank, sucht nun für die neuen Millionen Papiergeld einen Baarfonds zu beschaffen; er ist nach Paris gereist, und sucht von der dortigen Bank ein Darlehen von 40 Millionen in Gold zu erhalten, — wofür er keine andere Sicherheit zu bieten hat als dieselben Obligationen der neuen Anleihe, die ihm die Regierung als Sicherheit für den Vorschuß von 120 Millionen gibt.

Mit diesen 120 Millionen könnte dann Ratazzi glücklich bis an das Ende des Jahrs gelangen, und um so besser, da die Regierung 45 Millionen bei Rothschild in Paris liegen hat, für welche das Haus Rothschild, wie die Herren rügen, keine Zinsen zahlt, und der nächste Zinscoupon, der dort in Gold bezahlt werden muß, bereits gedeckt ist. — So wird sich denn auch das Papiergeld auf seinem jetzigen Curs erhalten — fürs Erste und für einige Monate! Die Entwerthung wird beginnen, wenn Gold angeschafft werden muß, um den nächstfolgenden Zinscoupon in Gold einzulösen. Das wird im April des kommenden Jahres sein.

5. September.

Es bilden sich vielfach Consortien, die Gelder zusammenschießen, um Kirchengüter zu kaufen, aber sie bilden sich nur unter den Clericalen. Diese Leute wenden sich nach Rom, erbitten und erhalten Dispensationen vom Papst, d. h. die Erlaubniß, Kirchengüter zu kaufen, müssen aber einen Revers unterschreiben, durch den sie sich verpflichten, diese Güter jeder Zeit, so bald es verlangt wird, gegen Erstattung des Kaufschillings oder des wirklich darauf erlegten Theils der Kirche zurückzugeben.

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

II. Die Upanishaden und die Literatur des Buddhismus.

I.

In einem früheren Aufsatz[1]) ist von der ältesten Literatur Indiens, den Hymnen des Veda, gesprochen worden. Wir haben uns jetzt den literarischen Werken des folgenden Zeitalters zuzuwenden, in welchen das eigenartig indische Wesen, das schon in jenem hohen Alterthum seine Gestalt anzunehmen begann, sich immer entschiedener ausprägt. Diese geistige Physiognomie konnte sich dann in der Folge wie die des Mannes im Greisenalter noch weiter verschärfen: vorhanden sind ihre entscheidenden Züge schon jetzt. Die Richtung, in welcher die bedeutendsten auf uns gelangten Aeußerungen dieses Geistes aus dem hier zu betrachtenden Zeitalter liegen, ist die weltflüchtigen Asketenthums. Bereits in den Hymnen des Rigveda sind uns die Anfänge einer Revolution des Denkens entgegen getreten: von der Verehrung der alten Götter, des Drachentödters Indra, des Feuers, der Morgenröthe; wandte man sich ab, um sich in die Idee eines ewigen Allwesens zu versenken. Die Arbeit an den Aufgaben, die hier der religiösen Gestaltungskraft erwuchsen, das Sichaussprechen der Stimmungen und Strebungen, welche die mit jenen Aufgaben ringenden Seelen beherrschten: dies ist es, was vor allem Anderen den Inhalt der Literatur ausmacht, von welcher wir zu sprechen haben. Tractate, die als Upanishaden benannt werden, verherrlichen mit kühner und bizarrer Beredtsamkeit die Erhabenheit des Allwesens und das Geheimniß seines Einsseins mit dem menschlichen Ich. Aus der Speculation der Upanishaden wachsen dann neue religiöse Gebilde hervor, berufen zu Wirkungen, wie sie in der Geschichte kaum ihres Gleichen haben. In breitester Ausdehnung entfaltet sich eine Literatur, welche dem Veda etwa wie das Neue Testament dem Alten gegenüber steht: die Literatur jener Lehre vom Weltleiden und der Erlösung,

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 138 ff. und S. 318 ff.

welche Gotama Buddha gepredigt hat. Durchweg tritt jetzt neben die Poesie, wie sie in der alten Zeit geübt worden war, die Prosa; das Bedürfniß der lehrhaften Mittheilung von Gedankengängen, die sich von der Außenseite der Dinge weit entfernen, kann auf die Dauer allein in prosaischer Form den natürlichen und befriedigenden Ausdruck finden.

Der Zeitraum, welchem diese Literatur angehört, reicht in seinen Anfängen noch tief in jene Vergangenheit hinein, deren chronologische Dimensionen wir bei dem Fehlen fast aller geschichtlichen Ueberlieferung nicht auch nur nach Jahrhunderten zu bemessen im Stande sind. Darf doch eine Schätzung, natürlich allerunsicherster Art, gewagt werden, so möge man sich die älteren Upanishaden ganz ungefähr um 800 vor Chr. entstanden denken: etwa, wenn wir ein so zweifelhaftes Datum neben ein anderes nicht minder zweifelhaftes stellen dürfen, zu derselben Zeit, in welcher jenseits der Indien begrenzenden Berge Zarathustra seine Lieder vom Kampf des großen guten Gottes wider das Böse gesungen haben mag. Jene Nebel, welche die ältere Geschichte und Zeitrechnung Indiens bedecken, werden dann mit dem Erscheinen des Buddhismus wenigstens stellenweise etwas durchsichtiger. Die Mittheilung wichtiger Schicksale der buddhistischen Gemeinde gab den geistlichen Berichterstattern Anlaß, eine Reihe von Notizen über Könige und Jahreszahlen zu überliefern, aus welchen die Zeit Buddha's selbst mit annähernder Genauigkeit berechnet werden kann: wir dürfen den Höhepunkt seines Wirkens auf etwa 500 vor Chr. ansetzen. Die Entstehung der von ihm und seinen Lehren handelnden Literatur alsdann — genauer gesprochen der älteren Schichten dieser Literatur, welche für uns vorzugsweise in Betracht kommen — gehört in die Zeit von Buddha bis wohl etwa 350 oder 300 vor Chr. So darf der Zeitraum, mit dem wir uns hier beschäftigen, im Ganzen auf ungefähr ein halbes Jahrtausend abgeschätzt werden. An seinem Ende stehen große Ereignisse: die Heere Alexander's betreten Indien; sie eröffnen bedeutenden Einwirkungen griechischer Cultur den Zugang zur indischen Abgeschiedenheit.

Die Umgebungen, in deren Mitte die Upanishaden und vollends die heiligen Texte der Buddhisten entstanden sind, haben im Vergleich mit den Zuständen der alten vedischen Zeit tiefgreifende Aenderungen erfahren. Land und Volk ist ein anderes, man kann sagen beides ist indischer geworden. Die Verschiebung des geographischen Schauplatzes bewegt sich in solcher Richtung, daß sie die durch andere Ursachen bewirkten Veränderungen des physischen und geistigen Typus des Volkes ihrerseits befördern und verschärfen muß.

Die Heimath der vedischen Dichtung hatte den nordwestlichen Eingangspforten der indischen Halbinsel nahe gelegen. Jetzt haben sich die Schauplätze der literarischen Bewegungen vom Indus und dem Fünfstromland an den Ganges und weit am Ganges hinab, tief in das Innere der Halbinsel hinein verschoben. Erst hier entfaltet die indische Regenzeit ihre volle Macht, treiben die großen Thiere Indiens wie Tiger und Elephant ihr Wesen anders als bei den Ariern des Fünfstromlandes. Durch unabsehbar gleichförmige Ebenen winden sich langsam die ungeheuren Wassermassen des Ganges und seines Schwesterflusses, der Jumna. Diese gewaltigen Ströme mit ihren Ueber-

schwemmungen und mit den von ihnen gespeisten Kanälen, dazu die Güsse der sommerlichen Regen verleihen dem Boden eine Fruchtbarkeit, welche sich unterhalb der Vereinigung von Ganges und Jumna noch steigert und dem Uebermaß Bengalens nahe kommt. Ein solches Land, unzweifelhaft schon im Alterthum sich dicht bevölkernd, muß die Viehzucht, den vornehmsten Wirthschaftsbetrieb der vedischen Zeit, hinter den Ackerbau zurücktreten lassen. Ohne Ende dehnen sich Felder über Felder voll wogenden Getreides. Der Boden trägt doppelte Ernten; er eignet sich in der Nähe der Flüsse, wo allerreichlichste Bewässerung möglich ist, zum Anbau der im Rigveda überhaupt noch nicht erwähnten Kornfrucht, welche bald vor allen anderen für Indien charakteristisch geworden ist, des Reises. Dies Land ist dazu geschaffen, der breite Schauplatz langlebiger, reich entfalteter Cultur, der Mittelpunkt alles ökonomischen wie geistigen Lebens auf der indischen Halbinsel zu sein.

Auf diesem Boden treffen wir in dem Zeitraum, der uns hier beschäftigt — oder zum mindesten in der späteren Hälfte dieses Zeitraumes, deren Verhältnisse uns genauer erkennbar sind —, ein Volk, das von den arischen Hirtenstämmen des Rigveda offenbar wesentlich verschieden ist. Die Veränderung ist nicht allein die, welche der Zeitlauf, das Aelterwerden der Cultur mit sich bringt. Der Vorgang ist complicirter. Eine Wandlung anderer, fundamentalerer Art greift ein: das Blut ändert sich durch die zunehmende Rassenmischung. Wir haben diese Verhältnisse schon früher berührt [1]. Wir sahen, daß in der Zeit des Rigveda der Gegensatz der hellfarbigen Einwanderer und der dunkeln Urbewohner noch in großer Schärfe bestanden hat; damals wurden die schwarzen Leute überhaupt nicht als Menschen anerkannt; Mensch hieß so viel wie Arier. Aber jene Nichtmenschen, Männer wie Weiber, hatten sich doch bald als Diener und Arbeiter, als Dorf- und Hausgenossen mehr und mehr unter den Ariern festgesetzt; sie umgaben mit ihrer großen Masse die spärlicheren Mengen des Herrenvolkes. Wir haben jene schwarzen Stämme der Kolarier geschildert [2], die zuerst mit den Einwanderern in Berührung gekommen zu sein scheinen. Neben ihnen betraten, je weiter die Arier vordrangen, um so mehr andere Elemente den Schauplatz: gelbfarbige Stämme mongolischer Rasse, die von den Bergen des Himalaya herabstiegen; auf der anderen Seite, im Süden der Halbinsel, die großen dravidischen Völker. Die Zeit war gekommen, in der Mischungen aller Art überhand nehmen mußten, in der, was ein absoluter nationaler oder vielmehr geradezu ein animalischer Gegensatz gewesen war, zu einem Unterschied der Kaste, des Standes abblassen mußte. Der Sudra stand niedrig, der Brahmane hoch: aber bald mußte es dahin kommen, daß man den Sudra kaum in anderem Sinne für verschieden von den oberen Kasten hielt, als diese es unter sich waren. Ein mittlerer Typus zwischen der hellen und dunkeln Rasse mußte entstehen, in den unmerklichsten Uebergängen zahllose Verschiedenheiten in sich vereinend und doch einer gewissen Gleichartigkeit nicht entbehrend, der Typus des Hindu.

---

[1]) Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 144.

[2]) A. a. O., S. 143.

In der Zeit der Upanishaden war dieser Typus sicher zum mindesten in der Bildung begriffen; für die buddhistische Periode ist es wahrscheinlich, daß er sich im Wesentlichen schon fertig ausgebildet hatte. Große Mengen von Sculpturen, die nicht sehr viel jünger sind als der Endpunkt des hier von uns betrachteten Zeitraumes — sie gehören etwa in das Jahr 200 vor Chr. — stellen uns die körperliche Erscheinung der damaligen Inder vor Augen. Da fahren Könige, gezogen von prächtig geschmückten Rossen, aus dem Stadtthor heraus; über ihrem Haupt halten Diener den Sonnenschirm. Oder sie reiten auf Elephanten, hinter ihnen in langer Cavalcade andere Elephanten mit den Damen des Hofes. Asketen, kenntlich an der Dschatâ, dem mächtigen Wulst von Haarsträhnen, sitzen im Wald vor ihren Hütten; sie lehren ihre Schüler, die in ehrfurchtsvoller Haltung vor ihnen sitzen. Bajaderen vollführen zum Schall von Cymbeln und Lauten ihren einförmigen Tanz. Anbetende Volksmengen drängen sich um heilige Stätten. Männer wie Frauen sind mit Edelsteinen, Gold, Stickereien überladen. Sie tragen reichen Halsschmuck, der zwischen den Brüsten der Frauen herabhängt, kostbare, oft mit ganzen Reihen von Glöckchen behängte Gürtel, Armbänder am Ober- und am Unterarm, Ohrringe, Fingerringe, Stirnschmuck. Die Erscheinung Aller aber ist durchaus die von Hindus. Soweit nicht deutlichermaßen die Unbeholfenheit der noch ungeübten Kunst den Eindruck verschiebt, sind es dieselben feinen, geschmeidigen Gestalten, wie wir sie heute sehen. Ihre Zartheit hat etwas Weibliches, ja Weibisches. Sie haben ovale Gesichter, volle, sinnliche Lippen, große, schön gebildete, oft mandelförmige Augen, bei denen wir an die schwarzen, heißen Augen der heutigen Inder denken dürfen, mit ihren langen Wimpern und jenem ruhigen Leuchten, das insonderheit dem Auge der Inderinnen so eigenen Zauber gibt. Die Frauen der Sculpturen, von edlen Formen, graziös in ihren Bewegungen, haben üppige Oberkörper, schlanke Taillen, volle, schwellende Hüften. Diese Körper hocken, knieen, drehen und winden sich; man meint in ihnen zugleich dieselbe Gewohnheit langen unbeweglichen Verharrens zu erkennen, die dem heutigen Hindu eigen ist, und andererseits dieselbe unbegrenzt scheinende Biegsamkeit, dieselbe Fähigkeit, jede noch so schwierige Stellung leicht und elegant anzunehmen. Körperliche Durchbildung im antiken Sinn, die des Athleten, zeigt sich hier nicht; eher die Gewandtheit des Jongleurs, dessen Kunst ja von jeher in Indien in hoher Blüthe gestanden hat. Betrachtet man jene alten Sculpturen, so ahnt man, daß in diesen leicht beweglichen, glatten Körpern leicht bewegliche Seelen wohnen müssen, voll geistreicher Feinheit, zur Sinnlichkeit neigend, zur Lascivität, zum Raffinement, zur Ironie, zur Falschheit. Sie sind geistigen Interessen in höchstem Maß zugänglich, im höchsten Maß fähig geistige Genüsse zu würdigen. Die Art ihres Denkens ist es nicht, langsam und mächtig in das Innere der Dinge zu dringen, unüberwindlich fest sich an die Wirklichkeit zu klammern. Vielmehr sind sie reich an aller Kunst des Scheines, an einer Phantasie, die mit gleicher Leichtigkeit bald kühne und tiefsinnige Ahnungen, bald groteske Narrheiten aus sich heraus gebiert, die mit den eigenen Schöpfungen ein unaufhörliches Gaukelspiel treibt, sich an ihnen berauscht, sich

mit ihnen betrügt, sich vor ihnen entsetzt. Sie besitzen die Gabe gewandter Rede, reich an Bildern, an grenzenlosen Uebertreibungen, an unterwürfig-einschmeichelnder Gefälligkeit. Wie die Tropenhitze Thier- und Pflanzenleben in endlosem Ueberfluß über das Land ergießt, so bevölkert und übervölkert ein dichtes Gedränge dieser Menschen die Ebenen am Ganges. In ungeheuren Massen werden die Hindus geboren; in ungeheuren Massen gehen sie, wenn einmal die Regen ausbleiben, durch Hungersnoth oder durch Epidemien, durch Tiger und Schlangen zu Grunde. Es sind jene leicht gebauten, lose gewurzelten Existenzen, denen gegenüber heute der Europäer oft das Gefühl hat, daß ihnen volle menschliche Dignität nicht zukommt. Sie gewöhnen sich an frühe Heirathen; man kennt den schwächenden Einfluß, den das auf eine Rasse übt. Schon in buddhistischer Zeit tritt die Fleischkost sehr zurück. Ohne Zweifel ist man überhaupt, damals so wie heute, mäßig im Essen; eine Handvoll Reis oder Fisch genügt; um so mehr liebt man den zugleich immateriellen und üppigen Genuß starker und ausgesuchter Parfüms. Begreiflich, daß dem Wesen dieser Menschen immer mehr Alles abhanden kommt, was an die Derbheit und Breitspurigkeit, an die trotzige Kraft blonder, nördlicher, fleischessender Menschen erinnern könnte.

Längst wohnt man nicht mehr allein in Dörfern wie die Hirtenstämme des Rigveda. Jetzt gibt es Städte, in denen die rasch fortschreitende Cultur, die immer intensiver sich entwickelnde Mannigfaltigkeit und Complicirtheit der Lebensformen das Ihre thut, die glänzenden wie die bedenklichen Eigenschaften und Eigenheiten dieser Rasse zu steigern. Zwar ist unter den Städten keine, welche sich über alle anderen, so wie Babylon oder Rom, zum Range einer alleinherrschenden Repräsentantin dieser ganzen Cultur erhoben hätte: für eine Großstadt in diesem Sinne fehlt es an der Vorbedingung, dem Großstaat. Aber bedeutende und glänzende, mit einander rivalisirende Städte sind in Menge vorhanden, die Sitze von Königen und Fürstengeschlechtern, von blühendem Handel, von reich entwickelter Industrie. Sie liegen meist an den großen Flüssen wie dem Ganges oder der Jumna. Schon steht am Ganges die Stadt, die noch heute der hochheilige Mittelpunkt alles religiösen Treibens der Hindus ist, Benares; hier ist es, wo Buddha zuerst seine Lehre gepredigt hat. Es sind Städte, wie sie im Süden, im Orient aussehen, mit der pittoresken Enge labyrinthischer Gassen, wahre Ameisenhaufen voll Menschengewimmel, ein Chaos von Buntheit, von Lärm, von Gerüchen. Die buddhistischen Texte sprechen von ihnen als „reich, üppig, volkreich, gedrängt voll Volk", von den Massen der Elephanten, Rosse und Wagen, denen man in ihren Gassen begegnet, von dem Kranz von Gärten und Parks, der sie umgibt und in denen ruhebedürftige und nachdenkliche Naturen „bei Tage Freiheit von Gedränge, bei Nacht Stille und Geräuschlosigkeit, Entfernung vom Geruch der Menschenmengen" finden. Der in den Städten zusammenströmende Reichthum schafft eine Atmosphäre von Luxus und Urbanität, von Nervosität, von freiem Lebensgenuß, von eleganter Ausschweifung. Courtisanen großen Stils, Künstlerinnen in Gesang und Tanz, gehören zu den vornehmsten Berühmtheiten. Man sieht in ihnen einen Schmuck der Stadt, auf den Jeder stolz ist. In

prächtigem Aufzug fahren sie durch die Straßen, wohl zu Buddha's Zeit so wie man sie heute durch die indischen Großstädte fahren sieht, bedeckt mit Juwelen und duftenden Blumen. Auf allen Gebieten des high life fühlt der Großstädter seine Ueberlegenheit gegenüber den Leuten aus der Provinz und versäumt nicht, sie diesen fühlbar zu machen. Aus Benares begibt sich, so berichtet eine buddhistische Erzählung, der „redegewandte, junge und hübsche“ Sklave eines Großkaufmannes auf Reisen in die Provinz, um als Hochstapler sein Heil zu versuchen. Mit der nöthigen Bagage von Toiletten und Parfüms sowie mit einem gefälschten Brief führt er sich bei einem reichen Kaufmann ein und weiß die Hand von dessen Tochter zu erschwindeln. Aber den neuen Verwandten gelingt es schlecht, die Ansprüche des eleganten Mannes zu befriedigen. „So bereiten sie das Mahl, — ach diese Provinzler! Sich anzuziehen verstehen sie nicht. Mit Parfüms und Blumen umzugehen verstehen sie auch nicht. Das ist das Leben in der Provinz!“

Von den geistlichen Männern, den Mönchen und Heiligen verschiedenster Art, die in der Umgebung der Großstädte ihre Hauptquartiere zu haben pflegen und Tag für Tag mit dem Almosentopf die Straßen durchwandern, werden wir in anderem Zusammenhange sprechen. Hier muß nur noch von der Stelle die Rede sein, an welcher das großstädtische Leben seine vollsten Blüthen entfaltet, dem königlichen Hof. Die Luft, die dort weht, ist gefährlich genug. Nichts tritt unter dem Wenigen, was wir von der Geschichte der Fürsten und Staaten in der Zeit Buddha's und unmittelbar nach Buddha erfahren, so sehr hervor wie der immer sich wiederholende Vorgang, daß der Thronfolger sich das Warten auf den Tod seines Vaters durch dessen Ermordung abkürzt. Wenn in der Atmosphäre des indischen Despotismus wirkliche Staatsmänner nur selten erwachsen können, so gedeiht dafür das Geschlecht der Hofmänner um so schöner. Die Schärfe der Witterung für alle Launen des allmächtigen Einen, den man „Gott“ anredet, die Schlagfertigkeit und Geschmeidigkeit der Taktik gegenüber den Intriguen der königlichen Verwandten, des Harems, der Günstlinge und derer, die es werden wollen, wird von den feinen und biegsamen Geistern weltlicher wie priesterlicher Räthe zu hoher Vollkommenheit ausgebildet. Die Erzählungen der Buddhisten, in deren Erdichtungen sich doch ein großes Stück Wirklichkeit der Menschen und Dinge getreu widerspiegelt, sind voll von den bald mit List oder Gewalt ausgefochtenen, bald auch unter der Oberfläche sich verbergenden Conflicten, durch welche der Hofmann „in rechter Erkenntniß von Zeit und Unzeit, wo es Zeit ist, mit Bedacht sich versteckend, des Gelingens Thore öffnend“ seinen Weg zu finden weiß. Eine einzige Situation genüge als Beispiel: mit geradezu typischer Regelmäßigkeit kehrt in jenen Erzählungen der höfische Würdenträger wieder, welcher sich im Harem des Königs scandalöse Freiheiten erlaubt, sich aber zugleich dem Herrscher so unentbehrlich zu machen weiß, daß dieser, wie ihm die Sache zu Ohren kommt, es vorzieht, sie leicht zu nehmen, so daß Alles glimpflich endet. Zu den Schilderungen der Praxis des Hoflebens fügt eine jener Erzählungen auch die Theorie: sie gibt eingehende Regeln der höfischen Lebenskunst. Von den Versen, die wir da lesen, seien hier ein paar mit-

getheilt, welche die ganze Verstecktheit und Unterwürfigkeit des unhörbar schleichenden indischen Hofmannes anschaulich malen:

> Wer da klug ist, nicht gehn wird er auf des Königs geschmücktem Pfad,
> Mag auch der Fürst ihn gehn heißen: so lebt er recht am Königshof.
>
> Nie darf er gleicher Lust pflegen wie der Herrscher; er wird sich klug
> Hinter ihm stets zurückhalten: so lebt er recht am Königshof.
>
> Nicht zu fern noch zu nah weilen soll dem Herrn der Verständige,
> Doch seine Stätte so wählen, daß ihn des Königs Auge sieht.

Die Summe in der Beurtheilung des Zeitcharakters zieht ein anderes buddhistisches Gedicht. Früher, heißt es dort, waren die Brahmanen arm an Gold und an Herden; das Wissen war ihr Reichthum; den Schatz heiliger Weisheit hüteten sie. Damals herrschte gerades Wesen, Keuschheit und Sanftmuth; Geduld wurde hoch gepriesen. Aber ein Wandel ist gekommen. Jetzt haben die Brahmanen auf königliche Pracht hinschauen gelernt, auf geschmückte Weiber, auf Wagen mit edlen Rossen. Jetzt wanken die Ordnungen der Kasten; die Frauen verachten ihre Männer; Adlige und Brahmanen und wer sonst noch den alten Geschlechtern entstammt, sie alle haben sich der Herrschaft der Lüste ergeben. Wenn der Moralprediger, der hier redet, so melancholisch aus der Verderbniß der Gegenwart auf Tugend und strenge Sitte der guten alten Zeit zurück blickt, so ist wohl wahrscheinlich, daß er wenigstens in Bezug auf die Gegenwart nicht ganz Unrecht gehabt hat.

II.

Aber unsere Schilderung dieser reichen und raffinirten Cultur, aus buddhistischen Quellen geschöpft, hat bereits über die Zeiten hinaus gegriffen, von deren literarischen Schöpfungen wir hier zuvörderst sprechen müssen. Jene merkwürdigen Ergüsse pantheistischer Mystik, die Upanishaden[1]), glauben wir in die Anfänge des halben Jahrtausends setzen zu dürfen, dessen Grenzen oben (S. 265) bestimmt worden sind, während dem Buddhismus erst die zweite Hälfte dieses Zeitraums gehört. So werden wir uns für die Entstehungszeit der Upanishaden -- wenigstens der älteren, grundlegenden — jene Cultur als noch im Werden begriffen vorzustellen haben. Noch ist alles Denken mit tausend Fäden an die alten Traditionen des Veda gebunden, an den geheiligten Besitz der Hymnen, vor Allem an die Gedankenkreise, die Kunst und technische Routine des Opfers. An die Speculation über das Opfer knüpft der neue Glaube überall an; die Literatur der Opferkunst läuft aus in die Literatur dieses Glaubens, die Upanishaden.

In einer Reihe umfangreicher Prosawerke hatten vedische Theologen das Opfer beschrieben. Die versteckte, zauberhafte Bedeutung jedes Handgriffes und jedes Wortes, das zu dem heiligen Werk gehörte, wurde hier erklärt. Alles

---

[1]) Wörtlich die „Verehrungen“, nämlich des Allwesens. Zugänglich sind die Upanishaden jetzt am besten in der Uebersetzung P. Deussen's (Sechzig Upanishads des Veda. Leipzig, Brockhaus. 1897).

war überladen von Geheimnissen, deren Deutung eine kraus verwickelte Wissenschaft spitzfindig und prätentiös zu geben wußte. Das Opfer hatte seinen ursprünglichen Charakter immer mehr verloren: es war nicht mehr ein Act der Verehrung für Götter, deren Gunst es zu gewinnen galt. Solche persönliche Wesenheiten mit ihren freien Regungen von Güte oder Zorn hatten mehr und mehr die Herrschaft an den Mechanismus unpersönlicher Kräfte und Substanzen abgegeben. So hatte sich das Opfer immer entschiedener in eine große, jene Kräfte zu Gunsten des Opferers lenkende Zauberhandlung verwandelt. Mit einem Netz verworrener Fäden hatte die Phantasie dieser priesterlichen Zauberer das Weltbild übersponnen. Alle festen Grenzen zwischen den Dingen waren zerflossen und verschwunden; jede Wesenheit bedeutete etwas Anderes, war etwas Anderes als sie selbst. Wer nach der einen greift, hält die andere. In dieser Nebelwelt des Aberglaubens haben die durch einander wogenden Schatten eine andere Kraft unnatürlichen Wachsthums als im Tageslicht der Wirklichkeit. Von den einzelnen das Weltall durchfluthenden Kräften erhebt sich der Gedanke zu einer höchsten Kraft, einer alldurchdringenden, in allem Sein webenden. Von den einzelnen Wünschen, welche die Opferkunst zu befriedigen wußte, schwingt man sich zu dem Begehren auf, daß das eigene Ich an der Fülle jener Allkraft Theil nehme, daß das eigene Ich jene Allkraft sei. Seelenzustände walten, wie sie in einer Upanishad beschrieben werden:

„In der Fülle besteht die Lust. Nicht gibt es Lust an Wenigem . . Wenn man nichts Anderes sieht, nichts Anderes hört, nichts Anderes erkennt, das ist die Fülle. Wenn man aber etwas Anderes sieht, hört, erkennt, das ist das Wenige. Die Fülle ist das Unsterbliche, das Wenige ist das Sterbliche . . . Wer also sieht, also denkt, also erkennt, an dem Ich sich freuend, mit dem Ich spielend, mit dem Ich sich paarend, an dem Ich sich ergötzend, der ist Selbstherr; frei durchwandelt er alle Welten.“

Die Geschmeidigkeit des Hindugeistes erklettert mit spielender Leichtigkeit alle höchsten Höhen der Phantasiereiche. Opferglaube und Priesterwesen gebären aus sich eine Mystik, verwandt der des Abendlandes, der Mystik Plotin's und Meister Eckhart's, und doch durch und durch indisch. Alle Vorbedingungen dafür, daß solches mystische Denken und Trachten sich hier erheben konnte, sind vorhanden: jener Uebergang des Wünschens und Verlangens von äußeren Gütern auf innere, seelische Ideale, wie er einzutreten pflegt, wenn das Leben eines Volkes die erste Jugendzeit überschritten hat, jene Größe und ungeduldige Dringlichkeit der religiösen Ansprüche, die nur in der allernächsten Annäherung an die Gottheit Genüge findet, jene Macht und Gluth der Phantasie, die das All als eine Gottnatur schaut, in deren Tiefen das grenzenlose Verlangen des Herzens sich hinein stürzt.

Dem kundigen Priester hatte man die Macht zugeschrieben, beim Opfer durch Concentration seiner Gedanken auf irgend eine gewünschte Wirkung diese herbeizuführen. So legt man jetzt dem Wissen vom Allwesen und der Versenkung des Gedankens in seine Herrlichkeit die Macht bei, den Wissenden und Versenkten an der schrankenlosen Weite dieses Wesens theilnehmen zu lassen, das „Ufer jenseits der Finsterniß“ zu beschreiten:

Wer also dies Opferlied als in das Weltall verwoben kennt, der wird zum Weltall ...
Wer dieses weiß, wahrlich, der weiß das Weltall;
Des Himmels Pole bringen ihm Tribut dar.
„Ich bin das All", dies ist seine Verehrungsformel.

Das Allwesen ist der Gott — wenn hier das Wort „Gott" gebraucht werden darf —, den die Upanishaden verherrlichen. Er heißt âtman: „das Selbst"; er heißt brahma: „Heiligkeit" — das alte Wort für jene Potenz heiliger Zaubermacht, die im Brahmanen, im Veda, im Opfer wohnt. Solche Namen üben als Schlagworte, welche die empfängliche Stelle der Geister treffen, eine schrankenlose Wirkung.

Das Brahma ist etwas sehr Anderes als eine alles Dasein überragende göttliche Persönlichkeit. Einem Wesen gegenüber wie dem Jehovah des Alten Testaments hätte man sich selbst nur als den Kleinen, den Abhängigen, den Bittenden fühlen können, und das ist es eben, was man nicht will. Man will nicht in kindlicher Schwäche vor den Uebergroßen hintreten. Die eigene geistige Macht soll herrschen; durch sie schwingt man sich in phantastischem Fluge in die jenseitigen Reiche hinüber. Wonnevoll verschwimmt die Seele im Brahma wie in einem Traum. In der That ist es bezeichnend, welche Rolle der Welt von Schlaf und Traum in diesen Gedankenkreisen zugetheilt wird. Wie der neue Gott ein Unpersönliches ist, und wie in den Seelen dieser Denker das Gefühl des in seiner Kraft und in seiner Begrenztheit energisch ausgeprägten persönlichen Lebens zurücktritt, fangen jene so zu sagen unpersönlichen Momente des Lebens an, als Annäherungen an das höchste Ziel geehrt zu werden. Der Schlaf, das Entfliehen aus der wachen Wirklichkeit, welche dem Ich überall ihre festen Schranken entgegenstellt, ist die „mittlere Stätte", von welcher der Geist ins Jenseits hinüber schaut. Gelöst von der Welt der Objecte schafft er aus eigener Kraft die Gestalten, unter denen er sich träumend bewegt. Noch höher freilich als diese Selbstherrlichkeit der Traumwelt wird die bewußtlose Seligkeit jenes tiefsten Schlafes gepriesen, wenn

„wie im Luftreich ein Falk oder ein Adler, vom Herumfliegen ermüdet, die Fittiche zusammenlegt und sich zur Rast begibt, so der Geist jenem Ziel zueilt, wo er schlafend keinen Wunsch mehr fühlt, keinen Traum mehr schaut . . . Dann ist der Vater nicht mehr Vater, die Mutter nicht mehr Mutter, die Welten sind nicht mehr Welten ... denn er ist über des Herzens Leiden alle hinaus gedrungen."

Solcher Schlaf ist das Vorspiel der höchsten, ewigen Vollendung, des Aufhörens der Wanderungen zu neuem Dasein, die über die unfreie, an der Welt haftende Seele verhängt sind:

„Der Wunschlose, vom Wünschen Gelöste, erfüllten Wunsches, nur das Selbst wünschend: dessen Lebensgeister ziehen nicht aus. Das Brahma ist er, und zum Brahma geht er ein."

Dies ist der Glaube der Upanishaden. Wohl hatte schon in der Zeit des Rigveda die Dichterphantasie auf das große Eine hingeschaut, das im Anfang der Dinge allein aus eigener Kraft athmete, in dem es „nicht Tod und nicht Unsterblichkeit" gab [1]). Aber die Gedanken, in welchen sich der Pantheismus dieses neuen Zeitalters bewegt, sind dauerhafter ausgeprägt und zugleich dichter

[1]) Siehe oben Bd. CI, S. 340.

von den Dünsten der Traum- und Zaubersphäre umflossen; vollständiger bemächtigen sie sich des ganzen Menschen, des einsamen Denkers oder enger Kreise von Auserwählten, denen das äußere Leben, das Gemeinschaftsleben von Familie und Staat mit der indischen Schwächlichkeit seiner Gestaltungen nichts zu bieten vermag. Es sind die aus dem Welttreiben Ausscheidenden, die ganz auf sich Gestellten, welche nichts haben, nichts wirken wollen; ihr Inneres, in Wonne schwimmend, spielt ihnen die eine, über Alles beglückende Melodie vor. „Sie lassen davon ab, nach Söhnen zu begehren und nach Habe und weltlichem Heil zu begehren, und als Bettler ziehen sie einher." Ein solcher Glaube verträgt es nicht, auf den Gassen verkündet zu werden; er hüllt sich in den Schleier des Geheimnisses; den Göttern, sagt eine Upanishad, ist es nicht lieb, wenn einem Menschen dies Geheimniß offenbart wird. Als später die Ordnungen des geistlichen Unterrichts feste Gestalt angenommen haben, werden die Upanishaden neben einzelnen mit den gefährlichsten Zauberkräften gesättigten Texten dem Schüler nicht, wie der übrige Lernstoff, im Dorf, in der Wohnung des Lehrers mitgetheilt. Sondern die Bevorzugten, welche, vorbereitet durch lange Observanzen, zu dieser Geheimlehre zugelassen werden, gehen in der heiligen Richtung von Nordosten in den Wald hinaus, wo in geweihtem Kreise sitzend der Lehrer seinen Schülern „die Essenz der Essenzen, das Ambrosia des Ambrosias" vorträgt. —

Für die Gestaltung der Literatur nun, welche dieser neue Glaube ins Dasein ruft, ist vor Allem entscheidend, daß hier im Vordergrund nicht mehr Götter stehen, für deren Ueberredung oder Besänftigung den wirksamen Ausdruck zu liefern die vornehmste Aufgabe der literarischen Kunst sein müßte. Die Upanishaden sind vor Allem lehrhaft. Man hat das Geheimniß der universalen Weltformel entdeckt, „durch welche das Ungehörte zu Gehörtem, das Unerkannte zu Erkanntem wird". Für diese Erkenntniß gilt es den Ausdruck zu finden. Dieser Ausdruck nimmt, wie begreiflich, gern dialogische Form an. Für ein überall gangbares, Allen gemeinsames Wissen wird die unpersönliche Form der Darstellung als die natürliche erscheinen. Aber neue, große Erkenntniß, zu der nur Einzelne sich erheben können, wird — besonders in einem der Schrift entbehrenden Zeitalter — an dem persönlichen Bilde solcher Wissenden festhaften; der Triumph der Ueberlegenheit, welche dies Wissen ihnen gibt, der Act der Mittheilung an Andere und deren beglücktes Empfangen solcher Gabe wird mit in die Darstellung aufgenommen werden und dieser einen wenn auch vielleicht schwachen Anflug von dramatischem Leben mittheilen. Die Situationen, welche den Hintergrund der Gespräche bilden, werden mit wenigen Strichen gezeichnet. Die Zeichnung ist unbeholfen und kann in diesem Zeitalter nur unbeholfen sein, aber doch fehlt manchem dieser Bilder nicht eine gewisse Lebendigkeit. Oft spielen die Scenen noch ganz im Kreise des Weltlebens. Disputationen an Königshöfen werden geschildert; herzugewanderte Brahmanen treffen mit den einheimischen zusammen; Mengen von Kühen, die Hörner mit Gold behängt, bilden den Siegespreis. Der Weise tritt an den König heran; der fragt ihn: „Was ist es, warum du herkommst? Verlangt dich nach Kühen oder nach subtilen Gesprächen?" — „Nach beidem,

o Großkönig.“ Auch Frauen sind unter diesen philosophischen Wettkämpfern. Die weise Gargi fordert den überlegenen Gegner heraus: „Wie ein Heldensohn vom Lande der Kasi oder Videha den abgespannten Bogen anspannt und mit zwei feindedurchbohrenden Pfeilen in der Hand hintritt, so trete ich mit zwei Fragen vor dich hin: die beantworte mir!“ Aber der rechte Ort für die Brahmakundigen ist doch nicht der Königshof. Der weise „Raikva mit dem Karren“ ist schwer zu finden, bis man ihn „sucht, wo man einen Brahmanen suchen soll“, — es scheint gemeint im Walde oder in der Einsamkeit. Da sitzt Einer unter seinem Karren und schabt sich den Aussatz; das ist der Weise. Yajnavalkya wird uns gezeigt, wie er sich anschickt, die Welt zu verlassen und in seinen Abschiedsreden seiner einen Gattin, der nach Erkenntniß durstigen Maitreyi — die zweite „wußte nur, was die Weiber wissen“ — die letzten Geheimnisse erklärt. Auch andere als menschliche Lehrer reden hier. Der Märchenglaube von der unergründlichen Weisheit des Gethiers gilt auch in den Upanishaden. Dem Brahmanenschüler, der in der Fremde die Herden seines Meisters hütet, verkünden in der Einsamkeit Stier und Gans und Feuer das heilige Geheimniß; leuchtenden Antlitzes kehrt er heim, und der Lehrer sieht ihm an, was ihm widerfahren ist. „Wie Einer, der das Brahma weiß, siehst du aus, mein Lieber. Wer ist es, der dich belehrt hat?“ — „Andere als Menschen,“ antwortet er.

Man wird in Indien, zumal in dieser alten Zeit, nicht viel von jener wahren, griechischen Kunst des philosophischen Dialogs zu finden erwarten, welche in der Berührung zweier Geister die Gedanken entstehen und feste Form gewinnen läßt. Die Aufgabe, die lebendige, dem Ziel sich schrittweise annähernde Gedankenbewegung in ihrer inneren Nothwendigkeit zu veranschaulichen, ist in der That in den Upanishaden nicht oder doch nur ganz roh erfaßt worden. In diesen Dialogen hält, wer die Geheimnisse des Brahma kennt, sie dem, der sie nicht kennt, als unvermittelte Offenbarung entgegen, und der überwundene Gegner oder dankbare Schüler nimmt die Belehrung beschämt oder beglückt an. Nirgends liegt kühle und klare Discussion der Schlüsse vor, zu welchen die Thatsachen der Wirklichkeit auffordern, nirgends scharf und bestimmt herausgearbeitete Begriffe; jener Zug zu naturwissenschaftlicher Betrachtung, welcher der griechischen Philosophie schon in ihren Anfängen eigen ist, fehlt hier. Die mangelnden Begründungen muß häufig ein Wortspiel, zuweilen kann man geradezu sagen ein Wortwitz, ersetzen. Oder Gleichnisse, oft nicht ohne sinnige Poesie, veranschaulichen die Geheimnisse des Brahma. Wie aus der Laute die Töne, aus dem Feuer die Rauchwolken hervorgehen, so gehen die Welten aus dem Brahma hervor. Wie das Salz sich im Wasser auflöst und verschwindet, aber das Wasser, wo man auch von ihm schöpft, salzig ist, so ruht das Brahma verborgen in allem Dasein. Oft frappirt inmitten verschwommenen und bizarren Geredes ein einzelnes Wort, das in tiefe Seelentiefen hineinleuchtet, oder das in seiner Kürze von wahrhaft lapidarer Mächtigkeit ist. Eine Upanishad hat zuerst jenes so zahllose Male in Indien wie im Abendland wiederholte Wort ausgesprochen, das in wenigen Lauten die ganze feierliche Größe und den ganzen Frieden der Verkündigung von dem

Einssein der Menschenseele und der Allseele in sich schließt: „tat tvam asi, das bist Du." Ein Vater redet zu seinem Sohn:

„Wenn man, o Theurer, diesen großen Baum an der Wurzel anschneidet, so trieft der Saft, denn der Baum lebt. Wenn man ihn in der Mitte, wenn man ihn am Gipfel anschneidet, so trieft der Saft, denn der Baum lebt. Von lebendigem Selbst durchdrungen steht er strotzend und freudig da. Verläßt aber das Lebendige einen Ast, so verdorrt der; verläßt es den zweiten, den dritten, so verdorrt er; verläßt es den ganzen Baum, so verdorrt dieser. Also auch, Theurer, wisse: was von dem Lebendigen verlassen wird, das stirbt, aber das Lebendige stirbt nicht. Dies Feine ist es, in dem das All sein Dasein hat. Das ist das Wahre; das ist das Selbst; das bist Du, o Svetaketu."

„Belehre mich noch weiter, Ehrwürdiger."

„Es sei, Theurer," so sprach er. „Hole mir dort eine Frucht vom Nyagrodhabaum."

„Da ist sie, Ehrwürdiger."

„Spalte sie."

„Sie ist gespalten, Ehrwürdiger."

„Was siehst du darin?"

„Ich sehe feine Kerne, Ehrwürdiger."

„Spalte einen von ihnen."

„Er ist gespalten, Ehrwürdiger."

„Was siehst du darin?"

„Gar nichts, Ehrwürdiger."

Da sprach er zu ihm: „Aus diesem Feinen hier, das du nicht wahrnimmst, aus dem, o Theurer, ist dieser große Nyagrodhabaum erwachsen. Glaube es, Theurer: Dies ist es, in dem das All sein Dasein hat. Das ist das Wahre; das ist das Selbst; das bist Du, o Svetaketu."

Die Upanishaden werden nicht müde, immer neue Ausdrücke für das Unausdrückbare, für diese höchste und tiefste Wesenheit aufzusuchen. Bald nennen sie es mit einem einzigen überkühnen Schlagwort „Nein, Nein," weil es — ein Lieblingsgedanke nicht nur der indischen Mystik — von allem Bestimmten, allem Einzelnen verschieden ist. Bald lassen sie einen breiten Strom beschreibender und verherrlichender Beiwörter in ruhiger Macht einherfließen:

„Das Selbst verehre man, das geistige. Der Odem ist sein Leib, Licht ist seine Gestalt, der Aether ist sein Selbst. Es bereitet sich Gestalten, welche es will, das Gedankenschnelle, Wahres wollend, Wahres haltend, allduftig, allsaftreich, nach allen Weltgegenden dringend, durch dies All reichend, wortlos, achtlos. Klein wie ein Reiskorn oder Gerstenkorn oder Hirsekorn oder eines Hirsekornes Kern: also weilt dieser Geist im Ich. Golden wie ein Licht ohne Rauch, so ist er, weiter denn der Himmel, weiter denn der Aether, weiter denn diese Erde, weiter denn alle Wesen. Das ist des Odems Selbst. Das ist mein Selbst. Mit diesem Selbst werde ich, wenn ich von hinnen gehe, mich vereinigen. Wer es also meint, wahrlich, da ist kein Zweifel. So sprach Sandilya."

Oft ist in die Prosa der Upanishaden ein Vers oder eine Gruppe von Versen eingefügt. Aus manchen dieser Verse spricht die ganze stille Hingenommenheit der Seelen, die von den mystischen Tiefen des All-Einen träumen.

Nur wer es nicht denkt, hat's gedacht; wer es denkt, der erkennt es nicht,
Unverstehbar Verstehendem, verständlich dem, der nicht versteht.

Und an einer anderen Stelle:

Vor welchem Worte und Verstand umkehren, an Gelingen arm:
Wer dieses Brahma Wonne kennt, hat überwunden alle Angst.

Planvolle Vereinigung der einzelnen, meist kurzen Abschnitte, der prosaischen und der poetischen Partien zu einem Ganzen liegt außerhalb des Wollens und Könnens der Verfasser. Alles ist durch einander gehäuft, voll von Wiederholungen, von Widersprüchen, von äußersten Ungleichmäßigkeiten. Eine grandiose und wirre Phantasie läßt bald übergroße Gebilde wie eine Fluth mächtiger, im Unendlichen verschwimmender Wolken aufsteigen — Gebilde von einer Größe, die einem in den Schranken der Wirklichkeit sich haltenden Denken unerreichbar ist —, bald schlagen die höchsten Abstractionen ins Allerkleinlichste und Platteste, in leeres Wortgeklingel um. Die Sonne ist der Honig der Götter; ihre südlichen Strahlen sind die südlichen, die nördlichen sind die nördlichen Honigzellen. Die hungrigen Hunde fassen sich an wie Priester beim Opfer und singen ihr Zauberlied: „Om! Wir möchten essen! Om! Wir möchten trinken!“ Die Upanishaden wären nicht indisch, wenn sie solchem Verfallen ins Läppische entgangen wären.

Einzelne Upanishaden — offenbar gehören sie nicht zu den ältesten — bestehen ganz oder fast ganz aus Versen. Wir verweilen hier nur bei einer von ihnen, der wundervollen Dichtung der Katha Upanishad.

Einen Brahmanen, der seine ganze Habe als Opferlohn den Priestern hingibt, fragt sein Sohn Naciketas: „Wem wirst du mich geben?“ In einer Laune antwortet der Vater: „Ich gebe dich dem Tode.“ So muß der Knabe zum Reich des Todesgottes hinabsteigen. Der Gott ist abwesend; drei Nächte weilt Naciketas dort unten, ohne die Ehren zu empfangen, welche ihm als Gast gebühren. Der zurückkehrende Todesgott gewährt ihm als Sühne der Versäumniß drei Wünsche. Naciketas begehrt zuerst, daß sein Vater ihn, wenn er zur Erde zurückkehrt, ohne Groll willkommen heißen möge. Dann verlangt er die Kunde von einer mit besonderem Segen verknüpften Verehrungsform des heiligen Feuers. Nach diesen zwei geringeren Wünschen folgt der dritte:

> In Zweifel ist gehüllt der Todten Schicksal:
> Sie sind, spricht Dieser. Sie sind nicht, spricht Jener.
> Das will ich wissen. Das sollst du mich lehren.
> Dies ist der dritte Wunsch, den ich erwähle.

Der Tod antwortet:

> Die Götter selbst forschten danach vergeblich.
> Schwer zu erkennen, tief ist diese Ordnung.
> Erwähle andre Gabe, Naciketas,
> Hör auf, mit diesem Wunsch mich zu bedrängen.

Wie Naciketas nicht nachgibt, bietet ihm der Tod alles Glück und alle Lust der Erde:

> Genießer sollst du sein aller Genüsse.

Aber der Frager läßt sich nicht wankend machen. Das Erdenglück ist kurz; was soll alle Habe dem, der den Tod geschaut hat?

> Das Wissen, das in Zweifel eingehüllt ist,
> Die Kunde lehre uns vom großen Jenseits.
> Der Wunsch allein, der ins Verborgne eindringt,
> Den und nichts Andres wählet Naciketas.

Solcher Festigkeit, die allen Versuchungen der Lust widersteht, kann der Todesgott nicht länger die Antwort weigern:

Wie du, o Jüngling, soll ein Frager fragen.

Der Gott läßt das Problem des Todes und des Jenseits in der Lehre von dem All-Einen seine Lösung finden. Der Nichtwissende, für den es nur diese Welt und kein Jenseits gibt, verfällt immer neuem, vergänglichem Dasein und immer neuem Sterben. Ueber den Tod hinwegführen kann nur die Erkenntniß des ewigen Brahma.

Der schwer zu schaun ist, im Verborgnen weilend,
Der in der Höhle haust, der Gott, der Alte:
In innren Selbstes Sammlung ihn erfassend
Thut Lust und Leiden von sich ab der Weise.

In aller körperlichen Welt schaue man Ihn, den Körperlosen, in aller Unbeständigkeit Ihn, den Beständigen: wer mit stillgewordener Seele ihn also erkennt, wird alles Leidens ledig.

Es liegt ein Hauch von Weichheit, fast möchte man sagen von Rührung, wie er sonst der Kühlheit der Upanishaden fremd ist, über dem Gedicht von dem Knaben, den sein Vater in das Todesreich hinab gehen heißt. Zu eigenartiger Größe aber hebt sich die Dichtung in dem Gespräch des Knaben mit dem Gott, das die Entschlossenheit des Erkenntnißdranges jener weltverachtenden Geister einfach und mächtig ausspricht. Die Katha-Upanishad weist auf der einen Seite durch manche Züge der sie eröffnenden Erzählung zurück in die Sphären des alten Glaubens und der alten Riten, des Opfers, des Feuercultus. Auf der anderen Seite deutet sie in die Zukunft. Das Motiv von der Festigkeit des nach Erkenntniß Ringenden, welche über den Widerstand des Königs der Todesreiche und über seine Lockungen zu irdischer Lust triumphirt, ist vom Glauben und der Literatur der Folgezeit wieder aufgenommen und in den Mittelpunkt von Schöpfungen gestellt worden, die durch Jahrtausende zahllosen Seelen Erhebung und Frieden gebracht haben. Der siegreiche Held aber heißt jetzt nicht mehr Naciketas, sondern Buddha.

III.

Buddha, mit seinem weltlichen Namen Gotama, hieß bei seinen Zeitgenossen „der S r a m a n a Gotama". Wir müssen diesen Ausdruck erläutern; er weist auf wichtige Strömungen des religiösen und literarischen Lebens hin, die zum Buddhismus hinführten, und in deren Bahn sich der Buddhismus selbst bewegt hat.

Der Grieche Megasthenes, der um 300 v. Chr. Indien bereiste, erzählt, daß es dort zwei Classen von geistlichen Männern gibt, Brahmanen und Sarmana. Die indischen Zeugnisse aus derselben Zeit bestätigen dies. Regelmäßig nennen sie, wo vom geistlichen Stand die Rede ist, eben jene beiden Gattungen geistlicher Persönlichkeiten. Früher, heißt es beispielsweise in einer Inschrift des Königs Asoka (um 250 v. Chr.), herrschte Mangel an Ehrerbietung gegen Sramanas und Brahmanen. Jetzt aber hat der König unter Trommelschall, mit Aufzügen von Elephanten und mit festlichen Beleuchtungen das Volk

über Pflicht und fromme Sitte belehren lassen; seitdem wird den Sramanas und den Brahmanen Ehrerbietung erwiesen.

Im Veda hatten wir es mit der Literatur der Brahmanen zu thun; der große Verfasser des Veda ist der Brahmanenstand. Die Upanishaden bezeichnen den Punkt, wo neben dem gebornen geistlichen Mann der geistliche Mann aus eigener Wahl, aus innerem Beruf aufzutreten anfängt, der durch frommes Leben, Wissen, Können Legitimirte: neben dem Brahmanen beginnt jetzt der Sramana, der Asket zu erscheinen. Und bald geht auf den Sramana, auf diesen zweiten, moderneren Typus des geistlichen Menschen, die führende Rolle über.

Nichts begreiflicher als dieser Uebergang. Des Brahmanen Sonderstellung wurzelte in uralten Anschauungen von jenen magischen Kräften, die nur besitzen kann, wem sie angeboren sind, und ohne die man in den Gefahren der furchtbaren Nähe der Götter und des Verkehrs mit ihnen verloren ist. Hier spielte noch etwas von der Roheit und Dumpfheit wilden, fetischistischen Zauberwesens hinein. Jetzt aber verloren diese Denkformen, wenigstens für die Kreise derer, die sich als Träger der vorwärts strebenden Bewegung fühlen durften, immer mehr von ihrer Kraft. Nicht die Zaubermacht äußerer Verrichtungen, sondern Inneres, Seelisches war jetzt das Entscheidende. Die Idee eines Gottes, der das All ist, und der sich in der Tiefe des eigenen Ich offenbart, hatte sich erhoben; statt der Opferweihe unter dem schwarzen Antilopenfell oder der Pressung des heiligen Rauschtranks mußten es geistige Mittel sein, die allein die Vereinigung mit diesem Gott verwirklichen konnten. Wo sollten da die privilegirten Inhaber des alten Zauberthums, die Brahmanen, bleiben? Wohl mußte in der Entwicklung des neuen geistigen und geistlichen Lebens viel von dem leitenden Einfluß zuerst immer noch an sie fallen, die nun einmal von Alters her die berufenen Denker waren. Aber das war doch eben nur der Ueberrest eines im Grunde überwundenen Zustandes, und jede Welle der vorwärts fluthenden Bewegung mußte ein neues Stück davon fortspülen. Jetzt konnten vielleicht die Wenigen im Gegensatz zur Menge, aber auf die Dauer nie und nimmer die Brahmanen im Gegensatz zu den Nichtbrahmanen die Berufenen und Auserwählten bleiben.

In all' das griff nun ein verhängnißvoller Vorgang ein, welcher diese Verhältnisse wie überhaupt das ganze Dasein Indiens auf das Tiefste beeinflußt hat: das Auftreten des Seelenwanderungsglaubens. Er ist schon in den Upanishaden vorhanden — man erinnere sich an die Dichtung von Naciketas —; ja Spuren von ihm zeigen sich noch früher. Aber damals übte er noch nicht die ungeheure Macht über die Geister, die ihm dann rasch zufallen mußte. Jenseits des Todes immer neues Dasein, immer neues Sterben, unabsehbare Leiden, Höllen über Höllen, das irdische Leben nur eine geringe Welle im Meer drohender Ewigkeiten: solche Gedanken beginnen sich der furchtsamen, des sicheren Gleichgewichts entbehrenden Seelen mit schrecklicher Gewalt zu bemächtigen. Die Uebersättigung, die Nervosität, wie sie durch jene von uns geschilderte (S. 267) üppige und raffinirte Cultur erzeugt wurde, trägt das Ihre dazu bei, diesen Wirkungen den Boden zu bereiten. Alles Dasein erscheint als leer und eitel, alles Glück als trügerisch; in der ungeheuren Angst

vor grenzenlosen Zukunftsnöthen verliert man jeden Rest von Ruhe und Kraft zum kaltblütigen Halten an der Wirklichkeit. Man glaubt, daß das wunderkräftige Auge des Weisen greifbar vor sich sieht, wie die Menschen ins Verderben gehen, das ihrer im Jenseits wartet: ein Anblick, als sähe man einen Wanderer, von Sonnenbrand und Durst erschöpft, geraden Weges auf eine Grube voll glühender Kohlen zuschreiten, in die er hineinstürzen wird. In leidenschaftlicher Wißbegier fragt man einander über diese Gefahren und welche Rettung es aus ihnen gibt; man wandert weit, um einen Kundigen zu finden, der aufklären und beruhigen kann. Mit der Geflissentlichkeit eines Kranken, der sich beständig mit seinen Leiden beschäftigt und sie dadurch noch steigert, gibt man sich ganz diesen Gedanken hin. Man geht in den Wald hinaus, um dort als Einsiedler zu leben. Man kasteit sich mit Hunger und Selbstqual aller Art; man sucht ekstatisches Hingenommensein, oft, wie es scheint, auf dem Wege der Selbsthypnose, zu erzeugen. Viele ziehen als Bettelmönche umher. Es erscheint als selbstverständlich, daß Rettung von dem Verhängniß nur die Loslösung vom gewohnten Leben, von Welt und Weltlust bringen kann, und daß vor Allem auch ein die letzten Geheimnisse durchschauendes Wissen noth thut — ein Wissen, das als plötzliche innere Erleuchtung mit jäher Helligkeit die Seelen durchstrahlt. Die Adepten solches Wissens oder die auf solche Erleuchtung Wartenden schließen sich zu Schulen, zu Gemeinden zusammen. Die Schranken der Kaste zerbrechen. Lastet doch die Jenseitsfurcht auf Allen; Alle müssen darum nach Rettung suchen. Zu dem, der aus dem weltlichen Leben scheidet, sagen die Anderen: „Ist denn für uns die Hölle nicht heiß? Wir wollen auch die Welt verlassen." Daß doch schließlich in der That nicht Alle — auch nicht alle dem religiösen Gedanken Zugänglichen — die Welt verlassen können, versteht sich von selbst. Aber eben der Seelenwanderungsglaube eröffnet hier einen Ausweg, die Forderungen der Wirklichkeit und der Idee in Einklang zu setzen. Wer den Weg zur Erlösung nicht gehen kann, mag sich für jetzt mit einem niederen Ziel, mit den Hoffnungen der freilich vergänglichen Himmelsseligkeit begnügen; in einem künftigen Dasein wird es ihm dann beschieden sein, der vollen, ewigen Erlösung theilhaftig zu werden. So sammeln sich um die Mönchsgemeinden Gemeinden von Laien. Sie erwarten von den Mönchen Belehrung und Erbauung. Die Mönche andererseits erwarten von den Laien das Wenige, was sie zum Leben brauchen und was diese zu geben von alter, vedischer Zeit her durch Verheißungen überschwänglichen Himmelslohns gewöhnt worden sind. Es ist klar, daß solche geordneten Beziehungen zwischen den geistlichen und weltlichen Kreisen auch auf die nunmehr entstehenden geistlichen Literaturen ihren Einfluß üben mußten: neben abstract speculativen Erörterungen mußte es Texte geben, die in leichter und populärer, etwa in erzählender Form auch den Bauer, den Kaufmann, den Handwerker zugleich unterhielten, ihm ein Stück Lebensweisheit mittheilten und ihn zum Nachdenken über sein Seelenheil anregten.

Man sieht, welche tiefgehenden Veränderungen seit den Zeiten der vedischen Dichtung die Technik des geistlichen Lebens, durch welche die Form der religiösen Literatur bestimmt wird, betroffen haben. Eine neue Grundform

religiösen Wesens hat sich festgestellt, im Einzelnen unbegrenzter Abwandlungen fähig: dogmatische Differenzen, Verschiedenheiten der Lebensregeln — beispielsweise in Bezug auf Empfehlung oder Verwerfung von Kasteiungen — scheiden diese Secten. Aber über ihnen allen schwebt eine Gemeinsamkeit der Idee und des Ideals, die ihren Ausdruck findet in der Allen gemeinsamen Bezeichnung Sramana, „Asket".

Die Sramanas stehen auf der einen Seite in engerem Zusammenhang mit dem Volk als die Brahmanen, denn sie gehen aus allen Ständen hervor. Auf der anderen Seite sind sie wiederum weiter als Jene vom Volk entfernt; Heimathlosigkeit, Besitzlosigkeit, Ehelosigkeit schaffen eine Kluft zwischen ihrem Leben und dem weltlichen Dasein, in dessen Mitte der Brahmane steht. Wenn der Brahmane ein von Zauber aller Art umgebener Wundermann ist, so mag der Sramana vielleicht, dem Charakter der Zeit entsprechend, von Zügen ähnlicher Art nicht frei sein, aber man kann ihn doch zugleich schon in gewissem Sinn einen Psychologen und Ethiker nennen. Er sieht im Brahmanen einen Blinden oder einen Betrüger; seine Kritik gegen ihn erinnert in ihrem Ton an die Weise, wie in den Reden Jesu von den Pharisäern gesprochen wird. Der Sramana ist sich dessen bewußt, daß er alle Lebenskraft daran gesetzt hat und täglich daran setzt, den Schein von Glück und Heil von sich abzuthun um des wahren Heils willen. Man höre, wie ein buddhistischer Text die rechten Sramanas schildert:

„Die edlen Jünglinge, die voll innerer Zuversicht aus der Heimath in die Heimathlosigkeit gegangen sind, ohne Falsch, ohne Trug, ohne Gleisnerei, nicht aufgeblasen und hochmüthig, keine Schwätzer und Plapperer, das Thor ihrer Sinne hütend, mäßig beim Mahl, der Wachsamkeit ergeben, treu dem Asketenthum, eifrig geistlicher Uebungen beflissen, sich nicht gehen lassend, nicht aufdringlich, dem Weltdasein abgeneigt, in Weltabgewandtheit voran gehend, stark und vorwärts strebend, aufmerksam und klar, voll Vertiefung und Sammlung, weise, mit offenem Ohr und rechtem Wort."

Solche Sprache ist vom vedischen Brahmanenthum nie gesprochen worden. Unzweifelhaft entfernte sich die Wirklichkeit oft weit von diesem Ideal, war mancher Sramana über menschliche Schwächen so wenig und vielleicht weniger erhaben als seine außerindischen Brüder. Aber daß hier in vielen Geistern der Drang, ungeheurem Unheil zu entfliehen, einen Ernst zur Reife gebracht hat, eine Ehrlichkeit und klare Entschlossenheit, an der Indien sonst nicht reich gewesen ist, wird, wer mit der Geschichte des Sramanathums vertraut ist, nicht für bloßen trügerischen Schein halten.

Unter den Secten der Sramanas, von denen die meisten verschollen sind, kennen wir in aller Genauigkeit aus den großen Ueberlieferungsmassen ihrer eigenen heiligen Texte zwei, die durch starke Familienähnlichkeit verbunden sind und beide noch gegenwärtig fortbestehen: auf der einen Seite die besonders im nördlichen und nordwestlichen Indien zahlreichen Jainas, deren Orden im sechsten Jahrhundert v. Chr. von dem adligen Nataputta sei es gestiftet, sei es nach älteren Anfängen wesentlich reformirt worden ist, und sodann die Anhänger eines berühmteren Zeitgenossen des Nataputta, die Buddhisten.

Die vorzügliche Erhaltung der buddhistischen Texte in hochalterthümlicher Gestalt empfiehlt es, von den Literaturen beider Secten zu näherer Schilderung diese zu wählen.

Der adlige Gotama, den die Seinen den Buddha (den Erleuchteten) nennen, ist um 560 v. Chr. geboren, um 480 gestorben. Bekanntlich ist es in neuester Zeit gelungen, inmitten der Reisfelder des südlichen Nepal, dicht an der Grenze des sumpfigen Dschungelstreifens, hinter welchem die Berge des Himalaya aufsteigen, die Geburtsstätte des großen Mannes wieder zu finden und die Säule ans Licht zu fördern, auf welche drei Jahrhunderte nach Buddha's Geburt König Asoka hat schreiben lassen: „Der von den Göttern geliebte König ist in eigener Person hierher gekommen und hat seine Verehrung dargebracht, indem er sagte: Hier ist Buddha geboren, der Weise aus dem Geschlecht der Sakyas."

Buddha ist der erste Inder, dessen Lebensgeschichte — freilich, wie sich von selbst versteht, zum Theil in sagenhafter Umhüllung — uns bekannt ist.

Es ist hier nicht der Ort, diese oft erzählte Lebensgeschichte von Neuem zu erzählen oder das Bild des Jüngerkreises, der den Meister umgab und nach seinem Hingang in den von ihm vorgezeichneten Bahnen verharrte, anders als in kürzester Andeutung zu zeichnen. Bald wandern sie von Stadt zu Stadt, bald weilen sie in den Klostergärten, die Mönche und Nonnen, mit geschorenem Haar, im gelben geistlichen Kleid. Sie verwerfen alle Selbstpeinigung als trübselig und vergeblich. Von denen, die in Kasteiungen ihr Heil suchen, werden sie ähnlich beurtheilt, wie neben dem fastenden Johannes Jesus und seine Jünger dem Vorwurf begegnen, Esser und Weintrinker zu sein. In der That suchen sie in strenger Entsagung, in Armuth und Keuschheit sich von aller Freude an vergänglichen Gütern zu lösen. Nicht durch das kunstlose Walten des reinen Herzens, sondern durch fleißiges Lernen und verständige Discussion der Lehre, durch stete prüfende Aufmerksamkeit auf jede Bewegung und jeden Gedanken, durch planmäßige Hingabe an Zustände der Entrücktheit streben sie danach, „dem Leiden ein Ende zu machen". Hier breiten sich nicht mehr, wie in der Sphäre der Upanishaden, Schleier des Geheimnisses über die Einsamkeit kühner und wirrer geistiger Ausschweifungen, sondern hier bewegt sich in geordnetem Gang, geregelt durch umfassende Theorien und detaillirte Vorschriften, das Treiben eines geistlichen Staates mit festen Rangverhältnissen, mit einem paragraphenreichen Gesetzbuch, mit einem ausgebildeten System der Disciplin. Alles aber wird belebt und beseelt von dem ruhig-freudigen Gefühl der nahen oder der schon errungenen Erlösung, gleichsam von einem in das Erdendasein hineinreichenden Vorschmack des Nirvana.

IV.

Von der Literatur dieser Gemeinde [1]) mußte verstärkt dasselbe gelten, was wir schon bei den Upanishaden beobachtet haben: die Lehre, die hier vorgetragen wurde, mußte sich mit der Erinnerung an die große Persönlichkeit, von der sie ausging, verknüpfen, an den höchsten Erleuchteten, dessen in ungeheuren

[1]) Zur Ergänzung des hier über die buddhistische Literatur Gesagten darf ich auf mein Buch „Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde" verweisen. Doch muß die gegenwärtige Darstellung, von literaturgeschichtlichen, nicht von religionsgeschichtlichen Gesichtspunkten geleitet, neben diesem Buche ihre eigenen Wege gehen.

Kämpfen errungene Würde die unumstößliche Gewähr für die Wahrheit seiner Verkündigung bot. So bestrebte man sich, das Bild zugleich der Lehre und des Lehrers festzuhalten, und es gab keinen Zweifel an dem Erfolg solcher Bemühung. Man sprach aus, daß, wer die heiligen Texte hört, den hingegangenen Meister selbst von Angesicht sehe: eine Schätzung der Aehnlichkeit dieses Bildes, die uns etwa an das Urtheil der Zeitgenossen Giotto's erinnern wird, dieser habe die Natur so wiederzugeben gewußt, daß sein Werk die Sache selbst zu sein schien.

Wenn in der Nachtstille oder Morgenfrühe die Mönche im Klostergarten, unter einem Baum oder in einer Halle versammelt waren, so trug man wohl eine Rede des Meisters vor oder eine Reihe jener Sprüche, deren tiefsinnige und ergreifende Poesie vom Weltleiden und von der Seligkeit des Erlösten erzählt. Der Aelteste der anwesenden Brüder sprach selbst in recitativartiger Weise den Text oder lud einen Anderen dazu ein; man lobte den Mönch, der das mit schöner, deutlicher Stimme zu thun wußte, vor Allem aber den, dessen Gedächtniß eine reiche Fülle solches Wissens beherrschte:

Darin wurzelt der Heilswandel: drum lerne man der Wahrheit Wort.

Die Verfasser dieser Texte, wie sie alle dasselbe gelbe Gewand trugen und in jeder ihrer Bewegungen bis ins Kleinste dieselben Ordnungen beobachteten, glichen sich auch geistig. Neues wollte Keiner von ihnen sagen; Alle wollten nur wiederholen, was der Meister geredet hatte. Nirgends klammerte man sich an den Buchstaben. „Nach dem Sinn allein steht mein Verlangen; was willst du viel um den Buchstaben sorgen?“ soll der gesagt haben, welcher später Buddha's vornehmster Jünger geworden ist. So dachte man auch nicht daran, auf die sprachliche Form der Verkündigung Gewicht zu legen. Man vermied die Kunstsprache des Brahmanenthums, das Sanskrit, und bediente sich der lebendigen Volksdialekte, welchen alle jene complicirten Feinheiten fehlten, mit denen von vedischer Zeit her spitzfindige Grammatiker das Sanskrit überladen hatten.

Unmöglich, diese buddhistischen Evangelien, wenn ein solcher Ausdruck gestattet ist, zu lesen, ohne an die christlichen zu denken. Hier wie dort das Bild eines Meisters und des sich um ihn scharenden Jüngerkreises. Hier wie dort Predigten, Sprüche, Gleichnisse, Wunderthun, vor Allem die Verkündigung eines ewigen Reiches, das sich in der Welt der Zeitlichkeit aufgethan hat und dessen Stunde eben jetzt gekommen ist.

Von solchen Aehnlichkeiten aber heben sich nun die Contraste — wir haben es hier mit den literarischen, nicht mit den eigentlich religiösen Contrasten zu thun — um so schärfer ab.

Zunächst der äußerliche und doch im Grunde nicht nur äußerliche Unterschied des Umfangs der Texte. Im Neuen Testament auf engem Raum in wenigen Exemplaren das vollständige, einfache Bild jenes Lebens und Lehrens. Bei den Buddhisten andererseits zwar auch meist nur verhältnißmäßig kurze Texte: im Ganzen ließen hier äußere Bedingungen die Entstehung umfangreicherer Compositionen nicht zu. Aber diese Sutra, d. h. Predigten Buddha's, diese in engen Rahmen geschlossenen Dichtungen waren schon frühzeitig

dank der Thätigkeit ungezählter Mitarbeiter in geradezu endlosen Massen vorhanden. Hier war es ausgeschlossen, daß es eine einheitliche, in einen Rahmen gefügte Darstellung hätte geben können, welche Alles umfaßte. Vielmehr entstand eine Reihe von Sammlungen, in deren jeder die gleichartigen Materialien irgend einer bestimmten Gattung zusammengestellt wurden. Diese Sammlungen bildeten eine Literatur, welche sich in indischer Maßlosigkeit ausdehnte, unendlich wortreich, voll von Wiederholungen, von unermüdlich an einander gereihten Variationen derselben Formeln, die ganze Lernkraft der „Vielgelehrten" beanspruchend und auch für diese nur vermöge einer sorgfältig organisirten Arbeitstheilung bezwingbar: denn daran, daß ein Einzelner den ganzen ungeheuren Stoff hätte beherrschen können, war nicht zu denken.

An solche Verschiedenheit aber der Dimensionen dieser indischen Evangelien von den unsrigen schließen sich tiefer greifende Gegensätze. Vor Allem dieser, daß, wenn es sich auf beiden Seiten zugleich um das persönliche Bild eines Meisters und um dessen Lehre handelt, für die christlichen Evangelien doch durchaus die Person im Vordergrund steht, für die buddhistischen Texte die Lehre, das Wissen, welches die letzte Ursache des Weltleidens, das „Nichtwissen", überwindet. Was als Person erscheint, ist ja für den Buddhismus nur ein dürftiges, aus Fetzen zusammengestücktes Gewand, das der Unweise im wirren Getriebe der Seelenwanderung beständig gegen neue Gewänder vertauscht, das der Weise für immer abstreift. Für solchen Glauben muß der Einzelne verschwinden. Dem Einen wie dem Andern tritt die Wahrheit in derselben unwandelbaren Form, mit denselben Worten nah; wie gleichgültig, ob unter den zahllosen Myriaden der Wesen eben jetzt gerade dieser oder jener Einzelne Hörer der Lehre ist! Und Er selbst, der Meister: nicht einmal er ist eine in Wahrheit einzigartige Persönlichkeit. Auch er ist nur die Verkörperung eines dogmatischen Ideals, das sich genau in derselben Weise zu zahllosen Malen im unabsehbaren Lauf der Weltalter verwirklicht hat und wieder verwirklichen wird.

In seiner farblosen Riesengröße absoluter Vollendung, allwissend, allerbarmend steht er in den Darstellungen der Sutras in der Mitte. Fast immer ist er es allein, der redet, und auch wo ein Dialog vorliegt, gehört doch alle Initiative und Herrschaft über die Bewegung des Gedankens nur ihm. Neben ihm unbedeutend, fast verschwindend die Gläubigen, seine Worte mit überschwänglichen Ausdrücken des Entzückens begleitend. Hier und da blicken Götter in diese Welt hinein, spärlich und oberflächlich, wie es der Mattheit des buddhistischen Götterglaubens entspricht, Götter ohne wirkliche Göttlichkeit, nicht Feldherren im Weltkampf, sondern bloße Soldaten. Die Gegner Buddha's, hochmüthige Brahmanen, streitlustige Asketen, erscheinen nicht lebendiger als die übrigen Gestalten. Nirgends lassen die Texte sie ihren Standpunkt ernsthaft vertheidigen oder auch nur hinreichend formuliren; hierfür fehlte den Verfassern der Sutras allzu sehr die Fähigkeit, sich in fremde Gedanken hinein zu denken. Die Gegner brechen vor Buddha's Uebermacht ohne Widerstand zusammen oder wenden sich in rettungsloser Verstocktheit ab.

Der Sophist Saccaka hat sich gerühmt, wie ein alter sechzigjähriger Elephant in einem tiefen Lotusteich ein Spritzbad nimmt, so wolle er mit Buddha ein Spritzbad zu seinem Vergnügen vornehmen. Buddha richtet seine Fragen an ihn: da rinnt ihm der Schweiß von der Stirn; verstört und wortlos setzt er sich nieder; ein Jünger vergleicht ihn mit einer Krabbe, die von badenden Kindern aus dem Wasser heraus geholt und mit Stöcken und Scherben so zugerichtet worden ist, daß sie nicht wieder in ihren Teich zurückkriechen kann. Ein anderer Text schildert, wie ein adliger Herr auf seinem Spaziergang Buddha begegnet. Unter höflichen Begrüßungen, auf seinen Stock gestützt, fragt er ihn nach seiner Lehre. Buddha spricht von der Loslösung von der Welt: worauf der vornehme Mann „das Haupt neigt, mit der Zunge heraus fährt, seine Stirn in drei Falten zieht und auf den Stock gestützt von dannen geht". Eine lebendig hingeworfene Situation, wie sie hier selten begegnet. Vor andern Sutras reich an Bildern voll persönlichen Lebens ist „das große Sutra von dem Nirvana": der Bericht über die letzten Zeiten Buddha's und über seinen Tod[1]): wohl unter diesen Texten derjenige, der, von der Wärme der Erinnerung an unvergeßliche Augenblicke durchströmt, am wenigsten weit von der Weise unserer Evangelien entfernt ist. Lange Reden voll dürrer Scholastik und nicht minder dürre Mirakel fehlen auch hier nicht. Sie stören wohl, aber zerstören doch nicht die eigenartig weihevolle Schönheit, die dieser Erzählung inne wohnt. Die letzten müden Wanderungen des greisen Meisters, der Schmerz des Jüngers Ananda, der in das Haus hinein geht und weinend dasteht: „Ich bin noch ein sündiger Mensch, ich bin noch nicht am Ziel, und mein Meister geht aus dieser Welt, der sich mein erbarmte," und endlich der ruhig-erhabene Abschied des seiner weltüberwindenden Majestät gewissen Weisen. Seine letzten Worte sind: „Wohlan, ihr Jünger, ich rede zu euch. Der Vergänglichkeit ist alles Gewordene unterthan. Ringet ohne Unterlaß." Und über den Sterbenden regnen die Bäume Blüthen herab, obgleich es nicht die Zeit des Blühens ist, wie in der Todesstunde des heiligen Franciscus, obwohl der Abend dämmerte, die Lerchen sangen.

Aber in den Weiten der Sutrasammlungen verschwinden solche allzu seltene Bilder hinter der unpersönlichen Unterweisung. In der Mitte von Allem stehen wenige Formeln, an festen Wortlaut gebunden, weite Gedankengänge kurz zusammenfassend. Unter ihnen ist die bedeutsamste die, durch deren Erkenntniß in heiliger Nacht Buddha zum Buddha geworden ist, vier Sätze, in welchen der Buddhismus seinen Ausdruck für allen wesentlichen Inhalt dessen, was ist und was sein soll, niedergelegt hat. Der erste Satz hebt vom Leiden der Welt an: „Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden" — das immer gleiche Wiederkehren des Wortes „Leiden" malt grau in grau das trübe Einerlei des Weltdaseins. Ein zweiter

[1]) Einen Auszug aus diesem Sutra siehe in meinem „Buddha" (3. Aufl.) S. 225—231. Eine vollständige Uebersetzung hat Rhys Davids im XI. Bande der Sacred Books of the East gegeben.

Satz spricht von der Wurzel des Leidens, dem „Durst, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt", ein dritter von des Leidens Aufhebung, „der Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren": man kann sich nicht genug thun, Ausdrücke zu häufen, von denen einer immer angelegentlicher als der andere einschärft, wie dringend die Nothwendigkeit unbedingten, restlosen Entsagens ist. Der letzte der vier Sätze, „vom Wege zur Aufhebung des Leidens", schildert das Dasein der Frommen, sich Bemühenden, den „heiligen achttheiligen Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken". Von einem Anflug wortreich predigender Rhetorik sind diese „vier heiligen Wahrheiten" nicht frei. Aber doch fehlt ihnen nicht ein großartiger Zug von Ernst und Wucht, und so haben sie als der classische Ausdruck buddhistischen Denkens eine Verehrung und eine Macht über zahllose Geister erworben, wie sie nicht vielen Sätzen menschlicher Rede zu Theil geworden ist.

Um Formeln wie diese lagern sich nun in der Literatur der Sutras vielverzweigte, künstlich aufgebaute Systeme von dogmatischen Begriffen und die breite Darlegung einer mit penibler Genauigkeit formulirten, zahllose Einzelheiten umfassenden Technik des geistlichen Strebens. Für den Buddhisten ist die Religion eine schwere Kunst; hier reden über deren Theorie die Könnenden. Ueberall herrscht dieselbe lehrhafte Ruhe. Von Begriff zu Begriff bewegt sich mit immer gleichbleibendem Gang, immer gleich wortreich die Darstellung vorwärts. Alles ist numerirt und etiquettirt. Ohne Perspective steht Großes und Kleines, Aeußerliches und Innerliches neben einander; wo die Dinge besprochen werden, welche die geistlichen Uebungen des Mönchs stören können, ist mit der gleichen breiten Sachlichkeit von Mücken und wüthenden Hunden die Rede wie von unwürdigen Gedanken und Irrwahn. Oft versinnbildlichen Gleichnisse die geistlichen Wahrheiten, zuweilen nicht ohne nachdrückliche Beredtsamkeit[1]); aber auch hier wird Anschaulichkeit und Leben meist durch steife Symmetrie der Ausführung niedergedrückt, durch Ueberkünstelung, welche allzu kleinlich und gezwungen jeden einzelnen Zug des Bildes einer Linie der dogmatischen Figur entsprechen läßt.

Gegenüber den früher von uns geschilderten Upanishaden mit ihrem Chaos von Philosophemen und Phantasien sind die buddhistischen Sutras doch nicht unwesentlich in der Kunst fortgeschritten, einen bestimmten Gegenstand der Darlegung festzuhalten und planmäßig auszubreiten. Gewisse immer wieder-

[1]) Ein solches Gleichniß möge hier seine Stelle finden. Buddha spricht davon, daß die Körperlichkeit, Gefühle, Vorstellungen u. s. w. in Wahrheit nicht dem Ich angehören. „Wie nun, ihr Jünger, wenn Jemand das Gras und Reisig, Aeste und Blätter in diesem Garten Jetavana forttragen oder verbrennen oder sonst nach Belieben damit schalten wollte, würdet ihr wohl meinen: Uns trägt der Mann fort oder verbrennt uns oder schaltet mit uns nach seinem Belieben?" — „Gewiß nicht, Herr, und weshalb nicht? Das ist ja nicht unser Selbst, o Herr, oder unserm Selbst eigen." — „So verlasset denn, ihr Jünger, was nicht Euer ist: solches Verlassen wird euch lange zu Segen und Heil gereichen."

kehrende Typen der Gedankenbewegung heben sich hervor, bezeichnend dafür, was das Wesentliche, Wirksame in dieser Ideenwelt ist. So herrscht in zahlreichen Predigten das Motiv der Gegenüberstellung des Unvollendeten und des Vollendeten, des Unfriedens der Weltmenschen und des Friedens der Erlösten, des schlechten Mönchs, der an Aeußerlichem haftet, und des wahren Mönchs, der nach innen dringt; nicht ohne Kunst läßt man die beiden Seiten durch den Contrast einander heben. Ein zweites, nicht minder häufiges Motiv ist das des allmählichen Fortschreitens von beschränkterem Streben, niederen Zielen zu immer höheren und endlich zum höchsten Ziele. Die Ausgangspunkte dieser aufsteigenden Bewegung können die allerverschiedensten sein; ihre Richtung ist stets die gleiche. Immer mehr entleert sich der Geist von grobem Erdenstoff, bis endlich immer dasselbe Ziel erreicht wird, zu dem alle diese Wege hinführen, die volle Befreiung von Welt und Weltlust:

„Dem Erlösten wird die Erkenntniß: Ich bin erlöst. Vernichtet ist die Wiedergeburt, vollendet der heilige Wandel, gewirkt das Werk; keine Rückkehr gibt es mehr zu dieser Welt: also erkennt er."

Ein scharfes Ohr wird trotz aller Starrheit dieser lehrhaften Form, trotz der unpersönlich-typischen Gleichartigkeit des Seelenlebens, von dem solche Predigten erzählen, doch herauszuhören wissen, was für innere Bewegungen hinter all' dem liegen. Diese Geister sind einer wie der andere durch dieselben bittern Kämpfe hindurch gegangen, auf deren Wogen und Noth sie von der Höhe des schwer errungenen Friedens zurück blicken. Die Leidenschaften des Weltlebens haben bald anderen Platz gemacht, den Leiden und Leidenschaften des Suchens und Sorgens um das eigene Ich und sein dunkles Geschick in schreckensvollen Jenseitsfernen. Aber man ist zur Ruhe durchgedrungen, in mühevollen Uebungen strenger innerer Disciplin, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit jede leiseste Bewegung der Seele prüfend und zum Rechten wendend, in Ekstasen sich tauchend, von deren langem, stillem Glück zuweilen ein Nachklang aus dem Gleichmaß dieses Predigtstils heraus zu klingen scheint. Jetzt ist das Ziel erreicht. Alle Zweifel sind entschwunden. Ueber den Fluthen des Seelenlebens liegt ruhige Klarheit. Und nun erzählt man von dem, was man hinter sich hat und worin man Andere befangen sieht. Die Erzählung ist eingehend und redselig; keine Geheimnisse bleiben, über die sich Schweigen breitet. Wohl wird die Klarheit der inneren Beobachtung durch die unerfahrene Handhabung des Handwerkszeugs der Abstractionen beeinträchtigt, durch die Verehrung, welche man für künstliche Symmetrie der Begriffsgebäude hegt. Aber trotz solchen Fehlgriffen, welcher Reichthum an Erfahrungen über menschliche Schwäche und tapferes Ueberwinden, welcher Eifer in der Bemühung, alle Fäden des Seelenlebens fest in der Hand zu halten, welcher reine Ernst! Und wie strahlt über Alles hin das selige Bewußtsein des erreichten Ziels! —

Neben der Prosa der geistlichen Reden steht geistliche Poesie [1]). Das konnte nicht anders sein. Jene Prosa allein konnte nicht dem Seelendrang

[1]) Ich weise insonderheit auf die Spruchsammlung Dhammapada hin (deutsch unter dem Titel „Worte der Wahrheit" von L. v. Schroeder; „Der Wahrheitspfad" von K. E. Neu-

genügen, der sich auszusprechen verlangte. Schwungvolle Uebung weltlicher Lyrik war diesem Zeitalter unzweifelhaft eigen. Zwar ist sie für uns fast spurlos verschollen, aber der Reichthum und die Leichtigkeit der Production, die wir bei den geistlichen Poeten finden, wäre kaum verständlich ohne die Annahme, daß diese mönchische Lyrik die Schwester einer üppig blühenden profanen Dichtung gewesen ist. Wie im Weltleben Freude und Leid der Liebe, so klangen, wo unter dem Mönchsgewande sich ein Dichtergemüth regte, die Erlebnisse des geistlichen Lebens in Spruch und Lied aus. Lehre und Ermahnung kleidete sich in Poesie. Lieder erzählten von einzelnen der großen Erlebnisse des Meisters, wie er jung aus der Heimath fortzog, wie er im Kampf wider den Bösen alle Versuchungen besiegte und den Siegespreis der Erlösung gewann. Es versteht sich von selbst, daß überall viel Werthloses, auch vieles älteren brahmanischen Vorlagen kurzweg Abgeborgte mit unterlief, daß insonderheit die lehrhafte Poesie unter den unbeholfenen Händen mancher geistlicher Verseschmiede nichts Besseres war als eine wohl oder übel in metrische Form gezwängte Dogmatik und Moral. Aber es gab in den Kreisen des Ordens doch auch wahre Dichter; über ihren Schöpfungen liegt ein Ton warmer Innigkeit, der etwa an die alten Franciscanerpoesien anklingt. Diese Dichter wußten die gestaltlosen Ideen des religiösen Denkens durch das über sie sich ergießende Fühlen des zagenden, hoffenden, seligen Herzens wie mit einem Spiel von Schatten und Licht zu beleben oder sie in Gleichnissen anmuthig zu verkörpern. Oft sind es nur wenige Strophen oder eine einzige. So jene Sentenz, in deren kurzen Worten sich das ganze buddhistische Denken über Welt und Erlösung zusammenfaßt:

> Alle Gestaltung, ach, wechselnd dem Entstehn, dem Vergehn gehört.
> Was geboren, muß hinschwinden. Selig des Werdens End' und Ruh'.

Kann es für die Abkehr vom Vergänglichen zum ewigen Frieden kürzeren und tieferen Ausdruck geben? Oder kann eindringlicher ausgesprochen werden, daß wir hier keine bleibende Statt haben, als in dem schlichten Gleichniß dieses Verses:

> Blumen sammelt der Mensch; sorglos wendet sein Herz der Lust sich zu.
> Wie schlafend Dorf nächtliche Fluth reißt ihn jählings der Tod hinweg.

---

mann), ferner auf die wenigstens zum großen Theil poetische Sammlung von Lehrreden Sutta Nipata (englisch von Fausböll, Sacred Books of the East X), sowie auf die Theragatha und Therigatha (deutsch unter dem Titel „Die Lieder der Mönche und Nonnen Gotamo Buddha's" von K. E. Neumann). Ueber das hervorragendste Werk der erzählenden Poesie, das Jataka, siehe das Nähere unten. — In meinen Uebersetzungen buddhistischer Verse mochte ich auf den Versuch, die indischen Versmaße in den Grenzen des Möglichen wiederzugeben, nicht verzichten. Das häufigste Metrum, der Sloka, hat schon in altbuddhistischer Zeit im Wesentlichen seine definitive Gestalt erreicht. Jede der beiden Zeilen des Distichons zerfällt in zwei Hälften zu acht Silben. Von diesen schließt die zweite, also die ganze Zeile, mit Jamben. Die erste Hälfte (in ihrem häufigsten Typus) gibt sich den Schein, gleichfalls jambischem Ausgang zuzustreben, aber dann wird dieser Rhythmus recht geflissentlich in sein Gegentheil umgebrochen (◡ – – ⏓). So entsteht der eigenthümliche „hemmende Gang" des Sloka, wie ihn Hegel genannt hat. Zum Beispiel:

> Wer aller argen Lust Herr wird, der Gewinner des schwersten Siegs,
> Jegliches Leid von ihm abfällt wie der Tropfen vom Lotusblatt.

Und aus solcher Noth die Befreiung:

Aufmacht sich, wessen Herz klug ist, findet nicht Ruh' in Haus und Hof;
Wie Schwanenschar vom Teich fortfliegt, zieht heimathmeidend er hinweg.

Oder ein anderer dieser Verse:

Wie auf des tiefen Sees Wassern leuchtender Klarheit Frieden ruht,
Dringen, der Wahrheit Wort hörend, Weise zu stiller Klarheit durch.

Nirgends stört der maßvolle Schmuck der Gleichnisse die Innerlichkeit der Gedanken, über die er den leichten Glanz zarter Farben breitet. Und so leise gedämpft die Sprache dieser Sprüche ist, wohnt ihnen doch jene Macht inne, die daher stammt, daß sie von dem Einen reden, welches das ganze Dasein ihrer Dichter erfüllt und beseligt.

Viele dieser Poesien — insonderheit in der Sammlung der „Mönchs- und Nonnenverse" — nähern sich dem Charakter von Selbstbekenntnissen. Sie erzählen von dunkeln Zeiten sündlichen Lebens, von den Sorgen und Nöthen inneren Ringens oder von der Glückseligkeit jenes entscheidenden Augenblicks, in welchem der Kämpfer seines Sieges gewiß ward, von der leichten, fröhlichen Helligkeit der freigewordenen Seele, von den frommen Entzückungen der Waldeinsamkeit. Verse des Mönchs Valliya schildern mit einer derben Frische, welche fast an Lustigkeit streift, den Angriff der bösen Lüste:

Zu der Hütte mit fünf Pforten kommt gesprungen ein Affenthier[1]).
Von Thür zu Thür herum schleicht es, rüttelt und schüttelt hier und dort.
Halt mit dem Laufen ein, Affe. Hier geht es nicht wie früher her.
Ueberwunden hat dich Weisheit; nicht lang mehr wirst du regen dich.

In anderm Ton, ergreifend innerlich, spricht eins der längsten und schönsten Stücke jener Sammlung[2]) vom geistlichen Kampf und Sieg. Es ist das Gedicht des Mönchs Talaputa. Wir sehen ihn in der Einsamkeit seiner Felshöhle, umgeben von der Pracht des Bergwaldes, der in Wolkendunst gehüllt von frischem Regen trieft; blauhalsige Vögel, mit lustigem Ruf dem Donner antwortend, ergötzen den Sinnenden. Die Freude an der Natur spricht sich aller Weltflüchtigkeit zum Trotz mit unbefangener Anmuth aus[3]). Die Natur aber ist der Hintergrund — oder meint man nicht zu empfinden, daß sie mehr als ein bloßer Hintergrund ist? — auf dem das Innenleben der ringenden Seele sich darstellt. Der Dichter spricht mit sich selbst; Heimweh nach der Welt und ihrer Lust kämpft in ihm mit dem Trachten nach der Erlösung; das unstete Herz wird von dem Drang bestürmt, von sich zu werfen, was es schwer errungen hat. Er redet sein Herz an:

---

[1]) Die Hütte ist die Menschenseele, die sich durch die Thore der fünf Sinne der Außenwelt öffnet. Der Affe ist die Lust.

[2]) Hier kann daraus nicht mehr als eine Auswahl weniger Verse mitgetheilt werden.

[3]) Man hat beobachtet, daß diese Naturfreude in den Liedern der Mönche viel stärker zum Ausdruck gelangt als in denen der Nonnen. Ich möchte doch bezweifeln, daß man hierbei an psychologische Feinheiten zu denken hat. Die Natur, von der die Rede zu sein pflegt, ist die Waldnatur; das Eremitenleben im Walde aber konnte begreiflicher Weise bei Nonnen nicht dieselbe Rolle spielen wie bei Mönchen.

Hast lange Jahre mich gedrängt ohn' Unterlaß:
Das Treiben dieser Welt, was mag es frommen dir?
Nun zog ich weltentsagend in die Einsamkeit,
Und jetzt was ist's? Läßt du im Ringen nach, mein Herz?

Im Haus die Meinen und der Freunde liebe Schar,
Der Erde Lust und Liebesglück und Spiel und Scherz,
Das ließ ich Alles, legte an das Mönchsgewand.
Und doch, mein Herz, bist du mit mir zufrieden nicht? — —

Wer ist, der Frucht begehrend einen Baum gepflanzt
Und an der Wurzel ihn zu fällen hebt die Axt?
Dem Treiben solches Thoren gleicht, mein Herz, dein Thun.
Willst du mich fesseln an den Unbestand der Welt?

Unsichtbar Ding, du einsam Herz, fernwanderndes,
Was jetzo du von mir begehrst, ich thu' es nicht.
Die Lust bringt Leiden, Bitterniß bringt sie und Angst.
Verwehn, Erlöschen: dem nur will ich trachten nach.

Frei wie das Reh schweift durch den schönen, bunten Wald,
Komm zu dem Berge, den der Wolken Krone kränzt.
Dort in Gebirgesfrieden sollst du weilen still.
Wahrlich, dort werd' ich dich bezwingen, du mein Herz.

Wie hat sich in diesem Gedicht dunkles Wogen der Seelentiefe zum Sich-selbstverstehen durchgerungen! Der hier spricht, im Innersten bewegt, blickt doch zugleich in ruhiger Freiheit als Zuschauer auf die eigenen Kämpfe und auf den Lichtschein des nahenden Sieges. Er kann nicht anders als von dem reden, was er sieht, und ungesucht breitet sich über seine Worte zarte Schönheit. Ein Fühlen, wie es in diesen Versen lebt, ist nur auf dem Boden hoher, durch viele Leiden hindurchgedrungener Cultur denkbar. Und solches Fühlen aussprechen, wie der Mönch Talaputa es ausgesprochen hat, kann nur ein Dichter.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Die Pariser Weltausstellung.

Von

A. Schricker.

[Nachdruck untersagt.]

Am 14. April hatten sich die Thore der Weltausstellung geöffnet, und im Juliheft der „Deutschen Rundschau“ konnten wir von den Männern, den Arbeiten und den Bauten berichten; am Samstag, den 18. August, fand die große Ceremonie der Preisvertheilung statt, bemerkenswerth durch die feierliche und enthusiastische Betonung des Gedankens der Solidarität der Völker, einer freundschaftlichen Regelung internationaler Conflicte, Befestigung des Friedens und Verminderung des Elends.

Die Zeit zwischen den beiden Daten war der Fertigstellung der einzelnen Arbeiten gewidmet, denn es war nicht an dem, daß man am Tage der Eröffnung auch von einem Abschluß der Einrichtungsarbeiten hätte sprechen können.

Bei 3000 Ausstellern erhielt Deutschland 261 große Preise, 545 goldene Medaillen, 608 silberne Medaillen, 700 bronzene Medaillen.

Auf die Vereinigten Staaten von Amerika fielen 218 große Preise, auf Rußland 211, auf Großbritannien 179, auf Oesterreich 97.

Mit einer so zu sagen militärischen Pünktlichkeit waren die über das ganze Ausstellungsgebiet verbreiteten Theilausstellungen des deutschen Commissariats fertig geworden, und mit Recht wurden die ersten großen Auszeichnungen in der Form der Orden der Ehrenlegion den amtlichen Vertretern der deutschen Abtheilung (Richter und Lewald) zu Theil.

Die Trennung der Ausstellung in zwei Theile, den Invalidenplatz und das Marsfeld, machte sich im Verlaufe der Ausstellung weniger fühlbar als man gefürchtet hatte. Gewiß war der Anblick, den man beim Eintritt in die Champs Elysées erhielt, mit den beiden Palästen im Vordergrunde, den Hallen für das Kunstgewerbe und die große Kunst, die Alexanderbrücke mit den herrlichen Pylonen ein wahrhaft prächtiger; wer aber bei strahlender Sonne aus den Hallen des Trocadéro gegen den Fluß hinab schritt, wo zur Seite die Cascaden stäuben und ein Gewimmel von weißen Häusern, mächtigen Thürmen, indischen Pagoden und endlosen Säulenhallen sich ausbreitet, der empfand, daß dies zauberhafte Bild, von einer Galerie aus angesehen, ähnlich einer der ungeheuren Messen von Nischni-Nowgorod, nur farbenprächtiger und mit dem Abschluß der Wasserkünste, dem anderen wohl die Wage hielt.

Das Bemerkenswertheste der Ausstellung von 1900 ist das starke Hervortreten der deutschen Arbeitsleistung.

Wir lassen hier gern, um jedes Selbstlob zu vermeiden, den Angehörigen einer anderen stark interessirten Nation zu Worte kommen, den englischen Berichterstatter der „Pall-Mall-Gazette“: „Das Wichtigste von Allem“ — meint er — „ist der colossale Triumph der deutschen Industrie. Die deutsche Ausstellung ist weit imposanter als die britische. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie Deutschland selbst auf dem Gebiete der Schmuckgegenstände, das Paris ehedem ganz beherrschte, hervor getreten ist; noch weit bedeutender ist sein Fortschritt auf dem Gebiete des Schiffsbaues.

„Als ob die Deutschen ihre Nachbarn nicht an Unangenehmes erinnern wollten, ist Alles, was mit der Entwicklung des Militärwesens zusammen hängt, im Hintergrunde gehalten worden; Deutschlands Triumph liegt auf dem Gebiete der Künste des Friedens, und der gewaltige Eindruck, den man empfängt, wird diese Ausstellung lange überdauern.

„Ein charakteristischer Zug der Ausstellungsgeschichte ist es, daß die ungeheuren Stücke der Maschinenabtheilung durch einen deutschen Krahn, den Flohr'schen, an ihre Stelle gebracht wurden.“ Der Engländer der „Pall-Mall“ verzeichnet es als einen brüderlichen Act, daß, als die Maschinentheile wie federleichte Dinge durch die Luft an ihren Platz flogen, die Deutschen in keiner Weise den Ausdruck des Stolzes erkennen ließen. „Wir aber,“ sagt der Engländer, „standen abseits und verließen den Platz mit der Empfindung einer nationalen Demüthigung.“

War dieser Erfolg dem Lande gegenüber errungen, das noch unlängst für das classische Land des Maschinenwesens gehalten wurde, so galt ein anderer Sieg Frankreich als dem Geburtslande Lavoisier's und der modernen Chemie.

Einer Anregung des Generaldirectors der Weltausstellung Picard folgend, hat die deutsche chemische Gesellschaft eine retrospective Centenar-Ausstellung veranstaltet. Als Schaustücke wurden keine Apparate, sondern nur solche Präparate gewählt, die im 19. Jahrhundert, von deutschen Chemikern erfunden, von wesentlichem Einfluß auf die Entwicklung der Industrie geworden sind. Von diesen Proben, etwa 220 an der Zahl, seien genannt: Aluminium (F. Wöhler) 1827; Superphosphat (J. von Liebig) 1840; künstliches Mineralwasser (F. Struve) 1821; flüssige Kohlensäure (Kunheim & Raydt) 1883; Phosphor-Streichhölzer (Kammerer & Moldenhauer) 1832; Schießbaumwolle (C. Schönbein) 1846; künstlicher Moschus (A. Bauer) 1875; Antipyrin (L. Knorr) 1883; Karbolsäure (F. Runge) 1834; Salicylsäure (Kolbe & Leutemann) 1859; Saccharin (Fahlberg & Remsen) 1879; Anilin (Uverdorben) 1826; künstlicher Indigo (A. von Bayer) 1880.

Ueber ein gleich wichtiges Gebiet hat sich Oscar von Miller in einem vortrefflichen Essay der „Frankfurter Zeitung“ geäußert. Nach ihm entspricht die Abtheilung Elektricität nicht den gehegten Erwartungen, obwohl es an großen Problemen nicht gefehlt habe. Miller erwähnt die elektrischen Schnell- und Fernbahnen, die einen fast ununterbrochenen und etwa dreimal rascheren und trotzdem sichereren Verkehr als bisher ermöglichen würden. Die Ausstellung von

Vincennes habe — um ernst genommen zu werden — ohnedies des Schnellverkehrs mit Paris bedurft.

Maschinen und Einrichtungen waren zu bekommen, allerdings wahrscheinlich nicht von französischen Firmen, und deshalb versäumte man die Gelegenheit der Ausstellung als Ausgangspunkt, um neuen Verkehrsmitteln historische Bedeutung zu verleihen. Das bedeutendste Ergebniß auf dem zur Zeit im Vordergrunde des Weltinteresses stehenden Gebiete der Elektricität ist die Verbesserung des Glühlichtes, die dem Professor Nernst in Göttingen verdankt wird. Es war ein denkwürdiger Abend, als am 6. Juni sich im Elektricitätspalast eine kleine Anzahl von Geladenen bei Herrn Jordan, dem Director der „Allgemeinen elektrischen Gesellschaft“ (A. E. G.) versammelte, um den ersten öffentlichen Proben beizuwohnen. Die Bedeutung der Erfindung liegt darin, daß eine sechzehnkerzige Nernstlampe weniger als die Hälfte des Stromes verbraucht, den eine gewöhnliche sechzehnkerzige Lampe erfordert. Es würde damit eine ähnliche Umwälzung stattfinden, wie dies vor mehreren Jahren nach der Erfindung des Auer'schen Glühstrumpfes der Fall war. In einer kleinen offenen Glasglocke (Auerlicht) wird bei der Nernstlampe ein Stäbchen aus Magnesium zum Glühen gebracht. Bewährt sich die Erfindung, so wäre der gesuchte „Clou“ der Ausstellung gefunden, und das Freudenfest könnte auf der Plattform der „Allgemeinen elektrischen Gesellschaft“ gefeiert werden.

Das deutsche Kunstgewerbe ist im Erdgeschoß und auf der Galerie des Invalidenpalastes in würdiger Weise vertreten. Die Zimmereinrichtungen, die Möbel und Bronzen des Erdgeschosses, die Porzellane von Meißen und Berlin, die Edelmetallindustrie von Gmünd und Pforzheim, die Tapisserie von Scherrnbek, die Kleineisenwaaren von Henkels geben das Bild einer selbstbewußten Kraft, die sich große Ziele steckt und sie in rastlosem Ringen, unterstützt durch ein tüchtiges Schulwesen, zu erringen weiß. Wenn Mindergelungenes, wie der anspruchsvolle Saal von Cöln mit seinen grellen grünen Panneaus, mit unterläuft, so versöhnt auch dieses wieder durch Einzelheiten, wie die prächtigen Holzsculpturen in den Oberflügeln der Portale.

Dem deutschen Buchgewerbe ist verdientermaßen ein trefflicher Platz in dem Erdgeschoß des deutschen Hauses eingeräumt, der von der Mehrzahl der Besucher nicht umgangen werden kann.

Als eine der trefflichsten Leistungen wird von den Kennern der amtliche Katalog des Deutschen Reiches angesehen, und das „Nibelungenlied“ der deutschen Reichsdruckerei, mit den Vollbildern von Georg Sattler, zeigt in seiner ganzen Ausstattung in Papier, Typen, Zierleisten, Initialen, welcher Leistungen man auch auf deutschem Boden fähig ist, wenn in weiteren Kreisen einmal das Verständniß für Alles, was das Buch betrifft, vom Papier bis zum Einband, wach geworden sein wird. Der künstlerische Einband, insbesondere in seiner Beziehung auf den Inhalt des Buches, wird in Deutschland zu wenig beachtet, während er in Frankreich auf der Höhe steht und ausgewählte Kreise zum Genusse und zur Bewunderung vereint.

Die deutsche Glasmalerei, der man einen trefflichen, von den französischen Collegen lebhaft beneideten Platz im Treppenhaus des deutschen Hauses geschaffen

hat, zeigt vielbewunderte Leistungen. Der Einfluß der englischen Art der Stilisirung, wie sie Morris und Burne Jones gepflegt haben, ist unverkennbar.

* * *

Zwei Paläste, der große und der kleine, wurden geschaffen. Der große für die Ausstellungen der großen Kunst, der Architektur, Sculptur und Malerei, der kleine für die kunstgewerblichen Alterthümer.

Eine solche Sammlung von Werken der Kunst, wie hier, mag selten vereinigt gewesen sein. Mit einer Selbstaufopferung und einem Wagemuth, den man für unglaublich erklären möchte, wenn man das Ergebniß nicht vor Augen hätte, haben die französischen Behörden und die „Liebhaber" aus ihren Schätzen das Beste dargeboten. Den Eintretenden umfängt ein farbenreicher Säulenhof, von schönen Bäumen überwölbt. Man glaubt zu erkennen, daß hier die Jungmannschaft aus der französischen „Schule von Athen" an der Arbeit gewesen ist.

Will man einigermaßen Herr des Gebotenen werden, so gilt es, sich streng an die Eintheilung nach Grundstoffen zu halten, jetzt den Tapisserien zu folgen, dann den Bronzen, dann der Keramik u. s. w. Hat man so die Uebersicht gewonnen, dann ist es möglich, den historischen Linien nachzugehen, von den Consulartafeln des sechsten Jahrhunderts bis zu den eleganten Kleinsculpturen der Zeit Ludwig's XVI.

Zu den merkwürdigsten Kostbarkeiten gehören die Reliquien von Conches. Vor einigen Jahren zuerst in einem der regelmäßigen Frühlings-„Salons" gezeigt, ist der Schatz eines der Hauptstücke der Ausstellung von 1900 geworden. Er würde für den Alterthumsforscher allein die Reise nach Paris lohnen. Besonders erfreulich ist, daß diese Stücke in ihrer mystischen Pracht, ähnlich dem Gralsbecher Parsival's, Gegenstand einer lesenswerthen Monographie geworden sind. (L'église et le trésor de Conches par l'Abbé Bouillet. Macon, Protat Frères 1892.) Die ältesten Theile gehören dem neunten Jahrhundert an, der Zeit Ludwig's von Aquitanien, 817—838. Wir haben hier ein interessantes Beispiel, wie durch ein frommes Complott der Bürgerschaft Werke des Alterthums den Stürmen der Revolution entgingen. Als die Sendlinge des Wohlfahrtsausschusses in Conches eintrafen, hatten Mitglieder der Bürgerschaft die Reliquien unter sich vertheilt. Am Morgen erscholl die Sturmglocke. Es hieß, daß der ganze Schatz gestohlen sei. Kesselflicker hätten in dem Ort die Nacht zugebracht, seien in die Kirche gedrungen, aber vor Tagesanbruch geflohen. Sie müßten die Diebe sein. Man jagte ihnen angeblich nach, konnte sie aber natürlich nicht erwischen. Als wieder ruhigere Zeiten gekommen waren, wurden die einzelnen Stücke getreulich an die Kirche von Conches zurückgeliefert.

Anschließend an die im kleinen Palast ausgestellten Gegenstände, könnte man eine Geschichte des mitteleuropäischen Kunstgewerbes schreiben, die nur selten größere Lücken böte.

Von einer wunderbaren Vollständigkeit erweist sich die keramische Sammlung. Ein Schrank mit den Fayencen von Palissy und den Thonfiligran-Arbeiten von St. Porchaire kündet den Beginn einer herrlichen Reihe keramischer Schöpfungen an, von denen wir beispielsweise nur die von Rouen und Nevers

zu nennen haben. — Die Fayencen von Hannong sind leider nur in wenigen Exemplaren vertreten, die kein Bild der Arbeiten geben, durch welche die Werkstätten von Straßburg bekannt geworden sind.

Die Hoffnung, daß es gelingen werde, auf der Pariser Ausstellung die Frage zu lösen, ob und welche Beziehungen zwischen Marseille und Straßburg bestanden, muß auf die Zeit verschoben werden, in der wir über die keramische Industrie von Marseille archivalische Aufschlüsse erhalten.

Bei dem Abschluß dieser flüchtigen Skizze über die Sammlung des kleinen Palastes, die mit den Werken aus der Zeit Louis' XV. und Louis' XVI. endigt, gehen die Gedanken ganz von selbst hinüber zu den Räumen mit der Sammlung Friedrich's des Großen im deutschen Hause, die durch ihre Bronzen, Porzellane und Gemälde eine Ergänzung und einen harmonischen Abschluß der Epoche der letzten französischen Könige des 18. Jahrhunderts bilden [1]).

Der Wirkung dieser Räume auf empfängliche Gemüther hat Brisson im „Temps" einen liebenswürdigen Ausdruck verliehen: Von langem Stehen ermüdet, nimmt Brisson — der Aufseher war offenbar abwesend — in einem der großen Lehnstühle Platz, welche der berühmte Kunsttischler Kambly für Friedrich den Großen gebaut hat. Nach einigen Minuten behaglicher Ruhe glitt der Besucher in jenen vagen Traumzustand hinüber, der dem Schlaf vorher zu gehen pflegt. Lassen wir das Weitere Brisson selbst erzählen: „Plötzlich schien es, als ob die Gestalten auf den Bildern sich belebten und mit einander plauderten. Da gab es ernste, tiefe Stimmen, Stimmen von Finanzmännern und Kriegern, vor Allem aber silberne Frauenstimmen. ‚Endlich wieder in Paris,' rief die Tänzerin Cochois aus dem Bilde von Antoine Pesne. Ein würdiger Marquis entfernte vorsichtig zwei Puderkörnchen von seinem Rock und sagte: ‚Der Himmel sei gelobt; ich habe mich in dem nebligen Deutschland, wo man so schlecht französisch spricht, schon recht gelangweilt.' Watteau's Lelio seufzte und flüsterte: ‚Aber sie machen so schöne Liebeslieder in Deutschland.' — ‚Dafür ist die Küche um so schlechter,' erwiderte ein Anderer. ‚Und sie trinken nur Bier,' fügte Jemand hinzu. — ‚Hat man wieder Nachrichten von Voltaire?' fragte Lancret's Fräulein Camargo. — Bei diesen Worten stampfte die Statue Friedrich's des Großen, das Meisterwerk Schadow's, zornig mit dem Fuße. — ‚Der König haßt Voltaire; er kann ihm noch immer nicht die häßlichen Streitigkeiten in Potsdam vergessen.' Und dann erzählte das schöne Fräulein Cochois den neuesten Hofklatsch, wie Voltaire in Sanssouci eingezogen und von Friedrich öffentlich umarmt und geküßt worden sei. Der König habe aber neben vortrefflichen Eigenschaften auch etliche Fehler, und der unangenehmste sei — sein Geiz. Trotz seiner sprichwörtlichen Sparsamkeit habe er aber Voltaire sehr anständig behandelt und ihm außer einer Pension auch Wohnung, Kost, zwei Kerzen, Kaffee, Thee und Chocolade zugebilligt; außerdem durfte sich Voltaire täglich sechs Gäste zu Tisch einladen. — ‚Voltaire brachte aber manchmal zehn bis zwölf mit,' erzählte die hübsche

[1]) Man vergl. hierzu: Die Kunstsammlung Friedrich's des Großen auf der Pariser Weltausstellung 1900. Beschreibendes Verzeichniß von Paul Seidel. Mit 45 Abbildungen nach Zeichnungen und Radirungen von Peter Halm. Berlin und Leipzig, Giesecke & Devrient. 1900.

Tänzerin, ‚und dann reichte es eben nicht aus‘. Er beklagte sich darüber, und seine Worte wurden dem König entstellt wiedergegeben. Andererseits erfuhr der Philosoph, daß der König sich über ihn lustig mache und ihn wieder heimschicken wolle, denn wenn man die Citrone ausgepreßt hat, wirft man die Schale fort. Voltaire wiederum sammelte die alten Wachskerzen im Schlosse und verkaufte sie weiter, indem er sagte: ‚Das ist mein Zucker und Kaffee.‘ Diese boshafte Aeußerung war die erste Ursache der Verstimmung, die immer größer wurde. Als der König dann eines seiner Gedichte, das ‚Lob der Malerei‘ an Voltaire zur Prüfung sandte, wurde der Philosoph ärgerlich und sagte sarkastisch: ‚Muß der König denn gerade mir seine Wäsche zum Waschen schicken!‘ Aus Rache protegirte der König von jetzt an Herrn von Maupertuis. Nun brach der offene Krieg aus, und als dann eine Schmähschrift gegen Maupertuis erschien, die nur von Voltaire verfaßt sein konnte, wurde der König so zornig, daß er Voltaire auffordern ließ, seine Orden zurückzugeben. Voltaire that dies natürlich, schrieb aber einige bissige Verse dazu. ‚Ja, dieser Voltaire war geistreich, wie kein Zweiter,‘ sagte der würdige Marquis. Plötzlich ward es still im Kreise, dann kehrten die Schattengestalten eiligst in ihre Rahmen zurück und riefen wie aus einem Munde: ‚Er!‘ Eine Thür öffnete sich geräuschvoll und schloß sich wieder. Es war Jemand eingetreten. Ein Mann ist's von etwa vierzig Jahren, von schlankem Wuchs, mittelgroß, und so weit ich sehen kann, trägt er unter dem Reisehute das Haar militärisch kurz geschoren. Ein kräftiger Schnurrbart, dessen Spitzen stolz in die Höhe streben, gibt dem Gesichte ein martialisches Aussehen, die Nase und das Kinn sind energisch, die Stirn hoch entwickelt, ein Zeichen von Phantasie und Wagemuth. Auch das Auge ist sehr merkwürdig; es ist blau, groß und Alles zugleich: kalt und reizbar, enthusiastisch und nachdenkend, entschlossen zum Handeln und träumerisch. Wer ist dieser Mann? Ein Politiker? Ein Philosoph? Ein Künstler? Ein berühmter Krieger? Langsam durchschreitet er den Saal, und jetzt, wo er an Friedrich's Bild vorüber geht, glaube ich zu bemerken, daß ihm der große König mit der Spitze seines bronzenen Handschuhs einen vertraulichen Gruß zuwinkt.“

* * *

Am 5. November 11 Uhr Abends wird ein Kanonenschlag von der Höhe des Eiffelthurmes ertönen und uns verkündigen, daß der Vorhang über einem der merkwürdigsten Schaustücke der modernen Welt gefallen ist.

In einem Jahr wird es Zeit sein, sich über die Ergebnisse und tieferen Wirkungen der industriellen und künstlerischen Heerschau klar zu werden.

Eines steht dem Kundigen heute schon fest: Noch größer an Flächenraum, noch mannigfaltiger an Darbietungen kann eine kommende Weltausstellung vernünftiger Weise nicht werden, da menschliche Fassungskraft ihr nicht mehr gewachsen sein kann. Nach dem Schlusse der Ausstellung wird noch stärker hervortreten, als man heute schon zu übersehen vermag: daß die Zeit der Weltausstellungen vorüber ist, und die Epoche der vergleichenden Specialausstellungen beginnt, und daß man damit auf einen Pfad zurückkehrt, der nie hätte verlassen werden sollen.

Robert Radecke.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

[Nachdruck untersagt.]

„Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens“ — so trat J. H. Vossens redlicher Tamm seinen siebzigsten Geburtstag an. Andere halten es damit anders, auch Robert Radecke, den wir am 31. October zur glücklichen Erreichung dieses Zieles beglückwünschen durften. Er fühlt noch keinerlei Neigung, sich am Ofen zu wärmen: mitten im bewegten musikalischen Treiben, lehrend und leitend, geht er vielmehr festen Schrittes in einen Lebensabschnitt hinein, der für so Manchen ein Abschiednehmen von wirksamer Thätigkeit bedeutet.

Das ist der Segen der Arbeit! Wie resignirt klingt die biblische Summirung des Lebensinhaltes: „Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“; und doch entspringen alle wirklichen Freuden dem Schoß ernster Arbeit. Gesunde Naturen erhält sie gesund, hilft ihnen hinweg über das Traurige, das keinem reichen Leben fehlt, und schenkt ihnen am Ende ein jugendlich Alter.

Mühe und Arbeit haben Robert Radecke's Leben begleitet von Jugend auf, darum ist auch Alles, was an Talenten in ihm lag, so voll zur Reife gekommen. Wer seinen Lebensgang überblickt, der sieht sich einer Vielseitigkeit künstlerischer Bethätigungen gegenüber, die ihm ehrliches Staunen abnöthigen muß. Wie eine Erscheinung aus früheren Jahrhunderten berührt uns heute, in dieser Zeit der Specialisirungen, ein Mann, der als Clavierspieler, Orgelspieler, Violinist, als Dirigent und Componist in der Oeffentlichkeit gewirkt und auf allen diesen Gebieten große Erfolge davon getragen hat.

Der Grund zu solcher Vielseitigkeit wurde schon in seiner Kindheit gelegt. Radecke's Vater, Cantor in Dittmannsdorf in Schlesien, war ein tüchtiger, vom alten Berner gebildeter Musiker und unterrichtete den Sohn, der sich durch ein fabelhaft feines Musikgehör auszeichnete, sehr früh in den verschiedensten Fächern der Tonkunst. So kam es, daß Robert Radecke mit zehn Jahren bereits den Vater auf der Orgelbank vertreten konnte, sich mit zwölf Jahren als Pianist in einem Orchesterconcert hören ließ, sowie Fugen, Motetten und Clavierwerke componirte.

Als er im Herbst 1842 das Breslauer Gymnasium bezog, wurde neben den Schulstudien die Musikübung eifrigst fortgesetzt. An Anregungen fehlte es nicht: die Mosevius'sche Singakademie pflegte die Vocalwerke der Classiker Bach, Händel, Mozart, Haydn mit Liebe und Verständniß, folgte aber auch der modernen Production, führte Mendelssohn, Löwe, Spohr auf und veranstaltete sogar ein Berlioz-Concert in Anwesenheit des Componisten. Sinfonieconcerte gab es ebenfalls, sowie Productionen durchreisender Künstler. Allen diesen Erscheinungen widmete Radecke die lebhafteste Aufmerksamkeit, und als er 1848 das Gymnasium verließ, da stand es für ihn fest, daß er Musiker werden müsse und nicht Lehrer, wie sein Vater

wollte. Ein Onkel gewährte die Mittel für die Vollendung der musikalischen Ausbildung, und noch im October desselben Jahres trat der Jüngling in das Leipziger Conservatorium ein.

Gewiß sind nicht viele Schüler so gründlich vorbereitet auf die Leipziger Musikschule gekommen, die damals, dank Mendelssohn's anfeuernder, bei Radecke's Eintritt leider schon beendeter Thätigkeit, die erste Deutschlands war. Bald saß der Conservatorist am ersten Geigenpult in den Gewandhaus-Concerten und spielte im Theater die Orgel. Nach zwei Jahren gaben ihm seine Lehrer, die Wenzel, David, C. F. Richter, Hauptmann, das Zeugniß der Reife mit der Anmerkung, er werde stets zu den bedeutendsten Schülern der Anstalt zählen. Und die Reife bewies er öffentlich, indem er an einem Abend als Pianist, Violinspieler, Dirigent und Componist auftrat und wenige Tage darauf seine Kunst vor der Orgel zeigte.

Nun begann ein fröhliches, viel bewegtes Künstlerleben. Leipzig blieb zunächst Radecke's Wohnsitz — hatte er doch hier einen weiten Wirkungskreis gefunden — aber von dort aus unternahm er häufig Ausflüge, die ihn mit den ersten Künstlern seiner Zeit zusammen führten. So besuchte er Liszt in Weimar, dem er mit Joachim und Coßmann seine neu componirten Trios vorspielte; und es muß wundersam gewesen sein, wie der Meister, da ihm eins der Stücke besonders gefiel, selbst sich an den Flügel setzte, um mit colossalem Wurf die Partitur für Clavier umzudichten. Auch nach der Schweiz führte ihn sein Weg, wo er in Zürich Wagner anschwärmte und in Winterthur mit Kirchner musikalische Gedanken tauschte. Und als er 1851 bei Robert Schumann in Düsseldorf vorsprach, empfing ihn Jener mit den Worten: „Wann gehen wir in die Kirche?" War doch Radecke der Erste gewesen, der ihm in Leipzig auf der Orgel der Paulinerkirche seine Fugen vorspielte; und hier, in der Lambertuskirche, erneuerte er ihm die früheren Genüsse.

An Schumann fesselten Radecke besonders starke, innere Bande. Seine Musik schien ihm das auszusprechen, was ihm selbst im Herzen klang, und so ist er Zeit seines Lebens ein begeisterter Verehrer und der eifrigste Propagator der Schumann'schen Werke gewesen. Vornehmlich in Berlin. Nach dort war er 1854 übergesiedelt, um sein Militärjahr abzudienen. Daß er auch als Soldat die Musik nicht vernachlässigte, ist selbstverständlich. Hans v. Bülow weiß von einer Pianistenschlacht zu berichten, die bei H. Dorn geschlagen wurde, und bei der R. Radecke „jouait son ‚Amazone' en uniforme militaire". Mit Bülow spann sich ein freundschaftlicher Verkehr an, doch gehörte Radecke nicht eigentlich zu den Intimen des Bülow'schen Kreises, was bei der Verschiedenheit der Charaktere und künstlerischen Neigungen am Ende begreiflich ist.

Der Gang des Berliner Musiklebens war damals von bedächtiger Schnelle. Die Singakademie und die Sinfoniesoiréen der königlichen Capelle unter W. Taubert machten ultraconservative Programme; der Beethoven der mittleren Periode war das Aeußerste, was man von moderner Orchestermusik zu hören bekam. Julius Stern öffnete mit seinem 1847 gegründeten Gesangverein zuerst der neueren Chorgesang-Literatur die Bahn. In den fünfziger Jahren dankt dann Berlin v. Bülow, Laub und Radecke die größten musikalischen Anregungen.

Bülow veranstaltete mit Laub und Wohlers Triosoiréen, sowie vereinzelte, fortschrittliche Orchesterconcerte. Radecke gab mit dem Geiger Grünwald Kammermusikabende, richtete dann Orchesterconcerte großen Stils ein, in denen die hervorragendsten einheimischen und auswärtigen Virtuosen, sowie ein aus Mitgliedern des Stern'schen Vereins und der Singakademie gebildeter Chor mitwirkten, und vereinigte sich endlich als zweiter Geiger mit Laub, R. Wüerst und Dr. Bruns zu einem Streichquartett, das bis 1867 bestand.

Während Bülow hauptsächlich für Liszt und die sogenannte neudeutsche Schule in die Bresche trat, daneben aber natürlich auch alle andere gute Musik aufführte, hatte Radecke Schumann und den letzten Beethoven auf seine Fahne geschrieben, war im Uebrigen jedoch in seinen Programmen nicht weniger vielseitig als Bülow.

Das Laub-Quartett spielte in jedem seiner Concerte eins der letzten Quartette Beethoven's, die in Berlin noch fast unbekannt waren, und Radecke als Clavierspieler führte die letzten Claviersonaten op. 106, 109, 110, 111, dann die Concerte in Es-dur und G-dur vor, ferner als Erster in Berlin Schumann's „Études symphoniques". In seinen großen Orchester- und Chorconcerten brachte er „Der Rose Pilgerfahrt", das Clavierconcert, die „Ouvertüre, Scherzo und Finale", die Faust-Musik und vieles Andere von Schumann. Sodann machte er sich um die Popularisirung von Beethoven's damals nur sehr selten gehörter IX. Sinfonie verdient, denn er führte sie am Schluß jedes Winters auf. Daneben entfaltete er endlich noch eine sehr umfängliche Unterrichtsthätigkeit und componirte fleißig Orchester- und Kammermusik.

In ganz andere Bahnen wurde sein Leben im Jahre 1863 gelenkt. Radecke war ein Partiturleser und Partiturspieler ersten Ranges und hatte bei seinen Orchesterconcerten hervorragende Dirigenteneigenschaften gezeigt. Vor Allem ungewöhnliche Umsicht, Geistesgegenwart und Sicherheit in der Beherrschung der Massen. Dadurch wurde die Leitung der königl. Oper auf ihn aufmerksam, berief ihn in dem genannten Jahre als Musikdirector (mit den Functionen eines Capellmeisters) an das Opernhaus und ernannte ihn 1871 zum ordentlichen Capellmeister. In dieser Stellung ist er bis zum Jahre 1887 geblieben, Anfangs neben Taubert und Dorn, dann mit Eckert, zuletzt mit Kahl zusammen. Ueber zweitausend Abende hat er vor dem Orchester gesessen, jährlich im Durchschnitt einhundertundzwanzig Opern dirigirt, Opern der allerverschiedensten Stilgattungen, von Offenbach's „Verlobung bei der Laterne" bis zu Wagner's „Tristan" und „Siegfried". Und damals war das Repertoire viel abwechslungsreicher als heute. Daß eine Operette hundert und so viel Male hinter einander aufgeführt wurde, kam jedenfalls nicht vor. Von 1883 an übernahm Radecke auch die Leitung der Sinfoniesoiréen der königl. Capelle. War unter Taubert hier jeder Lufthauch moderner Kunst möglichst abgesperrt, so führte der neue Dirigent diesen Concerten neue Lebensgeister zu. Gleich in der ersten Soirée spielte Xaver Scharwenka sein B-moll-Concert, dirigirte Radecke Klughardt's D-dur-Sinfonie, und mit Entsetzen erlebten fortan die erbeingesessenen Abonnenten Brahms, Berlioz, Wagner, Richard Strauß an der Stelle, wo sonst nur die Milch der frömmsten Denkart geflossen war.

Man sollte meinen, diese Thätigkeiten hätten genügt, die Zeit selbst eines sehr arbeitslustigen und arbeitskräftigen Mannes auszufüllen; Radecke aber fand daneben noch Muße, manches Andere zu vollbringen. Nicht allein trat er gelegentlich wieder als Clavierspieler und Orgelvirtuose in die Oeffentlichkeit, er war auch seit 1878 erster Clavierlehrer des Stern'schen Conservatoriums, seit 1883 der künstlerische Director dieses Instituts und verblieb in dieser Stellung, bis er 1892 die Leitung des Instituts für Kirchenmusik übernahm und als erster Orgellehrer in die königl. akademische Hochschule für Musik eintrat.

Inzwischen war der General-Intendant Herr v. Hülsen gestorben, Graf Hochberg an seine Stelle getreten, und Radecke mußte seinen Platz im Opernhause räumen. Er war danach seiner Capellmeisterschaft überdrüssig geworden; so glänzende Anerbietungen für Dirigentenstellen ihm gemacht wurden — nach New York, Hamburg, Barcelona — er schlug sie sämmtlich aus und lebte fortan in Berlin, ganz still seiner Lehrthätigkeit und den Aufgaben, welche die Mitgliedschaft der königl. Akademie der Künste und ihres Senates ihm stellte.

Ich habe geglaubt, diese Momente aus Radecke's Leben ganz schlicht und ohne schmückende Beiworte an einander reihen zu sollen, um die Sprache der Thatsachen nicht abzuschwächen. Und ich will auch nur mit wenigen Worten andeuten, was ein Musikhistoriker der Zukunft aus diesem vielfältigen Wirken als Summe heraus ziehen könnte.

Radecke's Name ist fast mit einem halben Jahrhundert Berliner Concertgeschichte und einem Vierteljahrhundert Berliner Operngeschichte aufs Engste ver-

knüpft. Wohin er sich wendete, hat er fruchtbringend gewirkt. Eine große Zahl vortrefflicher Musiker sieht verehrungsvoll zu ihm als ihrem Lehrer empor, der Aufschwung des Berliner Concertlebens in den fünfziger und sechziger Jahren ist zum großen Theil ihm zu danken, wie auch unter ihm die königl. Oper ihre Glanzzeit erlebte. Seine Compositionen, die sich durch Formvollendung ebenso auszeichnen wie durch ihre ungesuchte, edle Melodik, sind viel gespielt und viel gesungen worden, und in seinen geistlichen und weltlichen Chorsätzen, vor Allem jedoch in dem wunderbar innigen Lied „Aus der Jugendzeit“ hat er das Höchste erzielt, was ein Tonsetzer anstreben kann: Volksthümlichkeit im schönsten Sinn. „Aus der Jugendzeit“ wird gesungen, wo überhaupt Gesang erklingt, und nur Wenige, denen diese Töne das Herz bewegen, mögen ahnen, wer die Weise erfunden hat. So kann er denn jetzt, wo es Abend wird, mit wahrhafter Befriedigung Umschau halten: vor sich noch ein gut Stück Weges und dazu Lust und Muth, es fröhlich weiter schaffend zu durchwandern; und hinter sich bereits ein reich, ja überreich ausgefülltes Leben. Wahrlich, nicht vielen Sterblichen sind die Nornen so wohl gesinnt!

Carl Krebs.

Aus Süd und Ost.

Von

M. v. Brandt.

[Nachdruck untersagt.]

Heute vor einem Jahre, am 9. October 1899, richtete die Regierung von Transvaal an den britischen Consul in Prätoria das Ultimatum, das die Zurückziehung der englischen Truppen von den Grenzen der Republik, die Heimsendung der seit dem 1. Juni 1899 in Südafrika eingetroffenen Verstärkungen und die Nichtlandung der noch unterwegs befindlichen, sowie die Unterbreitung aller Streitpunkte unter ein Schiedsgericht forderte, und heute ist jeder organisirte Widerstand im Oranje-Freistaat wie in Transvaal gebrochen. Präsident Krüger hat den Boden seines Heimathlandes als Flüchtling verlassen müssen und befindet sich, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wahrscheinlich schon auf dem Wege nach den Niederlanden, und die Annexion der beiden südafrikanischen Republiken ist proclamirt und beinahe schon eine vollendete Thatsache geworden. Nur in wenigen Districten schlagen sich noch einzelne Banden von Buren und von Denen, die der Engländer fremde Söldner nennt, gegen die britische Uebermacht, aber auch ihre Stunde dürfte voraussichtlich bald gekommen sein, und kein partieller Erfolg, den sie erringen können, wird den endgültigen Sieg des englischen Imperialismus aufzuhalten im Stande sein.

Daß es so kommen würde, konnte für Niemanden zweifelhaft sein, der die Sachlage nicht durch die Brille seiner eigenen Wünsche und Hoffnungen ansah. Die Entwicklung der Kräfte des britischen Reiches mußte, so schlecht ihre Organisation und ihre Detailführung auch immer sein mochten — die strategische Campagne Lord Roberts' verdient alles Lob — die in keinem Verhältniß stehenden Streitkräfte der Buren und der ihnen zugelaufenen mit ihnen Sympathisirenden erdrücken, und so ist es auch gekommen, trotz aller Zeitungsartikel, Toaste und Adressen, die in Europa und Amerika an eine vielleicht gute Sache, aber jedenfalls schlechte Politik verwendet und verschwendet worden sind. Einen viel besseren Dienst würden die Burenfreunde in Europa den Buren in Südafrika erwiesen haben, wenn sie dieselben, statt sie in einer thörichten, aussichtslosen Politik der Dickköpfigkeit zu bestärken, rechtzeitig auf die unvermeidliche Nothwendigkeit einer Verständigung mit England aufmerksam gemacht hätten. Sie würden damit der Menschheit Hekatomben von Opfern und ein unerfreuliches Schauspiel, den Buren aber — vielleicht, wenn die Warnung rechtzeitig erfolgt wäre — den Verlust ihrer Selbständigkeit erspart haben.

Das britische Reich — denn um dasselbe handelt es sich, seitdem die Colonien die Aufgabe, die Leidenschaft und die Opfer des Mutterlandes getheilt haben —

befindet sich heute trotz seiner militärischen Erfolge in Südafrika vor einer Aufgabe, die an Größe und Schwierigkeit der des Feldzuges mindestens gleich kommt, wenn sie sie nicht übertrifft: der der Consolidirung des neuen Zustandes oder vielmehr der Schaffung eines neuen Gemeinwesens auf den Ruinen und an der Stelle des alten. Daß der Bur und im weiteren Sinne der Afrikander mit der Vernichtung ihrer Hoffnungen und Träume nicht zu zufriedenen Mitgliedern des britischen Reiches geworden sein können, liegt auf der Hand; ebenso wie es selbstverständlich ist, daß es vieler Geduld, vieles localen Verständnisses und vielen Tactes bedürfen wird, um eine Verständigung, eventuell Verschmelzung der in Südafrika vorhandenen Elemente, besonders des überzeugten Imperialisten und des Afrikanders, sei der Letztere von holländischer oder englischer Abstammung, herbeizuführen. Die Sache wird dadurch nicht leichter, daß zahlreiche der britischen Armee, sowie deren colonialen und provinzialen Hülfstruppen angehörige Elemente verlangen dürften, im Freistaat oder im Transvaal angesiedelt zu werden, und daß ihrem Wunsche nicht wird entsprochen werden können, ohne vielfach wirkliche oder eingebildete Rechte der bisherigen Besitzer von Grund und Boden zu verletzen. So werden zu den nationalen Gegensätzen solche privatrechtlicher Natur kommen, und die englischen Beamten werden sich bei der Erfüllung ihrer Aufgaben in einer um so schwierigeren Lage befinden, als die meisten unter ihnen den Anschauungen und Begriffen ihrer neuen Unterthanen und Schutzbefohlenen, wenn nicht feindlich, so doch sehr fremd gegenüber stehen dürften. So wird es denn voraussichtlich größerer Truppenmassen bedürfen, um in den annectirten Gebieten die Ordnung aufrecht zu erhalten, und da solche militärischen Occupationen — denn um eine solche handelt es sich doch thatsächlich — immer bedeutende Beträge für Sold, Verpflegung und Unterbringung beanspruchen und es in der Natur der Sache liegt, zu versuchen, diese Ausgaben oder wenigstens den größeren Theil derselben auf die Bewohner des Landes abzuwälzen, deren Haltung die Maßregeln nothwendig macht, so werden dadurch neue Ursachen der Unzufriedenheit auf der einen, des Mißtrauens auf der anderen Seite entstehen, die dann wieder zu einer weiteren Verstärkung der zur Verhinderung oder Unterdrückung centrifugaler Bestrebungen erforderlichen Kräfte führen müssen. Man irrt daher wohl nicht, wenn man annimmt, daß die Besiegung und Einverleibung des Oranje-Freistaates und des Transvaal, weit entfernt, eine Kräftigung der britischen Macht zu sein, für dieselbe noch auf Jahre hinaus eine Quelle von Ausgaben und Opfern und damit eine Schwächung bleiben werden; bei acuten Krisen pflegt bekanntlich die Reconvalescenz von längerer Dauer zu sein als die Krankheit selbst. Wir haben bei der Haltung, die England Deutschland gegenüber in vielen, man könnte fast sagen in allen auswärtigen Fragen einzunehmen pflegt, keine Veranlassung, uns graue Haare darüber wachsen zu lassen, daß die Wunde in Südafrika noch während einiger Zeit empfindlich und schmerzhaft bleiben und auf die freie Beweglichkeit der englischen Politik hemmschuhartig wirken wird, aber es liegt darum doch kein Grund vor, warum die öffentliche Meinung und die Presse in Deutschland an derselben rühren und durch überflüssige, weil erfolglose Manifestationen die Stimmung zwischen England und Deutschland verbittern sollte. Es ist in der Beziehung während des Krieges so viel gesündigt worden, daß es jetzt endlich an der Zeit sein dürfte, die Frage von etwas höherem und vernünftigerem Standpunkt aus zu betrachten und zu behandeln als aus dem der individuellen ethischen Sympathien.

Während so im Süden das alte Sprüchwort, daß viele Hunde des Hasen Tod seien, eine neue Bestätigung gefunden hat, sehen wir uns im Osten, in China, einer viel schwerer zu beurtheilenden und zu entwirrenden Sachlage gegenüber. In Südafrika hat ein durch die Größe der engagirten Interessen und den Zwang der Lage geeinigtes mächtiges Reich mit gewaltigen Hülfsmitteln an Geld und Menschen einem kleinen, aber starrköpfigen und tapferen Feinde gegenüber gestanden, während in China die acht größten Mächte der Welt, die sich oft wundern müssen, sich in

derselben Galeere zusammen zu finden, sich vor die Aufgabe gestellt sehen, einem 350 Millionen-Reich die Segnungen der Civilisation zu octroyiren. Der große Leib, dem die Lust zur Anwendung der Methoden der westlichen Civilisation und die Liebe zum Christenthum mit Bajonetten eingeimpft werden soll, ist eines energischen, offensiven Widerstandes nicht fähig, dagegen wird sein passives Beharrungsvermögen, das seit sechzig Jahren dem Andringen Europa's und der Vereinigten Staaten einen nicht erfolglosen Widerstand entgegen gesetzt hat, dem Auslande vermuthlich noch manches Räthsel zu lösen aufgeben. Die Lage in China würde sich voraussichtlich nach der Eroberung Pekings, die schließlich mit unbedeutenden Kräften gelungen ist, wie Diejenigen, die China kannten, dies immer vorausgesagt hatten, schnell zum Bessern gewendet haben, wenn die vereinigten Mächte oder auch nur eine derselben sofort mit einem verständigen Programm für die zu eröffnenden Verhandlungen hervorgetreten wären. So aber hat es drei Monate nach der Einschließung der Gesandtschaften und einen Monat nach der Befreiung derselben gedauert, bis eine Macht, Deutschland, Vorschläge gemacht hat, die geeignet waren, als wenigstens eine vorläufige Grundlage für die Eröffnung weiterer Unterhandlungen zu dienen. Dieser Schritt war ein um so nothwendigerer und zeitgemäßerer, als die Zerfahrenheit der anderen Mächte, namentlich Rußlands und der Vereinigten Staaten, das Concert des Auslandes zu sprengen und damit das Spiel China's zu fördern drohte. Die Forderung Deutschlands nach der Bestrafung der an den gegen das Völkerrecht begangenen Verbrechen und den sonst verübten Grausamkeiten schuldigen Personen traf mit einer entschiedenen Wendung zum Besseren oder der Rückkehr zur Vernunft in den Kreisen der chinesischen Regierung, vielleicht des Hofes zusammen, wenn es dieselbe nicht veranlaßte. Das Edict des Kaisers von China, durch welches derselbe besondere der Leiche des ermordeten Gesandten zu erweisende Ehren anordnete, ist in Deutschland vielfach mißverstanden und unterschätzt worden; es ist selbstverständlich, daß die befohlenen Ehrungen des Verstorbenen der Verpflichtung, die Schuldigen zu bestrafen, keinen Abbruch thun dürfen und können, aber die angeordneten Trankopfer haben ungefähr dieselbe Bedeutung, als wenn ein europäischer Souverän der Leichenfeier eines in seiner Residenz ermordeten fremden Gesandten beiwohnte. Damit würde die Frage der Genugthuung nicht erledigt, aber der Weg zu derselben wenigstens betreten sein.

Das ganze Vorgehen der Mächte in China macht den Eindruck, als wenn die Mehrzahl derselben nicht wüßten, was sie wollten, und als ob die, die es wüßten, sich scheuten, es zu sagen. Das sich daraus ergebende Gefühl des Mißtrauens, das China gegen alle oder die meisten der Mächte und die Mächte unter einander beseelt, erschwert natürlich eine Verständigung um so mehr, je weniger die politischen Zustände im Inneren der chinesischen Regierung gestatten würden, sich jeder Forderung widerstandslos zu unterwerfen. Zwei Punkte sind für alle Beziehungen zu Chinesen, sei es, daß dieselben den niedrigsten oder den höchsten Classen der Bevölkerung angehören, immer maßgebend: der eine ist die Furcht, „das Gesicht zu verlieren", d. h. sich zu blamiren, ohne die Möglichkeit, sich wenigstens äußerlich und scheinbar, d. h. wo die Regierung in Frage kommt, dem Volke gegenüber zu rehabilitiren; der andere das Maulthierartige in der Natur des Chinesen, das ihn in gewissen Augenblicken Alles, selbst den Tod oder die Vernichtung dem vorziehen läßt, einen Schritt weiter auf der Bahn zu thun, auf der man ihn vorwärts zu drängen sucht. Beide Punkte sind diesmal wie so manchmal früher nicht genügend berücksichtigt worden, und das Ergebniß dieser Mißachtung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Chinesen ist, wie schon früher, auch diesmal der Ausbruch von Wirren gewesen, die voraussichtlich hätten vermieden oder wenigstens sehr bedeutend abgeschwächt werden können. Auch jetzt noch scheinen Diejenigen, denen die Aufgabe zufällt, das, was in China aus den Fugen gegangen ist, wieder zusammenzukitten, derselben, zum Theil wenigstens, ziemlich verständnißlos gegen-

über zu stehen; es würden sonst Vorschläge wie die des Herrn Delcassé zu den Unmöglichkeiten gehören. Wenn man der Frage der chinesischen Wirren ehrlich und vorurtheilsfrei gegenüber treten will, so wird man zugeben müssen, daß die fremde Diplomatie den Ausbruch derselben durch die rücksichtslose Behandlung der Regierung und des Landes zum großen, wenn nicht zum größten Theil, verschuldet hat. Es ist das keine Entschuldigung für die vorgekommenen Ausschreitungen, sondern nur eine Erklärung für dieselben und, falls die Erklärung eine ganz oder theilweise richtige ist, ein Fingerzeig, in welcher Richtung sich die jetzt und später mit China zu führenden Verhandlungen zu bewegen haben werden, wenn sie überhaupt zu einem dauernd befriedigenden Ergebniß führen sollen. Zwei Hauptursachen der Nervosität der chinesischen Regierung waren die Bedrohung der Dynastie und der Integrität des chinesischen Reichs; es würde also die Hauptaufgabe der fremden Diplomatie sein, wenn derselben überhaupt an einer Wiederherstellung dauernder guter Beziehungen liegt, Alles, was die Besorgnisse vor diesen Eventualitäten erneuern oder verstärken könnte, zu vermeiden. Statt dessen kommt man, wenigstens in der Note des Herrn Delcassé, zu den Forderungen, die China wehr- und hülflos jedem feindlichen Angriff überliefern würden. — Daß z. B. während der Dauer der Feindseligkeiten die Waffeneinfuhr verboten und verhindert wird, ist selbstverständlich und durchaus in der Ordnung, aber wie denkt man sich die weitere Durchführung der Maßregel nach der Wiederherstellung guter Beziehungen? Wenn die in Aussicht genommene Maßregel überhaupt einen Sinn hat, so kann es doch nur der sein, China die Mittel und damit die Möglichkeit zu nehmen, offensiv oder defensiv gegen alle fremden Mächte oder auch nur gegen eine derselben vorzugehen; dann muß den Chinesen aber auch verboten werden, im eigenen Lande an die Fabrication von Waffen und Munition zu gehen, und damit würde man die Regierung und das Land waffen- und hülflos jeder aufständischen Bewegung im Inneren überliefern, der wenigstens die Möglichkeit nicht abgeschnitten sein würde, sich, was sie an Waffen gebraucht, auf dem Wege des Schmuggelhandels zu verschaffen. Außerdem würde die chinesische Regierung es wahrscheinlich nicht unterlassen, zu demselben Mittel zu greifen, oder würden die fremden Mächte sich etwa über ein an der Küste von China auszuübendes Untersuchungsrecht gegen Schiffe unter fremder Flagge einigen? Eine solche Verständigung hat sich früher bei der Frage der Unterdrückung des Sklavenhandels als unmöglich erwiesen und ein Versuch zu derselben beinahe zu ernsten Conflicten zwischen Frankreich und England geführt; es scheint also doch zum Mindesten sehr zweifelhaft, ob man diesmal mit Beziehung auf den Waffenhandel erfolgreicher sein würde. Außerdem haben alle solche Vereinbarungen den Nachtheil, daß sie hinfällig werden, so bald nur eine der Mächte, die sie auferlegt, von ihnen zurücktritt, oder so bald die Macht, der sie auferlegt worden, wieder erstarkt. Oder sollte etwa die Absicht vorliegen, China für alle Zeit wehr- und waffenlos den Begehrlichkeiten, Intriguen oder Eitelkeitsbedürfnissen, und die letzten sind nicht die am wenigsten gefährlichen, der fremden Regierungen und Diplomaten zu überliefern? In dem Falle würde ja ein Entschluß China's sich bis auf das Aeußerste gegen eine solche Einmischung zu wehren, durchaus verständlich erscheinen.

Es ist an dem vorstehenden Beispiel versucht worden, zu zeigen, wie leicht sich theoretisch Forderungen aufstellen lassen, und wie schwer es ist, für dieselben eine praktische Form der Ausführung zu finden. Es kann daher nur immer wieder und wieder empfohlen werden, sich in den an China zu richtenden Forderungen auf das Erreichbare zu beschränken, um auf diese Weise einerseits den Conflict, der die Keime vieler Zerwürfnisse in sich trägt, nicht ungebührlich zu verlängern und andererseits die Möglichkeit zur Wiederherstellung besserer Beziehungen zu China zu geben. Der Reichskanzler Fürst Bismarck, dessen Andenken, wenn man dem, was man sieht und hört, glauben darf, noch frisch im Herzen des deutschen Volkes weiter lebt, hat auch dem Verstande desselben, auf dem Gebiete seiner aus-

wärtigen Thätigkeit, manche herrliche politische Lehre hinterlassen. Er war ein Meister in der Beschränkung; sein Urtheil über die thörichte Bestimmung im Pariser Frieden, durch die vergeblich versucht wurde, der russischen maritimen Entwickelung im Schwarzen Meere Fesseln anzulegen — Fesseln, die Rußland bekanntlich 1871 abwarf —, seine weise Beschränkung in Nikolsburg 1866 und in den darauf folgenden Verhandlungen mit Oesterreich wie mit den deutschen Staaten, seine Mäßigung Frankreich gegenüber in der Luxemburger Frage und selbst 1871 und später sind ebenso viele Lehren, deren die Diplomatie der Epigonen wohlthun würde sich manchmal zu erinnern, und deren Befolgung durch den Meister selbst unter sehr schwierigen Umständen wir beinah zwanzig Jahre des Friedens unter seiner Leitung zu verdanken gehabt haben. Es ist nutzlos zu fragen, wie er sich zu manchen der seit seinem Rücktritt aufgetauchten Fragen gestellt haben würde, aber es scheint wenigstens dem von ihm befolgten, erfolgreichen Princip nicht zu widersprechen, wenn man mit Bezug auf die chinesischen Wirren der Hoffnung Ausdruck gibt, daß die aufzuwendende Kraftentwicklung im Verhältniß zu den zu erreichenden Vortheilen stehe und über der durch augenblickliche Erfolge hervorgerufenen Genugthuung nicht die Thatsache vergessen werden möge, daß nicht nur der Diplomat, sondern in noch höherem Maße auch der Soldat für die Zukunft zu arbeiten hat, d. h. daß die wohl verstandene Aufgabe beider sein soll, sich nicht mit augenblicklichen Triumphen zu begnügen, sondern Dauerndes zu schaffen, also die Früchte, die die Zukunft bringen soll und kann, nicht dadurch unmöglich zu machen, daß man die Zweige, auf denen sie wachsen sollen, von vornherein zerstört.

9. October 1900.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte October.

Wie die deutsche Regierung durch die unter Zustimmung der betheiligten Mächte vollzogene Ernennung des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Streitkräfte in der chinesischen Provinz Petschili wesentlich zur Einheitlichkeit in der militärischen Leitung beitrug, machte sie auch der Stagnation auf diplomatischem Gebiete ein Ende. Als der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen, Graf von Bülow, den Cabinetten Frankreichs, Großbritanniens, Italiens, Japans, Oesterreich-Ungarns, Rußlands und der Vereinigten Staaten vorschlug, ihre Vertreter in China zur Bezeichnung derjenigen leitenden chinesischen Persönlichkeiten aufzufordern, über deren Schuld bei der Anstiftung oder der Durchführung der Verbrechen jeder Zweifel ausgeschlossen ist, war die Situation noch sehr wenig geklärt. Dem Vorschlage selbst stimmten Oesterreich-Ungarn und Italien, sowie Frankreich ohne Vorbehalt zu; Rußland und Japan erkannten im Princip den deutschen Vorschlag ebenfalls als richtig an, indem die russische Regierung einen Meinungsaustausch wegen der Durchführung der Conclusionen der deutschen Note für angemessen erachtete. Die Regierung in Washington verhielt sich ablehnend; Lord Salisbury zögerte mit seiner Antwort.

In diesem Stadium erfuhr die internationale Lage eine charakteristische Aenderung durch ein Telegramm des Kaisers von China an den Kaiser Wilhelm. Dieses Telegramm konnte im Sinne der Erkenntniß der eigenen schweren Verschuldung auf chinesischer Seite gedeutet werden, da der Kaiser von China dem tiefen Bedauern Ausdruck gab, daß der deutsche Gesandte in China, von Ketteler, als Opfer der plötzlich ausgebrochenen Empörung gefallen sei, ohne daß die chinesischen Beamten den Mord zu verhindern vermocht hätten. Die Depesche schloß mit dem Hinweise auf die freundschaftlichen Beziehungen, die Deutschland stets mit China unterhalten habe, sowie dem Ausdrucke der Hoffnung, daß der deutsche Kaiser vor allen Dingen die großen gemeinsamen Interessen China's und der übrigen Länder sch ützen werde, damit der Friede so bald wie möglich wieder hergestellt werden könnte. In dem Erwiderungstelegramme betonte Kaiser Wilhelm mit Genugthuung, daß der Kaiser von China sich bereit erklärt habe, die schändliche, jeder Cultur hohnsprechende Ermordung des deutschen Gesandten zu sühnen. Ohne den Kaiser von China persönlich verantwortlich zu machen für die Unbill, die gegen die bei allen Völkern für unantastbar erachteten Gesandtschaften verübt, noch für die schwere Unthat, die so vielen Nationen, Confessionen und eingeborenen Christen zugefügt worden ist, verlangte Kaiser Wilhelm doch eine genügende Sühne, indem er auf die verantwortlichen Rathgeber und Beamten hinwies, auf deren Haupt die Blutschuld des Verbrechens laste. Der Kaiser von China solle deshalb, um diese Sühne herbeizuführen, der Mitwirkung der Vertreter aller beleidigten Nationen zustimmen.

Diese Mitwirkung der diplomatischen Vertreter aller betheiligten Mächte bildet neben der erforderlichen Sühne den Kernpunkt der diplomatischen Action Deutschlands. Wie bereits in der ersten Note des Grafen von Bülow der am Schlusse gemachte Vorschlag den fremden Gesandten eine entscheidende Rolle zuertheilt wissen will, kommt auch Kaiser Wilhelm auf denselben Grundgedanken zurück. Da nun der Kaiser von China zugleich ein Edict erlassen hat, in dem er selbst eine Liste der verantwortlichen Rathgeber und Beamten entwirft, die bestraft werden sollen, erschien es der deutschen Regierung angezeigt, die Consequenzen eines solchen Zugeständnisses von chinesischer Seite in aller Form zu ziehen. Dies ist denn auch in einer zweiten Circularnote geschehen, die Graf von Bülow am 1. October telegraphisch an die deutschen Botschaften in London, Paris, St. Petersburg, Wien, Washington und Rom, sowie an die Gesandtschaft in Tokio behufs Uebermittelung an die betheiligten Mächte sandte. Indem der deutsche Staatssecretär des Auswärtigen in dem kaiserlichen chinesischen Edicte einen ersten Schritt China's erblickt, um zu einer brauchbaren Grundlage behufs Wiederherstellung geordneter Zustände zu gelangen, schlägt er den Mächten vor, sich nunmehr dahin zu einigen, daß die diplomatischen Vertreter in China angewiesen werden, zu prüfen und zu begutachten: ob die in dem kaiserlichen Edict enthaltene Liste von strafbaren Personen genügend und richtig ist; ob ferner die in Aussicht gestellten Strafen angemessen sind; in welcher Weise endlich die Ausführung der Bestrafung von den Mächten zu controliren ist.

Jeder einzelne Punkt dieser zweiten deutschen Note ist so genau erwogen und entspricht so sehr den Grundsätzen der Gerechtigkeit sowie den Interessen aller Mächte, daß die allgemeine Zustimmuug von Anfang an gesichert erscheinen durfte. Bezeichnend ist, daß wie die Regierung der Vereinigten Staaten auch diejenige Rußlands den vom Grafen von Bülow in seiner Note vom 1. October klar und scharf formulirten Vorschlägen sogleich zugestimmt hat. Der französische Minister des Auswärtigen, Delcassé, hat gleichfalls eine am 4. October im Berliner Auswärtigen Amte überreichte Note an die betheiligten Mächte gerichtet, die sechs Punkte umfaßt, deren erster sich mit dem Princip der deutschen Note im Wesentlichen deckt: Bestrafung der Hauptschuldigen, die von den Vertretern der Mächte in China zu bezeichnen wären. Die übrigen Punkte beziehen sich auf Einzelheiten überwiegend militärischen Charakters. Die weiter in der französischen Note geltend gemachte Forderung angemessener Entschädigungen für die betroffenen Staaten, Gesellschaften und einzelnen Personen darf als gerecht und billig bezeichnet werden.

Das große Friedens- und Culturwerk, die Pariser Weltausstellung, hinter dem in Frankreich seit dem April dieses Jahres alle übrigen Interessen zurückstehen mußten, ist dem Abschlusse nahe. Will man ein Facit ziehen, so unterliegt zunächst keinem Zweifel, daß die bestehenden republikanischen Einrichtungen durch den glücklichen Verlauf der Weltausstellung eine wesentliche Verstärkung erfahren haben. Mögen immerhin einige in Paris mit Bestimmtheit erwartete fürstliche Besucher ausgeblieben sein, so haben doch alle Nationen durch die überaus rege Theilnahme gezeigt, wie hoch sie den friedlichen Wettbewerb mit Frankreich auf den Gebieten des Handels und der Industrie, sowie der schönen Künste bewerthen. Insbesondere hat die Weltausstellung auch dazu beigetragen, die eine und die andere Spitze im Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich abzuschleifen. Das Interesse, das Kaiser Wilhelm II. der Ausstellung bewies, indem er Meisterwerke der französischen Kunst des achtzehnten Jahrhunderts aus preußischen Schlössern in das deutsche Haus der rue des Nations sendete, ist auch in den maßgebenden französischen Kreisen im Hinblick auf die symbolische Bedeutung dieses friedlichen Actes in vollem Maße gewürdigt worden, und die öffentliche Meinung in Frankreich hat dies Urtheil rückhaltlos dadurch anerkannt, daß sie dem deutschen Haus auf der Weltausstellung besondere Aufmerksamkeit schenkte.

Wie für die internationalen Beziehungen Frankreichs hat auch für die innere Politik der Republik das Friedenswerk mannigfache Früchte getragen. In dieser

Beziehung darf das am 22. September im Tuileriengarten veranstaltete Banket der Maires als symptomatisch angesehen werden. In den 22000 Maires verkörperte sich in der That die gesammte Bevölkerung Frankreichs, und die Huldigung, die von den frei gewählten Häuptern der Gemeinden den bestehenden Einrichtungen bereitet wurde, war die treffendste Antwort auf die Versuche, das republikanische System sehr bald durch eine andere Regierungsform abzulösen, wie sie von der neuboulangistischen Mehrheit des Pariser Gemeinderathes unternommen wurden, die neben dem Banket der von der Regierung eingeladenen Maires ein in ihrem Sinne nationalistisch gefärbtes veranstalten wollten; von allen größeren Städten Frankreichs zogen die Parteigänger Paul Déroulède's sich jedoch Absagen zu. Wie Ironie muthete es daher an, daß gerade einige erste Bürgermeister ausländischer Hauptstädte, unter Anderen der Lord-Mayor von London, die Einladung des Pariser Gemeinderathes angenommen hatten, dessen nationalistische Mehrheit sich sonst gar nicht genug thun kann in der Abwehr der Fremden. Unlängst noch sollte der „Held von Faschoda", Marchand, gerade im Hôtel de Ville von Paris besonders gefeiert werden, und es hätte, falls die Regierung nicht mit einem Verbote eingeschritten wäre, sicherlich bei einer solchen Feier Marchand's nicht an demonstrativen Kundgebungen gegen die Engländer gefehlt.

Bei dem officiellen Banket der Maires im Tuileriengarten, das — dreißig Jahre nach dem Sturz der napoleonischen Kaiserdynastie! — einen glänzenden Verlauf nahm, faßte der Präsident der Republik, Loubet, die allgemeinen Empfindungen in einer bemerkenswerthen Rede zusammen, in der er die Grundsätze der Republik als unantastbar, sowie als den Ruhm und die Ehre Frankreichs bezeichnete, und er gab den Maires, die wenige Tage später wieder in ihren Gemeinden eintrafen, ein Geleitwort für ihre Heimath mit: „Sagen Sie dort, daß wir dem Geiste der Revolution treu bleiben, weil unser Patriotismus unserer Liebe zur Republik gleicht, weil wir ein freies, ein starkes und ruhmreiches Frankreich wünschen, das, im Inneren unter der Regierung von Gesetz und Recht geeint, nach außen seiner geistigen Fähigkeiten, seiner Stärke und seiner aufrichtigen Friedensliebe wegen geachtet ist."

Noch in anderer Richtung war die Ansprache des Präsidenten der Republik bedeutungsvoll. Immer von Neuem tauchten in der neuboulangistischen Presse Gerüchte auf, nach denen Herr Loubet, wie früher Casimir Périer, vor der Zeit sein hohes Amt niederlegen könnte. Die verschiedenen Kundgebungen der Monarchisten und Nationalisten, die, wie auf dem Rennplatze von Auteuil, sogar vor Gewaltthätigkeiten gegen den Präsidenten nicht zurückschreckten, zielten vor Allem darauf ab, den Chef der Executivgewalt mürbe zu machen. Dem gegenüber schloß Herr Loubet seine Rede mit den Worten: „Sagen Sie in Ihren Gemeinden, daß wir den Ehrenposten, auf dem wir uns befinden, nicht erstrebt haben, daß wir aber bis zuletzt, ohne Zögern und ohne Schwäche, ein Mandat erfüllen werden, dessen Ausführung uns durch Mitarbeiter wie Sie erleichtert wird. Sagen Sie endlich und sagen Sie insbesondere, daß wir gegen Niemand Haß oder Rancune hegen, und daß unsere theuerste Hoffnung darauf gerichtet ist, alle Franzosen brüderlich in einer und derselben Liebe für das Vaterland und die Republik geeint zu sehen."

Diese Ansprache hat in ganz Frankreich lebhaften Widerhall gefunden und wird sicherlich noch lange nachwirken; es wird von großem Vortheile für die republikanischen Einrichtungen sein, daß die Maires nur günstige Eindrücke in die Heimath mitgenommen haben und dort nicht bloß von den Wundern der Weltausstellung berichten, sondern auf Grund eigener, unmittelbarer Wahrnehmungen die Behauptungen widerlegen können, nach denen die französische Republik sich am Abgrunde befinden und dem Sturze nahe sein soll. In der im November zu eröffnenden außerordentlichen parlamentarischen Session werden die Widersacher der bestehenden Einrichtungen allerdings nicht ermangeln, den Feldzug gegen die

Regierung sogleich wieder aufzunehmen. Mit ihnen verbündet werden Méline und Genossen auf dem Plane erscheinen, die es dem Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau und dem socialistischen Handelsminister Millerand nach wie vor nicht verzeihen können, daß Diese und nicht sie selbst mit der Repräsentation Frankreichs während der Weltausstellung betraut waren. An Zündstoff fehlt es jetzt bereits nicht. So wurden in diesen Tagen aus Anlaß der angeblichen Desorganisation der Militärschule von Saint-Cyr scharfe Angriffe gegen das Cabinet, insbesondere gegen den Kriegsminister General André gerichtet. Als seiner Zeit General Gallifet das Portefeuille niederlegte, wurde in den nationalistischen Kreisen die sichere Erwartung gehegt, daß es dem Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau nicht gelingen würde, einen zweiten General zu finden, der bereit wäre, neben einem socialistischen Handelsminister demselben Cabinet anzugehören. Um so größer war daher die Ueberraschung, als nicht bloß in der Persönlichkeit des Generals Brugère ein neuer Generalissimus ernannt wurde, sondern auch General André ohne jedes Bedenken an die Stelle des Generals de Gallifet trat. Der Verlauf der unlängst beendeten großen Manöver in der Beauce, denen zum ersten Male auch wieder deutsche Officiere beiwohnten, hat nach den vorliegenden Berichten überdies gezeigt, daß trotz der Personalveränderungen in den höchsten militärischen Stellen die französische Armee weitere Fortschritte gemacht hat. Es müßte daher seltsam zugehen, falls in der That die wichtige Militärschule von Saint-Cyr, in der die Elite des französischen Officiercorps vorgebildet werden soll, durch einige neue Bestimmungen desorganisirt werden könnte. In einem dem Präsidenten der Republik erstatteten Berichte vom 24. September 1900 schlug der Kriegsminister General André zunächst vor, die Lehrer der Officierschule selbst auszuwählen, ohne, wie bisher, an die Liste der Generalinspectoren oder der comités de l'artillerie et du génie gebunden zu sein. Nicht minder erblickte General André darin eine unzulässige Beschränkung, daß diese Lehrer vorzugsweise der Zahl der ehemaligen Schüler von Saint-Cyr entnommen werden mußten. Der Kriegsminister wollte vielmehr diese Auswahl ohne jede Beschränkung treffen dürfen. Da sich ferner Mißstände daraus ergeben hatten, daß die zukünftigen Cavallerieofficiere von den Officiersaspiranten der Infanterie in der Militärschule streng abgesondert wurden, erachtete General André für angemessen, daß die Ausbildung beider Kategorien zunächst gemeinsam wäre, damit nicht ein dem gesammten Corpsgeiste feindliches, besonderes Standesbewußtsein sich weiter ausprägte. Endlich sollen die Officiersschüler von Saint-Cyr regelmäßig an den Herbstmanövern theilnehmen, um dort gleichsam den Abschluß ihrer militärischen Ausbildung zu erhalten. Jeder unbefangene Beurtheiler muß zugestehen, daß alle diese von dem Präsidenten der Republik in einem Decrete genehmigten Vorschläge durchaus nicht den Charakter einer Desorganisation tragen. Da jedoch gleichzeitig von dreiundsiebzig Lehrern an der Militärschule zweiundzwanzig, also weniger als der dritte Theil, in ihre Regimenter zurück versetzt worden sind, bringt die gesammte clericale, monarchistische und nationalistische Presse das Decret in Zusammenhang mit dem Bestreben, der Annahme des den Kammern unterbreiteten Gesetzentwurfes über die Unterrichtsfreiheit vorzugreifen und bereits jetzt alle Officiere, die ihre Vorbildung nicht auf Staatsschulen, sondern in freien Lehranstalten erhalten haben, zu verdrängen.

Außer der angeblichen „Desorganisation von Saint-Cyr" wird der jüngste Präfectenschub den vereinigten Oppositionsparteien in der Deputirtenkammer als Schlagwort dienen. Auch hier liegt eine starke Uebertreibung von Seiten der Monarchisten und Nationalisten vor, da es sich im Ganzen um die Ernennung von sechs neuen Präfecten und zwölf Unterpräfecten handelt, zu denen dann noch eine Anzahl Generalsecretäre der Präfecturen und Präfecturräthe kommt. Vielmehr muß anerkannt werden, daß das Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand im Gegensatze zu früheren Regierungen sich sehr zurückhaltend gezeigt hat. Allerdings befinden sich unter den in Betracht kommenden Départements die nächst dem Seine-

Département wichtigsten: Rhône und Bouches-du-Rhône, in denen die zweit- und die drittgrößte Stadt Frankreichs, Lyon und Marseille, liegen. Den Angriffen der Opposition gegenüber braucht nun die Regierung einfach darauf hinzuweisen, daß zum Präfecten des Départements Rhône der bisherige Präfect des Pas-de-Calais, Alapetite, ernannt worden ist, der früher bereits Generalsecretär in Lyon war und sich dort in hohem Maße auszeichnete. Was Marseille betrifft, so weist diese Stadt einen socialistischen Maire, Herrn Fleissières, auf. Im Hinblick auf die jüngste Strikebewegung der Schiffsheizer in Marseille, durch die sogar das rechtzeitige Auslaufen der für China bestimmten militärischen Transportdampfer verhindert wurde, würde es sich allerdings empfohlen haben, nach dem Département Bouches-du-Rhône einen energischen Präfecten zu entsenden, der den stark ausgeprägten socialistischen Anwandlungen des Herrn Fleissières ein Paroli zu biegen vermöchte. Deshalb könnte die Ernennung des Präfecten Grimanelli für Marseille nicht unbedenklich erscheinen, da dieser in Saint-Etienne, wo er sich ebenfalls einem Strike gegenüber befand, keine besondere Energie an den Tag gelegt hat. Alle diese Vorgänge werden sehr bald im Parlamente zu lebhaften Erörterungen Anlaß bieten; zieht man ferner in Betracht, daß Gesetzentwürfe wie der über die Unterrichtsfreiheit, sowie der über die Einführung der Einkommensteuer parlamentarische Stürme hervorzurufen drohen, so erhellt ohne Weiteres, daß nach dem „Gottesfrieden“ während der Weltausstellungszeit das Ministerium Waldeck-Rousseau keineswegs auf Rosen wandeln wird.

Literarische Rundschau.

Eros und Psyche.

[Nachdruck untersagt.]

Eros und Psyche. Ein Gedicht von Hans Georg Meyer. Berlin, Karl Siegismund. 1899 und dritte Auflage 1900.

Wenn ich im verflossenen Jahre Berichte über Goethe-Feiern las, die an hundert Orten im Deutschen Reich und außer seinen Grenzen begangen wurden, so gedachte ich Herman Grimm's und der Empfindung, die das Goethe-Jahr und die Art, wie es begangen wurde, in seinem Inneren wach rufen mußten. Und so wird es vielen Anderen auch ergangen sein. Ihn selber, den Goethe-Herold, den geistvollen und beredten, der in dem Aufschließen des Verständnisses für Goethe einen Theil seiner Lebensaufgabe gefunden hat, hielten die Jahre und körperliches Befinden zurück, persönlich hervorzutreten; aber überall schimmerte sein Lebenswerk und seine Gesinnung hindurch, wo die Nation durch den Mund mehr oder minder berufener Redner sich zu ihrem großen Dichter bekannte. Für Herman Grimm war es wie eine Krönung seines Lebens, die Einmüthigkeit der Deutschen auf dem Erdenrunde in der Verehrung Goethe's durch die Feier dieses Jahres bestätigt zu sehen, eine Feier, die in solcher Allgemeinheit und Innigkeit vor fünfzig Jahren noch unmöglich gewesen wäre.

Und so gedenken wir Herman Grimm's auch, wenn wir uns anschicken, einige Zeilen über Hans Georg Meyer's Dichtung „Eros und Psyche" zu schreiben. Sie wäre zu jeder Zeit willkommen gewesen; im Jahre der Goethe-Feier erschien sie wie eine Ergänzung und ein Erforderniß. Sie gehörte mit dazu, sollte Goethe nicht als ein Vergangener, sondern als ein Gegenwärtiger gepriesen werden. Der Beweis war zu liefern, daß Goethe's Art und Kunst noch in unserer Mitte lebendig fortwirke; diesen Beweis geliefert zu haben, ist Hans Georg Meyer's Verdienst, und darum denke ich mir, daß Herman Grimm's Auge mit besonderem Wohlgefallen auf den Blättern geruht hat, auf denen uns der Dichter Eros und Psyche's rührende Geschicke mit ursprünglicher Gestaltungskraft, aber in Goethe'schem Geiste und Goethe'scher Formengebung erzählt hat.

Für die weite Lesewelt ist Hans Georg Meyer ein Neuling. Zwar, erschienen sind Dichtungen von ihm schon vor zehn Jahren: Preußische Festspiele für Schulen (Berlin, R. Springer, 1889); sie haben Beifall gefunden, sind auch öfter aufgeführt worden; aber über den Bereich der Schule, für den sie bestimmt waren, sind sie nicht hinaus gekommen, und sie bezeichnen in der That den Verfasser mehr als Pädagogen denn als Dichter. Als Dichter hat sich Hans Georg Meyer erst vor Kurzem in die Oeffentlichkeit gewagt mit einem Bande lyrischen Inhalts unter dem einfachen Titel „Gedichte" (Berlin, K. Siegismund, 1898),

deren Wirkung gleichfalls auf einen engen Kreis beschränkt geblieben ist. Die Persönlichkeit des Dichters tritt aus ihnen ansprechend und charakteristisch genug hervor. Er ist kein Jüngling mehr. Im französischen Kriege hat er die Waffen getragen, wird also jetzt das fünfzigste Lebensjahr erreicht haben. Von Beruf ist er Pädagoge, Oberlehrer am Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin, seiner Vaterstadt, und für die Liebe zu seinem Beruf, für seine Hingebung an die ihm anvertraute Jugend findet er ergreifende Töne. Er ist viel in der Welt herum gewesen. Als Kriegsmann hat er Frankreich, als sorgloser Wanderer Athen und Florenz, Rom und Syracus gesehen; von den Herrlichkeiten der südlichen Natur, von den Wundern der Kunst, von den großen geschichtlichen Erinnerungen spricht er mit tiefer Ergriffenheit. Aber aufs Innigste bleibt er doch mit seiner Heimath verbunden: für den intimen Reiz märkischer Landschaft und heimischer Lebensformen hat er die wärmste Empfänglichkeit und weiß zu ihrer Schilderung die Farben aufs Glücklichste zu mischen. Die großen Ereignisse und die hohen Gestalten der vaterländischen Geschichte aus den letzten Jahrzehnten bilden den eigentlichen Gehalt seines Lebens, und wo er Kaiser Wilhelm oder Bismarck zu preisen hat, da steht ihm aus begeistertem Herzen stammend der treffendste Ausdruck zu Gebote. Er hat eine reiche Phantasie und eine schöne Gabe der Gestaltung. Er empfindet, er denkt klar und edel. Und ganz ohne Widerhall in der Oeffentlichkeit sind seine Gedichte auch schon bisher nicht geblieben: aber ein tieferer Eindruck auf weitere Kreise ist durch sie nicht erreicht worden; vielleicht fehlt einigermaßen, was für die Lyrik entscheidend ist, die persönliche Note. Was dem Lyriker versagt geblieben wäre, das darf man nun um so reichlicher dem epischen Dichter verheißen.

Hans Georg Meyer hat nach der Legion von Vorgängern den alten wunderbar geheimnißvollen Stoff von Eros und Psyche dichterisch zu bewältigen unternommen. Der Stoff hat ihn getragen, und seine dichterische Persönlichkeit kam dem Stoffe entgegen: so ist es zu einer Leistung gekommen von ungewöhnlichem Werthe. Was den Dichter auszeichnet: Reinheit und Keuschheit der Empfindung, tiefes, inniges Verständniß und Mitgefühl für alles Menschliche, Liebe zu schöner Form und Gabe harmonischer Gestaltung, gründliche classische Bildung und Fülle der Kenntnisse, völliges Verwachsensein mit Stil und Art Homer's unter den Alten, Goethe's unter den Neuen, — gerade dies war erforderlich, um die große Aufgabe zu lösen, an der sich seit drei Jahrhunderten so Viele erprobt haben mit ungleichem, Keiner mit erschöpfendem Erfolge. Marini und Lafontaine, Molière und Paludan-Müller, Ernst Schulze und Hamerling, sie haben Jeder auf seine Weise dem bezaubernden Märchen beizukommen gesucht und gewiß zum Theil reizvolle Werke geschaffen; erst Hans Georg Meyer ist des Stoffes völlig Meister geworden, und in der Form, die er ihr verliehen hat, wird die rührende Erzählung dem deutschen Geiste für immer angeeignet sein.

Der Dichter wollte für die Psychefabel etwa dasselbe leisten, was Goethe für die Sage von Iphigenia mit unvergleichlicher Meisterschaft vollbracht hat. Der Verschiedenheit des Stoffes ihr Recht gewährend, hat er für Eros und Psyche die epische Form gewählt, wie für Iphigenia's Bedrängniß und Rettung die dramatische Entwicklung die angemessene war. Mit kühner Freiheit hat er sich nach Goethe's Vorbild seinem Stoffe schöpferisch gegenüber gestellt, um alle Möglichkeit tiefer poetischer Wirkung, die in ihm lag, aus ihm herauszuholen, und sich nicht gescheut, die alte Ueberlieferung aus der classischen Stimmung in deutsche Gefühlsweise zu übertragen, sie mit modernem Geiste zu durchdringen. So ist er von fern Goethe's Spuren nachgegangen, und wer Goethe liebt, kann diesen Homeriden, der hoffentlich nicht der letzte sein wird, nicht gering schätzen.

Der überlieferte Stoff der Psyche-Fabel ist an sich schon eine der fesselndsten Erscheinungen. Wenn man in der Literaturgeschichte von Wundern reden darf, hier ist ein Wunder geschehen. Der in eitlen rhetorischen Künsten spielerisch sich ergehende Sohn einer sinkenden Zeit, der Afrikaner, der Sophist, fängt bei seinem

Studienaufenthalt in Griechenland ein Kindermärchen auf und bringt es in späten Jahren als Einlage in dem immer verkünstelten, oft überaus unsauberen Romangewebe seiner „Metamorphosen“ an, und damit wird uns das einzige Märchen aus dem zweifellos reichen Schatze des classischen Alterthums erhalten. Es ist aber nicht bloß ein Märchen wie ein anderes; es ist von ganz besonderem, geradezu berückendem Glanze und Reichthum der Motive und der Gestaltung, ein Auszug und Inbegriff alles dessen, was das Märchen seiner Art nach überhaupt zu leisten vermag. In der Form allerdings, in der es uns Apuleius von Madaura erzählt hat, schimmert der ursprüngliche Reiz nur noch durch; um zur reinen Stimmung zu gelangen und die echte Gestalt der wunderlieblichen Geschichte zurückzugewinnen, muß man erst alle Zuthaten des sich geistreich spreizenden afrikanischen Sophisten in Gedanken abziehen und den goldenen Kern aus dem Flittergold der Umhüllung heraus schälen. Aber auch so hat es mit dem Reize seiner Bilder seit den Frühzeiten der Renaissance die Phantasie der Menschen unablässig beschäftigt, die bildenden Künstler und die Dichter, darunter die größten in ihrer Art, zur Nachbildung angeregt und ist ein gemeinsamer Besitz der gebildeten Menschheit geworden. Es ist hier nicht der Ort, über die Geschichte des Märchens und die Meinungen und Auffassungen, zu denen es bei den Neueren Anlaß gegeben hat, im Einzelnen zu berichten. Seit den Arbeiten der Brüder Grimm und Ludwig Friedlaender's lichtvollen Erörterungen im ersten Theil seiner „Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms“ ist es unzweifelhaft geworden, daß die Erzählung, die uns Apuleius überliefert hat, auf der Grundlage eines Märchens aufgebaut ist, dessen einzelne Motive in den Märchen der verschiedensten Völker bis auf den heutigen Tag sich in enger Verwandtschaft lebendig erhalten haben.

Zu dieser ursprünglichen Grundlage ist nun in der Wiedergabe durch Apuleius ein zweites Element hinzu gekommen, das doch nicht ohne Weiteres eine bloße Entstellung genannt werden darf. Die wunderschöne Königstochter, die durch die Uebertretung eines Verbotes den Gemahl verliert und erst nach den härtesten Proben wieder mit ihm vereinigt wird, trägt bei Apuleius den Namen Psyche, und ihr Gemahl wird Cupido genannt. Damit wird das Märchen in die Sphäre der Mythologie erhoben, und die Geschichte wird zur Göttergeschichte. Venus und Ceres und Juno, schließlich der ganze Olymp und der Orkus werden in die Erzählung verflochten, und die allegorische Beziehung auf die Leiden und Prüfungen der Menschenseele, die zum Himmel strebt, wird ahnungsvoll nahegelegt. Die schließliche Wiedervereinigung mit dem Gatten wird zur Aufnahme in den Olymp und zur Vergöttlichung. Es ist immerhin das Wahrscheinlichste, daß diese Umwandelung des ursprünglichen Märchens von Apuleius selbst vorgenommen, nicht schon von ihm vorgefunden worden ist. Aber mit vollem Ernste war er doch nicht dabei, und nur mißverständlich kann man es unternehmen, was doch unmöglich ist, die allegorische Ausdeutung der Erzählung bis in ihre Einzelheiten durchzuführen. Vielmehr macht sich nun bei Apuleius ein drittes Element geltend: die rhetorische Künstelei und das gesuchte Pathos und dann wieder die ironische und parodistische Neigung, die die selbstgefällige Lust an farbenreicher Schilderung muthwillig durchbricht.

So ist die Vorlage beschaffen. Aber durchaus seinen eigenen Weg ist unser Dichter gegangen und hat aus eigenem Vermögen geschaffen. Von den drei Elementen der Erzählung des Apuleius, die wir aufgezeigt haben, hat er nur das dritte völlig fallen gelassen. Von dem rhetorischen Aufputz, von der gespreizten Umständlichkeit wie von der witzelnden und ironischen Manier ist auch die letzte Spur getilgt. Dagegen hat der Dichter den Märchencharakter der Erzählung in wesentlichen Zügen festgehalten und vermöge der schlichten Kindlichkeit, in die er sich nicht erst künstlich zu versetzen brauchte, aus verwandten Motiven des ursprünglichen Märchens die reizvollsten Wirkungen geschöpft. Aber eine höhere, universellere Bedeutung war dem Gedichte doch nur zu gewinnen, wenn auch das

mythologische Element der Erzählung zu voller Geltung kam. Mag es der schönen Fabel ursprünglich fremd gewesen sein und erst aus Apuleius' willkürlicher Erfindung stammen: jedenfalls hatte Dieser damit den Weg gewiesen, einen Reichthum anmuthender Gestalten, tieferer Beziehungen, mannigfacher Geschicke mit der Schlichtheit des Märchens bedeutungsvoll zu verquicken. Er selber hatte die gebotene Gelegenheit nur wenig ausgenützt; um so mehr aber dem auserwählten und berufenen Nacherzähler übrig gelassen. Indem die Geschichte des schönen, hart geprüften Mädchens zur Göttergeschichte wurde, ließ sich der einzelne Vorfall zu einer Bedeutungsfülle steigern, die das gesammte Leben der Götter und Menschen und den geheimnißvollen Sinn alles Geschehens im Himmel und auf Erden ahnungsvoll anklingen macht. Auf diesen Boden der griechischen Götterwelt hat der Dichter sich gestellt.

Da begegnen sie uns wieder, alle die hohen Gestalten, das wunderbare Erzeugniß der in unerschöpflicher Regsamkeit dichtenden und bildenden Phantasie des kunstbegabtesten unter allen Geschlechtern der Erde. Sie treten uns entgegen, von Zeus bis herab zu Pan, die oberen und die unteren Götter, die Gottheiten der Fluren und die der Gewässer, eine ganze reiche Welt von Charakteren mit den sprechenden Zügen, mit denen sie sich der Erinnerung der Menschheit eingeprägt haben, so weit wie die Menschheit sich an den Ueberlieferungen des Hellenenthums genährt und gebildet hat, und es ist nur ein Weiterspinnen der ursprünglichen Natur und Anlage dieser mythischen Gebilde, wenn sie uns in echt menschlicher Gestalt menschliche Antriebe, menschliche Handlungen und Geschicke darstellen, die doch zugleich in göttlicher Höhe sich halten und über den Zufall der Einzelheit hinaus das Ewige, das Typische, das Allumfassende vergegenwärtigen. Alle Motive des Gedichtes könnten wie ein Nachklang antiker Dichtung erscheinen; gerade so haben auch die Alten das Göttliche und das Menschliche aufs Engste mit einander verflochten: dennoch, hier weht ein anderer Geist, und ohne irgendwie zu befremden oder den einheitlichen Eindruck zu stören, liegt über dem Ganzen der goldene Glanz einer neuen Welt und einer vertieften Empfindungsweise, die die plastische Greifbarkeit jener Gestalten mit den Strömen eines unendlich bereicherten Lebens durchdringt.

Es verbietet sich von selber, in alle Einzelheiten der Erfindung, mit denen der moderne Dichter den alten Stoff erweitert oder verkürzt, vereinfacht oder verwickelt hat, näher einzugehen. Nur auf zwei Punkte wollen wir aufmerksam machen, in denen die dichterische Intention sich am augenscheinlichsten kennzeichnet, auf den Anfang des Gedichtes und auf seinen Abschluß.

Den Erfordernissen epischer Composition nachgebend, verläßt der Dichter die schlichte Erzählungsweise des Märchens und versetzt uns von vorn herein mitten in den Gang der Ereignisse. Wir begegnen der holden Gestalt der Psyche gleich im Anfang, wie sie im Zustande tiefsten Leidens, auf der Wanderung, um die zweite der ihr auferlegten schweren Proben zu bestehen, erschöpft zusammensinkt. Und da unternimmt nun der Dichter ein Wagniß. Mit kühner Erfindung versetzt er uns in die nordische Welt, unter Menschen germanischen Stammes. Mit einem Schlag ist dadurch der Psychefabel ein unermeßlich erweiterter Schauplatz verliehen. Zwei Weltalter und zwei grundverschiedene Lebensformen sind in unmittelbare Berührung gebracht. Naturumgebung, Sitten, Empfindungsweise, Festfeier zeigen auf eine veränderte Welt hin, die zu der hellenischen Antike in vollem Gegensatze steht, und leise und unaufdringlich klingt in dem Namen Beate, der Tochter des Fischers Beda, der sich am Ufer des großen Stromes, wo derselbe aus dem Hochgebirge hervor tritt und sich der Ebene zuwendet, seine Hütte gebaut hat, ein christliches Element an. In wenigen Zügen ist hier ein volles Bild germanischen Lebens gezeichnet: der wackere Beda, sein Sohn Wolf und seine Tochter, eine greise Mutter, die Nachbarn, die herein wirkende Gestalt der früh verstorbenen Gemahlin des Fischers, — das Alles zaubert uns die Grundelemente germanischen Lebens vor

Augen und versetzt uns auf den Boden verklärter heimischer Anschauung. Psyche's Vorgeschichte erfahren wir dann theils aus der Mittheilung, die sie der greisen Mutter macht, theils aus dem Munde der Mutter selbst, die ihren Enkelkindern erzählt, was über Psyche's Geschick in diese entlegenen nordischen Gefilde gedrungen ist. So ist von vorn herein der Hintergrund der Fabel geistvoll erweitert und eine Hindeutung gewonnen auf die umfassende Entwicklung, die der Dichter dem Stoffe zu verleihen beabsichtigt.

Eine entscheidende Umwandlung der überlieferten Fabel bringt dann auf Grund dieser Vorbereitung der Abschluß des Ganzen. Beda hat der leidenden Psyche hülfreich die Lösung der ihr gestellten Aufgaben erleichtert. Venus aber bleibt unversöhnt; Zeus dagegen will auf Eros', des treu liebenden Gatten, Bitte der in allen Proben standhaft bewährten Psyche die Aufnahme in den Olymp gewähren. Aber seinen Willen bindet das Schicksal. Nach dem ewigen Gesetze, dem auch die Götter unterliegen, muß Psyche, ehe der Olymp sie gastlich umfängt, zuvor in die Tiefe der Nacht hinab steigen und aus Persephone's Becher am stygischen Fluß die düstere Welle trinken. Der Sterbliche, der vom eisigen Strome trinkt — so erklärt Zeus — wird zum Gott; der Gott dagegen wird Mensch, wenn ihm dies Wasser die Lippe netzt. Da Zeus' Wille unerschütterlich feststeht, so beschließt Eros, um der geliebten Psyche dies Schreckliche, Letzte zu ersparen, selber hinab zu steigen und das bittere Wasser der Styx zu trinken. Aus Liebe verzichtet er auf den Olymp und sein göttliches Recht; um der Geliebten willen wird er Mensch und vereinigt sich mit ihr auf ewig. Schon hat Psyche den furchtbaren Weg zum Hades vollendet; sie hat von Persephone den heiligen Becher empfangen und ihn mitten im Grausen der Unterwelt mit dem eisigen Naß gefüllt. Da, als sie ihn eben an die Lippen führen will —

— Da rauschten die Lüfte,
Da ward himmlisches Licht, als bräche die Sonne, gewaltig
Strömend, herein in das untere Reich. Da stand der Geliebte
Ihr zur Seite, der Gott, der Gemahl, der Ersehnte, der Treue.
Eros nahm ihr sanft von der Lippe den Trank, umfing sie
Lautlos, Aug' in Auge gesenkt, und küßte sie lange;
Dann mit göttlicher Kraft die selig Sinkende haltend,
Zog er sie fest und fester ans Herz und leerte den Becher.

Nicht mit der Apotheose der liebenden Sterblichen — mit der Menschwerdung des liebenden Gottes schließt das Gedicht.

Die Geschichte, wie sie uns der Dichter erzählt, ist nur als menschliche Geschichte gedacht, wenn auch unter Göttergestalten verlaufend, und rein als solche ist sie ergreifend genug. Sie bedarf der allegorischen Ausbeutung nicht, um durchaus poetisch zu wirken. Dennoch fließt ihr eine verstärkte Macht über unser Herz zu aus dem weiten Gesichtskreis, den sie dem empfänglichen Sinne eröffnet. Was wir zunächst vor uns haben, ist das uralte poetische Motiv von den Liebenden, die durch den unversöhnlichen Haß und Neid der Anderen aus einander gehalten und an ihrer Wiedervereinigung gehindert werden, aber treu bis in den Tod alle Widerstände überwinden. Hier ist es die Göttin, des Gatten Mutter, die aus unbesiegbarer Abneigung gegen die gemeine Verwandtschaft eher den Untergang des sich in Sehnsucht verzehrenden Sohnes hinnehmen als in dem sterblichen Mädchen ihre rechtmäßige Schwiegertochter anerkennen will. Psyche's standhafter Muth und ausharrende Liebe, die sich den schwersten Proben, auch den Schrecken der Unterwelt, gewachsen zeigt, und die unerschütterliche Gattentreue des Eros, der auf das scheinbar seligste Loos verzichtet, um in der Vereinigung mit der Geliebten die wahre Seligkeit zu finden, sind rührende und begeisternde Bilder reinster, sittlicher Idealität, die sich leidend und thätig einer Welt zum Trotze behauptet, als solche allgemein verständlich und in ihrer dichterischen Wirkung von aller Besonderheit der Umgebung unabhängig. Aber nun kommt dazu, daß diese sittliche

Idealität sich abhebt von allem Glanze und von der strahlenden Herrlichkeit des Olymps, daß das in den prachtvollsten Farben geschilderte Reich der Aphrodite zugleich als die typische Heimath der Weltlichkeit der Gesinnung und seine bezaubernde sinnliche Schönheit als die Stätte der Selbstsucht erscheint, die, nur auf Lust und Genuß gerichtet, den Adel der Gesinnung mit gehässiger Leidenschaft mißachtet und verfolgt. Es ist die heidnische Weltlust selbst, die sich in der Gestalt der Göttin verkörpert; ihr tritt das Ideal reiner Hingebung und selbstverleugnender Liebe gegenüber; es findet unter den olympischen Göttern selber bei Demeter und Dionysos und auch bei Zeus Verständniß und theilnehmendes Mitgefühl. Das hellenische Heidenthum löst sich innerlich auf; von der Gewalt der Liebe bezwungen, reißt sich Eros von dem ganzen olympischen Wesen los, und der Gott wird Mensch. Es ist nur ein bescheidener Anklang, wenn Eros zu Dionysos spricht:

„Laß mich, Bruder, hinab zu der Kühle des Quells; mich dürstet";

aber er wirkt vernehmlich genug. Das christliche Lebensideal verdrängt den äußeren Glanz der Weltlichkeit; das olympische Leben erscheint nicht mehr beneidenswerth; „in der Nacht der Vernichtung leuchtet die Wonne der Wiedergeburt und des ewigen Werdens".

So viel glaubten wir ausführen zu müssen, um anzudeuten, in wie umfassendem Sinne sich der Dichter seine Aufgabe gestellt hat. Wir wollen nur noch in aller Kürze auf die hohe Meisterschaft der poetischen Form hinweisen, die, der reinen Idealität des Gehaltes den völlig entsprechenden Ausdruck verleihend, sich zunächst in dem großen Aufbau des Ganzen und in der Durchsichtigkeit und weisen Anlage der Composition erweist. Sicher ist der epische Ton ruhiger Objectivität angeschlagen und festgehalten; die Klarheit der Linienführung erreicht eine Abrundung, die an plastische Bildnerkunst erinnert. Nirgends ist auf äußerliche Effecte hingearbeitet, aber die Kunst der Contrastirung ergibt von selber die tiefsten Wirkungen, und die geschickte Vorbereitung hindert nicht, sondern verstärkt den überraschenden Eindruck großer Wendungen. Wie durch ein inneres Gesetz der Nothwendigkeit schließt sich Gestalt an Gestalt, Handlung an Handlung. Ueberall wirkt der Dichter mit den schlichtesten Mitteln; nirgends ein prunkendes Wort, ein pathetischer Ausbruch; die tiefste Wirkung liegt in der Sache. Die Behandlung der Sprache ist mustergültig, rein und krystallhell fließt sie dahin, und was von der Sprache, das gilt auch vom Vers. Der Dichter bewegt sich im epischen Hexameter, als wäre er das ursprünglichste und geeignetste Versmaß für deutsche Sprache; der letzte Rest von Fremdartigkeit ist getilgt; ein einziger Strom harmonischen Wohllauts, zwanglos-schlicht, einfältig und doch reich, ergießt sich vom Anfang bis zum Ende.

Wird sich das Werk, das nun schon, kaum ein Jahr nach seinem Erscheinen, eine größere Gemeinde um sich gesammelt hat, dauernd in Geltung erhalten? Von den weitaus überwiegenden poetischen Tendenzen des Zeitalters liegt es fern ab; eine gewisse ausschließende Vornehmheit hoch gesteigerter Bildung, ja Gelehrsamkeit in Gesinnung und Ausdruck scheint ihm den weiten Markt zu verschließen. Indessen, gerade der offen bekannte Gegensatz gegen das, was den Vordergrund im Gesichtskreise der Heutigen bildet, könnte dem Gedichte auch wieder zum Vortheil gereichen, und schließlich, die deutsche Nation wird doch die Nation Goethe's, ihre Bildung die Goethe'sche Bildung bleiben. Uns ist es ein Glück und eine Verjüngung gewesen, uns mit diesem Werke zu beschäftigen. Wir haben viel an ihm gelobt und unserer Bewunderung für das Talent des Dichters einen unumwundenen Ausdruck gegeben. Was könnten wir uns Besseres wünschen, als daß Viele sich von uns zur Bekanntschaft mit dem Gedichte anregen ließen, und daß Diese finden möchten, wir hätten nicht zu viel gelobt, nicht über Gebühr und nur nach Recht und gesundem Maß einem zeitgenössischen Werke die Würdigkeit zugesprochen, neben Goethe und als ein Nachklang seiner Kunst genannt zu werden?

Adolf Lasson.

Ueber den Versuch einer Culturphilosophie.

[Nachdruck untersagt.]

An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Culturphilosophie. Von Ludwig Stein. Freiburg i. Br., J. B. C. Mohr (Paul Siebeck). 1899.

Das Buch bilden zwanzig Essays aus der Geschichte der Philosophie und der Socialphilosophie; zum Theil sind sie historisch, dem Rückblick auf die Vergangenheit geltend, theils systematisch, den Ausblick auf die Zukunft eröffnend: die historischen dienen dem Nachweise der ununterbrochenen Continuität unseres Cultursystems, die systematischen dem Zwecke, die Ziele dieses Cultursystems zu definiren. Der einleitende Aufsatz „An der Wende des Jahrhunderts" sucht die Berechtigung einer Bilanz am Schlusse des Säculums zu begründen. In den Tendenzen der Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts liegen punctirt die Aufgaben des zwanzigsten enthalten. So wie die Natur von einem Streben (von K. v. Baer „Zielstrebigkeit" genannt), einem Conatus geleitet wird, so gibt es auch einen Conatus in der Geschichte: dieser Conatus besteht in dem continuirlichen Aufstieg des Menschengeschlechtes zu immer bewußterer, d. h. zweckmäßigerer Gestaltung der Formen des Zusammenlebens. Der Conatus in der Natur ist Gegenstand der Metaphysik oder, so weit auch die anorganische Natur mit zwecksetzenden Tendenzen gedacht wird, der transcendentalen Teleologie; für uns gilt nur eine immanente Teleologie. — Die socialphilosophisch verstandene Geschichte des Menschengeschlechtes ist eine Geschichte der Ausbildung unserer intellectuellen Waffen zur Sicherung der menschlichen Oberherrschaft auf unserem Planeten; die Tactik dieses Kampfes ist: immer größere Anpassung menschlicher Willenshandlungen an ihre Zwecke, ein immer proportionirteres Verhältniß zwischen Energieverbrauch und jeweiligem Zweck. Das letzte Ideal dieser Kampfesmethode ist die restlose Durchführung des Princips des kleinsten Kraftmaßes im Geistigen, d. h. ein vollkommen adäquates Anpassen von Kraftverbrauch und Zielsetzung, von Mittel und Zweck. Gelingt es, die Entwicklungslinien der Menschheitsgeschichte in ihrer continuirlichen Zielstrebigkeit bloßzulegen, so ergeben sich daraus Maßstäbe für die Beurtheilung der Zukunft. — Stein führt die Uebertragung des Darwin-Spencer'schen Evolutionsprincips auf die geistigen Erscheinungen consequent durch: in der Psychologie vertritt er einen Intellectualismus, dem zu folge er die Bildung des Intellects — ebenso wie die aller übrigen Functionen und Fertigkeiten des menschlichen Organismus — durch Selection und Vererbung erklärt. Wie alle Thiere im Kampfe um die Existenz ihre Functionen den Bedürfnissen entsprechend abändern und ausbilden, so hat die Empfindungsfähigkeit der thierischen Zelle durch ihre accumulirte Function im Gehirn sich im Centralnervensystem allmählich ihr Organ, den Intellect, geschaffen. Im Kampf ums Dasein erzeugt das Gehirn eben vornehmlich solche Vorstellungen, welche ihm diesen Kampf erleichtern: die Nützlichkeit des Erkennens erzeugt zugleich für uns die Gegenstände des Erkennens. — Als Correlat zu der Darwin-Spencer'schen Methode ergibt sich für Stein ein evolutionistischer Kriticismus: das ist eine Ineinsbildung von Kant's Kriticismus und Darwin's Evolutionismus: durch den evolutionistischen Kriticismus wird nach Stein der Streit zwischen Nativismus und Empirismus zur Lösung gebracht: der Empirismus gilt für den Naturmenschen, der Nativismus für den Culturmenschen. Der Urmensch erwirbt alle Anschauungsformen an der Hand der rohesten Erfahrungen, der Culturmensch findet in seinem Gehirn die Dispositionen zu Vorstellungen und ihren Verbindungen als vererbte Associationsbahnen vor. Dem Culturmenschen sind nicht etwa die Vorstellungen, sondern nur die Functionen angeboren, hinein gezüchtet. Trotz dieses psychophysischen Evolutionismus, dem gemäß sich Gehirn und Intellect parallel ständig forterzeugen und ausgestalten, hält Stein doch an dem kantischen Kriticis-

mus fest, nach welchem Raum, Zeit und Kategorien nur subjective Interpretationsformen sind: Naturgesetze sind also nur Denkgesetze, psychischer Zwang, die Mannigfaltigkeit des Erscheinenden unter eine bestimmte Interpretationsform zu subsumiren; in der Denknothwendigkeit der Naturgesetze liegt ihre Allgemeingültigkeit, ihre objective Geltung. Vermöge unserer constanten Interpretationsformen — Naturgesetze geheißen — berechnen wir Zusammenhänge, die sich erst einstellen werden. Unsere Ueberlegenheit ist doppelt: die rückwärts gekehrte Interpretation, die Geschichte, lehrt uns die Vergangenheit überschauen, die vorwärts gerichtete, die Naturinterpretation, die Zukunft voraussehen, nach dem Worte Comte's „voir pour prévoir". Vermittelst dieser doppelten Interpretationsformen haben wir die Weltherrschaft in unsere Hände bekommen. Fragen wir am Ende des Jahrhunderts: Wohin treibt diese Evolution? Wohin tendirt der Conatus der Geschichte? Die Antwort gibt Stein mit Hülfe einer biologischen Analogie und gelangt zu dem Resultate eines consequenten Evolutionismus, dem zu folge die Entwicklung nicht Auswicklung präformirter Zustände, sondern Zustandsänderung, Anderssein ist. Wir verändern uns ständig, auch seelisch, aber nicht nach einer transcendentalen, sondern nach einer immanenten Teleologie. Wir passen uns immer vollkommener — auch seelisch — den äußeren Daseinsbedingungen an. Heißt Leben sich Zwecken anpassen, so bejahen wir das Leben in seiner höchsten Energieform nur dann, wenn wir unsere Schicksale bewußt in unsere Arme nehmen . . . Lebensbejahung unseres Cultursystems bedeutet planmäßige Inangriffnahme der Auftheilung unseres Planeten unter die Glieder unseres Cultursystems, um die endgültige Weltherrschaft schon im zwanzigsten Jahrhundert anzubahnen.

Dies in knappen Umrissen der Gedankengang des geistvollen und sinnreichen Einleitungsessays. Von dem übrigen Inhalte des Buches kann hier nur eine ganz flüchtige Skizze — und auch diese nur unvollständig — gegeben werden. In dem Aufsatz: „Das Princip der Entwicklung in der Geistesgeschichte" wird gezeigt, daß das Princip der Causalität, wie es Buckle für die Menschheitsentwicklung statuirt hat, nicht genügt, sondern bloß ein Moment der Entwicklung ist; durch Hinzufügung des Darwin'schen Gesetzes vom Kampf ums Dasein, vom Ueberleben des Passendsten wird dem Causalitätsbegriff das teleologische Moment beigefügt. Causalität der Geistesgeschichte ist mit anderen Worten Continuität. In einem anderen Essay „Ein typisches Beispiel von logischer Continuität in der Geistesgeschichte" beweist Stein seine Behauptung speciell an der Geschichte des Problems der Willensfreiheit und des Determinismus. In dem Aufsatz „Die menschliche Gesellschaft als philosophisches Problem" wird gezeigt, daß, so wie es in allem kosmischen und biologischen Geschehen einen Rhythmus gibt, auch im socialen Zusammenleben ein rhythmisches Princip zu beobachten sei: aber jener Rhythmus sei constant, dieser variabel, jener ergebe eine Kreisbewegung, dieser eine Spirale: wir gehen also nicht mit Schopenhauer, der allen Fortschritt leugnet und ein stationäres Einerlei oder einen Kreislauf behauptet, sondern mit Leibnizens „inclinata resurget", dem Symbol der Spirale. Wir drehen uns nicht im Kreise; wenn wir nach Jahrtausenden zu denselben Problemen zurückkehren, so denken wir doch diese Probleme mit neuen Gedanken durch. Der Schlußaufsatz: „Die politischen und socialen Aufgaben des zwanzigsten Jahrhunderts" enthält eine Analyse des gesammten sociologischen Fragencomplexes, eine Darlegung der Gefahren, die den Germanen, den präsumptiven Führern der Weltpolitik, erwachsen können, und culminirt in dem gedankenreich begründeten Rufe nach socialer Aufklärung. — Das Buch faßt eine ganze Welt philosophischer Speculation in streng wissenschaftlicher und doch für jeden Gebildeten verständlicher Form zusammen.

Prag. Eugen Holzner.

αμ. **Griechische Tragödien.** Uebersetzt von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf. Zweiter Band: Orestie. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1900.

Beim Erscheinen des ersten Bandes von Wilamowitz' Uebersetzungen griechischer Tragödien wurden ihre Eigenart und ihre hohen Vorzüge in dieser Zeitschrift gewürdigt. Alle diese Vorzüge sind auch dem zweiten Bande eigen, der eines der herrlichsten Meisterwerke der griechischen Bühne, die einzige vollständig erhaltene Trilogie, die „Orestie" des Aischylos, dem deutschen Leser zugänglich macht. Das erste Stück der Trilogie, den „Agamemnon", hat Wilamowitz schon im Jahre 1885 in deutscher Uebersetzung mit gegenüber gedrucktem griechischen Text erscheinen lassen. Die jetzige Uebersetzung ist aus der alten durch gewissenhafte Nachprüfung hervorgegangen und an Treue und Formenreinheit vielfach vervollkommnet. Auch das zweite Stück, „Das Opfer am Grabe" (Choephoren), war schon früher (1896) griechisch und deutsch mit Einleitung und philologischem Commentar erschienen, während das dritte, „Die Eumeniden" (Wilamowitz nennt es „Die Versöhnung"), hier zum ersten Male in seiner Uebersetzung in die Oeffentlichkeit tritt. Wer aus Freundschaft oder Feindschaft seine Vorstellung vom griechischen Drama zu verdeutlichen und zu berichtigen strebt, greife zu keiner anderen Uebersetzung als zu dieser. — Wie im ersten Bande, so ist auch hier jedem der drei Stücke eine besondere Einleitung voraus geschickt. In ihnen sucht Wilamowitz weniger die künstlerische Seite dieser Dichtungen als ihren religiösen und sittlichen Inhalt verständlich zu machen. Er faßt den Dichter als Lehrer seines Volkes, als religiösen und sittlichen Propheten. Damit hängt es zusammen, daß er weit ausholend die geschichtliche Entwicklung der für diese Dichtung wichtigen sittlich-religiösen Anschauungen bei den Griechen darstellt, um zu zeigen, an welchem Punkte der Dichter in diese Entwicklung eingreift, was für ihn als Thatsache des allgemeinen sittlichen Bewußtseins gegeben war, und welche Fortschritte darin er selbst erstrebte und erreichte. So werden z. B. die Probleme von der menschlichen Freiheit, von der Ahndung vergossenen Blutes (private Blutrache und staatliches Blutrecht), von dem Verhältniß der göttlichen Wesen zur Menschenwelt durch alle Stadien der griechischen Cultur- und Religionsgeschichte bis auf Aischylos verfolgt. Mögen diese tiefgehenden Betrachtungen recht viele verständnißvolle Leser finden, denen sie das Werk des Dichters auch als culturgeschichtliches Monument begreiflich machen und zu dem Genuß hoher Poesie einen Gewinn an culturgeschichtlicher Einsicht fügen werden.

πρ. **Vorreden zu classischen Werken der Mechanik:** Galilei, Newton, d'Alembert, Lagrange, Kirchhoff, Hertz, Helmholtz. Uebersetzt und herausgegeben von Mitgliedern der philosophischen Gesellschaft an der Universität zu Wien. Leipzig, C. E. M. Pfeffer. 1899.

Vorreden haben in der Regel etwas von den Worten der Genesis an sich: „Und Gott sahe an Alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut." Die kleinsten Gelehrten entwickeln hier oft einen recht ansehnlichen Stolz, den man nicht allzu streng wird beurtheilen dürfen. Wissenschaftliche Untersuchungen verlangen eine so grausame Selbstverleugnung, der Autor muß sich während des ganzen Vorganges so bescheiden hinter den Coulissen halten, daß man sein Bedürfniß sehr wohl begreift, mindestens einmal am Schluß an den Vorhang zu treten und alles Licht auf seine eigene Person fallen zu lassen. Der Stolz der Vorrede ist menschlich, und da alles Menschliche eine gewisse Berechtigung hat, werden wir einen Gelehrten nicht deshalb niedriger einschätzen dürfen, wenn er von seinen Vorrechten selbst in ausgiebigem Maße Gebrauch macht. Welche Achtung, welche Ehrfurcht aber werden wir vor den Männern der Wissenschaft empfinden, die sich freiwillig ihres Vorrechtes begeben, die die Gelegenheit zu einem letzten Worte nur dazu benutzen, das selbstlos Erforschte und selbstlos Gefundene noch einmal zusammen zu fassen! Das ist der Grundzug der im vorliegenden Buche gesammelten „Vorreden und Einleitungen zu classischen Werken der Mechanik". Die größten Physiker von Galilei bis Helmholtz kommen hier zu Worte, von geistigen Entdeckungen gewaltigster Art ist die Rede — und nicht ein Wort der Selbstüberhebung! Alle diese Vorreden sind nichts als ein letzter Versuch der Autoren, die in ihren Büchern niedergelegten wissenschaftlichen Dinge auf die kürzeste Formel zu bringen. An keiner Stelle wird überlegen von den Werken der Vorgänger gesprochen, klar und unbarmherzig aber oft das dargelegt, was noch zu leisten bleibt. Wie gewaltig muß die Wissenschaft sein, die ihre Männer über ein Vierteljahrtausend hinweg so einheitlich zu discipliniren vermochte! Die sich häufenden Erfindungen der modernen Technik überraschen uns wie überirdische Wunder: die schlichten Vorreden dieses Buches geben uns eine Ahnung davon, wie das Wunder möglich ward.

δr. **Beiträge zur preußischen Handwerkerpolitik** vom Allgemeinen Landrecht bis zur Allgemeinen Gewerbeordnung von 1845. Von Hugo Roehl. (Bd. XVII Heft 4 der Staats- und socialwissenschaftl. Forschungen von Gustav Schmoller.) Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Es ist erfreulich, daß Schmoller es immer wieder versteht, junge Kräfte für die historische Behandlung moderner, tief in unser öffentliches Leben eingreifender Fragen heranzuziehen. Das vorliegende Buch behandelt in rein objectiver Weise auf Grund des Quellenmaterials eine wichtige Epoche der preußischen Handwerkerpolitik, von 1780 anfangend bis zur Gewerbeordnung von 1845, die bis auf unsere Tage von bestimmendem Einfluß auf die preußische Gewerbegesetzgebung geblieben ist.

gl. **Louis II de Bavière.** Par Jacques Bainville. Paris, Librairie académique Perrin et Cie. 1900.

Diese französische Darstellung der Persönlichkeit und der Regierung König Ludwig's II. von Bayern hat die besten deutschen vorhandenen Quellen für das Lebensbild des unglücklichen Fürsten benutzt, und alles Unwürdige, so weit die Zusammenstellung derselben in Betracht kommt, vermieden. Dafür sei dem Verfasser die verdiente Anerkennung gezollt. Die wahre und eigentliche Geschichte der Vorgänge zu Versailles 1870/71 ist ihm unbekannt geblieben, ebenso die der Ereignisse, welche sich zu Hohenschwangau, vor der Wegführung des Monarchen nach Schloß Berg am Starnberger See abspielten. Ganz falsch und im höchsten Grade ungerecht ist sein Urtheil über die Persönlichkeit des vortrefflichen, wahrhaft milden und gütigen Prinz-Regenten Luitpold von Bayern (S. 274); ebenso falsch das über Justus von Liebig, der „un pesant utilitaire, grossier et solennel" genannt wird (S. 18). Das Münchener Bürgerthum, das als „das einfältigste und denkbar schwerfälligste" bezeichnet ist, das bayerische Volk, „diese aller künstlerischen Begabung baren, ihrer Könige unwürdigen Biertrinker", können sich für die ihnen gemachten Complimente schönstens bedanken. Wogegen bei der im Ganzen zutreffenden Charakteristik des Königs selbst die Thatsache von Herrn Bainville im Auge behalten worden ist, daß von Anfang an ein pathologischer Fall vorlag und die der historischen Darstellung gesetzten Normen auf Ludwig II. in Folge dessen nicht anwendbar sind.

βλ. **Der Reformkatholicismus.** Von Josef Müller, Dr. der Philosophie. Erster Theil: Die wissenschaftliche Reform. Zweiter Theil: Die praktischen Reformen. Für die Gebildeten aller Bekenntnisse. Zürich, C. Schmidt. 1899.

Das Problem, welches Dr. Müller gewandt und energisch behandelt, ist nach seinen großen Linien dasselbe, welches Professor Schell sich stellte, und die vorliegende Schrift liefert einen neuen Beweis dafür, daß Sein oder Nichtsein der wissenschaftlichen Zukunft des Katholicismus durch Bannflüche römischer Congregationen nicht aus der Welt geschafft werden kann, ob nun diese Welt, nach Cardinal Newman's vor Kurzem veröffentlichter Meinungsäußerung, „innerhalb oder außerhalb der Kirche in Betracht kommt". (Contemporary Review, September 1899: Mozley: „Five Letters of Cardinal Newman"). Die Frage, welche allen Anhängern des kirchlichen Reformgedankens sich aufdrängt, ist in der Hauptsache diese: auf welche Gründe die geringere Leistungsfähigkeit der Katholiken auf intellectuellem Gebiete zurückzuführen sei? Uebereinstimmend lautet ihre Antwort, die größte Schuld daran treffe die Vertreter einer minderwerthigen, in veraltete Schablonen und überwundene Formen gebannten romanischen Cultur, deren Hauptträger die curialistischen Scholastiker und dominirenden Führer des Jesuitenordens sind. Gelingt es nicht, dieses System zu brechen, ist die nächste Folge, in absehbarer Zeit, die Zerstörung der katholischen theologischen Facultäten auf den deutschen Hochschulen. Es hieße mit Worten spielen, wollte man nicht eingestehen, daß die katholische Theologie in Deutschland thatsächlich um ihr Leben kämpft. Unter welchen erschwerenden Umständen, hat Dr. Müller im zweiten Theil des „Reformkatholicismus" und im Anschluß an die Ausführungen des Professors Schell aufs Nachdrücklichste gezeigt. Die von ihm angeführten Worte Delbrück's u. A., bei Gelegenheit des Vorschlages, die katholischen Facultäten einfach aufzuheben, sollten ihren römischen Feinden zu denken geben. Sie lauten: „Warum sollten wir den Gegnern Mittel zu ihrer Vervollkommnung bieten? Nur durch einige Namen wird die Brücke mit der modernen Wissenschaft nothdürftig noch erhalten. Brechen wir sie ganz ab! Sie sollen in ihrer Inferiorität ersticken." Bevor es dahin kommt, wird die germanische Katholicität doch noch ein Wort zu sagen haben. Es mehren sich die Anzeichen, daß es bald und nachdrücklich geschehen dürfte. Seit dem Erscheinen der hier erwähnten Schrift ist die katholische öffentliche Meinung Englands durch den Bund der Clericalen mit den militärischen und reactionären Elementen Frankreichs in der Dreyfus-Angelegenheit aufs Tiefste erregt worden. Monate lang brachten die „Times" fast täglich briefliche Aufforderungen englischer Katholiken an das Haupt der Hierarchie, Cardinal Vaughan, gegen das System von Lügen und Fälschungen sich zu erklären, das vornehmlich von der mit allen möglichen kirchlichen Approbationen versehenen clericalen Zeitung „La Croix" unterstützt wird. Des Cardinals begütigende, die Schwierigkeit umgehende Antwort hat seine Correspondenten nicht befriedigt. Am 17. October v. J. schrieb Professor St. G. Mivart, ein ganz hervorragender Biologe und gelehrter Schriftsteller, wörtlich: „Die römischen Congregationen sind aus Leuten zusammengesetzt, die Alles erreicht haben, was Menschen zumeist begehren, Einfluß, Macht und die Mittel und Wege, die dazu führen. Zweifelsohne sind unter ihnen heilige, vortreffliche, von den besten Absichten beseelte Männer. Aber es ist natürlich, daß die Curialisten als Körperschaft Himmel und Erde in Bewegung setzen, um die errungenen Vortheile zu retten. Ich bin jedoch der Meinung, ihre dogmatisirende Herrschaft eile dem Ende entgegen ... Während einer kürzlich überstandenen Krankheit las ich Creighton's, Pastor's und Ranke's Päpste. Wo möglich noch mehr als die Gleichgültigkeit der römischen Curie für Wahrheit, Gerechtigkeit und Religion frappirt mich ihre erschreckende, offenkundige Thorheit." Wäre Aussicht vorhanden, sagt Mivart, durch Vorstellungen bei der Autorität schleunige und durchgreifende Abhülfe zu erreichen, so hätte er sich nicht an die Oeffentlichkeit gewendet. Man würde sich einer großen Täuschung hingeben, glaubte man, daß es englischen Katholiken mit dem Appell an dieselbe nicht Ernst oder daß sie gesonnen seien, ihre Stellung innerhalb der Nation, ihre religiösen Ueberzeugungen und Ideale widerstandslos zu opfern.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. October zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alte Meister. Eine Sammlung von Perlen der europäischen Gemeindegalerien in farbiger, originalgetreuer Wiedergabe. Erste und zweite Lieferung. Leipzig und Berlin, E. A. Seemann.

Armee und Marine. — Illustrirte Wochenschrift. Erster Jahrgang, erstes und zweites Heft. Berlin, Boll & Pickardt.

Baer. — Eine beschränkte Frau. Tragikomödie an einem Tage und in drei Acten. Von Julius Baer. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Bernhard. — Ein Gottesmann. Roman in zwei Bänden von Marie Bernhard. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Bewer. — Ein Goethe-Preis. Von Max Bewer. Dritte Auflage. Dresden, Verlag der Druckerei Glöß. 1900.

Bismarck's äußere Erscheinung in Wort und Bild. Neunzig Bismarck-Bildnisse nach den Originalaufnahmen nebst Verzeichniß einer Sammlung von Bismarck-Photographien. Herausgegeben von Graf Yorck von Wartenburg. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Bleibtreu. — Orleans. Von Carl Bleibtreu. Illustrirt von Chr. Speyer. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Bourget. — Oeuvres complètes de Paul Bourget. Romans I. Paris, Librairie Plon. 1900.

Burggraf. — Schiller's Frauengestalten von Julius Burggraf. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. 1900.

China. Karte von Ostchina mit Specialdarstellung der Provinzen Tschili und Schantung, des unteren Peiholaufes, sowie Plänen von Peking, Tientsin, Taku, Tsingtau, Schanghai, Kanton und Hongkong. Bearbeitet von P. Krauss. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1900.

Dahn. — Am Hof Herrn Karls. Vier Erzählungen von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Dahn. — Felix Dahn's Gedichte. Auswahl des Verfassers. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Denis. — Histoire contemporaine. Par Samuel Denis. Tome troisième. Paris, Librairie Plon. 1900.

Diederich. — Alphonse Daudet, sein Leben und seine Werke. Von C. Diederich. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1900.

Doeberl. — Bayern und Frankreich. Vornehmlich unter Kurfürst Ferdinand Maria. Von M. Doeberl. München, Carl Haushalter. 1900.

Ebner-Eschenbach. — Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Ebner-Eschenbach. — Lotti die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Vierte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Ebner-Eschenbach. — Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Euling. — Studien über Heinrich Kaufringer. Von Karl Euling. Breslau, M. & S. Marcus. 1900.

Federn. — Neun Essays. Von Karl Federn. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Frimmel. — Die modernsten bildenden Künste und die Kunstphilosophie. Von Th. v. Frimmel. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1900.

Frapan. — Wehrlose. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Geiger. — Das junge Deutschland und die preußische Censur. Nach ungedruckten archivalischen Quellen von Ludwig Geiger. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Goethe. — Faust. Von Goethe. Erster und zweiter Theil. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. 1900.

Goette. — König Heinrich der Vierte. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Goette. Braunschweig und Leipzig, Richard Sattler. 1900.

Hauff's Werke. Textabdruck der illustrirten Prachtausgabe. Herausgegeben von Cäsar Flaischlen. Mit dem Bildniß des Dichters. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. O. J.

Heine. — Buch der Lieder von Heinrich Heine. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe. 1900.

Herzl. — Philosophische Erzählungen. Von Theodor Herzl. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Heyse. — Fräulein Johanna. — Auf der Alm. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustrirt von Fritz Reiß. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Hoffmann. — Der eiserne Rittmeister. Roman von Hans Hoffmann. Zwei Bände. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Horneffer. — Gedächtnissrede auf Friedr. Nietzsche. Von Ernst Horneffer. Göttingen, Franz Wunder. 1900.

Jonas. — Erläuterungen der Jugendgedichte Schiller's. Von Fritz Jonas. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Itzerott. — Frau Ada. Dramatische Studie in einem Act von Marie Itzerott. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Kalender. Allgemeiner deutscher Musiker-Kalender für 1901. In zwei Bänden. Berlin, Raabe & Plothow.

Kant's gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Elfter Band. Zweite Abtheilung: Briefwechsel. Zweiter Band. Berlin, Georg Reimer. 1900.

Knecht Ruprecht. Illustrirtes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Zweiter Band Köln a. Rh., Schaffstein & Co.

Krebs. — Dittersdorfiana. Von Carl Krebs. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Kurz. — Von dazumal. Erzählungen von Isolde Kurz. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Masè-Dari. — M. T. Cicerone e le sue idee sociali ed economiche. Di Masè-Dari. Torino, Fratelli Bocca. 1901.

Meltzer. — Die Vorstellungen der alten Griechen vom Leben nach dem Tode. Von Hans Meltzer. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

The Monthly Review. No. 1. October 1900. London, John Murray. Albemarle Street. W.

Morf. Deutsche und Romanen in der Schweiz. Von Heinrich Morf. Zürich, Fäsi & Beer. 1901.

Novalis' Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses. Von Ernst Heilborn. Drei Theile. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Novalis. — Novalis, der Romantiker. Von Ernst Heilborn. Berlin, Georg Reimer. 1901.

Platzhoff. — Ernest Renan. Ein Lebensbild von Eduard Platzhoff. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1900.

Proelß. — Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Schauspielkunst von den Anfängen bis 1850 nach den Ergebnissen der heutigen Forschung. Von Robert Proelß. Leipzig, F. A. Berger. 1900.

Reininger. — Kant's Lehre vom inneren Sinn und seine Theorie der Erfahrungen. Von Robert Reininger. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1900.

Schaer. — Heimathliebe. Geschichten von Wilhelm Schaer. Goslar und Leipzig, F. A. Lattmann. 1900.

Schmidt. — Das Friedenswerk der preußischen Könige in zwei Jahrhunderten. Festgabe für das deutsche Volk zum 18. Januar 1901 von Paul Schmidt. Mit 97 Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Schmidt. — Der Kampf um die „Welträthsel". Ernst Haeckel, die „Welträthsel" und die Kritik. Von Heinrich Schmidt. Bonn, Emil Strauss. 1900.

Schultze. — Die Volksbildung im alten und im neuen Jahrhundert. Eine ernsthafte Betrachtung. Von Ernst Schultze. Stettin, H. Dannenberg & Co. 1900.

Spielhagen. — Die Dorfcoquette. Von Friedrich Spielhagen. Illustrirt von Heinrich Hübner. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Uhl. — Conrad Ferdinand Meyer. Von Wilhelm Uhl. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Weichardt. — Das Schloss des Tiberius und andere Römerbauten auf Capri. Dargestellt von C. Weichardt. Leipzig, K. F. Koehler. O. J.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.

Cäcilie von Sarryn.

Aus einem armen Leben.

Roman
von
Georg Freiherrn von Ompteda.

[Nachdruck untersagt.]

XVIII.

In den ersten Januartagen ging Cäcilie wieder zu ihrem Bankier, um Zinsen abzuheben. Und wie immer sprachen sie dabei, nachdem das Geschäft erledigt, einen Augenblick von anderen Dingen.

Der Bankier, der mit Fräulein von Sarryn keine gemeinsamen Bekannten hatte außer dem Professor, fing wieder von seinen Vorlesungen an. Sie wären doch wundervoll. Er ginge immer mit seiner ganzen Familie hin, und nach der Vorlesung käme jedesmal Professor von Rangenhofen zu ihnen zum Thee. Das wäre das Interessanteste, denn dabei würden Meinungen ausgetauscht, und er spönne das aus, was er am Abend nur in kurzen Worten dem Publicum mitgetheilt.

Cäcilie seufzte: „Ach, das muß schön sein!"

„Ja, sehr. Man kann ja mit dem Mann über Alles reden, und es wird auch über Alles gesprochen."

Sie erkundigte sich halb zagend, naiv-neugierig wie ein Kind, worüber denn da geredet würde.

„Gott, über alles Mögliche. Natürlich über den Vorlesungsabend, über Goethe. Aber dann auch über Politik — kurz, über alles Mögliche. Haben Sie denn nie mit ihm gesprochen? Ich denke, Sie kennen ihn doch."

Sie schlug die Augen nieder:

„Aber doch nur sehr wenig und nicht über solche Dinge."

„Warum denn nicht?"

„Ach, das konnte ich nicht, davon verstehe ich nichts. Das würde ich mir gar nicht getrauen."

„Aber Sie müssen doch nicht so gering von sich denken."

„Es ist ja gleich, ich habe ja auch keine Gelegenheit. Ich treffe den Herrn Professor beinah' nie oder eigentlich überhaupt schon lange nicht mehr. Ich würde auch nur gern von Weitem zuhören, mitreden kann ich doch nicht."

Der alte Herr lächelte:

„Die Gelegenheit könnte ich Ihnen verschaffen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen sonst recht ist, wir machen nur ein kleines, bescheidenes Haus, aber wenn Sie nach dem nächsten Vortrage zu uns kommen wollen, soll es uns sehr freuen und meine Frau gewiß auch."

Sie war ganz verdutzt, halb vor Verlegenheit, halb vor Freude:

„Nein, nein, das kann ich nicht annehmen."

„Aber warum denn nicht?"

„Nein, nein."

Der Bankier, der sehr auf Formen hielt, sagte nun sofort, nachdem er erst einen Augenblick die Worte gesucht:

„Ja, wissen Sie, natürlich, wenn es Ihnen nicht unangenehm wäre. Uebrigens, gnädiges Fräulein, machen Sie doch, wenn Sie sich daran etwa stoßen, machen Sie doch meiner Frau einen Besuch. Sie wird sich wirklich sehr freuen."

Cäcilie befiel eine große Angst. Um Gottes willen, sie hatte sich alle fremden Menschen bisher vom Halse gehalten, sie wollte nirgends hingehen, sie hatte ja gar keine Zeit dazu. Und da hätte sie Kleider bedurft und Toiletten. Eine Angst überkam sie, wenn sie an ihre kleinen Ausgaben dachte. Nein, wer weiß, wohin sie da gerieth! Sie wollte sich nur keine Verpflichtung auferlegen, um Gottes willen nicht!

Aber sie meinte doch, jetzt nicht mehr zurück zu können. Wenn der Bankier ihr einmal vorgeschlagen, seiner Frau einen Besuch zu machen, wäre es doch unartig gewesen, nicht hinzugehen. Nein, das war unmöglich.

Sie kämpfte noch einen Augenblick gegen sich. Doch der Gedanke, sie könne mit dem Professor reden, hören, was er sagte, nur ihm lauschen, beglückte sie so, daß sie plötzlich dem Bankier sagte:

„Ich danke Ihnen vielmals, also, ich werde einmal zu Ihrer Frau Gemahlin kommen. Vielleicht gelegentlich, wenn es Ihnen recht ist."

Dann that sie, als hätte sie furchtbare Eile, reichte ihm die Hand und huschte davon.

Da sie „gelegentlich" gesagt, hatte der Besuch ja noch Zeit. Aber der nächste Vortrag fand schon Mitte Januar statt.

Sie überlegte: sollte sie diesmal noch nicht hingehen, damit es nicht so aussähe, als wäre es ihr sehr darum zu thun, oder sollte sie doch jetzt schon den Besuch machen? Schließlich fiel ihr mit Schrecken ein, daß es ja schon der vierte Vortrag war. Und entschlossen, wie sie es in diesem Punkt gegen ihre sonstige Art von Anfang an gewesen, sprach sie schon am nächsten Tage bei der Frau des Bankiers vor und fühlte sich erleichtert, als es hieß: „Gnädige Frau ist soeben ausgegangen!"

Es war ihr ganz sonderbar, als sie ihre Karte abgab. Ihre Karte, deren sie sich vor vielen, vielen Jahren einmal fünfzig Stück hatte machen lassen, wovon sie noch siebenundvierzig besaß.

Aber eigentlich sah sie dem Tag mit Bangen entgegen. Sie kannte keine Geselligkeit mehr, sie hatte einsam für sich gelebt und meinte, kaum mehr zu

wissen, wie es bei solchen Gelegenheiten zuging, wie man sich benahm. Eine unbestimmte Angst überfiel Cäcilie, sie würde dort eine Menge Menschen treffen, einen Riesenkreis. Sie machte sich nicht klar, daß man zu dem Abend geraden Wegs aus dem Vortrag ging und also so angezogen war wie im Musenhaus, sondern sie bildete sich ein, die Herren würden im Frack sein, die Damen in großer Toilette, vielleicht sogar ausgeschnitten. Und bei dem Gedanken überkam sie eine solche Angst, daß sie eine Zeit lang entschlossen war, trotz des Besuches, den sie nun schon gemacht, an dem Abend nicht hinzugehen.

Doch als sie nun einmal im Saal saß, darauf wartend, daß der Vortragende in der Thür erschiene und auf das Katheder zuging, machte sie sich klar, daß es jetzt ein Ausweichen nicht mehr gab; denn der Bankier, Commercienrath Hermann, hatte sie schon von Weitem gesehen, seine Frau auf sie aufmerksam gemacht, und die beiden Damen hatten sich begrüßt.

Zu Cäciliens Erleichterung trug die Commercienräthin ein dunkles, geschlossenes Seidenkleid, so daß sie meinte, nicht zu sehr gegen die Hausfrau abzustechen. Denn sie hatte sich nach vielem Zögern, nachdem sie ihre Kasse zu Rathe gezogen und allerlei Berechnungen angestellt, ein neues Kleid machen lassen, grau, mit einem Einsatz von gelber Guipüre.

Als sie den Worten des Vortragenden lauschte, schielte sie immer auf ihre Aermel. Der Gedanke an ihr neues Kleid zog sie etwas ab. Sie fand es schön, sehr elegant, zu elegant für sie. Als sie das Knie bewegte, und die Seide knisterte, überkam sie ein Gefühl, das sie über sie selbst hinaus hob, das, so sonderbar es war, ihr Selbstbewußtsein stärkte. Sie vergaß ihre ersten Bedenken, das Kleid würde zu auffallend sein, sie fand es gut, sie war fast stolz darauf. Und über dieser kleinen Eitelkeit merkte sie plötzlich, daß der Professor von etwas Anderem sprach als vorhin; sie hatte also einen ganzen Absatz überhört.

Nun nahm sie alle Kraft zusammen, aufzumerken. Aber etwas Neues störte sie dieses Mal.

Sie wußte, sie traf ihn nachher. Der Bankier hatte gesagt, er spönne weiter aus, was er an dem Abend vorgetragen. Da mußte man mitthun können, fragen, entgegnen.

Nun lauschte sie seinen Worten nur mit dem einen Gedanken: was konnte sie aufgreifen, ihm ihre Aufmerksamkeit zu beweisen? Und allmählich, wie sich der Vortrag dem Ende näherte, überkam sie eine solche Angst, was sie mit ihm sprechen sollte, daß, als der Professor sich unter dem Beifall der Versammelten am Schluß verneigte, sie zwingend abermals die Lust anwandelte, Reißaus zu nehmen, auf keinen Fall die Gesellschaft zu besuchen.

Aber ehe sie hätte entfliehen können, war schon der Bankier an ihrer Seite, nahm sie in Beschlag, machte sie mit seiner Frau bekannt und zog sie fort, weil unten der Wagen wartete.

Sie mußte mit der Familie fahren, wobei den vierten Platz eine Tochter des Commercienraths einnahm, von der Cäcilie bisher noch nichts gesehen.

Während der Fahrt zur Villa sprach Fräulein Hermann ununterbrochen, wie ein Wasserfall, und die beiden Eltern schienen den geistreichen Betrach-

tungen ihrer Tochter über das, was sie heute Abend gehört, zu lauschen gleich einer Offenbarung.

Von Zeit zu Zeit blickte der Bankier Cäcilie an, billigend, nickend, als wollte er sagen: „Ist das nicht ein gescheutes Mädel?"

Cäcilie ärgerte sich über das rothblonde, kleine Ding mit Regennase und langen Korkzieherlocken, das kaum siebzehn Jahre alt sein konnte und doch das Wort führte und sogar eigentlich den Professor abkanzelte.

Fräulein Hermann wußte eine Menge über Goethe zu sagen, das nicht ganz dem entsprach, was Professor von Rangenhofen vorgetragen. Sie gebrauchte dabei Ausdrücke: „darüber kann man doch sehr verschiedener Ansicht sein" — „ich weiß nicht, ob das nicht ein ganz klein wenig einseitige Auffassung ist" und „das Verhältniß zu Karl August ist uns doch etwas anders dargestellt worden".

Die Eltern freuten sich über die Reife ihres Sprößlings. Cäcilie aber ärgerte sich dermaßen, daß sie kein Wort sprach.

Jetzt wäre sie entschieden am liebsten nicht mitgekommen, sondern gleich nach Haus zurückgekehrt. Sie wollte sich ihren Liebling nicht verärgern lassen, sie wollte keine Kritik und Beurtheilung hören. Sie wehrte sich dagegen, daß ihr hier auseinandergesetzt wurde, was der Professor etwa vergessen hätte, was er hätte besser machen können, oder worin er nicht die richtige Anschauung vertrat.

Und während dieser Fahrt kam eine große Sehnsucht über sie nach ihrem stillen, kleinen Zimmer, wo sie jetzt die Genüsse des Abends durchkosten konnte, in ihrem Buch ihre Eindrücke niederlegen, statt anhören zu müssen, was dieser unreife Backfisch zum Besten gab.

Die Villa, die der Bankier „klein und bescheiden" genannt, lag in der Nähe des großen Gartens. Ein großes, schönes, elegantes Haus mit einer Einrichtung, wie Cäcilie an Pracht und Kostbarkeit nur bei Irene Aehnliches gesehen.

Sie fühlte sich sehr ungemüthlich in den prächtigen Räumen, obgleich der Bankier gerade mit ihr besonders liebenswürdig war, sie überall herum führte und erklärte: das sei ein Menzel, das ein Sichel, da ein Thoma, dort ein Thumann, hier ein Böcklin.

Cäcilie meinte wie in einem Feenpalaste zu sein. Sie besaß keine Kritik, sie wußte nichts von den Malern, und irgend ein süßliches Modebild machte ihr denselben Eindruck wie die Ewigkeitsschöpfung eines Meisters. Sie merkte nicht, daß hier gut und schlecht, Geschmack neben Geschmacklosigkeit stand, daß neben großen Kunstwerken Dutzendwaare hing, neben Prachtstücken italienischer Majolika Jahrmarktsschund, der an dem Verständniß des Besitzers, weil er neben dem Besten geduldet wurde, starke Zweifel erweckte.

Sie war wie geblendet. Aber trotz des Staunens und Bewunderns fühlte sie sich doch unangenehm, denn allmählich füllten sich die Räume, es kamen immer mehr Menschen. Sie wurde hier bekannt gemacht und dort, dieser Herr ließ sich ihr vorstellen und jener. In den erleuchteten Zimmern trieb

sich schwatzend, einmal sitzen bleibend, dann wieder herum laufend, die Menge, durch die sich Diener zwängten, Thee zu serviren.

Cäcilie kam sich sehr verlassen vor. Sie stand in einer Ecke einen Augenblick ganz unbeachtet. Bisher hatte sie sich ängstlich an den Commercienrath gehängt, ihn ja nicht zu verlieren. Aber er mußte seinen Pflichten als Hausherr nachkommen und war plötzlich verschwunden. Nun fühlte sie sich wie in fremdem Land, so daß wieder zwingend die Sehnsucht sich ihr aufdrängte nach ihrem stillen, kleinen Zimmer.

Der Professor erschien noch immer nicht. Aengstlich blickte sie sich um — er war nicht zu entdecken. Sie sah nur schwatzende Gruppen, Leute, die lachten, hin und her gingen, sich die Hände schüttelten. Alles schien sich zu kennen, nur sie fühlte sich wie ausgeschlossen, wie aus einer anderen Welt.

Da sah sie Fräulein Hermann nicht weit von sich stehen, von einer Anzahl Herren umringt, denen sie vorpredigte, die ihr zuhörten, halb aufmerksam, halb zerstreut lächelnd. Und Fräulein von Sarryn empfand, als das junge Mädchen herüber blickte, aber ganz fremd, als hätte es sie nie gesehen, gegen sie eine Abneigung, einen Aerger.

Cäcilie ward sich plötzlich ihres Alters bewußt. Sie fühlte ein Uebergewicht. Sie war schon zweiunddreißig Jahre, und dieses junge Ding da siebzehn — nein, sechzehn vielleicht. Aber sie, die doch manches Jahr mehr erlebt, wagte nicht so zu predigen und sich breit zu machen wie dieser halbe Backfisch, der kaum die Nase hinaus gesteckt.

Da ging plötzlich eine Bewegung durch die Anwesenden, und sie gewahrte am Eingang des großen Salons, an dessen kurzer Seite sie stand, die hohe Gestalt des Professors, der von allen Seiten begrüßt und, wie es schien, beglückwünscht wurde.

Fräulein Hermann ließ die Herren stehen, mit denen sie sich eben unterhalten, stürzte auf den Professor zu, nahm ihn sofort in Beschlag, redete in ihn hinein und zog ihn nach der Mitte des Raumes, wo sich bald eine große Anzahl Herren und Damen um das Paar sammelte.

Cäcilie schlug das Herz. Sie hätte auch hingehen wollen, auch ihn begrüßen, auch guten Abend sagen, sich betheiligen an der Unterhaltung; fragen wollte sie nicht, nicht ihn quälen mit ihrer Allerweltweisheit. Sie wußte ja nicht, was sie sagen sollte, sie hatte Alles vergessen, was sie sich während des Vortrages überlegt, womit sie ihn anzureden hätte. Aber sie wollte nicht unter der Menge stehen, eine Null unter den Nullen. Sie wollte sich nicht aufdrängen — dazu war sie zu stolz.

Und sie blieb allein an ihrer Wand, ohne daß sich irgend Jemand um sie kümmerte.

Die Handschuhe hatte sie noch immer an den Händen. Sie wußte nicht recht, sollte sie sie ausziehen oder nicht. Sie blickte einmal hinüber, was die Anderen thäten, aber sie kam zu keinem Entschluß. Sie wußte nur, daß sie sich unendlich unglücklich hier fühlte.

Da verschwand die Gruppe in der Mitte des Zimmers. Der Professor wurde fortgezogen in den anstoßenden Raum; wie ein Bienenschwarm drängten die Uebrigen nach, und Cäcilie blieb allein.

Sie schämte sich, so gesehen zu werden, daß Niemand sie kannte, sie mit Niemandem redete, sich Niemand um sie kümmerte. Sie wollte den Uebrigen nach.

Ein Diener kam vorüber mit dem Theebrett, das er ihr präsentirte. Sie dankte. Jetzt schämte sie sich wahrhaftig vor dem Mann, denn sie befand sich allein im Zimmer.

War sie nur so menschenscheu geworden, so weltfremd? Wußte sie sich gar nicht zu benehmen? Sie mußte doch mit Anderen ins Gespräch kommen. Aber sie konnte es nicht, konnte sich nicht überwinden. Und man hätte sie doch zuvor anreden müssen. Sie, die Dame, konnte doch nicht zum nächsten Herrn gehen und mit ihm sprechen. Am liebsten hätte sie sich still hinaus geschlichen und sich davon gemacht.

Aber immer wieder hielt sie der Gedanke an den Professor.

In diesem Augenblick erschien in der Thür Fräulein Hermann und sah in den Salon hinein, als suche sie Jemanden oder irgend einen Gegenstand, den sie vergessen.

Ihr Auge fiel auf Cäcilie, die noch immer dastand, unschlüssig, was sie thun solle.

Und dieser Blick des jungen Mädchens war ihr so peinlich, daß sie that, als hätte auch sie etwas hier geholt, sich zu der Komödie zwang, sich umdrehte, hinter einem Flügel, der dort stand, ins Dunkle spähte und dann, als sie sah, daß Fräulein Hermann wieder gegangen war, den Salon verließ und den Anderen folgte.

Drüben hatten sich Gruppen gebildet. Der Professor war von einer Anzahl Damen umringt. Und ein Stück davon entfernt, mitten unter den anderen Menschen, blieb Cäcilie stehen. Hier fühlte sie sich nicht mehr so verlassen. Sie sah hinüber und lauschte auf das Gespräch.

Es war immer von schöngeistigen Dingen die Rede, immer noch wurde an den Vortrag angeknüpft. Die Commercienräthin saß unmittelbar am Ofen, über dem etwas starken Leib die Hände gefaltet, bedächtig, selbstzufrieden. Sie schien zuzuhören, blinzelte schläfrig mit den Aeuglein und blickte nur ab und zu einmal zum Professor, wobei sie billigend nickte, wenn er etwas sagte, oder zu ihrer Tochter, die mit ihm in einer scherzhaft literarischen Fehde lag.

Und wenn ihre Tochter sprach, sah sich Frau Hermann im Kreise um mit den halb geschlossenen Lidern, als wollte sie die Wirkung beobachten, die das junge Ding mit seiner sprühenden Lebhaftigkeit und altklugen Redeweise auf die Anderen machte; als möchte sie sagen: „Da seht mal meine Tochter an — ist die nicht gescheut?"

Der Professor war mit Fräulein Hermann in einem so scharfen Wortgefecht, daß die Antworten nur so hin und her sausten. Es handelte sich um Goethe's Patriotismus, ob er wirklich als Deutscher gefühlt oder nicht. Das Mädchen warf ihm seine Bewunderung Napoleon's vor. Der Professor ver-

theidigte Goethe damit, daß er in dem Corsen nur den überwältigend großen Mann gesehen, ein Zeugniß, das doch auch Bonaparte seinerseits dem Dichterfürsten als Quittung ausgestellt.

Cäcilie fühlte, daß sie nicht mit konnte. Sie empfand ihre Unwissenheit, ihren Mangel an schnellem Verstand. Sie begeisterte sich an den sprühenden Worten des Herrn von Rangenhofen, sie ärgerte sich über jede Antwort des Fräulein Hermann. Sie war auf seiner Seite, obgleich sie immer für ihn gewesen wäre, er hätte sagen können, was er wollte.

Sie hatte nur das Bewußtsein, er hatte Recht, immer Recht, überall Recht. Es war eine Frechheit, ihm so entgegen zu treten.

Sie bewunderte, woher er das Alles nähme, wie es ihm im Augenblick zu Gebote stünde. Denn wenn sie auch hier und da davon gelesen, sie vergaß ja doch immer Alles wieder, und gerade das Wort, das zur rechten Zeit sich einstellte, war ihr völlig versagt.

Als eine Pause in dem Gespräch entstand, beide Gegner entweder nichts mehr wußten oder müde zu sein schienen, erblickte der Professor mit einem Male Cäcilie. Er trat aus seinem Kreis heraus auf sie zu, die an der Wand lehnte, die Augen auf ihn geheftet.

Sie ward glühend roth, als er sich leicht verbeugte und sie einander die Hand gaben.

„Aber ich habe Sie ja noch gar nicht gesehen heute Abend, das heißt im Saal natürlich, wie immer, aber nicht hier. Das freut mich doch, daß Sie hergekommen sind. Ich hörte es schon vom Commercienrath."

Cäcilie wußte keine Antwort. Ueber den Vortrag konnte sie nicht sprechen. Daß auch sie sich freute, daß sie glückselig war, durfte sie nicht sagen.

Es schien jedoch auch nicht nöthig zu sein, denn er redete weiter, fragte nach ihrer Schwester Martha, die er lange nicht gesehen. Auch da wußte Cäcilie kaum etwas zu entgegnen, denn auch sie war ja bei Martha nicht mehr gewesen. Er erzählte, die Krankheit Titchen's hätte sich einfach als starke Erkältung entpuppt, die Uebrigen wären gesund geblieben. Und nun sprach er von den Kindern. Dabei ging dem alten Mädchen das Herz auf.

Jetzt wußte sie zu antworten, jetzt war er in ihr Gebiet gedrungen. Und nun, wo das Gespräch hin und her ging, er sich erzählen ließ, er theilnahm, wagte sie nach seinen eigenen Kindern zu fragen, bedauerte, daß sie sie noch nie gesehen, erkundigte sich, wie alt sie seien, wie sie aussähen, wie sie hießen, fragte nach all' den tausend Winzigkeiten, die ihr Herz ganz erfüllten.

Aus seinen Worten klang eine große Liebe für seine beiden kleinen Mädchen. Sie schien die eine Saite in seinem Herzen angeschlagen zu haben, die tönte.

Zu der anderen Damen Erstaunen blieb er mit Cäcilie stehen, erzählte von seinen Kindern, von allerlei Unsinn, den sie anstellten, von der Entwicklung, die sie genommen. Dabei blieb er; das schien ihm die Hauptsache zu sein: in die Seele des Kindes zu blicken.

Er erzählte, wie er gewissenhaft Alles notirt, ein Tagebuch geführt über das Werden dieser jungen Menschen. Wie er festgestellt, an welchem Tage sie

ihn zuerst erkannt, wann sie zuerst gelächelt hätten, wann sie zuerst einen Wunsch geäußert, wann sie angefangen, sich aufzurichten, zu sitzen, zu kriechen, zu gehen, selbst zu essen. Er berichtete von ihren ersten Sprechversuchen, wie sie allmählich Sätze gebildet. Er predigte etwas, docirte, belehrte. Es war kein Gespräch, Cäcilie hatte nicht zu antworten, nur zu hören. Es war kein Gedankenaustausch, sondern mehr eine Abhandlung, die er zum Besten gab.

Aber Cäcilie wollte nichts Anderes. Sie sah auch nicht die erstaunten Blicke der Uebrigen, sah nicht, wie die Damen, die den Kreis um ihn gebildet, unruhig wurden und Versuche machten, ihn abzuziehen.

Schließlich aber faßte der Bankier, der fürchtete, seine Gäste möchten nichts von dem berühmten Mann haben, der sich einseitig hier mit einer alten Jungfer abgab, einen Entschluß, näherte sich dem Professor, schob seinen Arm in den seinen und sagte lächelnd halb zu Fräulein von Sarryn, halb zu ihm: „Darf ich die Herrschaften darauf aufmerksam machen, daß drüben das Buffet wartet?"

„Ach so, ach so!" — machte der Professor, lächelte, nickte und meinte dann zu Cäcilie: „Nun, gnädiges Fräulein, wir sehen uns ja noch nachher. Nicht wahr? Man muß also jetzt auf höheren Befehl essen. Uebrigens, wenn Sie Kinder so gern haben, besuchen Sie doch einmal meine Kleinen. Wissen Sie, ich habe jeden Donnerstag von fünf bis sieben eine Aussprache mit allerlei Leuten, die sich für Kunst und Literatur interessiren. Ein kleiner Kreis — Sie treffen immer verschiedene Menschen. Kommen Sie doch da einmal. Die Kinder sind ja da; ich lasse sie absichtlich sich zeigen, damit sie ihre Verlegenheit ablegen."

Cäcilie nickte. Und als er sich abwendete, fügte er noch hinzu, als müsse er das zur Motivirung sagen:

„Uebrigens ist meine Schwester jedesmal da mit ihrem Manne. Sie finden also unbedingt eine Dame — es sind ja auch sonst andere Damen vorhanden. Also, darf ich sagen: auf Wiedersehen?"

Er streckte ihr fragend die Hand hin, sie schlug ein und antwortete: „Auf Wiedersehen!"

Und sie legte in den Handschlag und in ihren Ausdruck eine solche Innigkeit und Wichtigkeit, sie, die die Regungen ihrer Seele nicht gewohnt war zu verbergen, sie, die zeigte, was sie fühlte und dachte, daß ein Herr in der Nähe zu einem Anderen leise sagte:

„Nanu, die sind aber gute Freunde."

Fräulein Hermann aber, die schon wieder irgend etwas Geistreiches sich ausgedacht und nicht warten konnte, bis sie es los wurde, wartete ein Stück entfernt, und als der Professor sich herum wendete, um zum Buffet zu gehen, lief sie ihm entgegen, bot ihm den Arm und rief:

„Nun haben Sie aber genug gesprochen; da war ja immer bloß von der Kinderstube die Rede. Und ich habe mich doch noch lange nicht ergeben: Goethe war eben doch kein Patriot. Nun antworten Sie — aber schnell."

Als die Menge hinüber strömte zum Buffet und Cäcilie allein zurückblieb, hielt sie es nicht mehr aus. Was sollte sie hier? Und sie machte sich kein Gewissen daraus, einfach fortzulaufen.

Sie ging heim wie im Traum, schloß die Hausthür auf, leuchtete mit ein paar Zündhölzern sich die Treppe hinauf und trat in ihr Herrenzimmer.

Sie sah nach der Uhr, ganz erschrocken. Es war schon nach Mitternacht.

So spät war sie seit Jahren nicht nach Haus gekommen.

XIX.

Nun war etwas Neues in ihr Leben getreten: der erste Besuch an einem Donnerstag.

Und schon am nächsten dazu bestimmten Tage machte sie sich auf den Weg.

Wieder mit Zittern und Zagen, wieder, indem sie nicht wußte: sollte sie es wirklich thun oder nicht? Und doch fest entschlossen, es zu thun auf jeden Fall.

Sie hatte lange geschwankt: sollte sie etwas später erscheinen oder ganz zur rechten Zeit, pünktlich um Fünf? Sie wollte nicht gern den Eindruck erregen, als könne sie die Stunde nicht erwarten. Und doch wieder, wenn sie früher kam, traf sie vielleicht nicht so viele andere Menschen dort, konnte die Kinder sehen, ihn allein sprechen, hatte mehr davon und war im Stande, die Leute zu überblicken, die erschienen, zu fragen, wer sie wären, und so sich besser hinein zu finden, ihre Verlegenheit zu überwinden.

Punkt fünf Uhr war sie auf der Reichsstraße. Aber sie traf Martha, konnte ihr nicht mehr ausweichen.

Es war das erste Wiedersehen seit Weihnachten, und die Begrüßung zwischen den Schwestern zuerst etwas kühl.

Aber Martha hatte die lange Abwesenheit ihrer Schwester schon schmerzlich empfunden. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Es ging Niemand mehr, wenn es nöthig schien, mit den Kindern spazieren, Niemand half zuschneiden und nähen. Und die beiden Aeltesten hatten sich beklagt, daß die Tante nicht mehr ihre Schularbeiten nachsehe, was vor allen Dingen Titchen leid that, da sie, die Letzte in ihrer Classe, unfehlbar drohte, zu Ostern sitzen zu bleiben.

Martha brauchte ihre Schwester. So lenkte sie zuerst ein, war wieder freundlich, suchte Alles vergessen zu machen, indem sie von den Kindern erzählte in ihrer weitschweifigen Art, was von früh bis Abends die Zwillinge gethan, wie Lilli sich benommen, daß Cécil jeden Tag niedlicher und reizender würde.

Das war das Wichtigste. Mit Cécil meinte sie Cäcilie zu locken. Sie wußte, wie lieb die ihr kleines Pathenkind hatte.

Aber Cäcilie hörte nur halb auf Alles, was die Schwester erzählte. Und es war Martha, als hätte sie nicht mehr das gleiche Interesse wie früher. Sie fühlte, daß etwas zwischen ihnen stand, und wußte sich doch nicht zu erklären, was. Sonst hätte Cäcilie nach tausend Dingen gefragt, wäre gleich mit hinauf gekommen, hätte es nicht erwarten können, die Kinder zu sehen.

Und heute ließ sie sich Alles gleichmüthig erzählen, ja, sie war sogar unaufmerksam, als dränge es sie fort, so daß Martha schließlich fragte:

„Du warst doch auf dem Wege zu uns hier auf der Reichsstraße?"

„Nein, das nicht."

„Aber Du hast doch hier sonst nichts zu thun."

„Doch, ich habe hier zu thun."

Jetzt horchte Martha auf. Cäcilie zu thun? Es kam etwas wie Eifersucht über sie. Wo hatte sie zu thun? Doch nur bei ihr. Hatte sie sich etwa anderwärts hingewöhnt?

Sie kannte es nicht anders, als daß nichts auf der Welt ihre Schwester beschäftigte als ihre Familie, als die Neffen und Nichten.

„Ich bin eingeladen," meinte Cäcilie.

„Wo denn?"

„Hier auf der Reichsstraße."

„Ja, wo denn? Bei wem denn?" — Martha blieb stehen. Es gab kein Entrinnen mehr. Sie sah Cäcilie an, als wollte sie den hintersten Gedanken erforschen. Die antwortete schließlich:

„Ich gehe zum Professor Rangenhofen."

„Was?"

„Ja, er hat mich eingeladen."

„Was denn? Er hat Dich eingeladen? Er ist doch Wittwer! Das ... das geht doch gar nicht!"

Cäcilie begann sich zu ärgern:

„Warum soll es nicht gehen?"

„Na, ich meine, er ist doch Wittwer — er kann doch keine Damen einladen. Er kann doch keine Damen-Diners geben oder Damen-Thees oder sonst was."

Der Ton, wie die ältere Schwester sie belehrte, war Cäcilien unangenehm. Dazu fieberte sie, auf der Straße aufgehalten zu werden, wo sie doch längst hätte oben sein müssen. Und im dunklen Gefühle, sie verpasse etwas, als würde sie um ihr Vergnügen und Glück gebracht, sagte sie:

„Wenn Du erlaubst, Martha, hat er mich doch eingeladen, und ich gehe hin, obgleich er Wittwer ist. Aber es darf Dir nicht unangenehm sein."

Auch Martha wurde erregt und zuckte die Achseln:

„Unangenehm? Nein. Das hieße der Sache zu große Bedeutung beilegen. Es ist mir höchst gleichgültig. Der brave Hans mag machen, was er will. Er ist ja überhaupt so ein bißchen Bohême, oder wie man das nennt."

Plötzlich stieg der Zorn in Cäcilie auf:

„Was meinst Du damit?"

„Na, ich meine so ein Literaturprofessor, der ist doch nicht das, was wir uns in unseren Familien wünschen."

„Wir könnten froh sein, wenn unsere Herren nur alle so wären."

„Ach Gott, der mit seinen faden Goethe- und Schiller-Geschichten und mit den Vorträgen, wo doch Keiner hingeht."

Cäcilie zitterte vor Erregung:

„Du gehst nicht hin, Martha! Und Ihr geht nicht hin, weil Ihr für solche Sachen kein Interesse habt. Aber andere Leute gehen hin.“

Martha's Unterlippe zuckte:

„Ja, ja, Du gehst natürlich hin! Das haben wir schon gehört. Glaube nur nicht, daß man so was nicht hörte. Ganz Dresden redet ja schon darüber, daß Du dem Professor nachläufst wie sein Schatten. Aber Du kannst ganz ruhig sein, der macht sich nichts daraus.“

Cäcilie blickte ihre Schwester starr an. Sie konnte diesen plötzlichen Wuthausbruch nicht begreifen.

Aber da Martha so laut gesprochen und eine so erregte Miene angenommen hatte, daß ein paar Vorübergehende sich umdrehten, beherrschte sich Cäcilie, der alles Auffallende entsetzlich peinlich war, so sehr sie konnte, und sagte nur:

„Ich lasse die Leute reden, was sie wollen. Ich möchte wissen, wen es interessiren könnte, was ich thue.“

Martha zuckte die Achseln:

„Man redet jedenfalls darüber.“

„Man redet darüber?“

„Gewiß. 's ist uns doch erzählt worden.“

Plötzlich vergaß Cäcilie alle Mäßigung, packte ihre Schwester beim Arm, drückte ihr Handgelenk und zischte sie an:

„Wer redet darüber? Wer? Das will ich wissen. Hörst Du, sage mir sofort, wer darüber redet.“

Aber Martha wich aus:

„Mach mir doch keine solche Scene und noch dazu hier auf der Straße. Ich sage Dir, man redet eben darüber — man — man — alle Welt. Ich kann Dir keinen bestimmten Namen nennen und werde mich auch wohl hüten. Nicht wahr, damit Du dann zu den Leuten einzeln hinläufst und sagst: Martha hat das gesagt, und ich noch Aerger obendrein habe. Fällt mir gar nicht ein.“

Cäcilie befand sich in einer solchen Erregung, daß sie keine vernünftige Antwort fand, sondern nur rief:

„Nun gut, dann sage es mir nicht. Dann redet Alle, was Ihr wollt, es ist mir höchst gleichgültig.“

Damit machte sie Kehrt und lief in das erste beste Haus hinein, ohne nach der Nummer zu sehen, in der Meinung, dort würde der Professor wohnen.

Als sie schon ein paar Stufen hinauf gegangen war, kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich wahrscheinlich im falschen Hause befände. Sie stieg die Treppe wieder hinab und sah nach der Haustafel.

Aber ihr schlugen alle Pulse, ihre Augen waren umflort, sie wäre nicht im Stande gewesen, etwas zu lesen. Und sie fühlte, in dieser Stimmung konnte sie auch nicht andere Menschen sehen. Sie wollte erst noch ein Mal hinaus, spazieren gehen, sich beruhigen. Sie war nun doch nicht die erste Besucherin, sie würde doch Andere bereits vorfinden, also kam es auf ein paar Minuten nicht an.

Und sie ging auf dem einsamen Platz auf und ab, immer halb dem Weinen nahe.

Schließlich, als sie sich gar nicht sammeln konnte, gab sie es auf, kehrte nach Hause zurück, ging in ihre Schlafkammer, setzte sich dort auf den nächsten Stuhl und schluchzte herzbrechend.

Sie konnte die Menschen nicht begreifen. Was ging es andere Leute an, was sie that, sie, die arme alte Jungfer, die Keinem ein Haar krümmte, die von Niemandem etwas Böses sagte, die Alle mit Milde und Weichheit beurtheilte? Was ging es die Leute an?

Und sie hatte nichts gethan, aber auch nichts, gar nichts, worüber man hätte reden können.

Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, überlegte sie noch ein Mal, suchte scharf nachzudenken. Ja, was hatte sie denn verbrochen? Eine unschuldige Schwärmerei für einen Mann, eine Schwärmerei, die Niemand ahnen konnte die nicht dem Menschen galt, sondern lediglich dem, was er vortrug und vertrat.

Das redete sie sich wenigstens ein.

* * *

Tage verstrichen. Sie ward ruhiger, sie vergaß, was ihr angethan worden. Eine Woche war vorüber und der Donnerstag wieder da.

Sie war entschlossen, hinzugehen. Ihr Standpunkt hatte sich etwas geändert. Es kränkte sie nicht mehr; mochten die Leute sagen, was sie wollten, sie redeten vielleicht über Jedermann. Es sollte ihr ganz gleich sein, sie war gewillt, sich ihr bißchen Glück nicht verkümmern zu lassen.

Aber sie hatte Angst, als sie hinging. Sie erkundigte sich noch ein Mal genau nach der Nummer, dann blickte sie sich unterwegs, ehe sie ins Haus trat, nach allen Seiten um, als beginge sie ein Verbrechen, huschte in den Flur hinein, die zwei Treppen hinauf, klingelte, wurde eingelassen und legte draußen ihre Sachen ab.

Sie war so befangen, daß, obgleich sie Alles interessirte, obgleich sie sich gern umgeblickt hätte, wo das Kinderzimmer lag, wo die Küche, was im Flur stand, sie doch für nichts Augen hatte. Und als ihr das Wohnzimmer geöffnet wurde, stürmte sie in übergroßer Aufgeregtheit hinein, dem Professor entgegen. Sie, die sonst nie ein Wort fand und ihn allein sprechen ließ, redete plötzlich wie ein Wasserfall, meinte, es freue sie ungeheuer, herkommen zu können; sie habe schon das letzte Mal kommen wollen, sei abgehalten worden, wäre auch in ein falsches Haus gerathen; jetzt hätte sie es aber gleich gefunden; sie wisse nicht, ob sie zu früh käme; sie hätte doch richtig gehört, daß es Donnerstag sei; was denn die lieben Kinder machten, ob sie sie nicht sehen könnte?

Der Professor hörte die ungewohnte Redefluth des purpurroth gewordenen Fräulein von Sarryn an. Er wollte auf etwas antworten, doch sie war schon vom Hundertsten zum Tausendsten übergegangen. Und schließlich sagte er nur:

„Sie kennen wohl meine Schwester noch nicht!“

Darauf stand sie einer hageren, großen, blonden Dame gegenüber, die dem Professor wie aus den Augen geschnitten war, und die ihr freundlich die Hand entgegen streckte.

Dann kam des Professors Schwager, ein unscheinbarer, mittelgroßer, rundlicher Mann. Er zog sie gleich in ein Gespräch mit langgedehnten Worten, in endlosen Sätzen, mit klingendem Tonfall, Redensarten, Gemeinplätzen, Freundlichkeiten, Liebenswürdigkeiten und Artigkeiten, die gar kein Ende nehmen wollten.

Es war noch Niemand weiter erschienen, und am Sophatisch nahm man Platz.

Der Professor sprach nichts. Seine Schwester und ihr Mann besorgten die Unterhaltung ganz allein und so gründlich, so weitschweifig, daß Cäcilie sowohl wie Herr von Rangenhofen gar nicht in die Verlegenheit kamen, den Mund aufzuthun.

Der Schwager, ein Doctor Giesebrecht, kam von Politik zu einer Flugmaschine, an der sein Bruder seit Jahren arbeite, vom Wetter zum Kohlenverkehr aus Böhmen herein, von einem neuen Ankauf in der Galerie zu den Manövern des vergangenen Jahres, von einem Eisenschweißverfahren zur Phyllorera, — nur von dem sprach er nicht, was Cäcilie interessirte: vom Professor und seinen Vorträgen, von seinen Kindern.

Es war, als vermeide er geradezu, von seinem Schwager zu reden. Und dasselbe geschah mit seiner Frau.

Das Ehepaar machte den Eindruck, als wolle es gegen das Uebergewicht des Professors, um dessentwillen die Leute zu geistiger Anregung hierher kamen, feststellen, daß auch sie lebten. Ein gesunder Egoismus, der Selbsterhaltungstrieb des Durchschnittsmenschen neben einem bedeutenden Mann.

Aber Cäcilie hörte nach einiger Zeit gar nicht mehr zu. Sie ließ die Augen herum schweifen. Andächtiger betrachtete sie die Einrichtung, jeden Gegenstand, der doch offenbar eine Geschichte erzählte, der von des Professors Wesen, Denkungsart und Anschauung, von seinem Geschmack, von seinen Reisen Zeugniß ablegte.

Sie beschloß, sich Alles zu merken, was sie hier sah. Und sie ließ ihre Augen schweifen über den Parthenonfries in einer Gipsnachbildung an der Wand, den Kopf der Athene Lemnios, eine Büste von Thorwaldsen, eine große Photographie der Himmlischen und Irdischen Liebe des Tizian, einen Kupferdruck, darstellend den venetianischen Condottiere. Und zuletzt blieb ihr Auge auf Goethe's Kopf haften.

Das war seine Welt! Sie war so vertieft, so bemüht, sich Alles einzuprägen, daß sie nicht mehr darauf achtete, was erzählt wurde, Dr. Giesebrecht ruhig reden ließ und den Professor fragte, wobei sie so verlegen ward, daß sie den Satz zweimal umwendete:

„Von wem ist eigentlich ... bitte, wer hat denn das Bild von Goethe gemacht?“

Der Professor drehte sich um, sah hinüber nach dem Kopf. Aber ehe er antworten konnte, meinte seine Schwester in einem Ton, aus dem ihr großes Erstaunen klang, daß man überhaupt so etwas fragen konnte:

„Nun, das ist doch der Goethe von Schwerdgeburth."

Cäcilie schämte sich, denn das war offenbar etwas, das man hier wissen mußte.

Doch da kam Bewegung in die Gesellschaft. Sie standen auf, die Thür hatte sich geöffnet, und eine Anzahl Damen und Herren erschienen.

Es waren zum Theil Leute, die beim Commercienrath Hermann gewesen. Cäcilie erkannte Diesen und Jenen wieder.

Nun wurde das Gespräch allgemein. Allmählich erschienen immer mehr Menschen, die sie nicht kannte, endlich am Schluß Frau Hermann mit ihrer Tochter.

Das traf Cäcilie wie ein Schlag, denn nun — das wußte sie — hatte ihre Unterhaltung ein Ende. Wenn Fräulein Hermann und diese Damen den Professor erst mit Beschlag belegten, konnte sie nur schweigen.

Und sie begann, da Niemand sie anredete und sie zu schwerfällig war, um sich an die Anderen zu wenden, auch im Nebenzimmer, dessen Thüren offen standen, die Bilder an den Wänden zu betrachten.

Sie fand Alles wunderschön, sogar einen Buntdruck des feuerspeienden Vesuv und mehrere Gegenstände von zweifelhaftem Geschmack.

Aus dem Nebenzimmer klang Lachen. Sie trat in die Thür und blickte vorsichtig hinein. Nun sah sie den Professor wieder in der Mitte stehen, von Damen umringt, nach allen Seiten antwortend, von überall her bestürmt mit Fragen, angegriffen, sich vertheidigend, halb lachend, halb ernst, halb belehrend — so lebhaft, wie er vorher gleichgültig und apathisch gewesen.

Cäcilie war es, als müsse sie dem entfliehen; sie hatte Angst, sich eine Blöße zu geben. Dies Alles, und wenn es auch nur Theaterklatsch war und Literaturredereien, bedeutete für sie eine fremde Welt, an der sie nicht Theil zu nehmen vermochte.

Darum flüsterte sie, als Frau Giesebrecht in ihre Nähe kam, des Professors Schwester zu:

„Könnte ich nicht einmal die lieben Kleinen sehen?"

„Gewiß, gewiß, sehr gern." — Und die Doctorsfrau nahm Cäcilie freundschaftlich beim Arm. Sie durchschritten das Eßzimmer, in dem das Dienstmädchen den Thee vorbereitete, auf eine Menge verschiedenartiger, zusammengestoppelter Tassen die Löffel legte, und traten in das Kinderzimmer.

Eine Gestalt erhob sich. Man konnte gegen das Fenster nur ihren Schatten sehen. Sie war eben dabei, die Kinder anzuziehen, damit sie sich einen Augenblick in der Gesellschaft zeigen könnten.

Es waren zwei blonde, kleine Mädchen, denen eben große, blaue Schärpen umgebunden wurden, wobei sich die Jüngste unausgesetzt bemühte, das Schleifenbinden zu hintertreiben.

Bei dem Eintritt der fremden Dame blieben sie stehen. Die eine mit dem Zeigefinger im Munde, die Aeltere in etwas mehr Haltung, beide verlegen, beide empört über das Erscheinen einer Fremden in ihrem Bereich.

Die Kleine setzte schon zum Weinen an, während die Aeltere ein wüthendes Gesicht zog.

Aber Cäcilie ging sofort auf das vierjährige Mädchen zu, und mit jenem wundersamen, ihr von der Natur gegebenen Geschick, Kinder zu behandeln, nahm sie das kleine Ding, ohne daß es geschrien hätte, vom Boden auf, strich ihm die Haare aus der Stirn, drückte es an sich, küßte ihm die kleinen Händchen, that mit ihm schön, zeigte ihm ihre Broche mit dem grünen Stein, die sie heute angelegt, und fesselte dadurch sofort die Aufmerksamkeit des Kindes, daß es starren Auges auf das glänzende Geschmeide sah und mit offenem Munde rief: „Da! da! da!"

Nun gewann auch das andere Mädchen Zutrauen, kam näher, — sie mußte auch den grünen Stein sehen. Cäcilie nahm die Broche ab. Einen Augenblick später hatte sich in einer Ecke eine Gruppe gebildet: Fräulein von Sarryn auf dem Boden kauernd, die beiden Kleinen rechts und links. Sie sprach mit ihnen, unterhielt sie und zeigte ihnen den Stein, sie lachten und schwatzten. Die Kinder hatten längst der fremden Tante ein Küßchen gegeben. Cäcilie krabbelte sie, daß sie lachten und schrien; zuletzt liefen sie im Zimmer herum, haschten sich, tobten und lärmten.

Die Kleinste ließ sich — was sie bisher ihrem Fräulein verwehrt — ohne Widerspruch mit lächelndem Gesicht die Schleife knüpfen, das Kleidchen zurechtziehen, sich vorbereiten, hinüber in die Gesellschaft zu gehen.

Cäcilie übernahm es. Wenn sie die kleinen Menschlein um sich sah, fühlte sie sich in ihrem Element, gewann sie Kraft wie der Riese aus der Erde.

Das Fräulein war es wohl zufrieden, daß Cäcilie ihre Pflegebefohlenen hinüber führte. Denn wenn sie es that, war jedes Mal Weinen, Geschrei und Gebrüll, und jetzt gingen die Kinder, als wäre ihnen Chocolade oder der Besuch des zoologischen Gartens versprochen.

In der Gesellschaft drüben liefen die Kleinen von Einem zum Andern, reichten ohne Widerrede die Hand, und wenn sie ja Sperrenzien machten, genügte ein zuredendes Wort der fremden Tante, um sie wieder zu beruhigen.

Der Professor folgte mit den Blicken seinen Kindern von Weitem. Er liebte sie zärtlich, er war glückselig, daß sie sich so artig zeigten, so von der guten Seite, wie sonst niemals. Er hatte seine gelehrten Gespräche ganz vergessen, kümmerte sich nicht mehr um die Angriffe und Fragen der Damen, um Fräulein Hermann, sondern sein Auge strahlte Vaterstolz und Freude.

Nach einiger Zeit brachte Cäcilie, die nicht mehr verlegen gewesen, die bei Allen reihum die Runde gemacht, die sogar die Kinder hatte den lärmenden, ästhetischen, jungen Damen die Hand reichen lassen, die Kleinen wieder in das Kinderzimmer zurück. Sie blieb dort allein mit dem Fräulein und half den Mädchen andere Kleider anzuziehen, denn sie sollten auf der Erde spielen und die guten nicht verderben.

Sie war glückselig hier hinten in der stillen, abgeschlossenen Stube, wo Kinderluft sie umwehte. Sie dachte wohl ab und zu ein Mal daran, daß sie auch wieder nach vorn gehen müsse. Aber dann tauchte Fräulein Hermanns

Gesicht mit den geistreichelnden Fragen vor ihr auf und der Kranz der Damen um den Professor herum. Und sie fühlte im Tiefsten ihres Herzens: sie war Maria nicht. Sie konnte nicht sprechen, sich belehren lassen und fragen. Sie war einfältig und von Herzen demüthig. Sie war Martha, war für das Haus. Sie hielt es mit dem Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen."

Ja, sie fürchtete sich jetzt geradezu vor der Gesellschaft drüben. Nur eines hätte sie gefreut: wenn der Professor sie hier gesehen und sie seinen Beifall errungen.

Doch er kam nicht. Und schließlich ging auch das Fräulein. Sie bat Cäcilie bei den Kindern zu bleiben. Es würde ihr eine große Erleichterung sein. Sie müsse jetzt dafür sorgen, daß das Theegeschirr eingeräumt werde.

„Wieviel Uhr ist es denn?" fragte das alternde Mädchen.

Das Fräulein zog die Uhr:

„Schon sieben vorbei. Die Herrschaften werden gegangen sein."

Da bekam Cäcilie einen Schreck: „Mein Gott, ich muß ja fort."

„Ach, gnädiges Fräulein, Sie sind so liebenswürdig gewesen, bleiben Sie noch einen Augenblick hier. Sie thun dem Herrn Professor sicher einen großen Gefallen."

Cäciliens Augen strahlten. Und sie blieb. Blieb bei den Kleinen, spielte mit ihnen, band ihnen die Servietten um, denn das Abendessen sollte gleich kommen.

Sie fragte die Kinder, was sie heute bekämen, was sie am liebsten äßen. Sie sprang und tollte mit ihnen herum, und schließlich setzte sie sich mit ihnen in eine Ecke. Die beiden drängten die blonden Köpfe an sie heran, beugten sich nieder auf das Buch, und die drei besahen zusammen die Geschichte vom gestiefelten Kater.

Sie waren so in das Anschauen vertieft, Cäcilie erklärte ihnen, indem sie eine lange Geschichte erzählte, so schön, wie es ihnen noch nie erzählt worden, daß sie für nichts Andres Augen hatten. Sie merkten auch nicht, daß ihr Vater eingetreten war.

Er blieb auf der Schwelle lange stehen, ganz weich geworden, ganz gerührt. Das hatte sein Herz gewonnen. Endlich trat er näher und fragte:

„Nun, habt Ihr denn die Tante lieb?"

Cäcilie fuhr erschrocken auf. Sie wollte aufstehen, doch die beiden Kinder hingen sich rechts und links an ihren Hals, küßten sie und riefen: „Tante soll hier bleiben."

Aber Cäcilie erhob sich und sagte leise:

„Ja, ihr lieben Kinderchen, das geht doch nicht. Tante muß fort."

Der Professor beruhigte seine Kinder mit den Worten:

„Aber Tante kommt wieder."

Da freuten sie sich. Und nun wendete er sich zu Cäcilie, nahm in einer Gefühlsaufwallung der Dankbarkeit ihre Hand, legte die andere wie streichelnd darauf und sagte:

„Nicht wahr, Sie werden mich nicht Lügen strafen, Sie kommen? Kommen Sie, wann Sie wollen."

Cäcilie blickte zu Boden und meinte leise: „Sehr gern."

XX.

Die Vorträge dieses Winters waren vorüber. Cäcilie ging immer von Zeit zu Zeit zum Professor, aber nicht zu ihm, zu den Kindern. Und auch nur an den Donnerstagen, wo sie wußte, daß Frau Giesebrecht da war.

Aber sie hatte dabei schlechtes Gewissen. Sie meinte, sie entzöge etwas ihren Neffen und Nichten. Nun besuchte sie diese um so eifriger. Sie half der kleinen Else in der Wirthschaft, so gut sie konnte; nur zu Irene kam sie fast nie.

Auch Martha mußte ihrer Schwester gegenüber etwas wie ein schlechtes Gewissen haben, denn sie kam auf die Unterredung, in der sie Cäcilie mit dem Gerede der öffentlichen Meinung einen Stich versetzt, nicht wieder zurück. Zwischen beiden wurde darüber nicht gesprochen, als wäre das ein Thema, an das sie nicht rühren dürften. Ja, als geschähe es auf gemeinsame Verabredung wurde der Name des Professors überhaupt nicht genannt.

Cäcilie war erwacht wie vom Kinde zur Erwachsenen. Sie that, was sie wollte, sie ließ sich nicht schulmeistern. Und Martha sah ein, daß sie nur Nachtheil davon hätte, wenn sie mit ihrer Schwester nicht gut stünde.

So blieb es bis zum Frühjahr. Auch bis zum Sommer trat keine Aenderung ein. Cäcilie wollte, daß es so bliebe. Sie machte sich keine Gedanken darüber, was werden sollte. Sie war nur glücklich, dem Manne, den sie verehrte, einen Dienst erweisen zu können, indem sie gut und lieb war mit seinen Kindern.

Aber allmählich trieb sie ganz im Stillen etwas wie einen Cultus.

Im Laufe der Jahre hatte der Professor eine Menge Abhandlungen geschrieben, die zum Theil nur als Manuscript gedruckt waren. Da gab es Vorträge, die er gehalten, einzeln oder als ganzer Cyclus zusammengefaßt, dann Festreden in der Aula zu Gedenktagen. Und alles das vereinigte Cäcilie zu einer Bibliothek, die sie mit heißem Bemühen studirte und, so seltsam es war, doch eigentlich nur zum kleinsten Theil verstand.

Es wurde mit der Zeit ein förmliches Museum daraus. Sie hatte sich mit großer Vorsicht, durch allerlei Zufälle an den Donnerstagen unterstützt, Bilder des Professors gesammelt von seiner Studentenzeit her. Von den beiden kleinen Mädchen, die der Vater — eine Schwäche von ihm — alle halbe Jahre photographiren ließ, besaß sie ein ganzes Album.

Das füllte ihre Zeit aus. Da gab es zu ordnen, zu registriren. Und überglücklich war sie, als es ihr eines Tages gelang, von einem seiner Hörer ein Manuscript zu erstehen: Nachschriften aus den Vorträgen im Polytechnikum.

Nun zog Eines das Andere nach sich. Und im folgenden Herbst wurden ihr durch denselben Studenten noch ein paar Collegienbücher von früher angeboten, die sie gleichfalls kaufte, obgleich der junge Herr eine ziemlich unsinnige Summe verlangte. Nichts war ihr zu theuer. Für diesen Zweck gab sie Alles aus, und wenn sie dafür vier Wochen hätte hungern müssen.

Ihr Museum vervollständigte sich immer mehr. Sie hatte begonnen, Zeitungsausschnitte zu sammeln, sämmtliche Recensionen über die Vorträge, jede kleinste Notiz, in der der Professor nur erwähnt wurde.

Ihr Schreibtisch war vollgestopft von ihrer Sammlung, die sie sorgfältig geordnet, katalogisirt hatte, in der sie über jedes Stück wachte wie über ihren Augapfel.

Die Contobücher, in denen sie genau über ihr kleines Einkommen Buch führte, hatte sie in der Commode verschlossen, denn es war kein Platz mehr; sie störten ihre Ordnung. Aber als wollte sie sich die Reinheit ihrer Gedanken bestätigen, hatte sie zwei Dinge unter all' denen gelassen, die den Professor betrafen: ein paar Briefe ihrer seligen Mutter und Väterchens Bild.

Im Herbst war es fast selbstverständlich geworden, daß sie des Professors Kinder an den Donnerstagen besuchte, sie auch sonst abholte, mit ihnen spazieren ging oder sich mit dem Fräulein draußen irgendwo traf.

Seit dem 1. October war Leutnant von Serben nach Straßburg versetzt. Und da sie Irene oft Wochen lang nicht sah, hatte sie sich nur noch um Martha's Kinder zu kümmern.

Da kam es wiederum kurz vor Weihnachten ganz unerwartet mit Martha zu einem Zusammenstoß.

Es war eine Verwechslung geschehen. Martha hatte gebeten, Cäcilie möchte doch mit den Kindern einmal an die Elbe gehen, wegen des Hochwassers, das die beiden Jungen durchaus sehen wollten. An demselben Tage aber hatte sich Cäcilie verabredet mit dem Fräulein des Professors. Und nun wußte sie nicht, wem den Vorzug geben.

Da kam Martha zu ihr. Sie war lange nicht dagewesen. Und das Erste, das ihr auffiel, war auf dem Schreibtisch zwischen Väterchen und der seligen Mutter ein Bild des Professors.

Es kam ja Niemand hierher, ein Verbrechen war nicht dabei. Cäcilie hatte es seit einiger Zeit gewagt, es in einem Rahmen hier aufzustellen, um so mehr, als es ein Geschenk von Frau Giesebrecht war.

Martha blieb starr stehen: „Wer ist denn das?"

Cäcilie ärgerte sich. Martha kannte ihn doch ganz genau; warum fragte sie? Aber sie ärgerte sich auch über sich selbst, denn da sie wußte, daß Martha kam, hätte sie die Vorsicht gebrauchen können, das Bild fortzunehmen. Und doch, sie hatte ja nichts zu verbergen; und nun, wo es die Schwester einmal gesehen, antwortete sie:

„Das weißt Du ja, Martha."

„Ja, ich wundere mich bloß."

„Dann wirst Du Dich an das Wundern wohl gewöhnen müssen."

„Weißt Du, Cäcilie, mir ist es ja auch ganz gleich. Aber ich bitte Dich, vergiß nicht, was die Leute davon sagen."

„Welche Leute?"

„Gott, die Menschen! alle Menschen."

„Das kümmert mich nicht."

„Das muß es aber."

„Bitte, ich kann thun und lassen, was ich will."

„Ja, aber ich, Deine Schwester, und wir Alle, Deine Verwandten, haben's auszubaden."

„Wieso denn ausbaden? Wen geht denn das was an?“

„Nun, weil die Leute darüber reden. Unsere Bekannten. Ich will nicht, daß meine Schwester sich lächerlich macht. Denn mit dieser Affenliebe zu dem dummen Professor machst Du Dich einfach lächerlich.“

Da wurde Cäcilie mit einem Male heftig:

„Wer spricht von Liebe, Affenliebe? was soll das heißen, was meinst Du damit? Wer hat die Affenliebe? Ich doch nicht! Wer sagt, daß ich den Professor liebe? Wie kommst Du überhaupt darauf? Fällt mir gar nicht ein. Und wenn's so wäre, wen geht's denn an? Aber es ist nicht, das schwöre ich Dir, das kann ich Dir versprechen. Bestimmt, es ist nicht. Es ist doch geradezu lächerlich! Man darf sich doch noch für irgend Jemanden begeistern. Wer kümmert sich denn überhaupt um eine arme alte Jungfer, wie ich.“

Ihre Worte hatten sich überstürzt, und sie hatte so heftig gesprochen daß Martha sie erschrocken anblickte und sofort etwas ruhiger sagte:

„Aber so errege Dich doch nur nicht so. Wir wollen doch nur Dein Bestes. Wir wollen nicht, daß unsere Schwester sich lächerlich macht. Du bist ganz blind geworden, wie Jeder in Deiner Lage. Du weißt überhaupt nicht mehr, was Du denkst, und was Du thust. Glaubst Du denn, Dein Benehmen fällt nicht auf?“

Cäcilie trat auf sie zu und schrie sie fast an:

„Fällt auf? Wem fällt es auf?“

„Ich habe Dir ja schon gesagt, Du lebst in einem Glashaus, aber Du machst es wie der Vogel Strauß, Du denkst, es kümmert sich Niemand um Dich. Dann hättest Du Dir keine Verwandten anschaffen müssen. Wir sind in Dresden bekannt genug. Ich bin da, Isidor ist da, Irene und er. Nun, und wir leben doch nicht auf einer einsamen Insel, sondern haben doch alle Bekannte. Und die Bekannten haben Augen. Und der Professor ist eine Persönlichkeit, die in Dresden einen gewissen Ruf hat, und nicht in Dresden allein, sondern überall in Deutschland.“

Cäcilie war so starr, daß sie nicht gleich eine Antwort fand, so daß Martha fortfahren konnte:

„Es kommt noch dazu, daß er mit uns verwandt ist. Das wollen wir nicht, und das leiden wir nicht. Es ist unsere Pflicht, Dich aufmerksam zu machen, in was für eine Geschichte Du da hineinrennst. Man sieht doch schon daran, daß es nicht bloß Gerede ist, daß sein Bild hier steht. Was hat überhaupt sein Bild hier zu suchen, und noch dazu neben Väterchen unserem armen, lieben, guten Väterchen!“

Sie hatte einen Ton angenommen, als müsse sie Väterchen schützen, als hätte sie allein ihn gepflegt, als ob nicht Cäcilie die ganzen letzten Lebensjahre hindurch für die Schwestern den Vater versorgt, ihnen alle Last und Sorge abgenommen, als ob sie nicht sich das größte Verdienst um ihn erworben, sondern als müsse Väterchens Andenken vertheidigt werden von der, die sich um ihre eigenen Sachen gekümmert, um ihre Familie, die nur ihre Kinder immer gesehen und ihren Mann und vielleicht von allen Schwestern Väterchen in den letzten Lebensjahren am fernsten gestanden.

Diese Ungerechtigkeit raubte Cäcilie die Vernunft, und sie keifte los:

„Ich stelle jedes Bild hier her, das mir paßt. Ich lasse mir von keinem Menschen Vorschriften machen. Ihr kümmert Euch nicht um mich, ich soll mich nur um Euch kümmern, Euch helfen und nützlich sein. Das ist Egoismus, alles Egoismus, furchtbarer Egoismus. Ihr seid alle egoistisch, schlimme, arge, böse Egoisten. Ihr denkt alle nur an Euch, und ich bin Euch ganz gleich. Nur alle paar Jubeljahre einmal kommst Du her, und dann machst Du Lärm, und willst mich schulmeistern. Dazu bin ich zu alt — dreiunddreißig Jahre. Ich weiß jetzt, ich weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Ich brauche Niemand, der's mir sagt, hörst Du! Und ich lasse mir's nicht sagen, ich verbitte mir das ein für alle Mal. Ich finde, das ist eine Kränkung, eine Beleidigung des Andenkens unseres Väterchens und Professor von Rangenhosen's dazu, mit dem ich nichts zu thun habe, der nie ein liebes Wort mit mir gesprochen hat. Hörst Du, niemals! Der vielleicht weniger mit mir gesprochen hat als mit irgend einer Anderen. Gerade mit mir, weil ich gar nicht seinem hohen Gedankenflug folgen kann. Den lasse ich mir nicht besudeln und lasse ihn nicht angreifen. Etwas muß man haben, das man hochstellt, das plumpe Hände nicht anzufassen brauchen. Etwas muß man für sich haben. Jedes Thier muß Etwas haben, das unscheinbarste und verachtetste, einen Winkel, in den es sich zurückzieht, und wo es nicht gestört wird. Und so will ich das haben und behalten. Und Ihr habt Euch nicht darum zu kümmern. Und ich verbiete es Euch, hörst Du, Martha, ich verbiete es Dir, jemals wieder mit mir darüber zu sprechen. Ich antworte Dir nicht, sonst gibt's einen Krach, hörst Du, und dann sind wir fertig miteinander. Das ist nicht wie eine Schwester gehandelt. Laß mich zufrieden, laß mich sein. Dazu kommst Du nur her, um mir Grobheiten und Unannehmlichkeiten zu sagen?"

Sie hatte so hastig gesprochen, daß sie keine Luft mehr bekam, ein paar Mal tief aufathmete, dann keuchte und schließlich in Schluchzen ausbrach, an den Schreibtisch lief, Väterchens Photographie ergriff, sie an sich preßte und das Glas küßte, mit abwehrender Armbewegung gegen die Schwester, die that, als hätte Cäcilie Väterchen gekränkt.

Martha aber war so starr, daß sie nichts mehr zu erwidern wußte. Sie fand sich vollkommen im Recht. Und solche Worte wollte sie nicht auf sich sitzen lassen. So sagte sie nun, während Cäcilie am Schreibtisch blieb, immer Väterchens Bild in der Hand und jetzt laut aufschluchzend den Kopf auf die Platte neigte:

„Das klingt ja, als ob ich die Ungerechtigkeit in Person wäre. Nein, mein liebes Kind, dem ist denn doch nicht so. Ich habe Dir aus Schonung verschwiegen, was die Leute reden. Nun will ich Dir's 'mal sagen, nun halte ich nicht mehr hinterm Berge. Wenn Du Dich jetzt ärgerst, magst Du es Dir selber zuschreiben. Also jetzt hör' zu. Zuerst wurde es uns nicht ganz genau mit Thatsachen belegt, sondern nur allgemeine Redensarten und Andeutungen bekamen wir zu hören. Aber wenn das so eine Weile fortgeht,

dann erkundigt man sich eben genauer. Wenn's nur von einer Seite kommt, dann bildet man sich ein, die irren sich oder die haben etwas gegen sie, die hat sie einmal irgendwie aufs Füßchen getreten, sie ist vielleicht gegen die Frau 'mal nicht artig gewesen. Und dann mißt man dem nicht so große Bedeutung bei. Wenn's dann aber von mehreren Seiten kommt, Der sagt's und Jener, dann muß man sich sagen: es ist doch wohl etwas daran, das kann unmöglich so ganz ohne Ursache sein. Und nun haben wir angefangen, uns 'mal genauer erzählen zu lassen. Nun sind wir 'mal darauf eingegangen, daß wir bloß 'mal wüßten, was die Menschen eigentlich wollen. Es ist ja ein verfluchtes Klatschnest das Dresden, aber das ist wahrscheinlich überall so. Das wird in jeder Stadt so sein, wo Menschen zusammenkommen. Hab' nur keine Angst, da sind wir nicht blind. Isidor meint, in Leipzig würde ebenso geklatscht wie in Berlin, und in München wäre es nicht anders als in Hamburg — geklatscht wird eben überall. — Also jetzt Thatsachen, meine Verehrteste! Die Göbels haben uns gesagt, Du hast den Professor nach den Vorlesungen immer erwartet, und er hat hauptsächlich mit Dir gesprochen. Ihn haben sie in Schutz genommen. Du hast Dich 'ran gedrängt, und da ist er wahrscheinlich zu artig gewesen, um Dich abfallen zu lassen."

Cäcilie blickte die Schwester mit weit aufgerissenen Augen an und rief nur:

„Was!"

Martha fuhr fort:

„Das ist eins. Aber nun paß 'mal weiter auf. Ich wollte Dir eigentlich die Namen nicht nennen, denn das gibt bloß Unfrieden, aber Du glaubst mir ja nicht, wenn ich Dir's nicht belegen kann. Also die Frau Geheimrath Richter, die doch wirklich nicht übertreibt, eine ganz ruhige Frau, die meinte, Dein Benehmen während der Vorlesungen voriges Jahr und dieses Jahr wieder, jetzt bei der ersten, das wäre, als hättest Du den Mann ganz allein für Dich gepachtet."

Martha machte einen Augenblick Pause. Und Cäcilie, die jetzt die Fassung etwas wieder gewonnen hatte, blickte ihr gerade ins Gesicht und rief nun empört, Väterchens Bild auf die Schreibtischplatte aufstoßen lassend:

„Das ist aber doch wirklich ..."

„Weiter, weiter, es geht noch immer weiter. Dann hat die Frau Eydam, die Schwiegermutter von der Cläre Eydam, Du weißt, wen ich meine, die hat gesagt, Du machtest überhaupt dem Professor immer Fensterpromenaden. Und Alle haben gesagt, Du bist's, und er thut gar nichts dazu. Er benimmt sich sehr vernünftig und sehr anständig. Und dann haben sie gesagt — na, kurzum, ich weiß die Namen nicht mehr — Andere, denn das hat nicht nur Einer gesagt, das haben sie alle erklärt: Du wolltest Dich überhaupt bloß festsetzen dort. Und Du thätest so schön mit den Kindern, und Du spieltest mit ihnen und gingst spazieren, damit er endlich einsähe, die können gar nicht mehr sein ohne Dich, und damit er Dich dann 'mal heirathet. Das haben sie gesagt."

Cäcilie stieß einen schrillen Schrei aus und nahm die Schwester beim Arm. Doch die war einmal im Zuge, wehrte sie ab und fuhr fort:

„Ja, und glaubst Du denn, daß uns das recht sein kann, wenn die Leute behaupten, unsere Schwester läuft einem Anderen nach. Was soll man denn dann von uns denken. Und wenn Du blind bist, dann sind wir eben dazu da, Dir den Staar zu stechen."

Sie zögerte einen Augenblick. Cäcilie sagte athemlos in stockenden Worten:

„Martha, das kannst Du von mir glauben? Ich mich einschleichen! Das ist — das ist eine Gemeinheit. Das ist erlogen. Wie können die Menschen so schlecht sein! Was habe ich ihnen denn gethan?"

Doch Martha ließ sie nicht ausreden, sondern fuhr fort, als müßte sie den letzten Trumpf ausspielen:

„Und daß die Menschen nicht ganz Unrecht haben können, wird wohl daraus hervorgehen, daß auch das Fräulein dasselbe gesagt hat, das Fräulein, das bei den Kindern des Professors ist. Hörst Du, die hat es auch gemeint. Und die wird doch wissen, wie oft Du hingehst, und was Du machst, und wie Du Dich benimmst. Die sagt's überhaupt jedem Menschen, erzählt's überall, wer's nur hören will. Und ich habe mit der Frau Commercienrath Hermann darüber gesprochen. Die deutete auch so was an, ganz vorsichtig nur, ganz von selbst kam's, daß sie mir das sagte. Ja, sie hätte auch so was gemerkt, und sie begriffe doch gar nicht, wie das möglich wäre; denn Du könntest Dich doch nicht einmal unterhalten, und was er nur an Dir fände."

Da richtete sich Cäcilie auf. Mit einem Male kam eine solche Wuth, eine solche Verzweiflung über sie, daß sie meinte, die Schwester zu hassen, die ihr solche Dinge sagte, die sie nicht vertheidigte, die so etwas auch nur einen Augenblick geglaubt. Sie wollte sich das nicht sagen lassen, sie wollte es nicht hören. Und sie hatte nur das eine Bedürfniß noch: Martha mußte hinaus und fort. Das sollte sie anderen Menschen wo anders erzählen. Sie mochten alle über sie herfallen, über sie, die sich nicht vertheidigen konnte. Sie mochten alle reden, was sie wollten. Sie waren alle schlecht, niederträchtig und gemein, die ganze Welt, die ganze Menschheit. Bei ihrem guten Herzen hatte sie sich nur immer bisher bethören und betrügen lassen. Sie wollte keinen Menschen mehr sehen, von nichts hören. Der Gedanke stieg in ihr auf, sie wollte nicht ausgehen mehr, sich nirgends blicken lassen, keinen Fuß über ihre Schwelle setzen. Dann konnte man nicht von ihr schlecht reden, denn man sah sie nicht mehr, kannte sie nicht mehr, man wußte nichts von ihr.

Jetzt schwirrte ihr der Kopf, that ihr das Herz fast körperlich weh. Jetzt überkam sie ein großer physischer Ekel, daß es ihr heraufstieg in der Erregung, daß sie nur ein Bedürfniß fühlte: allein zu sein, mit keinem Menschen, keinem dieses treulosen, niederträchtigen Gesindels zusammen.

Und sie rief die Schwester an:

„Martha geh, geh! Geh hinaus, ich will nichts hören. Ich lasse mich nicht treten und schinden und verletzen. Ich bin unschuldig, unschuldig, hörst

Du! Ich habe Niemandem etwas gethan. Fort! ich will Dich nicht sehen, ich kann Dich nicht ertragen. Laß mich allein. Bitte, geh, geh."

Und sie, die immer kräftig gewesen, nahm die Schwester mit aller Gewalt, schob sie einfach nach der Thür, klinkte auf, drückte sie hinaus, riß die Thür wieder zu, schloß zwei Mal ab, schob den Riegel vor, lief dann an den Schreibtisch. Aber sie sah nichts, sie wußte von nichts, sie irrte nur verzweifelt im Zimmer umher. Und dann, als wäre ihr der Raum zu groß, als müsse sie eine zweite Thür zwischen sich und ihre Verleumder und Angreifer legen, lief sie in ihre Kammer, warf die Thür zu, schloß ab und riegelte zu. Dann stürzte sie an den Waschtisch, fuhr sich mit dem nassen Schwamm übers Gesicht, warf ihn wieder fort, begann sich in furchtbarer Aufregung mechanisch die Hände zu waschen, als wollte sie all' den Schmutz und Unrath beseitigen in ihrer Unschuld. Darauf warf sie sich mit dem Handtuch in der Hand auf ihr Bett und blieb schluchzend liegen.

XXI.

Cäcilie hielt Wort. Sie ging nicht mehr aus, sie zeigte sich nirgends, sie vergrub sich die ersten Tage in ihrem Schmerz.

Sie konnte, je mehr sie daran dachte, es gar nicht fassen, warum man sich mit ihr beschäftigte. Was sie die Leute nur anging, sie, deren Schicksal doch so gleichgültig war, so klein und nebensächlich!

Sie kümmerte sich doch auch nicht um andere Menschen. Sie wußte nicht 'mal, wer im selben Haus mit ihr wohnte, ja, es interessirte sie gar nicht. Und wenn sie, ich weiß nicht, was gehört, würde sie es nicht geglaubt haben, würde sie es für ihre Pflicht gehalten haben, darüber nicht zu sprechen, den anderen Menschen nicht weh zu thun.

Nun saß sie am Fenster, blickte hinaus nach dem trüben Himmel, an dem schon seit Tagen keine Sonne mehr stand. Und wie die Natur draußen, so sah es aus in ihrem Herzen.

Sie schämte sich, daß man so etwas von ihr behaupten konnte. Sie, und einem Manne nachlaufen! Sie, die niemals daran gedacht, die bei irgend einem lieberen Wort des Professors wahrscheinlich sein Haus verlassen haben würde. Sie schämte sich, daß man sie überhaupt in derartigem Verdacht haben konnte.

Und die Beschäftigung mit ihren Heiligthümern war ihr für die ganze Zeit vergällt. Sie machte den Schreibtisch nicht mehr auf, ließ Broschüren, Schriften, Zeitungsausschnitte und Bilder liegen. Nur ein Mal nahm sie ihr rothes Buch vor und versuchte, mit ein paar Worten, wie sie sich immer Rechenschaft gab, ihrer Empörung Ausdruck zu verleihen.

Doch es glückte ihr nicht. Sie fand nicht die Wendungen, als wäre sie nicht die Natur, überhaupt etwas Böses auszudrücken, Zorn oder Empörung.

Nachdem sie etwas ruhiger geworden, überlegte sie sich aber, hatte sie wirklich etwas gethan, das man ihr anrechnen konnte? Hatte sie sich auffällig benommen?

Sie fand: nein. Und doch kehrte ihr die Frage immer wieder. Sie gab sich Rechenschaft über jeden Schritt, den sie gethan. Ja, sie war begeistert für ihn, sie sammelte Alles, was ihn betraf. Aber sie hatte es doch nie gezeigt, sie hatte doch niemals mit einem anderen Menschen auch nur einen Laut davon gesprochen.

Cäcilie war sich bewußt, daß sie in der That unschuldig gewesen. Aber in ihrer naiven Seele hatte sie keine Ahnung davon, was ihre Augen, ihre Stimmung, ihr Benehmen, ihr ganzer Ausdruck, ihr Sein und ihre ganze Art doch immer verrathen hatten.

Sie konnte es nicht wissen, denn sie ging nur nach ihrem Herzen, und das war rein.

Doch wie nun wieder Tage verstrichen und sie sich immer weiter überlegte, kam sie doch zu einer Erkenntniß: ja, sie hatte sich in Etwas schuldig gemacht. Sie war nicht mehr so gegen die Verwandten gewesen wie früher, es war eine Entfremdung eingetreten. Sie sah sie nicht so häufig, sie hatte nicht einmal das Bedürfniß, sie zu sehen.

Darüber machte sie sich ernstliche Vorwürfe. Wieder gaben die Kleinen den Ausschlag. Und sie war empört über sich selbst. Wie sie nur die Kinder so hatte vernachlässigen können! Dieses Egoismus klagte sie sich an.

Sie war drauf und dran, sofort zu Martha zu gehen, das selbst zu bekennen, sich der Kinder anzunehmen. Und sie dachte an die kleine Cecil. Eine heiße Sehnsucht überfiel sie, das Seidenhaar ihres Pathenkindes wieder zu streicheln, seine Wange an der ihren zu fühlen. Das alte Bedürfniß, das tief in ihrer Natur lag, zu lieben, etwas zu kosen, für etwas zu sorgen, sich zu opfern.

Doch sie konnte nicht hingehen, Martha's wegen nicht. Sie ließ sich nicht treten wie ein Hund. Und so gab sie es wieder auf.

Aber auch zum Professor ging sie nicht. Sie, und sich einschleichen in diese Familie, sich hineinstehlen in sein Herz, wie das Kinderfräulein vorausgesetzt — das war doch unerhört! Das durfte nicht von ihr gesagt werden.

Mit dem Professor, das wußte sie nun, war es vorbei.

Sie begann gegen das Fräulein einen Haß zu fassen. Die war daran schuld, die mochte das ausgesprengt haben. Die bangte vielleicht um ihre Stellung, wenn eine Mutter an ihre Stelle trete.

Bei dem Gedanken schon überlief es das alternde Mädchen. Und in ihrer Verzweiflung und Noth benutzte sie den ersten Ausgang, den sie that, dazu, um bei Gott Trost, Erhebung und Stärkung zu suchen. Der würde ihr den rechten Weg weisen.

Sie ging zur Kreuzkirche. Als sie das ehrwürdige alte Gebäude schon von Weitem nur sah, kam etwas wie eine Beruhigung über sie. Wie sie eintrat in den hohen, feierlichen Raum und die Orgelklänge ihr entgegen brausten, erschien sie sich mit einem Male so schlecht, daß sie sich auf die nächste Bank schlich, den Kopf nieder neigte auf ihr Gesangbuch und inbrünstig anfing zu beten.

Allerlei Worte der Heiligen Schrift kamen ihr zu Sinn, während sie, nachdem sie ihr Gebet abgeschlossen, von den Orgelklängen und dem Gesang der Gemeinde umrauscht, in das Buch blickte und, ohne zu singen, den Text verfolgte.

Die Worte der Heiligen Schrift fielen ihr ein: „Segnet, die Euch fluchen, liebet Eure Feinde.“ Und mit einem Male schien ihr, als wäre wieder Friede und Ruhe in ihr Herz eingekehrt. All' das, was sie erlebt, glich einem bösen Traum, fern und nichtig, nebensächlich und gleichgültig.

Sie begriff sich selbst nicht, wie sie sich hatte gehen lassen können in ihrer Stimmung. Die Menschen, die da Böses von ihr geredet, würden gestraft werden am eigenen Leibe. Oder nein, nein — warum Strafe. Es war vielleicht ein Mißverständniß nur, ja, bestimmt ein Mißverständniß. Sie hatten es alle gar nicht so gewollt. Sie hatten vielleicht nur leichtsinnig wiederholt, was ein Anderer gesagt, aufgebauscht, was von einem Dritten gekommen. Nein, die Menschen waren nicht schlecht, wollten ihr nichts thun, ihr, die selbst Niemandem etwas zu Leide gethan hatte. Und wenn sie mit ihnen spräche, wenn sie sähen, welchen Kummer sie ihr bereitet, würden sie vielleicht an ihre Brust schlagen und bereuen, würden sie demüthig um Verzeihung bitten.

Immer klarer wurde es ihr, es war ein Mißverständniß. Martha war nur im Zorn gewesen, hatte ihr das schärfer, übertriebener gesagt, als es vielleicht gemeint.

Eine große Milde, ein Allverzeihen kam über das arme, einsame Mädchen.

Sie blickte auf. Der Gesang hatte geschwiegen. Durch die Fenster brach ein Sonnenstrahl, erleuchtete und erwärmte die Kirche, verbreitete sich, indem er an Umfang gewann und nun auch durch andere der hohen Oeffnungen niederfiel in den weiten Raum. Seit vielen, vielen Tagen zum ersten Mal die Sonne.

Sie flirrte in langen Strahlenbündeln durch das Glas wie ein elektrischer Scheinwerfer, daß man die Stäubchen in der Luft sah, daß die Strahlen beinah etwas Körperliches gewannen.

Immer heller wurde es in der Kirche. Und immer heller ward es auch in Cäciliens Herzen. Ruhig lag das Licht auf dem zeitgebräunten Dunkel des Holzes, hell strahlte es von den weißen Wänden, einen Widerschein warf es hinauf zur Decke, von der an einer langen Schnur der Kronleuchter tief herabschwebte. Und nun, da der Gesang schwieg, große Stille war in der Kirche, fühlte sich Cäcilie wieder so ruhig geworden und friedlich, daß sie all' ihr Leid vergaß.

Superintendent Kolmar hielt die Predigt, ein alter Herr mit langen weißen Locken, an dessen liebes, freundliches Gesicht sich die Erinnerung des ganzen Lebens dieses alternden Mädchens knüpfte. Er hatte sie eingesegnet, er hatte die Schwestern getraut, alle drei. Und sie erinnerte sich in einem Blitzbild des Augenblicks noch seiner Worte, als er, wie die letzte aus dem Hause gegangen, als er Else mit ihrem Mann zusammengethan, ihr beim Hochzeitsdiner scherzend gesagt:

„Nun, Fräulein Cäcilie, jetzt kommen Sie an die Reihe.“

Während er zu sprechen begann, klangen noch ein Mal und wieder und wieder diese Worte in ihrem Herzen. Und ihre Gedanken irrten ab von dem, was der alte Mann oben seiner Gemeinde an liebem, vertrauendem, goldenem Trost sagte. Und sie dachte daran, daß man sie in Gedanken schon mit dem Professor zusammengethan. Und wie sie sich versenkte in diese Möglichkeit, beugte sie sich abermals nieder auf ihr Gesangbuch und versteckte das Gesicht, in das nach ihrer unglückseligen Gewohnheit auch nur bei dem Gedanken schon die Röthe stieg. Sie mußte sich zwingen, der Predigt zu lauschen. Aber immer wieder ward sie unaufmerksam, wie es ihr nie sonst in der Kirche geschah. Immer wieder dachte sie daran, daß das Gerücht sie mit dem Manne zusammengethan.

Und sie war sich klar: nein, das wollte sie nicht. Um Gottes willen, das hatte sie nie gewünscht, daran nie gedacht. Sie war alt, häßlich, unscheinbar, sie konnte nie einem Manne wie diesem genügen, sie konnte seinem Fluge der Gedanken nicht folgen. Und doch lauschte sie ihnen so gern, lauschte dem Reiz seiner Stimme, seiner Art.

Als ihre Gedanken wieder abirrten, raffte sie sich von Neuem auf, stützte das Kinn in die Hand, blickte zur Kanzel empor und zwang sich mit aller Gewalt, bei dem zu bleiben, was der Geistliche sprach. Aber sie war zerstreut heute. Sie sah ihn nun mit einem Male an Väterchens Sarg stehen, wie er den Todten einsegnete. Ihr ganzes Lebensschicksal war mit dem alten Diener Gottes vereinigt. Und sie erinnerte sich, wie sie in ihren Mädchenträumen einmal daran gedacht — Else war noch nicht verheirathet —, als sie eine kurze Schwärmerei für einen Leutnant gehabt, nur ein Frühlingstraum im Vorüberwehen, daß auch der Religionslehrer ihrer Kindheit sie zusammenthun sollte vor dem Altar. Und da, eigenthümlich, war es ihr, als sähe sie sich selbst dort oben knieen im langen weißen Schleier. Und der neben ihr kniete zum Ringewechsel . . .

Nein, nein, sie wollte nicht daran denken, sie durfte nicht daran denken. Sie durfte es nicht, weil schon das Gerücht so falsch von ihr sprach. Es durfte nie Wahrheit werden.

Wieder heftete sie, mit aller Kraft die Gedanken zusammennehmend, die Augen auf den Geistlichen. Sie konnte sich nicht begreifen, daß sie nicht aufmerkte, wenn er das Wort des Herrn verkündigte.

Und nun, um all' die Gedanken auszulöschen, dachte sie scharf nach, den einzelnen Theilen der Predigt folgend, ganz anders, als sie sonst gewohnt war, Erbauung und Erhebung im Gotteshaus zu suchen. Sie wollte mit dem Verstand seine Worte durchdringen, die durften nicht auf sie in leiser, träumerischer Ergriffenheit wirken, — sie wollte mit dem Gehirn fassen, was der Geistliche oben sprach.

Da erwähnte er in seinen Worten das, was immer ihr Herz anzog, was ihr noch immer geholfen, wofür sie wie bestimmt schien von der Natur: die Erwähnung der Kinder.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen," hieß es dort oben, und „Wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen." Und immer fügte der alte Herr Eines

zum Anderen, rundete seine Bilder, füllte seine Gedankenwelt mit Worten der Tiefe, mit Worten, die warm und voll tönten. Vielleicht, weil er selbst wußte, welcher Segen Gottes ein Kind ist.

Und als seine Schlußsätze ausklangen in dem: „Es sei denn, daß ihr umkehret und werdet wie die Kinder," da war sie ganz dabei, da hatte sie ganz all' die Gedanken überwunden, die ihre Aufmerksamkeit abgezogen, die weltlichen Träume, und folgte den Worten ihres Seelenhirten, wie sie immer ihnen gefolgt.

Der Geistliche ließ sich nieder zum Gebet. Die Kirche schien immer heller und strahlender zu sein. Und als er, die Heilige Schrift unter dem Arm, unter den Klängen der Orgel langsam die Stufen herabstieg, und man auf dem Altarplatz seinen schwarzen Talar feierlich hinschreiten sah und verschwinden, waren all' die Träume und Spukgestalten aus Cäciliens Seele entwichen, war sie wieder ein einfaches, armes, alterndes Mädchen ohne Hoffnung und Zukunft wie vorher, bescheiden und von Herzen demüthig.

Sie hatte allen Zorn vergessen. Sie wollte Gutes thun Denen, die sie beleidigten, die Böses von ihr sagten. Die Welt war gut, die Menschen waren nicht schlecht, — es mußte ein Mißverständniß sein. Und als die Orgel nun mit allen Registern laut im Schlußliede dröhnte, kam eine solche Erhebung über sie, ein solches Gefühl des Friedens, daß sie, als das Rauschen der Pfeifen abschwoll, sie leise nur noch summten, durch die lichtdurchfluthete Kirche dem Ausgang zuschritt, zwischen Muff und Arm das Gesangbuch haltend, den Kopf niedergesenkt, und hinaus ging zu ihrer Schwester, um ihr zu sagen: „Wir wollen Frieden machen zwischen uns, wir wollen vergessen, was geschehen ist. Ich bin nicht gekränkt, ich vergebe Allen, die mich beleidigt haben, denn ich habe nur ein Bedürfniß nach Eintracht und Frieden."

Auch Martha schien Aehnliches zu fühlen, denn sie breitete die Arme aus, als Cäcilie erschien, und sagte:

„Gott sei Dank, da bist Du wieder."

Weiter wurde zwischen den Schwestern nichts gesprochen, sie gingen nicht auf ihre Zwistigkeit ein. Und Cäcilie trat in das Zimmer zu den Kleinen.

Es war großer Jubel. Von allen Seiten kamen sie ihr entgegen gestürzt, hingen sich an sie, nahmen sie beim Arm, küßten und umarmten sie, sprangen um sie herum und riefen:

„Tante ist wieder da! Tante ist wieder da!"

Dann nahm Milly, die Aelteste, die Kleineren bei der Hand, sie machten um die Tante herum einen Kreis und tanzten, irgend etwas singend, der Eine dies, der Andere das, daß es wirr durch einander klang, und man nur ein allgemeines la, la, la hörte, einen Ringelreihen.

Und Tante Cäcilie stand in der Mitte wie Schneewittchen, um das die Zwerge jubelnd sprangen.

XXII.

Wochen waren vergangen. Cäcilie hatte vom Professor nichts gesehen und gehört. Sie war ängstlich Allem aus dem Wege gegangen, was sie hätte mit ihm in Berührung bringen können. Sie hatte sich allmählich zurückgefunden zu ihrer Vergangenheit, sie war wieder Tante geworden.

Diese ganze Zeit schien ihr wie ein seltsamer Aufschwung ihrer Seele. Und in ihrer Art, Alles auf das Gute zu stimmen, sagte sie sich jetzt, vielleicht hätte es sie gebessert, vielleicht hätte es ihr geholfen, man könne nicht wissen, zu was es gut gewesen.

Sie hatte es sich versagt, seine Vorlesungen zu besuchen. Sie wollte nicht, daß man über sie redete. Und in ihrer jungfräulichen Scham zog sie sich zurück, schloß sich ein wie eine Mimose, als wäre sie beleidigt und ihre Ehre angegriffen.

Aber manchmal kamen doch Tage, an denen sie sich einsam fühlte, an denen sie es empfand, daß sie Niemanden hatte, der in ihr aufging, daß sie nur für Andere leben mußte.

Doch jedes Mal wieder verbannte sie solche Gedanken als Egoismus. Und jedes Mal, wenn sie den Kampf über sich selbst gewonnen, ward sie stärker.

Ihre Sammlung verwahrte sie getreulich im Schreibtisch. Aber sie war ins Stocken gerathen, sie setzte sie nicht fort. Ja, sie fürchtete sich sogar, die Fächer zu öffnen und ließ Wochen lang Alles, wie es war, nahm nicht einmal ihr rothes Buch vor, um ihre Gedanken einzutragen.

Allmählich empfand sie sogar etwas wie Furcht vor diesem Buch, in dem sie die Geheimnisse ihres Herzens bloßgelegt. Sie wollte nicht noch ein Mal lesen, was sie früher geschrieben; halb in der Angst, es möchte glimmende Gluthen anfachen, halb aber aus Scham, das wieder vor sich zu erblicken, was sie dem Papier anvertraut.

Um Alles zu vergessen, um abgezogen zu sein, begann sie wieder ganz ihr altes Leben des Beschäftigtseins, der Aufopferung für Andere.

Sie bot von selbst Irene an, sie wolle, wenn sie sich dadurch nützlich mache, spazieren gehen mit Eva-Marie, die jetzt schon dreizehn Jahre alt war, ein hoch aufgeschossenes, etwas zartes und durch zu schnelles Wachsthum schmales Mädchen. Sie kümmerte sich um Martha's Kinder wieder wie einst von früh bis spät, spielte mit ihnen, pflegte sie, unterstützte den Unterricht, half nach, sah die Schularbeiten durch, holte sie von der Schule ab, ging mit ihnen aus, blieb bei ihnen, wenn die Eltern doch einmal Abends fort waren.

Und auch um Else kümmerte sie sich, schrieb ihr jede Woche zwei, drei Mal, stellte sich ihr zur Verfügung, falls sie gebraucht würde, einmal hinüber zu kommen nach Straßburg. Aber natürlich nur auf längere Zeit, damit die Reise sich lohne.

Doch die hatten kein Fremdenzimmer und konnten sie nicht unterbringen.

Cäcilie empfand Sehnsucht nach der kleinen Schwester, die sie jetzt zwei Jahre nicht gesehen. Sie hätte sie gern eingeladen zu sich, aber die Reise ihr zahlen, das wollte sie doch nicht, denn von ihrem Besuch allein hätte sie schon Kosten genug gehabt. Aber ihre Sehnsucht, Else zu sehen, war so groß, daß sie doch ihre Finanzverhältnisse überschlug und bei dem Bankier sich noch ein Mal über ihr Geld vergewisserte.

Der alte Herr schien etwas eigen gegen sie zu sein, als hätte er es übel genommen, daß sie zu ihm nicht wieder gekommen. Und eines Tages faßte

sich Cäcilie ein Herz, sie wollte reinen Tisch machen und fragte geradezu, ob er etwas gegen sie habe.

Die Frage wurde ihr sehr schwer und ward ihr um so peinlicher, als er antwortete: Durchaus nicht, sie solle ja nicht glauben, daß seine Frau es übel genommen habe, daß sie nie wieder bei ihnen erschienen sei.

Da setzte ihm Cäcilie auseinander, wie es ihr unmöglich wäre, bei der großen Thätigkeit, die sie für ihre Schwestern entwickle, gesellig zu sein; wie sie sich vorgenommen habe, ihr ganzes Leben nur dem Wohl ihrer kleinen Nichten und Neffen zu widmen, und wie dadurch alles Andere für sie vergessen sein müsse. Sie gönne sich nicht einmal einen Theaterbesuch oder eine Vergnügung. Ja, sie habe es sich sogar dieses Jahr versagt, die Vorlesungen des Professors zu hören.

Darauf schien er nur gewartet zu haben. Denn er unterbrach sie plötzlich:

„Sie haben sich ja auch bei dem Herrn Professor gar nicht wieder sehen lassen!"

Jetzt bereute es Cäcilie schon, davon angefangen zu haben. Doch sie konnte nicht mehr zurück, und der Commercienrath ließ sie nicht los:

„Er ist ganz traurig darüber!"

Unwillkürlich fragte sie: „Wirklich?"

„Er hat gesagt, Sie vernachlässigen ihn vollkommen, und die kleinen Mädchen hätten immer nach der Tante gefragt. Warum sind Sie denn gar nicht mehr dort gewesen?"

Cäcilie gab eine ausweichende Antwort:

„Ich bin durch meine Familie, die mir doch schließlich näher steht, so sehr in Anspruch genommen, daß ich wirklich keine Zeit habe."

„Na aber, gnädiges Fräulein, Sie könnten doch ein einziges Mal wenigstens hingehen."

„Ein Mal hilft auch nichts."

„Aber gewiß. Sie würden den Herrn Professor beruhigen."

„Ich habe ihn doch nicht beunruhigt."

„Doch, doch. Er weiß sich ja Ihr Fernbleiben gar nicht zu erklären. Er ist ganz erstaunt. Ich hätte davon nicht angefangen, wenn wir nicht darauf zu reden gekommen wären. Ich sage Ihnen in allem Ernst, er hat Ihnen etwas übel genommen."

Cäcilie schlug die Augen zu Boden:

„Das thut mir sehr leid. Das kann ich ja nicht ändern. Ich glaube nicht, daß ich die Veranlassung gegeben habe."

„O ja, Sie können es sehr gut ändern, wenn Sie ein Mal hingehen, nur ein einziges Mal. So viel Zeit werden Ihnen Ihre Nichten doch wohl lassen."

Aber sie wurde ganz erregt und nervös:

„Ich kann ja 'mal sehen. Aber ich habe wirklich keine Zeit. Sie glauben nicht, was Alles an mich herantritt."

Damit packte sie schnell ihre Coupons und Papiere zusammen, machte ein paar allgemeine Redensarten und verschwand, so eilig sie konnte.

Am nächsten Tag klingelte es gerade in dem Augenblick, als sie schon die Entreethür aufgemacht und auf den Flur hinaustreten wollte. Sie sah einen Herrn vor sich stehen, erschrak zu Tode. Im dunklen Treppenhaus wußte sie im Augenblick nicht, wer es sei, aber sofort hatte sie ihn erkannt: Professor von Rangenhofen.

„Gnädiges Fräulein, wundern Sie sich nicht, wenn ich herkomme. Ich möchte Sie doch gern einmal wiedersehen. Und da Sie nicht zu uns kommen, komme ich zu Ihnen. Ich denke doch, Sie werden mir deshalb nicht böse sein."

Cäcilie stammelte:

„Aber nein. Wieso?"

„Ja, ich soll Ihnen nämlich etwas ausrichten. Dazu bin ich hier."

Sie war so verdutzt, daß sie nicht daran dachte, ihn in die Stube zu bitten. Sie hatte das instinctive Gefühl der alten Jungfer, ob es eigentlich passend, richtig sei, ob sie den Herrn bei sich empfangen dürfe. Aber da beugte er sich zu ihr, indem er den Hut aufsetzte, und sagte:

„Ich darf mich wohl bedecken. Ich habe manchmal rheumatische Kopfschmerzen, und es zieht."

Da sagte sie schnell:

„Aber, bitte, wollen Sie nicht eintreten."

Sie machte gar keine Bewegung dazu und blieb, die Thür versperrend, stehen. Doch er antwortete:

„Sehr gern."

Und nun war es geschehen, er trat ein.

Einen Augenblick ließ sie ihn im Flur warten. Sie huschte mit ein paar unbestimmten Worten wie: „Ich muß erst ein Mal nachsehen, ob es ordentlich ist" — voraus, machte ihm die Zimmerthür vor der Nase zu. Und in furchtbarer Aufregung lief sie zuerst an den Schreibtisch, im Gedanken an sein Bild, als könne es noch dort stehen, während sie es doch längst zu den übrigen drei in den Schreibtisch gelegt.

So rückte sie denn mechanisch ein paar Gegenstände hin und her, zog die Tischdecke zurecht, wischte schnell mit dem Handschuh über eine kleine Schale, die auf dem Tisch stand, faltete Väterchens Wolldecke, die auf dem Sopha lag, und deren sie sich jetzt ab und zu bediente, noch ein Mal sorgfältig zusammen, gab mit dem Fuß dem kleinen Teppich am Fenster eine andere Richtung, steckte schnell das über einer Stuhllehne hängende Tuch, mit dem der Kanarienvogel zugedeckt wurde, in eine Ecke, wo man es nicht sah, prüfte noch ein Mal die Thürklinke zum Schlafzimmer, ob sie auch fest zu sei. Dann lief sie mit hochrothen Wangen an die Thür, öffnete und bat ihn, einzutreten.

Sofort entschuldigte sie sich, es sähe so sehr unordentlich aus. Und er meinte lächelnd, davon merke man doch nichts.

„Es ist gar nicht anders möglich, als daß es bei Ihnen blitzblank und sauber ist!"

„Warum?" fragte sie, um nur ein Gespräch zu beginnen, wobei sie noch immer dunkelroth war und dem Fenster den Rücken drehte, daß es nicht so auffiel.

„Eine Hausfrau wie Sie!“ meinte er lächelnd.

Sie schüttelte den Kopf: „Eine Hausfrau? Woher wollen Sie das wissen!“

„Ich weiß es. Ich weiß es doch, wie Sie bei uns Ordnung in die Kinderstube gebracht haben. Das war ja, als wäre ein guter Geist eingezogen. Wissen Sie, das Fräulein ist so liederlich, bei der liegt immer alles Mögliche 'rum. Und ich habe so gern peinliche Ordnung. Und wie Sie da waren, da war Alles gleich ganz anders. Wirklich, ich habe es zu meiner Schwester gesagt, es war Alles anders. Es war Ordnung, die Kinder sahen anders aus, ihre Kleidchen lagen nicht umher, die Spielsachen und Bücher wurden aufgeräumt. Wie gesagt, als ob ein guter Geist im Hause wäre.“

Es schmeichelte Cäcilie doch etwas. Aber sie war noch verlegener geworden durch seine Worte, zupfte sich am Kleid, nahm mit der rechten Hand vom linken Aermel ein Stäubchen, als müsse sie auch hier Ordnung und Reinlichkeit beweisen, und sagte:

„Ach, das wird nicht so schlimm sein.“

„Doch, doch. Das Fräulein war auch anders. Die hielt auch schon mehr auf Ordnung und sorgte besser für die Kinder. Wissen Sie, daß die einen höllischen Respect vor Ihnen hat. Ich sage Ihnen, die weiß ganz genau, was sie nicht kann, und was Sie werth sind. Immer, wenn die Donnerstage kamen, da kehrte auch Ordnung wieder ins Haus. Denn dann hieß es, Sie kommen, und ich denke mir, das Fräulein hatte den Gedanken, sie wollte sich vor Ihnen, wie man vulgär sagt — verzeihen Sie den Ausdruck —, nicht lumpen lassen.“

Cäcilie blickte noch immer zu Boden und meinte nur:

„Aber, aber!“

„Ja, ja, Sie können sich darauf verlassen. Und ich sage Ihnen, jetzt ist der alte Schlendrian wieder eingerissen. Ich fühle mich ganz unwohl zu Haus. Ich gehe so gern zu den Kindern, aber wirklich, ich mag jetzt zu meinen Kleinen gar nicht hinein, so sieht's da aus. Der gute Geist ist nicht mehr da. Sie müssen schon nicht bös sein, aber so ist es. Ich lasse mir jetzt meine Mädel immer in mein Zimmer kommen, nur um das nicht zu sehen. Und wissen Sie, wenn man gearbeitet hat, da spannt auch der Geist aus, da muß man sich 'mal erholen. Und gerade dann ist Ortswechsel gut, — fort aus den Räumen, einmal etwas ganz Anderes sehen. Aber Sie, Sie sind ja daran schuld, Sie kommen nicht mehr.“

Er schwieg. Cäcilie wagte nicht zu antworten. Und er fuhr fort:

„Ich bin nämlich hergekommen, ich will's Ihnen nur gleich sagen, um Sie zu fragen, ob wir Ihnen etwas gethan haben. Vielleicht hätte ich's selbst nicht riskirt, aber meine Kleinen schicken mich. Die quälen und quälen mich schon so lange, die Tante soll wieder kommen, und die Tante soll kommen. Und ich bin der böse Papa, der ihnen die Tante nicht verschafft. Und da habe ich einen Entschluß gefaßt, — und sehen Sie, da bin ich.“

Der Professor wartete ab, was sie sagen würde. Aber sie hatte sich ja vorgenommen, sie wollte nicht kommen, und sie war entschlossen, dabei zu bleiben. Darum antwortete sie:

„Vielleicht später einmal. Ich habe diese ganze Zeit wirklich nicht gekonnt. Wahrhaftig nicht. Ich hatte bei meiner Schwester Martha so viel zu thun."

„Sehen Sie, zu Martha sind Sie gekommen, und das ist nur wenige Häuser von uns. Ich habe Sie ein paar Mal beobachtet vom Erker aus, wie Sie mit den Kindern spazieren gingen. Und meine Mädels haben Sie auch ein Mal gesehen und waren sehr böse, daß die Tante Andere vorzog."

Als sie jetzt beide eine Weile schwiegen, der Professor seinen Kneifer zurecht rückte, sich räusperte und sie verlegen mit der Lehne eines Stuhles spielte, den sie hin und her kippen ließ, fiel es Cäcilie mit einem Male ein, daß sie ihm ja noch immer nicht das Sitzen angeboten:

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Rangenhofen? Entschuldigen Sie nur, daß ich's nicht längst gesagt habe, aber ich habe fast nie Besuch, und da denkt man nicht daran."

Er lächelte:

„Nein, ich setze mich nicht eher, bis Sie nicht versprochen haben, zu kommen."

„Aber ich will ja gern."

„Nein, Sie sollen es wirklich versprechen. Eher lasse ich Sie nicht los."

Cäcilie blieb unerbittlich. Sie ließ sich nur so weit erweichen, zu antworten:

„Nun, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen. Aber bitte, setzen Sie sich, daß Sie wenigstens bei mir überhaupt gesessen haben. Was sollen Sie denn sonst von mir denken."

Dabei nahm sie Platz und er auch.

Er drehte den Hut in der Hand:

„Haben Sie denn Angst, ich könnte schlecht von Ihnen denken?"

„Ich weiß nicht."

Da wurde er mit einem Male warm:

„Nein, Sie können sicher sein, ich denke nicht schlecht von Ihnen. Ich glaube, Sie wären gar keiner Schlechtigkeit fähig. Sie sind überhaupt viel zu brav und gut. Oder ich will nicht sagen: viel zu, ich will sagen: so müßten Alle sein."

Das mochte sie nicht hören:

„Aber Herr von Rangenhofen!"

„Nein, es ist mein voller Ernst. Meine Schwester hat genau dasselbe gesagt. Und wissen Sie, meine Schwester hat etwas gesagt — ich weiß nicht, ob ich Ihnen das ... Nein, nein, ich sage es Ihnen nicht."

Er hatte vielleicht erwartet, nun würde Cäcilie es durchaus wissen wollen. Aber es war ihr viel zu peinlich. Und er fuhr fort, als ob sie wirklich gefragt hätte:

„Ich will es Ihnen sagen. Warum auch nicht. Meine Schwester hat nämlich gemeint, an Ihnen wäre eine Hausfrau verloren gegangen und eine Mutter dazu."

Cäcilie rückte auf dem Stuhl hin und her.

„Verstehen Sie mich recht . . ."

Nun beugte sich der Professor zu ihr, indem er den Ellbogen auf den Tisch legte, kam ihr immer näher, während er sagte:

„Wirklich. Ich bitte Sie recht schön, verstehen Sie es richtig. Meine Schwester meinte nämlich damit, daß ein Hauswesen, das unter Ihrer Obhut stände, geborgen und gesichert sei. Die Kinder haben Vertrauen zu Ihnen, ja Liebe. Die Kinder sind ja gegen Sie wirklich, als wären Sie ihre Mutter. So meine ich das. Es kann ja Niemand das mit ihnen anstellen, was Sie fertig kriegen. Und ich denke, mit Ihrem Rath und Ihrer Hülfe müßten bei so ein paar kleinen Mädchen die Erziehungsjahre Spielerei sein. Ich denke auch, es würden ein paar tüchtige Mädchen werden . . . Und da ich meine Kinder lieb habe, müßte ich doch auch das wünschen. Ja, ja . . . das müßte man wünschen. Das ist doch ganz richtig von mir. Nicht war, das müßte man doch wünschen?"

Cäcilie ward unbehaglich zu Muthe. War das eine Frage? Wohin steuerte er? Sollte sie antworten und was? Sie wurde unruhig, spielte mit den Franzen der Tischdecke und warf nur so hin, indem sie auf ihre Finger sah — denn schon während des ganzen Gespräches hatte sie ihn nicht mehr anblicken können —:

„Natürlich sollen die Kinder tüchtige Mädchen werden. Aber ich denke, das werden sie schon werden. Das werden sie so wie so."

Jetzt wurde er eifrig, beugte sich immer weiter gegen sie vor:

„Nun, das glaube ich nicht. Ich könnte es nicht machen. Ich gewiß nicht. Und wer sonst? Soll ich Ihnen einmal mein Herz ausschütten? Sehen Sie, ich habe immer andere Dinge im Kopf. Ich kann mich nur schwer und schlecht um die Wirthschaft, um die Häuslichkeit kümmern. Ich verstehe davon nichts. Und ich bin darin auch eine eigenthümliche Natur. Ich möchte immer alles Unangenehme, alle kleinlichen und peinlichen Sorgen des Lebens von mir entfernen. Ich will mich nicht darum kümmern, ob in der Wirthschaft fünfzig Mark mehr ausgegeben werden oder weniger. Nota bene kenne ich die Kaffeepreise nicht und werde doch betrogen, wenn man mich betrügen will. Aber es stört mich geradezu in meiner Thätigkeit. Ich will nicht, während ich mit Forschung, mit allerlei Arbeiten, mit Vorträgen beschäftigt bin, während ich mich in das Ideale versenke, in das stark und rein Geistige, da will ich nicht immer mit Bleigewicht an der Erde niedergehalten sein und unausgesetzt daran denken: die Kinder müssen um so und so viel Uhr ausgehen, weil noch schöner Sonnenschein ist — die Fleischerrechnung ist noch nicht bezahlt — im Eßzimmer ist wieder 'mal nicht Staub gewischt — auf der Lampe liegt's fingerdick. Das stört mich. Und ich sehe doch, es muß sein, man muß sich um derartige Sachen kümmern, und Jemand muß sie in Ordnung halten."

Er schwieg und blickte Cäcilie immer wieder wie fragend an. Aber sie wagte nicht aufzusehen, und sie gab ihm auch keine Antwort. So sagte er nun noch einmal:

„Nicht wahr, das muß sein?"

Jetzt war sie zu einer Antwort gezwungen. Aber sie sprach es vor sich hin in ihren Schoß, während sie immerfort eine Falte des Kleides auf ihrem Knie hin und her schob:

„Das Fräulein macht das aber doch ganz schön. Und dazu ist sie doch da, Herr von Rangenhofen. Ich glaube, sie ist wirklich ganz tüchtig."

Aber er wurde fast erregt:

„Nein, nein. Man kann sich auf fremde Leute nie verlassen. Wirklich nicht. Hausfrau bleibt Hausfrau. Im Grunde genommen denkt sie doch nur: hier bin ich auf ein paar Jahr, — wer weiß, wie lange. Was geht mich die Geschichte eigentlich an? Sie ist nicht mit dem Herzen dabei, kann mit dem Herzen gar nicht dabei sein. Es fehlt, wissen Sie, ich möchte sagen Interessengemeinschaft. Die ist doch Alles im Leben. Und das können nur Mann und Frau."

Abermals machte er eine Pause. Doch die Wendung, die das Gespräch genommen, war Cäcilie so peinlich, daß sie nach irgend einer Gelegenheit suchte, aufzustehen, um zu entfliehen, und nur nicht wußte, wie sie es anfangen sollte.

Er aber blickte sie unausgesetzt durchdringend an. Und eine fürchterliche Angst überkam sie, als sie zu merken glaubte, daß er näher und näher rückte. Keiner sprach. Aber so ging es nicht weiter, irgend Jemand mußte reden. Nur hätte sie kein Wort über die Lippen gebracht.

Da fuhr er fort in eindringlichem Tone, immer weiter herüber gebeugt, immer wärmer:

„Aber das macht es nicht allein. Denken Sie einmal an die Kinder, an die Seele der Kinder. Ich bin ein vielbeschäftigter Mann, ich kann mich mit den Kleinen nicht immer abgeben. Jetzt mag das noch gehen. Aber später. Später will ich doch wissen, was aus meinen Kindern wird. Was ihnen gelehrt, was ihnen in die zarte Seele eingepflanzt wird. Das kann man einer Fremden nicht überlassen, das muß man selbst thun. Dazu sind Eltern da. Und ich selbst habe vielleicht dazu kein Talent, habe auch keine Zeit, bin zu wenig mit den Mädchen zusammen. Und dann muß das eine Frau thun. Es muß die Mutter sein. Ich sehe von Tag zu Tag mehr ein, ich bin verpflichtet, meinen Kindern, sagen wir es kurz, eine Mutter zu geben."

Jetzt erhob sich mit einem Male Cäcilie. Und um irgend eine Entschuldigung zu finden, sagte sie, während sie flammendroth wurde, was sich jedoch in der halb eingebrochenen Dämmerung noch verbarg:

„Verzeihen Sie einen Augenblick, ich muß nach dem Mädchen sehen."

Sie ging zur Thür, blickte auf den Corridor hinaus, that, als lausche sie. Und vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben spielte sie regelrecht eine Komödie. Sie blickte in das Dunkel des Flurs hinaus, scheinbar aufmerksam, und sagte, obgleich sich Niemand in der Nähe befand, als spräche sie mit ihrem Mädchen:

„Jawohl, Emma, ich komme gleich."

Dann lief sie hinaus, machte die Thüre zu, that noch ein paar Schritte und blieb im Flur an die Wand gelehnt stehen, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt.

Sie war ganz benommen. Eine unerklärliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Um Gottes willen, was wollte er, wo ging das hinaus! Und sie hatte das Gefühl, als müsse sie Schutz suchen, sich überzeugen, daß sie nicht allein sei.

Darum ging sie nach der Küche und blickte hinein. Ihr Mädchen saß am Küchentisch, eine Schale Kaffee ohne Untertasse vor sich, ein Messer und Schwarzbrot in der Hand, von dem es ab und zu ein Stück abschnitt, um es in den Mund zu stecken. Mit beiden Ellbogen aufgestützt und krummem Rücken saß es behäbig kauend da.

Um irgend etwas zu sagen, fragte Cäcilie:

„Die Lampe ist doch gemacht?"

Das Mädchen erhob sich langsam und antwortete kauend:

„Nu, die steht doch drin auf dem Schreibtisch wie immer. Die mach' ich doch immer früh gleich zuerst!"

Es klang heraus, als ob sie beleidigt sei. Und Cäcilie meinte nur: „So, so, schon gut!" — schloß wieder die Thür und ging ein paar Schritte den Flur zurück.

Sie mußte wieder eintreten. Aber sie konnte sich nicht dazu entschließen, als erwarte sie da drin das Verderben. Sie raffte sich auf. Aber sie konnte und konnte den Muth nicht finden. Und wieder spielte sie die Komödie unbewußt weiter. Und als sie sich endlich doch entschloß und allen Willen zusammennahm, machte sie Lärm, trat absichtlich stark auf, gab sich einen Ruck und öffnete.

Als sie eintrat, hatte sich der Professor erhoben. Sie ging schnell ein paar Schritte ins Zimmer hinein, machte dann Kehrt gegen das Licht, indem sie in möglichster Fassung sagte:

„Entschuldigen Sie, ich habe eben auch meine kleinen häuslichen Sorgen ..."

Doch er fuhr fort, als wäre er gar nicht unterbrochen worden. Nun sprach er schnell, lebhafter und ging direct auf sie über:

„Und noch etwas Anderes ist es, gnädiges Fräulein. Noch etwas. Glauben Sie nicht, daß es nur das Nützlichkeitsprincip ist, wie es den Anschein haben könnte nach Allem bisher. Nein. Sehen Sie, Ihr stilles Wesen, Ihre ganze Art hat mich gefangen genommen. Sie wissen ja, wie ich bin; Sie wissen, daß ich verheirathet war, glücklich verheirathet. Sie wissen, daß ich mich nach Familienleben sehne. Sie wissen auch, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin und nun in einer wilden Leidenschaft entbrenne. Man wird alt, man wird gesetzt, man wird vernünftiger. Und ich bin nicht Einer, der Ihnen nun vorlügen würde, welche heiße Leidenschaft mich durchtobt. Nein, ich kann Ihnen nur sagen — ja natürlich fehlen Einem in so einem Augenblick die Worte — ja, was soll ich Ihnen sagen . . . Also kurz, daß Sie an Charakter, an ganzer Art, daß ich . . . ja, daß ich nun . . . ich habe ein solches Zutrauen zu Ihnen, und Sie haben mir außerordentlich gefallen, jetzt seien Sie nicht bös, gewiß, es ist gar keine Schmeichelei — so gefallen, Sie sind mir so sympathisch, daß ich mir vorgenommen habe, nur bisher noch nicht den Muth dazu hatte, einmal über kurz oder lang . . . gerade ich . . .

ja, wie soll ich das sagen, lachen Sie mich 'mal aus, ich bin ja ganz aus der Construction gefallen. Also ich meine, ich hätte Sie längst schon fragen wollen, ob Sie's nicht mit einem alten Wittwer versuchen wollten, einem alten, pumplichen Wittwer, jawohl, kein Jüngling mehr, zwei Kinder, auch kein Krösus, kurzum eigentlich, wenn ich mir's genau überlege, mehr Minus als Plus. Nun, ich muß es Ihnen schon in baare Worte fassen. Also, hätten Sie wohl den Muth, meine Frau zu werden?"

Jetzt war es endlich heraus, und nun wich auch die Spannung von Cäcilie, die Verlegenheit. Sie ward mit einem Male, als sie der Thatsache ins Gesicht sah, ruhig und fest. Sie konnte vor ihm stehen bleiben, sie konnte ihn sogar anblicken, und sie sagte ganz sicher:

„Ich muß Zeit haben."

Er hatte vielleicht etwas Anderes erwartet und schien ein wenig enttäuscht zu sein. Und nun war er Derjenige, den die Befangenheit überkam, während sie ruhig und entschlossen fortfuhr:

„Ich habe das nicht für möglich gehalten, ich habe daran nicht gedacht, und es kommt mir also überraschend. Ich muß mit mir zu Rath gehen. Ich muß, ja, ich muß meine Geschwister fragen. Sie verstehen, das wäre ein solcher Umsturz in meiner Existenz, daß das nicht gleich so ginge. Ich möchte Sie nicht betrüben und möchte auch nicht einen Leichtsinn begehen. Denn ich war ja nicht darauf vorbereitet. Also bitte, seien Sie mir nicht böse. Lassen Sie mir Zeit . . . ja Zeit . . . ich muß etwas Zeit haben."

Zuletzt hatte sie doch nicht mehr gewußt, was sie sagen sollte, und zuletzt war auch ihre Befangenheit wiedergekehrt. Und nun wünschte sie nichts sehnlicher, als er möchte fort sein, nur hinaus, nur sie allein lassen, daß sie nachdenken könnte über das, was ihr widerfahren.

Er nahm auch gleich seinen Hut mit den Worten:

„Wollen Sie mir schreiben?"

„Ja, ich will Ihnen schreiben."

„Dann darf ich wenigstens meinen kleinen Lieblingen Hoffnung machen, daß sie die Tante einmal wieder sehen?"

Cäcilie antwortete einfach und bestimmt:

„Grüßen Sie sie herzlich von mir. Und sie sollen ihrem Vater Freude machen und schön artig sein, dann ist auch die Tante zufrieden."

Sie hatten sich nichts weiter zu sagen. Sie gaben sich auch nicht die Hand. Er ging zur Thür, machte eine Verbeugung, und ebenso befangen wie sie stürzte er davon, indem er die Thür nicht einmal schloß.

Cäcilie blieb stehen, lauschte. Die Corridorthür klappte zu — sie war allein. Und wieder lief sie zur Stubenthür, schloß ab, riegelte zu. Sie wäre in diesem Moment nicht im Stande gewesen, den Anblick eines anderen Menschen zu ertragen.

XXIII.

Die Anfrage war Cäcilie wie ein Donnerschlag gekommen. Sie konnte sich gar nicht fassen. An so etwas hatte sie nie gedacht, es nie auch nur im Traum für möglich gehalten. Und je mehr Zeit verstrich, desto mehr war sie geneigt, fast daran zu zweifeln, ob sie ihn eigentlich richtig verstanden hätte.

In ihre demüthige Altjungfernseele wollte es nicht hinein, daß ein Mann sie hätte begehren können. Ja, sie schämte sich fast dessen. Es kam ihr beinah' wie ein Unrecht vor, wie irgend etwas, das ganz außerhalb ihrer Natur lag, für sie nicht bestimmt.

Sie meinte, als sie am nächsten Tag erwachte, wirklich ernstlich ein paar Augenblicke, sie habe sich geirrt. Sie wollte sich hinsetzen, schreiben, fragen, was der Professor eigentlich gemeint.

Doch nun sagte sie sich wieder, das ginge nicht, sie mache sich ja lächerlich. Und der Gedanke kam ihr, die ganze Sache zu ignoriren. Er sollte noch einmal kommen und fragen.

Doch sie hatte ja versprochen, zu antworten. Und sie schwankte hin und her zwischen Scham und Genugthuung, Glück und Widerstreben.

Sie konnte sich gar nicht hinein denken. Ihr Leben, ihr kleines, stilles Dasein sollte aufhören. Sie sollte fort aus diesen Räumen, verheirathet sein wie ihre Schwestern. Dann konnte sie den Anderen nicht mehr helfen, dann hatte sie für sich selbst zu sorgen. Und das schien ihr beinah' wie eine Sünde.

Und doch kamen dann wieder Augenblicke, wo sie sich aufschwang, wo sie an das eigene Glück dachte, an die eigene Zukunft, wo sie sich überlegte, wie ihr Lebensschicksal nun eine ganz andere Wendung nähme.

Und in solchen Momenten jubelte sie auf. Es kam eine große Erregung über sie, ihr ward warm bei dem Gedanken, ihre Wangen rötheten sich, sie lief unruhig im Zimmer hin und her. Sie konnte den Jubel, das Glück nicht fassen.

Und in solchen Augenblicken wäre sie bereit gewesen, einen Briefbogen zu nehmen und auf das Papier die Antwort hinzuwerfen: ja, sie wollte, wollte ihm gehören, wollte den beiden kleinen Mädchen eine gute Mutter sein.

Aber das ging nicht gleich so, es mußte geschrieben werden. Und sie überlegte sich den Wortlaut. Sie fand ihn nicht. Sie konnte sich nicht überwinden, Worte zu sagen, die sie diesem Mann geradezu an den Hals warfen, wie sie sich einredete.

Dann kam Zweifel über Zweifel. Würde sie diesem Mann genügen? Würde sie den Platz ausfüllen an seinem Herd? Sie, die so gering von sich dachte, die immer kleinmüthig und schwach war, fing an, es zu bezweifeln, bekam Angst. Um Gottes willen, sie konnte seinem Gedankengang nicht folgen. Sie konnte nicht mit ihm sprechen, konnte ihm nur zuhören, hatte nie eine eigene Idee, wußte nicht einmal einzugehen auf das, was ihn beschäftigte.

Und sie dachte daran, wie, wenn sie wirklich seine Frau wäre — sie schämte sich auch nur bei dem Gedanken —, er sie fragen würde nach diesem und jenem, er all' ihre Blöße sähe, ihre Unkenntniß, all' die Mängel, die sie selbst so erschreckten. Die ganze Welt, die ihm selbstverständlich schien, kannte sie ja kaum. Das hätte sie gar nicht zu bekennen gewagt, ihm nicht gestehen können. Und würde das nicht ein Unglück geben? Würde er sich nicht enttäuscht fühlen, wenn er fragte, und sie gab keine Antwort, wenn er eine Frage erhoffte, und sie that sie nicht, wenn er sich aussprechen wollte, und sie wußte nicht, wovon er redete, wenn er Verständniß suchte, Auseinander=

setzung, Klarheit und merkte, daß sie nicht wußte, worum der Gedankengang ging? . . . Nein, er verkannte sie, er dachte viel zu hoch von ihr. Sie mit all' ihren Fehlern und Schwächen. Nein, nein, nein. Sie mußte ihm schreiben: nie wäre sie im Stande, einem Mann wie ihm das zu sein, was er hoffte, und sie gäbe ihm sein Wort zurück, sie müsse nein sagen.

Aber wenn sie nur daran dachte, sich hinzusetzen dazu, ward sie wieder unruhig. Und am Abend dieses Tages überkam sie etwas wie ein Rausch. Sie wußte, sie hatte bis jetzt nie ein Glück für sich gehabt. Es war ihr, als hätte sie nicht einmal eine Jugend besessen. Jetzt neigte sich ihr endlich einmal das Glück der Erde, ihr, an der es immer stumm vorüber gegangen war. Nun wollte sie zeigen, daß sie Kraft besaß, daß sie nicht unwürdig war, wollte zugreifen und das Glück halten, daß es ihr nicht zwischen den Fingern zerrönne.

Eine heiße Inbrunst überkam sie. Sie war erregt, ihr klopfte das Herz bloß bei dem Gedanken, sie sollte Frau sein. Aber bald ließ der Aufschwung ihrer Seele nach, ihrer armen, matten, immer unterdrückten Altmädchenseele, als wäre sie des Schwunges nicht mehr fähig, sie, der von Jugend an immer die Schwingen beschnitten.

Jetzt, wo das Glück auf sie zukam, hatte sie nicht die Kraft, die Hand auszustrecken, es zu halten.

Da griff sie in dem Wirrsal ihrer Seele zu dem Mittel, das ihr bisher in ihrem Dasein noch immer geholfen. Und sie setzte sich an ihren Schreibtisch, an Väterchens alten Tisch, an dem er so oft gesessen und gearbeitet, an dem sie ihm die Bücher geführt. Und Väterchens Bild vor Augen, faltete sie die Hände und schickte ein inbrünstiges Gebet zu Gott hinauf, er möge sie erleuchten, er möge ihr in ihren Zweifeln den rechten Weg weisen. Und ganz ruhig, gestärkt und gefaßt erhob sie sich, ging lächelnd zu Bett und war bald darauf eingeschlafen, als ob ihr Schicksal, das nun in höherer Hand lag, sie nicht mehr bedränge.

Sie meinte nicht anders, als am nächsten Tag, wenn sie aufwache, müsse sie Gewißheit haben. Aber die Erkenntniß, zu der sie gekommen, war die: sie durfte nicht allein entscheiden. Sie, die keine Eltern mehr hatte, mußte sich wenigstens mit ihren Verwandten besprechen.

Das war auch sonst gut. Sie zeigte dadurch Vertrauen, und mit Vertrauen würde ihr entgegen gekommen werden. Und sie hatte auch einen leisen Hintergedanken dabei. Wenn sie wirklich Frau wurde, in dieselbe Reihe eintrat wie ihre drei Schwestern, so ging sie denen damit verloren; darüber gab es keinen Zweifel. Wie sie den Namen wechselte, trat sie über in eine andere Familie, und mit dem Mann verbanden sie dann auf Leben und Sterben, Glück und Noth alle Interessen. Sie streifte damit die Tante Cäcilie ab, all' das kleine Volk, das bisher an ihr gehangen, trat zurück, erst in zweite Reihe. Denn zuerst kamen die zwei, denen sie durch den neuen Bund Mutter zu sein hatte.

Sie sah ihren Weg vor sich. Sie wollte zu Martha gehen, die war die Aelteste. Außerdem war die mit dem Professor, wenn auch entfernt, verwandt.

Der wollte sie mit einfachen Worten sagen, was geschehen und sich mit ihr besprechen.

So hatte denn ihr Gebet vom Abend ihr doch Erleichterung und Sicherheit gebracht.

Und als sie zu ihrer Schwester ging, hatte sie wieder etwas Sicheres und Festeres, klingelte beinah energisch, während sie sonst nur leise den Finger auf den Drücker legte, fragte nicht nach den Kindern, sondern nur:

„Ist meine Schwester zu Haus?"

Das Mädchen aber hatte gar nicht darauf gehört und antwortete, wie sie es gewohnt war:

„Die Kinder sind in ihrem Zimmer, gnädiges Fräulein."

„Nein. Ich will meine Schwester sprechen."

„Ach so. Die gnädige Frau ist da. Sie sitzt vorn im Salon."

„Sagen Sie 'mal, ich wäre gekommen."

„Sie rechnet aber mit der Köchin ab."

In energischem Ton wiederholte nun Cäcilie:

„Sagen Sie, ich müßte sie sprechen."

Und als sie in den Salon trat, rief Martha, die mit ein paar Rechnungen und Büchern am Schreibtisch saß, während die dicke Köchin gleichfalls mit einem Papier in der Hand neben ihr stand:

„Tag, Cäcilie. Das ist schön, daß Du kommst. Willst Du nicht rübergehen? Bei Titchen ist eine Freundin, die kleine Arndt."

Sie blickte auf und sah nun erst Cäciliens aufrechte Haltung und ihre strahlenden Augen, als sie ernst sagte:

„Nein, ich muß Dich sprechen. Es ist eine wichtige Angelegenheit."

Martha ahnte etwas Unangenehmes und rief gleich:

„Um Gottes willen!"

„Habe nur keine Angst, es ist nichts Schlimmes. Es ist vielleicht sogar etwas Gutes, vielleicht etwas sehr Gutes."

Nach ein paar Augenblicken war die Köchin weggeschickt, und die Schwestern blieben allein.

Cäcilie erzählte Martha, was geschehen. Sie berichtete mit einfachen Worten, schmucklos, wie der Professor gekommen, wie er angefragt, was er so etwa gesagt. Und sie schloß, nachdem Martha, die ihr Erstaunen nicht verbarg, sie hatte ruhig ausreden lassen:

„Das ist also das, was Deiner Schwester widerfahren ist. Und nun bin ich zu Dir gekommen, Du bist die Aelteste, Du bist so zu sagen für mich an Väterchens Stelle getreten, Väterchens, der sich gefreut hätte über mein Glück. Ich wollte Dir aber das nur mittheilen, damit Du im Geheimniß bist. Ich habe Dir gesagt, daß ich noch nichts geantwortet habe; ich soll erst antworten. Nun, meine gute Martha, was meinst Du jetzt?"

Martha hatte sich erhoben, hatte Cäcilie umarmt und küßte sie auf beide Wangen.

Sie schien aber mit der Sprache zuerst nicht heraus zu wollen. Endlich sagte sie:

„Du hast es ja selbst ein Glück genannt.“

„Ja, vielleicht war das zu viel. Ich weiß es ja noch nicht. Deswegen eben komme ich zu Dir.“

„Ja, meine kleine Cäcilie, wenn es nur auch ein Glück für Dich ist!“

„Und warum nicht?“

„Es kann es sein, — es könnte es auch nicht sein. Aber vielleicht ist es Dein Glück. Und zuerst komm einmal her. Das hat mich doch gerührt. Du bist mein gutes kleines Schwesterchen.“

Dabei umarmte sie sie ein zweites Mal und küßte sie von Neuem.

Doch ein Urtheil gab sie nicht ab. Sie ließ Cäcilie sprechen. Die erzählte von ihren Zweifeln, von ihrer Ueberraschung, Befangenheit, von dem Hin und Her. Aber je mehr sie sprach, desto heller leuchteten ihre Augen, desto mehr schien sie zu fühlen, daß ihr doch ein Glück bevorstände.

Und sie merkte es auch nicht, daß Martha nicht ganz derselben Ansicht zu sein schien. Die äußerte es nicht geradezu, machte aber doch diesen und jenen Einwand. Sie meinte, es habe Zeit. Wenn sie fünfunddreißig Jahre gewartet, würde es nicht auf den Tag ankommen. Sie solle es sich nur ja überlegen, keinen voreiligen Schritt thun. Der Professor wäre doch nicht mehr jung, ein Wittwer wäre eben ein Wittwer. Er möchte sein, wie er wollte, Kinder wären immerhin eine Zugabe, die man sich auch zu überlegen hätte.

Doch da unterbrach sie Cäcilie hastig:

„Aber es sind so liebe und nette Dinger.“

Martha zuckte die Achseln. „Lieb hin und nett her, es sind nicht Deine Kinder, das ist nun 'mal nicht zu leugnen. Ein fremdes Kind ist sehr nett so von Weitem, aber wenn man es als seins betrachten soll . . .“

Doch sie mochte fühlen, daß sie sich damit ins eigene Fleisch schnitt, denn das entfernte ja Cäcilie von ihren Kindern, die auch nicht die eigenen waren. Und sie fuhr fort:

„Na, weißt Du, das wäre noch das Wenigste. Aber es könnten am Ende Meinungsverschiedenheiten sein über die Erziehung. Und dann die ganze Verantwortung, die dabei ist. Schließlich auch das Alter. Ja Gott, meine kleine Cäcilie, wir sind eben alle nicht mehr jung. Ich fühle das an mir selbst, wenn ich auch älter bin als Du. Ich würde nicht einen Entschluß fassen können so mir nichts dir nichts. Da muß man doch Herz und Nieren prüfen. Du kannst nicht so hinein taumeln wie ein siebzehnjähriges Ding. Man wird skeptischer mit den Jahren.“

Cäcilie hatte die Augen niedergeschlagen. Sie war ein ganz klein wenig verstimmt, ernüchtert. Sie hatte gehofft, bei den Geschwistern eitel Freude und Zustimmung zu finden. Nun war Martha ja nicht dagegen, aber auch nicht dafür.

Während sie noch sprachen, klingelte es. Und an der Art des Klingelns erkannte Martha ihren Mann.

„Da ist Isidor.“

Sie sprang auf:

„Das wird aber eine Neuigkeit sein. Wir wollen's ihm doch gleich 'mal sagen. Weißt Du, so ein Mann denkt auch noch an Sachen, die wir am Ende übersehen. Und dann weiß er Manches von seinem Vetter, wenn's auch nur ein ganz entfernter Vetter ist. Wir sollen Dir doch rathen, wir stehen auf Deiner Seite. Da wird er, was etwa an Hans zweifelhaft ist, ins rechte Licht rücken, denn am Ende ist Einem das Hemd näher als der Rock. Und wie Du vorhin sagtest: seitdem das liebe Väterchen nicht mehr ist, sind wir doch Deine Familie, Deine Eltern und sind für Dich verantwortlich."

Während Martha aufstand und ihrem Mann entgegen ging, fühlte Cäcilie etwas wie eine Müdigkeit sie überkommen, als sei ihr wieder die Kraft, die Selbstbestimmung aus den Händen gerungen, als sei sie wieder ein Ding, eine Sache, über die Andere beschlossen, nicht mehr das freie Fräulein von Sarryn, sondern Tante Cäcilie.

Isidor war sehr erstaunt. Vorsichtig gab er, genau wie Martha, Anfangs gar kein Urtheil ab. Auch er ging mit dem herzlichsten Ausdruck auf seine Schwägerin zu, drückte ihr die Hand und sagte:

„Ich gratulire! Gratulire."

Dann beugte er sich zu ihr und, vielleicht im Gefühl, daß ihm die Nachricht unbequem war, er aber doch zeigen mußte, welchen Antheil er nähme, that er mehr, als nothwendig schien, und zum dritten Mal in seinem Leben gab er seiner Schwägerin einen Kuß. Da sie den Kopf senkte, traf er nur ihr blondes Haar.

Den ersten Kuß von ihm hatte sie empfangen, als sie noch ein Backfisch war und er eben junger Ehemann geworden; den zweiten nach Väterchens Begräbniß, der sie zur alleinstehenden Jungfer machte; den dritten jetzt, als wollte er sie in der Gemeinschaft der Eheleute willkommen heißen.

Nun hörte er ruhig zu, was ihm Martha auseinandersetzte. Die Art und Weise, wie sie es that, war von vornherein nicht gerade sehr günstig.

Ein paar Mal machte Cäcilie Versuche, etwas mehr zu Gunsten des Professors zu reden, aber jedes Mal fuhr ihr Martha in die Parade mit den Worten:

„Liebes Kind, laß mich nur einmal den Satz zu Ende sagen."

Und schließlich hatte Isidor eine Darstellung des Vorganges bei dem Antrag erhalten, die ihn schon vielleicht dagegen einnehmen mußte.

Jetzt wollte er noch allerlei abwägen: die pecuniären Verhältnisse — die Familie — das genaue Alter des Professors. Und er stellte nun allerlei Punkte auf, die auch nicht gerade für das Project sprachen. Der Professor wäre schon ein hoher Vierziger, ja möglicher Weise fünfzig, er konnte sogar über fünfzig sein. Die pecuniären Verhältnisse seien durchaus nicht glänzend, die Einnahmen am Polytechnicum nicht besonders, Vermögen besäße er gar keines. Und sein Schwager Giesebrecht schiene zum Mindesten keine sehr angenehme Zugabe.

„Der ist wirklich aus ganz anderen Kreisen. Du wirst ihn ja kennen, er ist eigentlich, offen gestanden, ein bißchen Rauhbein."

Schließlich brachte Isidor noch etwas zur Sprache, woran Cäcilie noch gar nicht zu rühren gewagt, daß sie nämlich selbst ein kleines Vermögen besaß, das ihr doch immerhin gestattete, so zu leben, wie sie lebte. Und es klang, als Martha dieses Thema aufnahm, etwas heraus wie: das würde der Professor wohl auch nicht ganz vergessen haben. Es war keine Anschuldigung, aber doch so, daß Cäcilie, die stillschweigend zugehört, wie man die Verhältnisse abwog und sich leise die Schale gegen den Professor neigte, nicht mehr an sich halten konnte, sondern rief:

„Daran hat er jedenfalls nicht gedacht. Das kann ich nun und nimmermehr glauben. Dann wäre überhaupt Alles aus. Wenn ich es nicht bin, wenn mich Jemand nicht um meine Person will ... Herrgott, ich weiß ja, an mir ist nichts, gar nichts. Ihr wißt ja, ich denke nicht hoch von mir, — nicht wahr, ich denke nicht zu hoch? Aber wenn Jemand mich nicht um meiner Person willen haben will, dann sage ich nein! nein! nein! Um Gottes willen nein."

Sie sprang auf, lief erregt im Zimmer herum, fuchtelte mit den Händen in der Luft und rief viele Male hinter einander:

„Nein! Nein! Nein!"

Nun spielte Martha die Gutmüthige, beruhigte sie, schien Alles wieder zurückzunehmen. Und der Schluß der Verhandlung war, daß Isidor vorschlug, er wolle seinem Vetter schreiben, seine Schwägerin habe ihm erzählt, was an sie heran getreten, sie bitte um längere Bedenkzeit, es sich zu überlegen, und er ergreife in ihrem Namen die Feder, weil ihr diese Aeußerung nothgedrungen peinlich sein müsse.

Damit war auch Cäcilie zufrieden. Sie wollten ein anderes Mal darüber sprechen. Ja, sie mußte es sich überlegen, mit sich zu Rathe gehen.

Die Geschwister trennten sich. In Gedanken schritt Cäcilie nach Hause. Aber sie war nicht recht zufrieden. Sie war nicht fest genug aufgetreten. Sie meinte, sie hätte den Professor vertheidigen müssen. Und doch sah sie ein, daß die Verwandten nur Alles, was in Frage kam, abwägten, zu ihrem eigenen Heil und Besten.

Als sie wieder daheim saß, in ihrem Zimmer, mit einer Näharbeit beschäftigt, ward sie wieder ruhiger und zufriedener. Sie war nur schwach und kleinmüthig gewesen. Sie wußte, Gott werde ihr den rechten Weg weisen.

(Schluß folgt.)

Briefe der Königin Luise

an ihren Bruder Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz [1]).

(1794—1810.)

Veröffentlicht

von

Paul Bailleu.

[Nachdruck untersagt.]

Königin Luise hat unter den berühmten Briefschreiberinnen längst einen anerkannten Ehrenplatz. Nach den schon früher bekannten Briefen an den Vater, in denen der Adel ihres reichen und tiefen Gemüthes den schönsten Ausdruck fand, konnte vor einigen Jahren die „Deutsche Rundschau" selbst eine Sammlung ihrer Briefe an die Oberhofmeisterin Gräfin Voß veröffentlichen, deren liebenswürdige und schalkhafte Anmuth überall bewundert wurde [2]). Die auf den folgenden Blättern mitgetheilten Briefe der Königin an ihren Bruder, Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, eine Auswahl aus einer reichen Sammlung, sind, wenn ich nicht irre, noch etwas mehr als eine Anzahl schöner Briefe: es sind Zeugnisse eines Lebens. Eines Lebens, das wir von den Höhen des Glücks in die Tiefen der Verzweiflung stürzen sehen.

Was das Herz einer Frau und einer Königin in Freud' und Leid erheben und erschüttern kann: Eheglück und Mutterfreude, Geschwisterliebe und Trennungsschmerz, Kriegsnoth und Landeselend, tritt aus der schlichten und zuweilen ungelenken, immer aber sinnlich ausdrucksvollen Sprache dieser Briefe wie eine lebende und athmende Gegenwart mit unmittelbarer Wirkung entgegen, Alles durchdrungen und belebt von dem warmen Strom von Liebe, der aus dem edelsten Herzen rein und fromm hervor quoll, und wie überstrahlt von dem klaren und treuen Auge der königlichen Frau.

Zeugnisse eines Lebens sind diese Briefe alle: einer aber ist darunter, in dem uns die Königin selbst den Schlüssel zum innersten Geheimniß ihres

---

[1]) Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Sohn des Großherzogs Georg und Neffe der Königin Luise, hat die Veröffentlichung obiger Briefe gnädigst gestattet, wofür jeder Leser sich ihm zu ehrerbietigem Danke verpflichtet fühlen wird.

[2]) Vergl. Deutsche Rundschau, März 1896. Es sei gestattet, daß ich mich zur Vermeidung von Wiederholungen auf die dort veröffentlichte Einleitung beziehe.

Lebens in die Hand gibt. Es ist jenes Schreiben über die Wahrheit, daß ein reines Herz „keiner Philosophie" bedürfe (S. 369). Nun wissen wir, worauf die Klarheit und Wahrhaftigkeit ihres Wesens, die Harmonie ihrer Persönlichkeit beruhte. Selig sind, die reinen Herzens sind! Nicht im Frühlingssturm jugendlicher Leidenschaft haben sich zwei so verschiedene Naturen wie Luise und Friedrich Wilhelm zusammen gefunden; allmählich nur wuchs in Luise die Gattenliebe empor, bis der nicht ohne Kampf und Opfer errungene volle Einklang von Pflicht und Liebe die Grundlage ihres Lebens und ihres Glückes wurde.

Auch die Katastrophe, die dies Glück jählings zerbrach, sehen wir hier mit erschreckender Deutlichkeit gerade in ihrem Höhepunkte, in dem erschütternden Drama von Tilsit; mit der Königin durchleben wir die furchtbare Noth des mißhandelten Landes, den Jammer und das Elend der Tage von Memel und Königsberg. Wie nach Gewitterstürmen ein Abendroth leuchtet es dann noch einmal auf an diesem Leben: die Rückkehr nach der lieben, guten Stadt Berlin, der Besuch in Strelitz und Hohenzieritz; über die letzten Worte der Königin aber, in jubelnder Freude achtlos hingeworfene und so ahnungsvolle und bedeutungsschwere Worte, breiten sich schon die Schatten des Todes.

Noch ein Wort über den Empfänger dieser Briefe. Erbprinz Georg von Mecklenburg-Strelitz, 1779 geboren, war um drei Jahre jünger als Luise. In Darmstadt, bei der Großmutter, waren sie mit den Geschwistern zusammen aufgewachsen, vier Brüder und zwei Schwestern, Alle körperlich schön und geistig begabt, aber Alle auch echte Kinder des ausgehenden 18. Jahrhunderts, weich und schwärmerisch. Ohne Mutter und fast ohne Vater, der sie nur zuweilen besuchte, schlossen sie sich um so inniger an einander, die Schwestern stolz auf die Brüder, besonders auf ihren Georg, die Brüder voll Bewunderung und Hingebung für die Schwestern, besonders für den „Engel", Luise. Liest man die Briefe, die zwischen ihnen gewechselt wurden, so meint man, einen Kreis zu sehen, den ein Liebesband zugleich zusammenhält und gegen Andere abschließt. Prinz Georg begleitete 1793 die Schwestern Luise und Friederike auf ihrer Brautfahrt von Darmstadt nach Berlin. Er lebte dann in Neustrelitz, in Rostock, in Rom; immer aber kam er zwischendurch zu längerem oder kürzerem Aufenthalt nach Berlin, Allen ein willkommener Gast, dem König, den seine bewegliche Fröhlichkeit aufheiterte, vorzüglich aber der Königin, für die er in Gefühlen und Worten etwas von jener Schwärmerei mitbrachte, deren sie an der Seite Friedrich Wilhelm's entbehren mußte und doch nie ganz entbehren lernte. Das Leid der Jahre 1806 und 1807 führte die Unglücklichen noch näher zusammen. Beide blieben einig in dem Glauben an „das unverwüstlich Reinmenschliche", beide verzweifelten nicht an dem Siege ihrer Welt, der Welt der Güte und Barmherzigkeit, der Tugend und Wahrhaftigkeit, über die Welt Napoleon's. Was Luise selbst dem Vaterherzen verschwieg, vertraute sie dem Bruder; nur ihm gestattete sie einen Blick in den ganzen Abgrund ihres Elends. Grenzenlos wurde dafür die Schwärmerei Georg's für die Schwester, eine Verehrung, so sagt er selbst, wie sie der Katholik seinen Heiligen weihe. „Quiconque veut la comparer à un ou à une autre, je le tue," schreibt er einmal einer Freundin. Tapfer vertheidigte



er in Paris selbst Napoleon gegenüber das Verhalten des Königs und der Königin [1]), was beide ihm nicht vergessen haben. In der schweren Krisis des Sommers 1809, wo körperliche und seelische Leiden die Königin aufs Krankenlager warfen, war seine Gegenwart ihr ein unersetzlicher Trost. Georg genoß noch das Glück, die Schwester beim Einzuge in Berlin zu begrüßen, und empfing sie im Juni 1810 bei dem Besuche in Neustrelitz, von dem sie nicht wieder zurückkehrte. Wenige Tage aber nach dem Ableben der Schwester bezeugte ihm der unglückliche König Friedrich Wilhelm: „Kein Mensch, nur ich allein, weiß, was ich verloren habe. Die Meisten können es nicht richtig beurtheilen, weil eigentlich Niemand unsere Verhältnisse hinlänglich hat kennen können. Von Ihnen glaube ich es am meisten ..."

* * *

Wer sich vom Bahnhof der Nordbahn der Stadt Neustrelitz zuwendet, bemerkt bald in der Ferne auf dem Marktplatz ein hochragendes Denkmal, neben dem üblichen Kriegerdenkmal das einzige der kleinen Residenz. Es ist Großherzog Georg, der seine Rechte segnend über das Land breitet, das er fast ein halbes Jahrhundert patriarchalisch regiert hat, Königin Luisens Lieblingsbruder, der bis zu seinem späten Tode 1860 dem Andenken der verewigten Schwester immer die Verehrung pietätvollster Liebe geweiht hat, der Schwester, von der er einmal schrieb: „daß wirklich einst das schönste Gemüth in der schönsten Hülle lebte".

Berlin, den 14. Februar [2]) 1794.

Bester Freund!

Nichts kommt dem Schmerz bei, den Deine Trennung meiner Seele verursacht. Ich kann mich nicht in den Gedanken finden, daß ich von Dir so weit entfernt leben muß, und dennoch zwingt mich die Wirklichkeit dazu, die mich denn auch alle Bitterkeit desselben empfinden läßt. Die Leere, die in meinem Hause ist, ist wirklich unbeschreiblich, und besonders die Frühstücksstunde ist für mich ganz erschrecklich. So ganz allein sitze ich denn da an meinem Fenster, bin aller angenehmen Unterhaltung mit Dir, bester George, beraubt und beschäftige mich allein mit dem Gedanken, wo meine lieben Reisenden sein werden, und alsdann erfolgen tausend heiße Wünsche für Euer Glück, Ruhe und Zufriedenheit. Gestern war ein harter Tag für mich; ich war über alle Beschreibung melancholisch und traurig, kein Glied von meiner Gesellschaft war heiter, und Keiner hatte das Herz, aus Schonung für mich viel zu sprechen, so daß das Mittagessen in tödtlichster Stille vorbei ging. In dem Augenblick, als wir uns setzten, glaubte ich von Thränen erstickt zu werden, wie ich Niemand von meinen Verwandten erblickte; ich mußte sie aber

---

[1] Vergl. die kleine, aber sehr werthvolle Schrift „Zum 17. October 1866". Allen lieben Landsleuten gewidmet von einem Mecklenburger. (Ein Lebensbild des Großherzogs Georg von seinem Sohne Prinz Georg.)

[2]) Am 11. und 12. Februar waren der Vater der Prinzessin, ihre Großmutter und Prinz Georg, die an der Hochzeitsfeier theilgenommen hatten, abgereist. Am 13. schreibt Frau von Voß in ihr Tagebuch: La princesse fut triste, nous déjeunâmes seuls; l'après-dîner elle écrivit u. s. f.

ersticken, weil Thränen öfters anders ausgelegt werden können. Genug hiervon, sonst fange ich wieder an zu brüllen, und das wäre sehr zur Unzeit.

Mein gestriger Lebenslauf war ganz stille bis um Fünfe, wo Friederike[1]) zu mir kam, die mich noch schreibend antraf, denn den gestrigen Nachmittag benutzte ich, meinem Vater und meinem [unverständlich] zu schreiben; wir tranken Thee zusammen, und vor Sechse fuhren wir in die Komödie, um uns Zerstreuung zu suchen, welcher wir sehr bedurften. Der „Hironymus Knicker"[2]) wurde aufgeführt und recht gut und hat uns wirklich einige Mal zum Lachen gebracht, was sehr schwer gestern war, da mein Gemüth zur tiefsten Trauer gesinnt war. Um Neune kamen die Grafen und die Gräfin Wengersky zu mir und blieben zum Souper, und meine Schwester, Prinz Louis und Knobelsdorffen[3]) waren auch von dem traurigen Mahle, welches doch erträglicher war als des Mittags. Heute Freitags muß ich bei der alten Königin[4]) essen und Dich deswegen jetzt verlassen, damit ich zur bestimmten Zeit fertig werde. Wenn ich zu wählen hätte, ich hungerte lieber den ganzen Tag und bliebe, so, wie ich jetzt bin, ruhig und still in meinem kleinen Cabinetchen und schriebe Dir in Einem weg, wenn auch ein Löthchen Unsinn dann mit untermischt würde, so wüßte ich gewiß, daß Dein Herz die Absicht und die Empfindungen, in welchen geschrieben worden wäre, nicht verkennen würden, und Deine junge, vortreffliche Seele würde mir doch Dank dafür wissen. Lieber, bester Junge, ich drücke Dich herzlich in Gedanken an mein trauriges Herz und versichere Dich, daß ich Dich mehr liebe als mein Leben. Adieu, vergesse nicht Deine treue Freundin und Schwester Luise.

Mein Mann grüßt Dich, und Herr von Gräfe[5]) findet hier tausend Empfehlungen und Versicherung der Freundschaft sowohl von Seiten meines Mannes als von meinetwegen.

Potsdam, den 4. April 1794.

Bedenke nur, lieber George, daß ich in der festen Meinung war, daß Du mir einen Brief schuldig seist, und ich war ganz schrecklich ungehalten auf Dich, bis ich endlich aus dem falschen Wahn gerissen wurde durch die Uebersendung Deines Briefes aus Darmstadt, den ich immer in der Tasche trage. Aber auch, lieber Freund, warum nicht ein Zeilchen von Dir in vier Wochen, Du weißt, wie sehr mir die Zeit kostbar ist, und wie wenig ich deren habe, um zu schreiben. Sieh mal, Du, Du hast den ganzen Nachmittag frei und hättest mir wohl einige Augenblicke davon widmen können; ach, einige Worte nur haben so viel Trost für mich. Ich brauche ihn mannigmal. — Berlin ist viel größer als Darmstadt, es sind auch viel mehr Leute allerhand Arten darin. — Das werde ich gewahr. —

Antworte mir bald, lieber, bester Mensch, und glaube nicht, daß die Seltenheit Deiner Briefe den Werth derselben ausmacht. Du kennst meine

[1]) Schwester der Prinzessin, Gemahlin des 1796 verstorbenen Prinzen Louis von Preußen.

[2]) Komische Operette von Dittersdorf.

[3]) Fräulein von Knobelsdorff, Hofdame der Prinzessin Louis.

[4]) Die Wittwe König Friedrich's des Großen.

[5]) Der Erzieher des Prinzen.

Liebe, meine Freundschaft für Dich, lieber Junge, Du kennst die Festigkeit meines Charakters, auf Ehre, Du hast keine Veränderung bei mir zu fürchten, und wirklich, Du bist zu gut, um eine Veränderung zu fürchten zu brauchen. Das Gute wird nicht immer erkannt, glaube mir, ich spreche aus Erfahrung; deshalb muß man aber nicht ablassen, gut zu sein. Dies ist und bleibt mein Grundsatz. . . .

Ich bin in Potsdam[1]) und bleibe da sechs Wochen lang, bis die kriegerischen Uebungen vorüber sind, alsdann gehe ich wieder nach Berlin zu meiner englischen Friederike, die ich leider habe zurücklassen müssen, nicht ohne Schmerz und Traurigkeit, aber ein Soldatenweib muß ihrem Berufe nachgehen, und das that ich. Ich esse Punkt zwölf, ich trinke Thee nach fünf wie die alte Walbrunnen[2]), und esse zu Nacht Punkt acht. Ich gehe zu Bett mit den Hühnern, Küken und Kikerikis und stehe mit höchstdenenselben wieder auf. Aber ich bin besser als sie, denn ich lese Geschichte, ich mache Auszüge aus Monsieur Weiß[3]); schreibe Dir und Anderen und lebe zum Vergnügen meines Mannes. Nun, Brüderchen, bald einen Brief und mir viel Freude und — Freunde. . . . Luise.

Berlin, den 22. December [1795].

Erinnerst Du Dich noch der Feier des heutigen Tages[4]), wie bange wohl mir das Herz pochte, als ich den Thoren Berlins näher kam und alle die Freuden- und Ehrenbezeugungen empfing, die ich dazumal noch nicht verdiente als durch den festen Vorsatz, alles Mögliche zu thun, meinen zukünftigen Mann recht fröhlich und wo möglich glücklich zu machen, und dadurch den Beifall des guten Volkes zu verdienen. Ja, bester Freund, es war eine feierliche Stunde für mich, in der ich Berlins Einwohnerin ward und gleichsam von allen meinen Lieben, Eltern, Geschwistern und Freunden losgerissen; aber nie werde ich diesen Augenblick bereuen, da ich hier so ganz so unaussprechlich glücklich bin an der Seite eines in jedem Sinn rechtschaffenen Mannes. Aber nun, da ich Dir viel von meinen Gefühlen des Glückes, der Dankbarkeit und Zufriedenheit gesagt habe, nun heraus mit der Sprache, Madame, und gestehen Sie nur, daß Sie eine faule, unerträgliche Person ist, die man, wenn man sie nicht besser kennte, für eine gefühllose, abscheuliche Freundin halten müßte; hingegen, lieber George, kennst Du das Innere meines Häuslichen, weißt, daß mein Mann glücklicher Weise immer bei mir ist, kennst die Pflichten, die mir als guter Hausfrau und Mutter obliegen, nicht wahr, Du verzeihest mir nun mein langes Stillschweigen und liebst mich nun und immerfort als Deine gute Schwester? Hier liegt ein Brief an Dich angefangen seit acht Tagen, da kam aber mein lieber Mann dazu und sagte: „Sollst nicht schreiben, sollst hübsch lustig sein.“ Wer kann da Nein sagen! Dann waren

---

[1]) Tagebuch der Gräfin Voß: 1er avril, nous partîmes, grâce au Ciel, pour Potsdam.

[2]) Hofdame in Darmstadt.

[3]) Welcher Weiß oder Weise mag gemeint sein?

[4]) 22. December 1793 Einzug in Berlin.

die Prinzessinnen von Coburg[1]) hier, die, wenn wir nicht zusammen bei den Königinnen waren, immer bei mir und der guten Ika[2]) vorlieb nahmen. Ein Wort, was sie betrifft, und das eine Wort ist: sie sind sehr liebenswürdig. Ganz Natur, aber guter Natur, keine Prinzessinnen, nämlich nicht stolz und eingebildet, sondern gut erzogen, sanft, modest, eben das, was dazu gehört, um zu gefallen. Die Mutter voller Verstand, nicht hübsch, aber ein Ausdruck von Güte auf ihrem Gesichte, was Jeden für sie einnimmt. Wie die Prinzessinnen aussehen, davon ein Mündliches, weil es zu weitläuftig wäre, es zu schreiben; nur so viel: ich glaube, sie können und werden ihre Männer glücklich machen, weil sie gut sind. . . . Luise.

Berlin, den 1. October 1797.

Heute Morgen empfing ich Deinen Brief vom 22. und gestern Deinen letzten. Obgleich diese beiden Schreiben viel Aehnliches haben, so sind sie mir beide viel werth. Denn Dein edles Herz, lieber guter George, ist in beiden ganz sichtbar, so wie Deine ungeheuchelte Liebe zu Friederike. Ich bin sehr beruhigt durch die guten Nachrichten, die Du mir gibst, und bin so wie Du überzeugt, daß es nicht aus bösem Herzen war, daß sie Anfangs nicht hören wollte, sondern Ungewohnheit, daß man an ihr was tadeln konnte, da sie das Gegentheil gewohnt war. Alsdann kommt noch dazu, daß das Gewissen nicht ruhig war, und daß sie es klopfen fühlte, wo wir es gar nicht vermuthen konnten. Was bleibt uns wohl da zu thun übrig, liebe, gute Freunde? Bedauern, Verzeihen, Vergessen und das Vornehmen, Gutes zu stiften, wo wir können. Dieses Letzte habt Ihr denn, ihr Guten[3]), schon herrlich begonnen und Euer Versprechen in Paretz herrlich erfüllt. Empfangt meinen Dank, lieben Leute, und haltet Euch überzeugt, daß Ihr meinem Herzen noch theurer geworden seid. . . .

Was mich aber recht herzinniglich betrübt, ist unser Wiedersehen. Mein Verstand kann nicht anders als den Vorsatz, Rostock eifrig zu hüten, loben; mein Herz — ach! das schwache Herz, das so voll von reiner Liebe ist — blutet. Ich hoffte recht viel und stark auf den 10. October[4]), allein mein Mann (der schrecklich verdrießlich ist), will nichts davon hören; Du wirst mich vermuthlich nie mehr so glücklich sehen, als Du mich verließest. Die Gesundheitsumstände[5]) werden täglich betrübter und der Ursachen viel, zu weinen. Daher ist denn Alles um mich düster; nichts als mein Fritzchen[6]) lacht mich an, und da möcht' ich weinen, wenn ich den kleinen Engel sehe. Ich bin nicht zur Königin geboren, das glaube mir, doch will ich gerne das Opfer werden, wenn nur sonst in der Zukunft mal dadurch was Gutes gestiftet werden kann. Es ist heute

[1]) Die Erbprinzessin von Coburg mit ihren Töchtern hatte sich auf der Durchreise nach Rußland vom 16. bis 19. December in Berlin aufgehalten.

[2]) Kosename für Prinzessin Friederike.

[3]) Gemeint sind der Erbprinz und Herr von Gräfe, beide damals in Rostock.

[4]) 10. October, Geburtstag des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz.

[5]) Des Königs, der wenige Wochen später starb.

[6]) Prinz Friedrich Wilhelm, der spätere König Friedrich Wilhelm IV.

ein häßlicher, abscheulicher Tag, so neblig, so grau, so düster, und Du weißt, das hat sehr viel Gewalt über mich. Ich will abbrechen, denn ich bin unerträglich, und will von recht gleichgültigen Dingen sprechen.

Von dem Cousin von Darmstadt[1]) z. B.: Du willst von Dem was wissen; nun ja, Der ist der Cousin Louis!? Sein Herz ist ein großes Stück Fleisch, denn er ist überhaupt groß, übrigens ist er unproportionirt, hat aber frappant die Manieren vom Vater und nicht den Verstand von der Mutter. Bald wirst Du urtheilen und mir beichten. Der Cousin beichtet gerne, denn er hat mir den fünften Tag unserer Bekanntschaft gesagt, daß er in Friederike verliebt wäre, obgleich andere Menschen behaupten, er wüßte gar nicht, was das wäre. Es ist mir leid, daß Friederike wieder weggeht[2]), doch muß [ich] mich daran gewöhnen, da es mein Schicksal in der Zukunft so haben will. Prinz Solms von Braunfels ist seit dem Manöver hier, es ist ein guter angenehmer junger Mann; er hat viel Unglück gehabt, das macht ihn ein wenig verschlossen, schade ist es, daß er keinen Freund hat. Seine besten Freunde sind todt, so wie seine liebste Schwester[3]).

Nachts um 12.

Adieu, lieber George, schlafe wohl, ich liege schon zu Bette, kann aber doch nicht einschlafen, bis daß ich Dir Lebewohl gesagt habe. Ich bitte Dich **inständigst**, mir doch bald zu schreiben und mir Dein Herz recht auszuschütten. Dem Oberst viel Schönes; ich danke ihm, daß er so gut Wort gehalten hat, er hat mir dadurch einen rechten Beweis seiner Freundschaft gegeben. Ich bin

Berlin, den 2. Deine Luise.

[Undatirt.]

Noch ein Wort über die Wahrheit, daß ein reines Herz keiner Philosophie bedürfe. Du wolltest nämlich gerne wissen, wie ich auf den Gedanken oder zu dieser Ueberzeugung gekommen wäre. Ich kann Dir versichern, lieber George, daß ich sie allein aus meinem eigenen Herzen habe. Du weißt, wie ich von je her gehandelt habe, ich darf sagen, ohne wenig Zubereitung, immer nach meinen Empfindungen, und ich habe mir keine Vorwürfe zu machen. (Ich sage dieses jetzt nicht mehr von mir, denn da meine Lage sich verändert hat, ich in tausend Verhältnisse verwickelt werde, so brauchen meine Handlungen auch mehr Ueberlegung.) Nun hörte ich öfters Menschen über Pflichten, Rechte, philosophische Principien reden und disputiren und wunderte mich des Todes, daß man erst darüber reden müßte, um überzeugt zu werden, daß man so und nicht anders handeln müßte, wenn man gut und rechtschaffen sein wollte. Ueber Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheit, darüber zu debattiren, war mir unglaub-

[1]) Vergl. Gräfin Voß, „Neunundsechzig Jahre", S. 197, wo ähnlich über den Prinzen geurtheilt wird.

[2]) Die Prinzessin reiste 2. October nach Strelitz.

[3]) Prinz Friedrich von Solms-Braunfels, der am 8. September 1797 seine mit dem Rheingrafen zu Salm-Grumbach vermählte Schwester Auguste Luise verloren hatte.

lich, denn, sagte ich mir, es ist nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen. Und nun, hoffe ich, lieber George, habe ich Dir das Räthsel gelöst und Dich befriedigt. Wo nicht, so schreibe mir Zweifel, Einwendungen u. s. w., ich will sie, so viel in meinen Kräften steht, alle beantworten. Eine Gelegenheit, wo mir diese Wahrheit wieder ganz besonders auffiel, war, wie Therese zum ersten Male hier war, nach meiner Heirath[1]), wo sie und die Lenthe so viel philosophirten. Letztere Therese absolut die Kant'sche Philosophie beibringen wollte und sich doch beide des Todes verwunderten, wie es möglich wäre, so ganz seinen Pflichten zu leben wie ich, seinen eigenen Geschmack zu verleugnen und alles zu thun, was zum Glück eines guten, geliebten Gatten beitragen konnte. Dabei, mein Gott, dachte ich, zu was denn all das Studiren, wenn es Einem nicht einmal Kraft gibt, seinen Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen Anderen glücklich zu machen? Diese und tausend ähnliche Fälle gaben mir Anlaß, mich zu überzeugen, daß man nicht grübeln müßte, um gut zu werden, sondern daß Gott die schönen Lignamente tief in unsere Seele und Herz eingegraben hätte, und daß man nur diesen folgen müßte, um auf dem rechten Wege zu bleiben.

Potsdam, den 11. April 1798.

... Ich werde reisen. Wohin, warum, wann und wie, dieses sind Ursachen, die vermuthlich diesen Bogen einnehmen werden. Ich reise also mit meinem Mann zu der Huldigung nach Ost- und wirklich (so!) Preußen, komme vorher durch Danzig, und nachher begleite ich ihn nach Warschau und Breslau, eile mich, daß ich nach Berlin zurückkomme, und halte meine Wochen und bin Ende August fix und fertig. Nun die Frage, wann und wie, die ich geschwinde beantworten werde, um Deine Besorgnisse, die Du wegen mir hast, zu stillen. Der 24. Mai ist zu meiner Abreise bestimmt; den ersten Tag mache ich nur 6 Meilen, um mich allmählich ans Fahren zu gewöhnen, und das Stärkste ist 12 Meilen des Tages. Mein Mann und ich kommen immer an den Hauptorten zusammen an, reisen aber verschieden; da er 20, 25 Meilen des Tages macht, welches zu fatigant für mich wäre, so hat man es so eingerichtet, daß ich kleine Tagereisen mache; dieweil er Revuen hält, die ihn sehr öfters drei und vier Tage an kleinen Orten aufhalten, wie z. B. Stargard, Posen u. s. w., so gewinne ich Zeit und gehe meinen langsamen, bedächtigen Weg und komme immer zur rechten Zeit an. Außerdem noch werden alle Wege meiner theuren Person wegen ausgebessert, ich habe meinen eigenen Kutscher und Vorreiter, die mich fahren, und die kleine Frau Schultzen mit, die mich warten und pflegen soll, wenn ich des Tages Last und Hitze getragen werde haben. Nun, warum reise ich? Dieses läßt sich leicht errathen, weil mein Mann es wünscht; dieser Wunsch, ich möchte ihn begleiten, machte mich

[1]) Therese, Schwester der Königin, vermählt mit dem Prinzen von Thurn und Taxis, war im November und December 1796 in Berlin mit ihrer Hofdame Frau von Lenthe, geb. von Münchhausen.

sehr glücklich, ein neuer Beweis seiner Liebe kann mir nicht gleichgültig sein; eine so große Reise zu machen unter den bewandten Umständen, ist höchst angenehm; sonst reiste ich nach Frankfurt, um Krönungen zu sehen, jetzt lasse ich mich *beinahe doch nun* selbst krönen. Alsdann weiß ich mit Zuverlässigkeit, daß ich meinem Mann von Nutzen bin. Du weißt, er liebt nicht Cour, Gêne, Etiquette, und wie die Dinger alle heißen, und diese Reise ist eine Kette von solchen Dingerchen; ich werde also diese Last ehrlich mit ihm theilen, und die Gêne fällt größtentheils auf mich zurück, die ich aber nicht achten werde. Ich werde alles *anwenden*, um ohne *Zwang die Liebe der Unterthanen* durch *Höflichkeit*, *zuvorkommendes Wesen*, *Dankbarkeit da*, wo man mir *Beweise* der Liebe und *Anhänglichkeit geben wird*, zu *gewinnen* und zu *verdienen*, und so, glaube ich, werde ich mit Nutzen reisen . . . Luise.

Berlin, den 11. Januar 1799.

Sie ist fort[1])! ja, sie ist auf ewig von mir getrennt. Sie wird nun nicht mehr die Gefährtin meines Lebens sein. Dieser Gedanke, diese Gewißheit umhüllen dermaßen meine Sinne, daß ich auch gar nichts Anderes denke und fühle. Ach Gott! helfe mir diese schwere Trennung tragen. Der Himmel allein weiß, was ich die Zeit über litt, und wie viel Thränen heimlich des Nachts mein Lager netzten. O! wie gerne will ich dieses Alles erduldet haben und mit Freuden noch ein Mal (dieses ist zwar schrecklich) so viel auf mich laden, hätte ich nur die Gewißheit, daß ihre Zukunft heiter und glücklich wäre. Ach! lieber George, wie viel Prüfungen sind wir unterworfen, und wie unbegreiflich sind die Rathschlüsse Gottes! Das unumschränkte Vertrauen, was ich zu Gott habe, der Glaube an seine Liebe erhält mich, daß ich nicht ganz kleinmüthig werde. Wenn ich mir vorstelle, daß Friederike unglücklich werden könnte, so recht elend und gequält, so kann ich Augenblicke haben, wo ich ganz verzweifelt und trostlos bin. Ach, gütige Vorsehung, verhindere dies. Es wäre mein Tod, das fühl' ich, so wahr ich lebe. O lieber George, ich kann nicht mehr.

Den 12.

Ich verließ Dich gestern, weil meine Thränen mich erstickten und ich ihnen freien Lauf lassen mußte, um meinem armen, zerrissenen Herzen Luft zu machen. Doch ich spreche immer von mir und meinen Thränen, als ob Du nicht Alles begreifen könntest, da Du mich kennst . . . aber wenn Diejenigen unglücklich sind, die ich liebe, o! dieser Gedanke ist nicht zu ertragen. — Ich hoffe, Papa wird Dir Nachricht von Allem gegeben haben, was die arme Friederike angeht.

---

[1]) 10. Januar 1799 Abreise ihrer Schwester, der Prinzessin Friederike, in Folge der heimlichen Vermählung mit dem Prinzen von Solms. Vergl. Deutsche Rundschau, März 1896, „Briefe der Königin Luise an die Gräfin Voß", S. 325.

Den 14.

Du verzeihest mir gewiß, lieber Freund, daß ich nicht früher schrieb und Dir Alles vertraute; allein urtheile, ob es möglich war, wenn ich Dir werde gesagt haben, daß ich Diejenige war, die es Papa hat schreiben müssen . . . Dann stelle Dir meine Leiden, die Krankheit meines Mannes, meine eigene Krankheit, die unbeschreibliche Thränenfluth, die Tag und Nacht meinerseits floß, vor, urtheile, ob es möglich war. Ich habe meine Pflichten treu und redlich erfüllt und habe mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen, weshalb ich auch eine Art Ruhe genieße, die ich einem Jeden wünsche. Mein Trost ist, daß sie den Prinz Solms über Alles liebt, daß sie in ihrer neuen Carriere, wenn sie will, glücklich werden kann. Daß sie ihn liebt, beweist ja wohl die heimliche Verbindung, die sie einging, aus Furcht, von ihm getrennt zu werden; wenn sich diese erhält, so ist Alles gewonnen, und kommt noch dahinzu, daß wirklich agréments in ihrer neuen Lage zu finden sind. Die Nähe von meinen Schwestern, besonders der von Hildburghausen[1]), kann ihr nicht anders als sehr angenehm sein, und die Möglichkeit, sich mit ihnen zu vereinen, ist eine große Sache. Du verzeihest mir, daß ich endige, indem ich so verstört werde, wenn ich viel von der Sache rede, daß ich auf einen ganzen Tag nichts mehr tauge, und heute muß ich noch zur Königin-Mutter zur Cour, so daß ich meine Sinne brauche.

Adieu, lieber George; ich verlasse Dich mit gepreßtem Herzen und bin ewig Deine Luise.

Dem Oberst meine Complimente, er hat doch wohl keine Demarchen bei Spalding[2]) gemacht, ich werde einen Anderen nehmen.

Potsdam, den 14. November 1799.

Meiner schwachen Augen ungeachtet will ich's versuchen, einige Zeilen zu schreiben, die ganz der Freundschaft gewidmet sind. Dir, mein lieber Freund und Bruder, herzlichen Dank für Deine Briefe, auf die ich aber nicht weitläufig antworten kann, weil ich dazu wirklich noch nicht Sehkraft genug habe. Deine Sachen stehen gut. — Du kommst nach Berlin und sollst, hoffe ich, recht viel lernen und viel Nutzen von Deinem Aufenthalt haben.

Nun zu einer anderen Sache, die mich jammert. Ich schließe den Brief von der Bosen[3]) hier mit ein, hoffe, Du wirst keinen anderen Gebrauch davon machen als ihn lesen und ihn mir wieder schicken. Vielleicht stiftet er Frieden.

---

[1]) Die Prinzessinnen Therese von Thurn und Taxis in Regensburg und Charlotte in Hildburghausen.

[2]) G. L. Spalding, Professor am grauen Kloster in Berlin (Allg. Deutsche Biographie, Bd. 35, 39), der wohl Anfangs zum Erzieher des Kronprinzen in Aussicht genommen war.

[3]) Frau von Bose war im Gefolge der Großmutter der Königin wiederholt am preußischen Hofe gewesen und hatte verbreitet, man verarge der Königin die rasche Aussöhnung mit Friederike.

Frieden mit allen Guten der Erde; es gibt ihrer so wenig. Ich bin ein schwaches Weib, das fühle ich alle Tage mehr; aus Güte des Herzens werde ich schwach. Ich wünschte, es ginge allen Menschen wohl, deshalb verzeihe ich leicht, vergesse gern, schelte nicht, wo ich sollte, um nicht zu betrüben, und ich fürchte, ich stifte doch nichts Gutes, weder außer mir noch in mir; denn die menschliche Natur ist verdorben, sie will Härte um der Besserung willen, sie dürfen nicht geschont sein, und ich habe mir zum Grundsatz gemacht, sanft, schonend, gütig gegen Jeden zu sein, und eben dadurch, fürchte ich, werde ich schwach und meine Selbständigkeit verlieren. Beruhige mich darüber, lieber George, Du bist ein gefühlvoller Mensch, nur zu gefühlvoll, das ist Dein Fehler, manchmal schwärmerisch. Es darf nicht geschwärmt sein, in der wirklichen Welt müssen wir bleiben, uns durcharbeiten, so will es das Schicksal. Kommt es bloß auf mich allein an, so traue ich mir zu, nicht schwach zu sein, so wenig in meinen Handlungen als in meinem Urtheile. Ist aber ein Anderer damit verbunden, hat mein Urtheil Einfluß auf das Wohl eines Zweiten, so schwanke ich, obgleich das Gefühl des Rechts tief und klar in meinem Herzen schlägt. Was ist dieses Schwanken? Ist es Schwäche oder ist es Menschenliebe? Seine Pflichten zu erfüllen, ist schön, und ich setze schnell hinzu: und schwer . . .

Deine treue Schwester und Freundin Luise.

Paretz, den 26. August 1801.

Mein erster Gedanke gestern und heute warst Du, mein lieber, guter George [1]). Meine Wünsche, meine Gedanken, mein bester Segen begleiten Dich überall, und Du mußt es überzeugt sein so fest wie von meiner Freundschaft, und alles das Liebe und Gute, was daraus fließt, und was mich so unauflöslich an Dich kettet. Nun bist Du bald in Braunschweig, hofierest den einen Tag, den anderen bist Du tröstender Freund [2]), welches ein bißchen besser ist. Sage der Trostbedürfenden viel Schönes von mir. Doch wohin denk' ich, nicht mehr in B. trifft Dich dieser Brief, sondern in Hannover [3]). Versäume nicht, in unser altes Haus zu gehen, und denke mit Dankbarkeit an Die, die uns mit Schmerzen geboren. Paretz ist schön, lieblich-freundlich wie immer; nur manchmal trübt die Erinnerung der Vergangenheit die Gegenwart. Den ersten Abend ging ich in den Garten, es lag centnerschwer auf meinem Herzen, Therese, George, dacht' ich, — und alle Augenblicke traf ich mich, daß ich die Achseln zuckte und seufzte, ohne in dem Augenblick deutlich zu wissen, warum. Es ist nicht so wie voriges Jahr, es ist aber doch recht gut. — Ein guter, liebevoller Mann ist der Grundstein alles Guten, der Gedanke, Andere glücklich zu machen, macht auch glücklich, deshalb der Anblick der Großmama, die vergnügt ist, zufrieden macht in dem Sinn. —

---

[1]) Der Erbprinz war ebenso wie die Großmutter kurz vorher zu Besuch gewesen.

[2]) Vielleicht bei der Erbprinzessin von Braunschweig, die mit ihrem Gemahl nicht glücklich lebte?

[3]) Königin Luise ist bekanntlich in Hannover geboren, im alten Palais an der Leinstraße.

Den 27.

Soeben muß ich einsteigen, um nach Charlottenburg zu fahren, da die Duchessa[1]) zu embrassiren, honoriren ꝛc. ꝛc.; also schließe ich. Es sind wenig Zeilen, allein doch besser als nichts. Viel Schönes an Schmal-Bauch[2]) und Göhreg. (?) Ich küsse Dich in Gedanken und wünsche den lieben George öfters her. Heute seh' ich meine Kinder. O Lust und Freude. Deine Luise.

Wenn der Onkel [Ernst] es will, bleibe lieber noch einen Tag länger und besuche unser Herrenhausen.

Charlottenburg, den 19. Mai 1803.

Bester Georg! So oft schon sollte ein Brief von mir Dir, theurer Freund, meinen Dank und Anhänglichkeit beweisen, allein ihn zu enden, war mir stets untersagt; und da liegen nun zwei unglückliche angefangene und nie vollendete Fragmente um mich herum, die weiter nichts erwarten als ihr nahes Ende, welches sie sporenstracks in den Flammen finden werden. Dein letzter göttlicher Brief, lieber George, Dein Andenken an meinen Geburtstag, Deine Beschreibungen, Deine herrliche Laune, die Versicherung Deines Glücks, alles dieses zusammengenommen hat auf mich so herrlich gewirkt, daß ich mich einen Augenblick nahe bei Dir glaubte. Empfange für diese herrliche Täuschung, sowie für alles Andere meinen aufrichtigsten, zärtlichsten Dank. Du bist meinem Herzen sehr viel, das empfinde ich alle Tage mehr, denn wenn die Rede von Dir ist, wo und wodurch Deiner gedacht wird, freue ich mich und fühle dieses durch alle Nerven, und Gottlob, daß ich mich freuen kann.

Für den Kleenen und die Kleene, die Canova's Fäuste erschufen[3]), und die mir Deine brüderliche Liebe gab, danke ich Dir tausend Mal; ich erwarte sie mit der allergrößten Ungeduld, fürchte aber, daß diese Jahre wird dauern müssen, wenn der Zuwachs meiner sculptirten Schätze den Weg der italienischen Blumen und Chocolade nimmt, die bereits im Juli vorigen Jahres annoncirt, aber noch nicht arrivirt sind. Wenn ich mich gehen ließe, so würde mein Brief nichts enthalten als Recapitulationen Deines einzigen, der solche Epoque machte, daß ein Jeder, dem ich davon erzählte und einige Stellen davon vorlas, Freude empfand und die meinige theilte. Die „Roma, Halleluja, mir sein drein," hat Mimi[4]) beinahe das Leben gekostet, die so darüber lachte und krähete, bis ihr die Thränen über die Backen herunter liefen.

Nun einmal ein Wörtchen von mir. Ich bin so wohl und so glücklich nach meinen Wochen, als man es nur sein kann. Mein klein Töchterchen, Alexandrine Helene genannt[5]), ist so hübsch, so fett, so rund, als ich es nur

[1]) Großfürstin Anna, Gemahlin des Großfürsten Constantin.

[2]) Gebräuchlicher Scherzname für Schmalensee, den Adjutanten des Erbprinzen.

[3]) Worte aus einem Briefe des Erbprinzen, der damals in Rom verweilte und der Schwester Amor und Psyche von Canova versprochen hatte.

[4]) Wilhelmine, Schwester König Friedrich Wilhelm's, Gemahlin des Erbprinzen von Oranien.

[5]) Alexandrine Helene, die spätere Großherzogin von Mecklenburg, nach Kaiser Alexander und seiner Schwester Helena Pawlowna genannt, geb. 23. Februar 1803.

wünschen kann, und die Kuhpocken, die sie nun auch glücklich überstanden hat, geben mir nun auch auf einige Zeit die große Annehmlichkeit, wegen ihrer Erhaltung unbesorgt zu sein. Karl war seit einiger Zeit krank, er hat Anfangs das kalte Fieber gehabt, und nun kränkelt er an Zähnen; er ist dennoch das schönste meiner Kinder. Charlotte ist sehr groß, sanft und gut, und ihre Erziehung wird nicht schwer sein. Wilhelm ist ein sehr kluges, komisches Kind, possirlich und witzig, Fritz[1]) über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheut und ein gutes Herz. Er verspricht viel, und Gott wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen. Seine Erhaltung ist mir beinahe ein sicherer Beweis dafür (d. h. daß er gut werden wird). Denn in den ersten Tagen seiner Existenz, da ich kein Kind außer ihm hatte, bat ich Gott mit aufrichtigem Herzen, mir ihn wieder zu entreißen, wenn er ihn nicht zu einem guten Menschen wollte erwachsen lassen, der seinem Berufe leben und sich ihm weihen wollte. Ich hoffe also, daß unter der guten Leitung des Herrn Delbrück gewiß etwas Gutes herauskommen wird.

Ich gehe jetzt zu einem anderen Punkt über, den ich gewiß weiß, daß er Dich interessirt, den meiner bevorstehenden Reise nämlich. Es geht ins Reich — es geht zu den Ufern des alten Rheins — zu den Schwestern — nach Darmstadt, nach Wilhelmsbad — auch ein Halleluja. Den 25. Mai gehen wir nach Magdeburg zur Revue, da Stillstand bis zum 28., den 29. Halle, den 30. und 31. in Erfurt. Den 1., noch den 2. und 3. Juni in Hildburghausen, den 4., 5., 6. und 7. in Fürth und réunion des sœurs, von da nach Ansbach. Wie lange wir da bleiben, ist unbestimmt und wird von den Geschäften des Königs abhängen; von da nach Wilhelmsbad, wo wir sechs Tage frei bleiben, dann auf zwei Tage nach Fulda zu Mimi, dann nach Hildesheim und über den Harz zurück, dann Ruhe in Charlottenburg und, wenn's nach mir geht, eine kleine Motion nach Mecklenburg zu dem guten Papa. Er war hier auf einige Tage[2]), so vergnügt und so wohl, als ich ihn lange nicht gesehen habe. Aber auf die französische Reise[3]) gar nicht gut zu sprechen; ich brachte ihn einige Male darauf, es wurde aber davon abgebrochen, als existirte kein Frankreich in der Welt und keine Idee, es je zu sehen. Also wenig, um nicht zu sagen, gar keine Hoffnung . . . Luise.

Pfauen=Insel, den 12. August 1803.

Theuerster, liebster, bester George.

Das Datum[4]) dieses Briefes wird Dich überzeugen, theurer Freund meines Herzens, daß ich den Tag, der Dich werden ließ, wohl weiß; die Kenntniß

[1]) Wilhelm, Kaiser Wilhelm I.; Fritz, König Friedrich Wilhelm IV. — Bei Horn, Das Buch von der Königin Luise (S. 109), der die hier abgedruckten Briefe zum Theil gekannt und einzelne Stellen daraus veröffentlicht hat, lauten obige Sätze: „Wilhelm ist ein sehr kluges, komisches Kind, possirlich und witzig, dabei (statt Fritz!) über alle Maßen lebhaft, oft unbändig, aber sehr gescheidt, und hat ein gutes Herz. Er verspricht viel und wird meine heißen Gebete nicht unerfüllt lassen."

[2]) Vom 1. bis 7. Mai.

[3]) Der Prinz wünschte von Italien aus Frankreich zu besuchen.

[4]) Der 12. August war der Geburtstag des Erbprinzen.

meines Herzens aber muß Dir sagen, daß ich ihn preise und Gott ewig dafür danken werde, der mir meinen Bruder gab, den ich mit allen starken und zarten Empfindungen meines Herzens und meiner Seele lieben kann. Ja, lieber George, es ist eine außerordentliche Wohlthat, einen Freund in der Welt zu haben, wie Du bist, auf den man bauen kann im Leben und im Tod, und dem man sich ganz hingeben kann, ohne irgend etwas zu fürchten. Wie viel moralischer Werth muß da vorauszusetzen sein, wo man das Gesagte mit voller Ueberzeugung sagen, fühlen und denken kann.

Charlottenburg, den 13. August.

So weit war ich gekommen, als die gute Großmama mir eine Morgen-Visite in der engen Pfauen-Insel-Behausung machte, wo kein Schloß und kein Riegel vor Einbruch bewahrt, da das Gehör Alles verdirbt und verräth, was die klügste Vorkehrung gut machte, da bekanntlich die Mauern von Papier sind und jeden Seufzer verrätherisch dem Nachbar hören lassen. Großmama ihre Schuld ist es also, daß der Brief einen Tag später abgeht. Der König, der Dir tausend Wünsche durch mich überschicken läßt und Dir viel Schönes sagen läßt, hatte den 11. (er glaubte, es sei der 12.) die Janitscharen heimlich kommen lassen, um den Tag zu feiern, mich zu überraschen und zu erfreuen. Da er wohl weiß, wie sehr und unendlich ich Dich liebe! — Gestern brachte er Deine Gesundheit aus mit Champagner, wir aßen auch auf einem neuen Platz, bei Brodes sein Haus nahe beim Wasser. Ich dachte viel und oft an Dich! — Nichts trübte diesen Tag als die Trennung von Dir, mein lieber George. Doch die Ueberzeugung Deiner Zufriedenheit und Dein Glück in Alba in dem gebildeten Cirkel Humboldt's[1]) u. s. w. trösteten mich. Denn theurer Freunde Glück ist mir werther als eigenes. Zum 3. August[2]) war Papa und O. Ernst hier; sie waren vergnügt und zufrieden. Ich habe Hoffnung, auch noch dieses Jahr Mecklenburg zu bereisen.

Der Zustand der armen Erbprinzeß von Schwerin[3]) zerreißt mir das Herz. Sie ist sehr, sehr übel. Brown findet sie elend und sagt, es wäre viel mehr Wahrscheinlichkeit zum Tod als zum Leben! Beinahe möchte ich mit Thekla sagen: „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“ Ihre einzige Hoffnung ist auf eine Reise nach Italien oder Frankreich gerichtet, die die Aerzte allgemein wünschen, obgleich es sehr wohl möglich ist, daß sie schon unterwegs stirbt. Mit 19 Jahren, ausgerüstet mit Allem, was die Welt Glück nennt, Reichthum und Schönheit, ist es hart, sie zu verlassen, besonders da ihr Tod so viele Unglückliche machen wird, da ihre Herzensgüte Viele beglückt und ihre zwei Kinder in traurigen Händen bleiben. Wen ich unter

---

[1]) Wilhelm von Humboldt, damals preußischer Gesandter in Rom.

[2]) Geburtstag des Königs.

[3]) Großfürstin Helena Pawlowna, Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Ihr Briefwechsel mit König Friedrich Wilhelm ist veröffentlicht bei Bailleu, „Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III. und der Königin Luise mit Kaiser Alexander I.“ Brown, der Leibarzt am preußischen Hofe.

diesen traurigen Händen verstehe, begreifst Du! — Es ist möglich, daß Du sie vielleicht in Italien siehst. . . .

Du weißt doch, daß Wilhelm[1]) sich standepe in Prinzessin Marianne von Homburg verliebt hat, daß er dem Könige es vertraute, daß Dieser mit Freuden bewilligte, daß sie gefordert wurde, und er keinen Korb bekommen hat, und daß die Heirath im Januar sein wird. . . . Prinzeß Marianne ist regelmäßig schön, gut und sanft und wird gewiß eine angenehme Gesellschaft mehr für mich sein. Nun ein Wort vom lieben Reich.

Ich war also wieder in den glücklichen Gefilden, wo wir unsere ungetrübte Kindheit und Jugend zubrachten! Ach! ich kann es nicht beschreiben, mit welchen Gefühlen ich sie durchlief. Doch das schwöre ich, daß Du immer mitten unter uns warst, wo die vier Schwestern waren, und daß unser Ausruf aus allen Kehlen gleich war: „Gott, was sind wir doch glücklich, wäre George nur bei uns, so wäre es vollkommen", und was am sonderbarsten war, ist, daß diese Wahrheit sich bis auf die Kammerfrauen erstreckte; wie oft beim Ausziehen in Wilhelmsbad sagte mir die Schadow nicht: „Es fehlt Niemand wie der Herr Erbprinz, der macht Alles schöner und lebendiger." Ich kam den 1. Juni nach Hildburghausen. Unten am Schloß standen die zwei ältesten Schwestern[2]), alle Kinder, die sich nach der Reihe an meinen Hals, Kleider, Hände und Schleppe hingen. Das war wieder ein himmlischer Augenblick! Der Aufenthalt war von zwei freien Tagen, der erste mit Spazierengehen, Musik und Thee im Kümmelmann'schen Garten, der zweite Ball. Den 4. Juni gingen wir über Coburg nach Fürth. In Coburg sah ich die Großfürstin Anna[3]). Das ist ein deliciöses Weib, und ihr Anblick ist der größte Vorwurf für den Constantin. In Fürth fand ich Friederike. Diese Zusammenkunft war beinahe mehr schmerzlich wie erfreulich. Ich glaube, wir empfanden in dem Augenblick des Wiedersehens und der ersten Umarmung den ganzen Umfang des Unglücks, von einander getrennt zu sein, denn sie weinte so heftig, daß sie sich nicht erholen konnte, und ich, als sie mich aus ihren Armen losließ, beinah ohnmächtig. Ich fand sie so gut und hübsch als möglich. In der fünften Woche ihrer Wochen war sie zwar noch matt, doch sehr stark. Aber die schöne Haut noch nicht wieder en beau. Die Lotte noch äußerst gebeugt über den Verlust ihres Adolf's[4]), sehr matt und niedergeschlagen. Sie hielt sich krumm und ging schwankend. Doch die Freude, mich zu sehen, der göttliche, göttergleiche Aufenthalt in Wilhelmsbad hat sie sehr gestärkt, erholt und erheitert. Sie ist jetzt ihrer Gesundheit wegen in Liebenstein. . . .

Den 12. kamen wir Alle wieder zusammen in Wilhelmsbad, sowohl die preußische als die mecklenburgische Familie. Kaum waren wir beisammen,

---

[1]) Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, und Prinzessin Marianne von Hessen-Homburg, vermählt 12. Januar 1804.

[2]) Charlotte und Therese.

[3]) Vergl. oben S. 374, Anm. 1.

[4]) Prinzeß Charlotte hatte am 29. März 1803 ihren erst wenige Wochen alten Sohn Adolf verloren.

so kam Dein theurer Name in Aller Mund und der Wunsch, Dich bei und um uns zu sehen. Der Zusammenfluß von Prinzen war unbegreiflich. 42 Prinzen und Prinzessinnen waren wir bei Tisch. Die Landgräfin von Darmstadt[1]) kam den dritten Tag. Sie ist sehr dick. Ganz von Nahem gewinnt sie dabei, denn die Haut ist ausgedehnter, wie vor vier Jahren, doch auf 12 Schritt weiß man nicht, was man sieht, denn sie sieht aus, als hätte sie ein permanentes Zahngeschwür, welches ihr geschwollene Lippen und Backen gibt ... Sonst petulanter wie jemals, so daß Mimi am Ende an der Tafel verstummte. Den 16. waren wir in Darmstadt, alle Vier in einem Wagen. Alle Thore, Straßen, Gänge mit Bekannten und Leuten angefüllt. Hoffmann, Strauß, Lichthammer, Alles fand sich wieder. Der Landgraf, einfach, aber herzlich. Die alte Räthin am Fenster streckte beide Arme aus und über den Kopf. Im Wagen schrie Alles: „ach sehe, Papa sein Haus, dem Onkel Carl seins, die vier Hessen" [?], und so bis ans Palais, wo Thränen mich erstickten, und so auch beim Aussteigen im Schloß. Ich konnte nicht sprechen, aber denken that ich, fühlen und empfand das, was man nicht in Worten ausspricht. Ich wette, Du bist wie dahin verpflanzt beim Lesen dieser Zeilen und liest in meinem Innern. Gott, wie ist doch Vieles so gut, so sonderbar, so unbegreiflich in der Welt.

Noch einige Nachrichten von hier und mir.

Unser Gesandter aus Constantinopel, v. Knobelsdorff, ist hier und hat mir von der Prinzessin Ypsilanti ein cadeau mitgebracht (Fürstin der Walachei) von 8 Shawls und vier Kleidern. Lombard[2]) hat Aufträge des Königs an Consul, findet ihn in Brüssel, Madame [Josephine] schreibt den artigsten Brief, sagt: Mme Luchesini étant aux eaux et m'ayant parlé souvent des commissions de modes de France pour V. M., Vous me permettrez de la suppléer en son absence et de Vous envoyer des modes et des dentelles de Bruxelles, u. s. w. Ich packe aus, finde 12 Hüte und Bonnets, einen Carton voll Blumen und einen Carton mit einem Spitzenkleid von ungeheurem Werth, ein schwarzes Spitzenkleid und ein Ballkleid in Stahl gestickt, pompös. Wer hätte das je geglaubt?? ...

Nun adieu, bester George, ich liebe Dich, küsse Dich. Vergiß nie Deine

Luise.

Potsdam, den 27. October 1803.

... Was ich litt seit meinem letzten Brief, kann ich Dir nicht sagen. Der Tod der engelsguten, engelsreinen Erbprinzeß[3]) hat mich um Vieles in dieser Welt gebracht. Ich glaube, ich sagte Dir schon ein Mal, daß sie sich in dem letzten Jahre ganz besonders an mich geschmiegt hatte; in den vier Wochen,

---

[1]) Mutterschwester der Königin.

[2]) Der bekannte Cabinetsrath König Friedrich Wilhelm's III. Ueber seine damalige Sendung nach Brüssel s. Bailleu, „Preußen und Frankreich", II. Band. — Charlotte von Lucchesini, geb. von Tarrach, Gattin des damaligen preußischen Gesandten in Paris.

[3]) Großfürstin Helena Pawlowna, vergl. oben S. 376, Anm. 2. Sie starb 24. September 1803.

die sie vorigen Herbst hier zubrachte, konnte sie mich ganz genau kennen lernen. Kein Geräusch der großen Welt entfernte uns, und daß ich in ihren Augen bei näherer Bekanntschaft nicht verlor, hat sie mir durch unzählige Proben gezeigt. Die Bekanntschaft mit ihrem Bruder[1]), den sie anbetet, die näheren Verhältnisse, die dadurch zwischen ihrer Familie und der unserigen entstanden, flößten ihr unbegrenztes Zutrauen ein. Sie war so gut gegen mich, der König war ihr mit so vielem Wohlwollen zugethan, wir verlebten so angenehme Stunden in ihrer Gesellschaft. Sie hatte so wenig kleinliche weibliche Fehler an sich, die so oft Freundschaft stören und untergraben, sie war so unfähig, etwas zu unternehmen, was mir oder ihr nachtheilig sein konnte, alles dieses ist dahin und wie fürchterlich dahin! Unter welchen Leiden gab sie ihren Geist auf! Ja, sogar die Agonie, die bei dieser Krankheit nie, nie stattfindet, war fürchterlich. Hier ist unserem Denken eine Linie gezogen, worüber wir nicht schreiten dürfen, denn es gibt ja eine Vorsehung, die Alles leitet. Der Verlust für die Kinder, Mann, Land, Mutter, Verwandten ist grenzenlos, so wie der Schmerz, der in den Gemüthern wüthet. Ich war sehr herunter, und auch meine Gesundheit hat gelitten, doch meine eiserne Natur hat gesiegt, und der eiserne Wille, den König nicht durch meinen Schmerz zu plagen, hat mir Muth gegeben, wieder fröhlich zu sein und zu scheinen. Gerade an dem Tag, wo Du mir zum letzten Mal schriebst, daß Du überzeugt wärest, sie könne nicht sterben, starb sie. Den 24. September um halb zehn. Und ich, ich tanzte den Tag. Dieses ist mir eine so horrible Idee, die mich quält und plagt. Du begreifst es gewiß. Luise.

Potsdam, den 5. April 1804.

Lieber George!

Wie viele Entschuldigungen müßte ich zur Welt bringen, um mich gegen Dich, Du bester Mensch, zu rechtfertigen; ich will mich gar nicht rechtfertigen und gerade heraus sagen: Herr, ich bin eine Sünderin! Doch mit einiger Modification: die Zeit gebrach mir wahrlich, und wenn Du Dir das nicht denken kannst und Dir die göttlichen Südwinde und die Reize der Prinzessin Borghese[2]) das Gedächtniß nicht ganz geschwächt haben, — so bitte ich recht sehr, an die verlebten Berliner Carnevals zu denken und Dir dazu noch eine Hochzeit[3]) (ganz pompös) zu denken, die die Cartons der Nitzen, Quittels, Michelets, Vorasts und Vibeaus[4]) so anhäuften, daß knapp der König durch meine Zimmer einen engen Fußsteig finden konnte. Nun haben Durchlaucht en raccourci le précis de ma vie. Denn die Bälle, Concerts, Couren, Opern, Assembléen, deren erinnerst Du Dich doch auch noch und weißt, daß sie Kräfte nehmen, und daß man Kräfte herbei schlafen muß.

---

[1]) Kaiser Alexander I. von Rußland. Anspielung auf die Zusammenkunft in Memel.
[2]) Pauline Borghese, die Schwester Napoleon's, mit der Georg damals viel verkehrte.
[3]) Die oben S. 377, Anm. 1 erwähnte Hochzeit.
[4]) Berliner Putz- und Modegeschäfte.

Den 14. April.

Vom 5. bis heute bin ich ein Miserablechés gewesen[1]); Reißen im Kopf, Fluß, ein ungeheures Zahngeschwür, Fieber u. s. w. haben mich auf meiner Chaiselongue gehalten, gezerrt, geplagt und mich des Vergnügens beraubt, mit Dir zu sprechen und mich eines sehr angenehmen Auftrages zu entledigen; nämlich der König läßt Dir tausend Schönes sagen, Dir tausend Mal für Deinen Brief danken und für den Antheil, den Du an der bonne ville ihrer Gloire nimmst. Er dankt Dir herzlich für die Mühe, die Du übernehmen willst wegen der schönen Abgüsse, und accordirt die Summe, die Du vorschlugst, von 5000 Thalern. Nur bittet er Dich, erst eine Liste zu schicken von all' dem, was Du Dir so gedacht hast herzuschaffen; die will er erst sehen und sehen lassen, damit keine Doubletten unnöthig herkommen. Du hingegen richtest es so in Roma ein, daß man nur zu pfeifen braucht, damit die lieben Puppen (auf gut Berlinsch) sich zu bewegen anfangen und so nach und nach ihren feierlichen Einzug durch das Brandenburger Thor in die bonne ville halten. Ich halte es dabei wie in Bürger's Leonore, ich ziehe den Kommenden entgegen und schmücke mich dazu mit grünen Reisern.

Das wäre eins, was abgemacht wäre; nun an das Zweite.

Wie soll ich Dir die Freude beweisen, die Du mir mit den unvergleichlichen Pasten gemacht hast, gesehen, geschaut und geguckt habe ich an ihnen wie e Nari und habe aufgehört[2]), mich in das Fragment des Aesculap's zu verlieben; Gottlob, daß weder Brown noch Hufeland Diesem gleichen; ich hätte keine gesunde Stunde mehr und ihre Hülfe müßte stets um mich sein und wachen. Denke Dir aber, George, denke Dir, daß gerade diese Paste mir gestohlen und unersetzbar für mich ist; ich bitte Dich, bring mir wieder so eine mit, oder ich tröste mich nicht.

Auch für den unvergleichlichen Brief danke ich Dir, der sie begleitete, auch für den, den Du zum Andenken des 10.[3]) schriebst. Du erwähnst darin eines Sirokkos, der aus der Mitte Afrika's blies, und mich wehete ein Nordostwind an, der mit 10 Grad Kälte begleitet war und grad' von Spitzbergen kam. Ach, du himmlisches Klima, ich bin für Dich geboren, aber die Kälte, Gott bewahre, die erstarrt Alles, Alles. Aber die Prinzeß Borghese, nicht wahr, die erwärmt noch den Sirokko? — Ha! Ja, das ist auch eine hübsche Wärme, aufs Land hat sie gemußt mit dem Gemahl, ah, Barbaro! non credo possibile, a such unhappiness und welch' eine attention, dem liebenden Bruder so allerliebst auf der Fête der „ma Sœur" ein Diner geben zu wollen, und dieses Alles macht der Wille eines O. zu Wasser, nein, das ist abscheulich.

Den 1. Mai.

Denke Dir, wieder bin ich krank gewesen, und wie elend! den Ziegenpeter und ein Zahngeschwür; 14 Tage habe ich damit zu thun gehabt und bin noch

---

[1]) Vergl. Briefe der Königin an die Gräfin Voß vom 11. und 21. April über ihren „Ziegenpeter", Deutsche Rundschau, März 1896, S. 334.

[2]) Zu verstehen: j'ai fini par m'amouracher u. s. w., also: ich habe mich schließlich verliebt.

[3]) 10. März Geburtstag der Königin.

matt und etwas rostig. Heute ist hier Gesang und Tanz, nämlich Auguste[1]) ihr Geburtstag. Der Professor Kiesewetter[2]) wird Dir diesen Brief übergeben; wie beneide ich ihn, daß er Dich einige Monate früher sieht! Mit welcher Freude werde ich Dich an diesen treuen Schwesterbusen drücken! . . .

Ich muß schließen, denn morgen geht Kiesewetter; und heute ist es schon spät, und meine Kinder sollen noch fort nach Berlin und ihn mitnehmen. Adieu! Tausend Mal küsse ich Dich in Gedanken. Luise.

Potsdam, den 20. April 1805.

. . . Morgen ist Specialrevue; wenn die Stabsracker abgefüttert sind, so stürze ich mich athemlos in einen Wagen und rolle, rolle nach Berlin, putz' mich, wasch' mich und renne mit majestätischem Anstand zu Radziwills, wo Komödie sein wird. Von da soupire ich bei Misebrätchen[3]), schlafe, frühstücke und — putze mich, fahre in Pomp zur alten Ferdinand[4]), kratulire zum grauen Haar und esse im Palast, welcher nicht so groß ist wie Diocletian seiner, aber freudiger bewohnt wird, und ich glücklicher als Valeria, seine Tochter, bin. Denn kömmt was gefahren, es ist der Rex, der schon wieder bestellt, daß angespannt wird, und wir fahren nach dem Komödienhäusel, um den dritten Theil der Donaunymphe zu sehen. —

O weh! soeben bekomme ich Briefe, Bettel nichts als Bettel, und das Repertorium von Iffland, und der dritte Theil wird erst Donnerstag gegeben. Der Rex ist ausgeritten, und mein Schicksal hängt an einem Haar. Sonst wäre ich aber gewiß nicht vor Montag Nacht hier angelangt. Grant tié. Ich bin übrigens recht froh und glücklich hier, ich nahm, glaube ich, die beste Partie, nämlich in dem Augenblick, als ich den 3. April aus dem Wagen stieg[5]), so nahm ich ein Buch, Gibbon, und las und las, so daß mir Hören und Sehen verging, arbeitete an einer mühevollen Arbeit des Abends, schreibe und bekümmere mich um nichts, was in Berlin passirt, als mit Ruhe.

Dieses thue ich noch und befinde mich herrlich dabei, bin wohl, werde nicht mager trotz des frühen Erwachens, Aufstehens, Spazierengehen und Reiten ungeachtet prospérant. Der Husten vorbei und zufrieden. Ich finde aufs Neue die Wahrheit bestätigt:

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,

---

[1]) 1. Mai, Geburtstag der Prinzessin Auguste, Schwester König Friedrich Wilhelm's III., Kurprinzessin von Hessen-Kassel.

[2]) Professor Kiesewetter, der bekannte Kantianer, Lehrer der jüngeren Brüder des Königs. Allg. Deutsche Biographie, Bd. XV, S. 730.

[3]) Mimi, die Prinzessin von Oranien.

[4]) Prinzessin Ferdinand, die 22. April 1738 geboren war.

[5]) 3. April, Uebersiedelung des Hofes von Berlin nach Potsdam.

Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht[1]).

Auch verweise ich Dich auf den vorletzten Vers und wende ihn auf den König und Dich an, lieber, guter George. Adieu! . . .

Ich küsse Dich in Gedanken und liebe Dich in der Wirklichkeit aus dem besten Eckchen meines Herzens. Der Rex sagt Dir tausend Schönes, und ich bin Deine Luise.

Memel, den 5. August 1807[2]).

Reich an Erfahrung, arm an Glauben, lege ich mein müdes Haupt an Deine Brust. Ach! George, welches Schicksal, welche Zukunft, welche Vergangenheit! Ist es möglich, daß solche Menschen von Gott erschaffen werden, als ich habe kennen lernen? Die Guten thun das Böse, die Teufel brüten es aus und lernen es ihnen; das ist, was ich gesehen habe von Angesicht zu Angesicht. Ganz erfüllt von dem großen Gedanken meiner heiligen Pflicht, flog ich nach Tilsit und sprach das, was mir Gott eingab; allein ich sprach nicht zu einem Menschen, sondern zu einem — zu einem Wesen ohne menschlich Herz, und das Resultat ist dann auch so rein unmenschlich, daß Preußen vor der Welt gerechtfertigt dasteht!

Wenn ich Dich einmal sehe, so werde ich Dir Alles erzählen, und Du wirst es nicht begreifen Anfangs, Du wirst es hören und nicht verstehen. Ja, ich habe Ungeheures erlebt, lieber George, aber lieber Freund, ich bin nicht schlechter geworden, das sei Dir Trost. Adieu; wenn Du der Berg schreibst, tausend Schönes, sowie auch der Kleist[3]). Laß ihr wissen, ich sei nicht müßig. — Ich lege mich Großmama zu Füßen. Ihren und Deinen Brief bekam ich, als N. schon im sausenden Galopp nach Dresden flog, da hier sein Teufelswerk vollbracht war. 27 Marschällen und Generälen hat er die Domänen des Königs in Polen verschenkt und dem Sachsenkönig das ausgesogene, unzufriedene, höchst unglückliche Land, was so betrogen ist wie noch keines. Und **unsere Magdeburger, Altmärker, Halberstädter** &c. an Jerome, König von Westfalen. Ist es zum Ueberleben, George? Ganz Deine Luise.

Lese den Brief an Papa. Ich küsse Karl[4]).

---

[1]) Bekanntlich der Schluß von Schiller's Gedicht: „Die Ideale". Die vorletzte Strophe lautet:

Von all' dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, der Du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

[2]) Dieser Brief und der folgende beziehen sich auf die Erfahrungen der Königin bei der Zusammenkunft mit Napoleon in Tilsit (6. und 7. Juli 1807). — Vergl. auch Bailleu, „Königin Luise in Tilsit", Hohenzollern-Jahrbuch, 1899.

[3]) Frau von Berg, geb. von Haeseler, die bekannte nächste Freundin der Königin, Verfasserin der ersten Biographie der Königin (1814). — Frau von Kleist, geb. von Gualtieri.

[4]) Der jüngste Bruder der Königin.

Memel, den 9. August 1807.

Dein letzter Brief durch den Dr. J. [?] ist mir den 6. zugekommen. Der Inhalt hat mich sehr erfreut, da ich im Stande war, Dir Erheiterung zu verschaffen in dem Augenblick, wo sich die Welt verfinsterte. Wenn Du die letzteren, die an Euch abgingen, nicht so gefaßt, nicht so ruhig findest, als Ihr es nach den ersteren mit Recht erwarten konntet, so will ich Dir darauf antworten, daß mich nichts in der Welt so erschüttert, als gute Menschen untergehen sehen, Hoffnungen aufgeben zu müssen, die auf Tugend gebaut waren[1]).

Auf der anderen Seite aber das Böse, von dem man wußte, es lebt, es wirkt, es ist da, in der Nähe zu sehen, es aber zugleich tausendmal fürchterlicher zu finden, als je der schwache Geist es ahnen konnte, das erschüttert auch. Genug, bester George, in der Nähe Zeuge des zu sein, was ich erlebte, da gehört Riesenkraft zu es auszuhalten, und dennoch reicht sie nicht. Eine Zusammenkunft dreier gekrönter Häupter! Kann man sich denken, daß diese ohne Folgen sein kann, die nicht von Größe und Milde zeugen, die nicht auf eine ausgezeichnete Art enden müsse? Statt dessen finde ich, als ich nach Tilsit kam, einen Götzen, der angebetet wird (und dieser Götze ist von einem noch unbekannten, ungenannten Metall), und der die anderen beiden Gekrönten geradezu mit Füßen tritt. Es sind da Particularitäten geschehen, wovon man keinen Begriff hat, bis man sie von einem Augenzeugen selbst gehört hat, die zugleich die höchste Verderbtheit, Kälte, Infamie der einen Partei verrathen, und die Schwäche der anderen, die dann freilich die Oberhand stark hatte. — Denn, sei noch zu meiner Entschuldigung gesagt, ist es wohl ein ganz Theil leichter, für sich allein zu repondiren, als wenn man vor zwei dastehen muß. Denn war ich mit mir so ziemlich fertig, d. h. schleppte ich mich so halbwege fort an Geist und Leib, so kam der Zustand des Königs dazu — Nein, was dieser Mann gelitten, beschreibt sich nicht. 14 Tage in der Folter gespannt, um sich die ärgsten Sachen sagen zu lassen, wenn er Alles aufbot aus reiner Vaterlandsliebe, um seine ältesten Provinzen wenigstens aus Teufelsklauen zu reißen. Darauf, auf solche gewagte Stürme auf das Herz Desjenigen, der keines hat (Du begreifst, was solcher Schritt allemal für Aufwand der Willenskraft kostete gegen einen solchen Gegenstand), erfolgten dann den anderen Tag jedesmal ärgere Infamien, da nahm man uns das mehr ab, und jenes mit Ausdrücken, die jedesmal erniedrigender und humilianter wurden. Abspannung erfolgte natürlich, ach! die wird bleiben, und das ist, was mich jetzt betrübt, über Alles betrübt; hiervon auch mündlich.

Den 15.

Ich konnte mich unmöglich entschließen, diesen älteren Brief dem des Prinzen von Schwerin[2]) beizulegen; natürlich mußte er die freudigen Empfindungen alle wieder niederschlagen, die der andere hervorbringen wird; und an dem Tage, wo ich wirklich so froh war, konnt' und wollt' ich mich nicht mit

---

[1]) Die Königin denkt dabei an Kaiser Alexander's Abfall.

[2]) Friedrich Ludwig, Erbprinz von Mecklenburg-Schwerin. Ueber den damaligen Aufenthalt des Prinzen in Memel vergl. L. von Hirschfeld, Von einem deutschen Fürstenhofe.

diesen Betrachtungen verstimmen. Uebrigens bringt Dir dieser Brief ja eigentlich gar nichts Neues, aber es dient mir wirklich zur Beruhigung, gleichsam mit mir selbst ins Reine gekommen zu sein und die Ursachen geordnet zu haben, weshalb ich so niedergeschlagen war. So recht empor kann ich doch nicht kommen, da Schwäche, insouciance, Mangel an Vertrauen in sich selbst, üble Gewohnheit u. s. w. leider immer die Oberhand behalten, und da Ungeschicklichkeiten vorgehen werden, die ärger als arg sind. Aus der Haut möchte man fahren, wenn man das so sieht und nicht helfen darf, — doch dieses Alles sei Dir allein gesagt, aber ich sage es nochmals, die Zukunft kann nichts sein, wie man es anfängt, et je me désole déjà à présent des maladresses qu'on mettra en tout au moment où on pourrait gagner le tout avec un peu de tact et moins d'entêtement. . . .

Ueber den Verlust von Hardenberg[1]) heule ich Tag und Nacht. Der König hatte ihm endlich das so lange verdiente Vertrauen ganz geschenkt; Hardenberg war ihm so attachirt wie Niemand hienieden, denn die Ehre, das Wohl des Staates war ihm Alles, seine Person, sein Ich nichts. Wie hat sich der Mann betragen, George, wie ein Gott! Wenn nur ein Gedanke an ihn selbst ihn beschäftigt hätte, — nein, nur mit dem Staat, mit den Mitteln, wie der noch zu retten sei, wie dieses gethan, jenes vermieden werden müßte, so bewies er sich, bis daß er uns ein ewiges Lebewohl in Pictupöhnen sagte. Mit diesem Bilde der wahren männlichen Tugend erfüllt, mußte ich denn zu dem Napoleon eilen, der uns auch dieses Kleinod entriß, um das Böse desto leichter an uns auszuüben, weil er uns zugleich auch aller Mittel beraubte, das wieder gut zu machen, was er mit teuflischer Kunst und Freude so horrible böse und verwickelt gemacht hatte. Kannst Du Dir unsere Lage recht denken, die Gefühle, die mich durchwühlten, wenn ich so das Bösesste auf der Welt mir gegenüber sah und den Abgrund des unendlichen Unglücks übersah, welchen dieser Bösewicht mit einer Kälte über uns ergehen ließ, die gottlob auch nur ihm gehört? Wenn ich Dich sehe, so muß ich Dir diese zwei Tage in Tilsit recht auseinandersetzen. Kiesewetter[2]) kann Dir übrigens Bruchstücke liefern, die Dir schon Licht genug geben können, denn er war zugegen und hat mich vor und nach der ersten entrevue gesehen und gesprochen.

Adieu, bester George; die ersten drei Seiten kannst Du vorlesen an Papa, das Uebrige aber Niemand. Ewig Deine Luise.

Hast Du „Corinne" gelesen von der Staël? Ich bitte, lies es. Wie oft habe ich an Dich gedacht bei dem Durchstreichen der Alterthümer in Gesellschaft, die Herz und Geist erhebt! Z. B. das Colosseum, eins derer, die Du mir selbst namhaft gemacht hast. Denke Dir, daß ich mir denken kann, daß die Pauline[3]) Napoleon gleichen kann; solche Zähne sah ich nie.

---

[1]) Ueber Königin Luise und Hardenberg und dessen Rücktritt s. Ranke, Hardenberg, Bd. III, S. 498 ff.

[2]) Ueber Kiesewetter vergl. oben S. 381, Anm. 2 und den Brief der Königin an Kaiser Alexander vom 18. Mai 1807 bei Bailleu, Briefwechsel König Friedrich Wilhelm's III., Nr. 459.

[3]) Pauline Borghese, vergl. oben S. 379, Anm. 2.

Memel, ce 5 novembre 1807[1]).

Vous êtes réunis, mes chers amis, et par là au moins contents; quand je pense au plaisir qui doit vous revenir par cette douce jouissance de vous voir, de vous parler bien à cœur ouvert, enfin par la conviction que vous êtes réunis, alors je crois que je puis encore me réjouir de quelque chose au monde. Du reste cette sensation m'est entièrement étrangère et les larmes et le plus noir chagrin, ou même quelquefois le désespoir [sont] mes compagnes journalières. Si le prince Guillaume[2]) ne réussit pas dans ses négociations, si l'Empereur [Napoléon] ne change pas de résolution à notre égard, s'il n'entend pas la voix de l'humanité et de la justice, alors tout est dit, la Prusse **n'existera** plus, et je ne sais pas quel nom le Roi de Prusse voudra et pourra prendre pour exprimer ce qu'il est ou plutôt ce qu'il n'est plus.

Je vous assure, chère Thérèse et cher George, que l'histoire n'a point d'exemple qui soit comparable à notre sort, et jamais on n'a vu souffrir plus innocemment. Le pays est dans un état dont on ne peut se faire une idée, exténué, ruiné, le Roi ruiné, la noblesse ruinée, avec cela une contribution de 150 millions de livres à payer, et on nous ôte tout moyen de payer et tout moyen de subsister. Les réformes qui se font sont inconcevables, tout autour de nous des familles en larmes, sans pain, sans avenir, comme leur monarque. A dîner nous avons quatre plats, le soir trois plats, et voilà tout. Je vous assure qu'on ne se fait pas d'idée de cela. Ajoutez à cela ma grossesse, les incommodités jointes à cet état, à ceux de l'âme qui me ruinent; le climat que je ne supporte pas parce qu'il est insupportable, humide et froid, depuis 9 semaines des pluies continues, des intervalles de quelques heures où l'on s'expose à être noyé dans les boues, à y être versé et à casser bras et jambes, voilà les plaisirs de Memel. Et encore si on pouvait dire: cela finira, il y aura un terme à ces maux. Mais, helas! il n'y en a pas. Gott bewahre alle Menschen vor solch' einem Leben; es ist nicht zu beschreiben, denn es hat noch nie existirt. Je crains d'en avoir trop dit et de faire couler vos larmes. Au moins, elles coulent sur des malheureux.

J'étais sûre, en apprenant le voyage du prince héréditaire de Sverin[3]), que George irait et même devait aller à Paris. Je l'approuve fort sous tous les rapports. D'abord il est très naturel que mon frère désire faire connaître à l'Empereur toute sa reconnaissance pour la protection qu'il a accordée au pays pendant la guerre. En second lieu, ... je désire me tromper, mais le prince héréditaire, je crains, a des plans vastes qui se fondent en

---

[1]) Der Brief ist an Erbprinz Georg und an die Prinzessin Therese von Thurn und Taxis gerichtet, die beide damals sich in Paris aufhielten.

[2]) Prinz Wilhelm, Bruder König Friedrich Wilhelm's III., war zu Unterhandlungen mit Napoleon nach Paris gesandt. Vergl. Hassel, Geschichte der preußischen Politik 1807—1815. Band I.

[3]) Ueber die Mission des Erbprinzen von Schwerin nach Paris s. L. von Hirschfeld, Von einem deutschen Fürstenhofe.

partie sur la parenté de la Russie, fondement bien redoutable dans ce moment où la Russie est seule encore quelque chose, si ce n'est en réalité, du moins pour les dehors. 3° Vous avez fait votre devoir en ayant tout fait ce qui est en votre pouvoir, et d'avoir une conscience est le seul bien qui nous reste. Du reste on ne peut plus rien faire. Uebrigens muß man die Ankertaue kappen und das Schiff der Fluth überlassen, sich auf Gott verlassen, wo menschliche Hülfe fruchtlos wird. L'envoi de Guillaume est aussi un de ces coups désespérés, c'est tout ce qui nous restait à faire, et puis, hört Alles auf, nun, so haben wir uns nichts vorzuwerfen. Die Nachwelt wird richten!

Der König, der eben herein tritt, läßt Euch beiden viel Schönes sagen und viele Empfehlung machen. Je suis très curieux de savoir le sort de ma lettre que je vous ai écrite le 7 octobre[1]), si l'Empereur l'a vue ou non. Je lui ai écrit hier[2]) et lui ai dit que ne sachant pas si ma sœur la princesse de la Tour avait eu l'occasion de l'entretenir de son contenu ou de la faire parvenir à sa connaissance, je répétais encore les vœux les plus ardents de mon cœur etc. J'ai dit entre autres que ma santé était entièrement détruite par le climat. Diese Sprache behauptet auch und macht's arg, um zu erweichen, besonders gegen die Kaiserin, die immer so gut für mich war[3]). Pensez seulement que si aussi le Roi peut retourner à Berlin, à la fin de janvier, je ne puis plus le suivre à cause de ma délivrance, et je reste seul dans ce marais et dans ce nord où les feuilles poussent en juin et les fruits ne mûrissent jamais. C'est un climat.

Si Thérèse n'était plus à Paris avec vous, cher George, alors vous brûleriez cette lettre sans la lui envoyer, dès que vous l'aurez lue. Il ne faut pas laisser traîner les papiers à Paris ....

Adieu, mes chers amis, Dieu vous bénisse, soit avec vous et accumule sur vos têtes le bonheur qu'il me retire et dont je ne connais plus le nom. Priez pour moi, j'en ai besoin. Das Herz ist gestorben.

Eure Luise.

Mes enfants, neveux et nièces vous font bien des compliments.

Memel, den 17. December 1807.

Bester Georg!

Wie froh hat mich Dein letzter Brief gemacht, der erste aus der andern bonne ville[4]), wie glücklich der Inhalt, da jeder Ausdruck, jedes Wort Liebe und Anhänglichkeit beweiset für den König und für mich! Ich zweifelte

[1]) Es ist der Brief Horn, S. 166; Braun, Luise, Königin von Preußen in ihren Briefen, Nr. 45.

[2]) Ein bisher nicht bekannter Brief der Königin an Napoleon.

[3]) Es heißt, daß Josephine es war, auf deren Verwendung Napoleon die Zeitungsangriffe gegen Königin Luise verbot.

[4]) Der Brief des Prinzen aus Paris ist nicht mehr vorhanden. Nachrichten über des Prinzen Aufenthalt findet man am besten in der oben S. 365, Anm. 1 erwähnten Schrift.

nie daran, das weiß Gott, ebenso wenig, daß Du sie nicht bei jeder Gelegenheit laut und offen bekennen würdest (indeß so Viele jetzt Preußen und seinen unglücklichen Monarchen nicht mehr kennen) gegen Jedermann und mitten im Tumult der Welt und ihrer Lust und Freude ihrer gedenken würdest; ich sage, ich zweifelte nicht daran, aber wohl, unaussprechlich wohl thut es meinem Herzen, die Beweise davon zu haben. Prinzessin Wilhelm[1]), der ich Deinen Brief vorlas, war bis zu Thränen gerührt und sagte: „Welch' ein schöner Brief, und wie viel Ehre macht er seinem Herzen nicht!" Du glaubst nicht, welche gute Frau es ist, wie tief sie fühlt, wie warm. Sie ist so klug, weiß so viel, beschäftigt sich anhaltend gut und ernsthaft; wer das auch gethan hätte! — Doch ich bin auch recht fleißig, und die Einsamkeit macht mich um ein paar Jahr weiter schreiten. Doch zu Deinem Brief zurück.

Die Resultate sind nicht erfreulich, nicht für Dich, nicht für mich, allein für Dich hoffe ich doch viel. Ich möchte der Kaiserin schreiben und ihr danken für ihr Benehmen gegen Dich; sage ihr doch, wie sehr ich dieses zu schätzen wüßte, als auch die anhaltende gute Meinung und Aeußerung, die sie immer für mich gehabt hätte in Augenblicken, wo ich in Frankreich verkannt gewesen wäre. Auch das propos an Therese bei den Vasen[2]) von mir, „ils ont toujours été là et m'ont toujours été également chers"; sage ihr, daß ich es wüßte und ganz fühlte, denn sie ist gut, und das ist viel.

Daß Du in Paris reüssiren würdest, ... war ich überzeugt. Gott wird sein Gedeihen zum Uebrigen geben. — Recht ernstlich muß ich Dich aber bitten, überzeugt zu sein, daß von hier aus Alles geschieht, was in der Welt nur möglich ist, um mit Frankreich zu enden und bald zu enden. Alles, sage ich nochmals! Zum Unterpfand der Wahrheit dessen, was ich sage, bedenke, daß Stein die Sache leitet, begeistert, fördert, belebt. Zugleich sage Dir aber auch, daß der König sich und seiner Nation schuldig ist, sich so zu benehmen, daß er und sie bestehen und noch athmen können; denn Leben kann man die Existenz, die man uns bereitet, wohl nicht mehr recht nennen. Ich bitte Dich, lese diesen Brief, wenigstens diese Stelle des Briefes recht oft wieder durch, denn wenn man in der Hauptstadt des Landes lebt, welches Unrecht thut an den Unschuldigen, und dieses Unrecht von allen Seiten täglich auf den Unschuldigen wälzen hört, so wird man doch zuletzt irre, wenn nicht gar wankend. Um Dich vor dieser Sünde zu bewahren, so denke an mein Wort, welches noch nie log: es geschieht Alles. Mehr hierüber zu sagen, würde Folianten kosten, aber baue auf mein Wort und laß Dich durch nichts irre machen. Therese schrieb mir durch die Post einen Brief, der dieses stark bewies, daß man in Paris irre wird. . . . Ich habe ihr durch die Post geantwortet, so wie die Post und die Behörde, für die er verfaßt war, erforderte. Meine indignation habe ich nicht äußern dürfen, aber sie ist in meinem Herzen. So etwas thust Du nicht, und hinge das

[1]) Ueber Prinzessin Marianne, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, vergl. oben S. 377.

[2]) Porzellanvasen mit Ansichten von Malmaison waren die Gegengabe für die S. 378. erwähnten Geschenke Josephine's.

Schwert an einem Haar über Deinem Haupte; laß mich es nicht erleben, von Dir würde ich es nicht ertragen!

Meinen Brief an den Kaiser, der ihn erweichen und vielleicht ihn aus persönlichem Mitleid mit meinem Zustand und Gesundheit bewegen konnte, mir den Weg nach Berlin zu erleichtern für die wichtige époque, hat Herr von Brockhausen[1]) die Güte in seinem Schreibtisch zu verwahren, statt ihn nach Italien[2]) nachzuschicken. Un procédé que je sais tout-à-fait apprécier, comme le poids du desagrément de notre position ne se fait sentir à personne comme à moi visiblement. Elevée dans le midi de l'Allemagne, j'eus déjà de la peine à m'acclimater à Berlin; mais qu'est-ce que le climat de Berlin en comparaison de la Prusse! Vous jugez que, privée de toutes les commodités de la vie, cette privation ne se fait jamais sentir autant que dans un moment de douleur et de longue convalescence; celle-ci ne peut être que très lente dans un climat auquel on ne peut se faire et moi moins que tout le reste, m'étant formée dans le Sud de la chère Allemagne. Je vais à Kœnigsberg pour mes couches dans l'infâme château, mais du moins les chambres sont vastes et profondes, et le vent-coulis ne peut pas vous tuer au lit comme ici à Memel, où les maisons sont papiers et les fenêtres pour se moquer du monde. L'année passée, il m'a fallu 10 semaines pour me remettre, et 4 mois après ma maladie j'étais si faible encore que la moindre chose me mettait sur le grabat. Je suis désolée de ceci, et nonseulement pour moi, mais le pays; ce que celui-là souffre, ce qu'il éprouve, est au-delà de toute idée. Nous, le roi n'avons plus rien, et nous vivons de l'air. Les plus strictes restrictions sont faites à la table du roi et dans toutes les branches d'administration. Tout meurt de faim et de famine. Nous avons 4 plats à dîner et 3 le soir. Pensez à cet état des choses quand vous serez dans un hôtel qui ressemble à un palais de fée et à une fête brillante. Mais je n'ai pas besoin de vous en faire souvenir, ne me dites-vous pas, cher George, qu'au milieu de tout Paris, de ses grandeurs et de ses fastes, vous restez triste en pensant à nous et à l'impossibilité de nous être utile personnellement? **Tausend Dank für diese Aeußerung. Ach, mein guter George, wie süß ist es, von guten Menschen geliebt zu werden! Wenn man unglücklich ist, fühlt man dieses doppelt. Ich freue mich unaussprechlich auf Deinen Brief mit Deiner Lebensweise aus Paris.**

Ich möchte wohl wissen, was Denon[3]) mit meinen drei liegenden Figuren angefangen hat, die er in Berlin aus meinem Zimmer nahm. Ich vermuthe, er hat sie zu Pulver stoßen lassen und dem Apoll und der Venus als Sand (und als verdienten Tribut der Würdigung der neuen Kunst gegen die alte) zu Füßen streuen lassen. Grüße doch meinen Marc Aurel aus dem Schloß, die Hygiea aus Charlottenburg, den Aesculap aus dem Circus des neuen Palais

---

[1]) Damals preußischer Gesandter in Paris, dessen Berichte aus dieser Zeit Hassel in dem S. 385, Anm. 2 erwähnten Buche veröffentlicht hat.

[2]) Napoleon war damals nach Italien gereist.

[3]) Denon hatte die Auswahl und die Ueberführung der Kunstwerke aus Preußen nach Paris geleitet.

und Alles, was aus Sanssouci in Paris ist. Auch ein Stück von meinem Herzen.

Ich bitte Dich schließlich, lieber George, schicke mir doch zwei recht hübsche Nachtmützen zu meinen Wochen. Dieses ist wahrlich nicht Luxus, sondern Nothwendigkeit; ich muß welche haben, meine sind Lumpen, hier kriege ich nichts, und das infame Zeug kostet hier Friedrichsdors, was in Berlin und Paris Thaler kostet. Durch die erste Gelegenheit, russischen Courier oder preußischen, schicke sie mir, wenn es auch drei sind, aber bald, länger als den 5. Februar bin ich gewiß nicht auf den Beinen[1]), und es gehen 7 Wochen hin wenigstens, bis hin und her Couriers gehen. Vergiß es nicht.

Ich küsse Dich herzlich, edler Freund, und der König sagt Dir tausend Schönes; ich bin mehr als jemals ganz Deine Dich zärtlich liebende Luise.

Das Schreiben wird mir recht sauer. Ich muß Dir doch noch sagen, daß ich recht tief empfinde, daß man dem König Gerechtigkeit in Paris widerfahren ließ und mir auch. Er hat sich bei Gott edel und gut genommen, obgleich Napoleon ihn haßt, weil der König nicht so aimable ist als Alexander. Dem Erbprinz von Homburg viel Schönes. Therese ist wohl schon fort, sonst sage ihr recht viel Liebes. Ich bin Duroc recht gut wegen Dir.

Auf den Hufen, den 12. August 1808[2]).

Bester George!

Ein schöner Morgensegen weckte mich. Mein erster Gedanke warst Du! und innig betete ich zu Gott, Dich zu segnen und zu beglücken und Dich des Glückes theilhaftig zu machen, das Du verdienst. Nach meinem Gebet blieb ich so still liegen und dachte an voriges Jahr, wie wir da den 12. gefeiert, und wie dieses Jahr dies nicht so sein würde, meine Kinder, die in der Stadt [Königsberg] entfernt wohnen, gewiß nichts unternehmen könnten, als meine Thür aufging (nachdem ich geschellt hatte) und sie alle herein stürmten, mit Blumen in den Händen, mein Bett bewarfen und schrieen: „Ich gratulire, liebe Mama, zu Onkel Georg's Geburtstag." Sogar Luise jubelte drein, und der König stand mitten unter ihnen und sagte dasselbe. Ich war tief bewegt, und meinen Dank konnt' ich vor Thränen kaum lallen. Die Musik war auch ihr Werk, und nachdem ich schnell aufgestanden war, gingen wir alle in den Garten und frühstückten zusammen. Ihre Stunden riefen sie ab und den König seine Geschäfte nach dem Schloß. Ich bin allein hier, allein mit meinen Gedanken und meiner Liebe zu Dir. O, bester Georg, welche Sehnsucht habe ich nach Dir! Was sind todte Buchstaben, wenn das Herz so voll ist! **Nichts** kann der Blick ersetzen, den Händedruck der liebenden Schwester. Den Ausdruck der Freude auf dem Gesicht, der bald in Rührung

---

[1]) 1. Februar 1808 Geburt der Prinzessin Luise.

[2]) Geburtstag des Erbprinzen Georg, der ein Jahr vorher durch ein Fest in Tauerlauken gefeiert wurde; vergl. „Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe", S. 318.

übergeht, bald in ausgelassene Freude, je nachdem die Empfindung, die mein Wesen durchströmt, am heftigsten stürmt, kann kein Brief ersetzen. Wie öfters an diesem Tag war ich toll vor Seligkeit, Dich bei mir und um mich zu haben; wie öfters sahest Du Thränen der innigen Rührung und des Danks, daß Gott mir einen solchen Bruder gab! Auch jetzt entfällt meinem Auge eine dankbare Thräne, und meine Seufzer steigen als heilige Gedanken, von Dir erfüllt, zu Gott. — Ja, ich danke Dir, Gott, für diesen treuen Freund, für dieses Glück im Unglück.

Ich reiße hier den Faden ab, denn verfolgt' ich ihn, so verlör' ich mich in so viele Empfindungen, die mich wehmüthig stimmen würden und Dich, und das will ich heute durchaus nicht; wenigstens soll es nicht die herrschende sein.

Ich wollte heute zwei Meilen von hier ein Diner geben in einem göttlichen Wald, wo das Moos unsere Stühle und unsere Gebeine die Tische sein sollten. Allein das Wetter ist nicht schön genug, weil es gestern den ganzen Tag gepladdert hat. Aber was aufgeschoben ist, ist nicht aufgehoben, und es wird nachgeholt werden. Der König, der mir expreß aufgetragen, Dir in seinem Namen zu gratuliren und viel Schönes zu sagen, hat zur Tafel Musik bestellt und einige Gäste gebeten, und heute Abend gebe ich einen Thee, wo auch Menschenkinder gebeten werden, die sich mit mir freuen werden. Was wird heute in Strelitz los sein, wär' ich doch da! Gott, wie würd' ich jubeln! Ich putze mich heute, ich thue ein Krepp-Kleid an, mit blauem Band garnirt und auf dem Kopf eine Guirlande von blauen Winden, und dieses Alles hab' ich so gewählt, weil Du Sie einmal so sahest[1]), und daß ich glaubte, es würde Dir angenehm sein, zu wissen, daß ich mich in Ihre Farben verkleidet habe, die Dir an Ihr gefielen, und gerade an Deinem Geburtstag! Schreibe mir nur einmal, wie es Ihr geht, wie Du Ihr schreibst und Du Antwort bekommst. Wie gern möcht' ich Ihr meine Gefühle, die ihre Reinheit und ihre Seelenstärke in mir erzeugten, schildern! Wie dankbar bin ich, daß sie meiner so liebevoll gedenkt! Könnt' ich es ihr nur sagen! Kommt sie denn nie heraus aus Frankreich? Wenn wir wieder in Berlin sind, so mußt Du es machen. Kommen wir denn je wieder nach Berlin! Ach Gott! — Es ist doch eine fürchterliche Zeit! und der nahe Herbst, und dann der gräßliche Winter, und die schrecklichen Nachrichten, die da kommen werden, alle die Kriege, die sich vermuthlich entwickeln werden, die Unglücklichen, die Vertriebenen. — Gott, es ist eine gräßliche Zeit, und Worte reichen nicht hin, nicht einmal Gefühle, sondern man fühlt so ein dumpfes Schaudern, so ein fürchterliches Entsetzen in seinem Inneren, daß man es gar nicht beschreiben kann. Es ist aber das Wahre in uns, was vor dem Bösen zurück weicht.

Prinzeß Wilhelm, die eben herein tritt und die Güte hat, zu mir zu kommen, um auch ihren Antheil an dem heutigen Tag zu beweisen, trägt mir auf, Dir viel, viel Schönes zu sagen und Dir zu versichern, daß sie Dir recht gut wäre. Soeben sagt sie: „Sage doch Deinem Bruder, daß er bald nach

---

[1]) Vermuthlich ist die Marquise von Chevreuse gemeint, eine Pariser Bekanntschaft des Erbprinzen.

Königsberg kommen soll." Ob ich dies auch sage, bester George! Ich will Dich pflegen und hegen, wie ich nur kann, komme nur, ich bitte Dich. Sollte Geld mangeln, ich habe noch und schicke, mir diese Seligkeit zu verschaffen, Alles, was ich habe. Diesen Ersatz für so viel Entbehren, so viel Leiden darf ich mit Recht vom Himmel erhoffen und von Papa. Jetzt adieu, ein traulich Wörtchen mit Marianne und dann wieder zu Dir, mein bester, guter, lieber, lieber George. . . . Deine Luise.

Komme oder schicke wenigstens Karl[1]) so schnell als möglich; der König ist wirklich empfindlich, daß er nicht hier ist. Um Gottes Willen, er komme. Das Entfernen seiner nächsten Verwandten kann er nicht überwinden und spricht öfters mit mir aufs Unangenehmste darüber.

Eigenhändige Nachschrift des Königs.

Daß auch ich an dem heutigen frohen Tage vielen herzlichen Antheil nehme, darf ich Ihnen wohl nicht erst sagen, es ist ja nichts Neues; meine Frau scheint es indeß zu wünschen, obgleich sie am besten weiß, daß dem so ist, und ich thue es also hiermit und empfehle mich zugleich der Fortdauer Ihres mir gewiß recht werthen freundschaftlichen Andenkens.

Den 12. August 1808. Friedrich Wilhelm.

Königsberg, den 21. Februar 1809.

Bester George. Bester, bester George.

Wie kannst Du nur so entsetzlich betrübt über mein Schweigen sein[2]), da die Berg Dir sagen wird, daß die letzte Aufopferung meiner Kräfte für Papa war, dem ich schreiben mußte. Von dem Augenblick an bis jetzt (wo ich neun Tage zu Bette liege), hab' ich nicht schreiben können. Gott ist mein Zeuge, daß mein Journal hauptsächlich für Dich geschrieben wurde[3]); daß, wenn ich manchmal vor Mattigkeit beim Schreiben umsinken wollte, wenn ich manchmal beim Frisiren Abends 7 Uhr, um auf einen Ball zu gehen, schrieb, daß mir das Blut aus Augen und Nase hätte fließen mögen, nur der Gedanke: „George that ja dasselbe, um die Verlassenen zu beglücken; Du willst ihm auch Freude machen", mir Kraft verlieh, das noch zu können.

Ich kann Dir die Gefühle meines Herzens gar nicht schildern, wenn ich denke, daß ich Dich betrübte, ich, die Dich so unaussprechlich liebt, kein größeres Verlangen habe, als es Dir zu beweisen. Nein, glücklich war ich nicht, da hast Du Recht, nicht in Memel, nicht in Königsberg, nicht in Petersburg, nirgends, und wie öfters hab' ich Dir nicht zugerufen: komme, komme. Dein Edelmuth für Charlotte[4]) hat dieses vereitelt, und weit [entfernt], zu

[1]) Der jüngere Bruder der Königin, der im preußischen Heere diente.

[2]) Der Erbprinz hatte in einem Schreiben an Frau von Berg sehr über das Schweigen der Königin geklagt: „Cela me tue".

[3]) Das eigenhändige Tagebuch der Königin über ihre Petersburger Reise (27. December 1808 bis 31. Januar 1809) ist jetzt veröffentlicht in dem oben S. 376, Anm. 3 erwähnten Werke. Auch der Erbprinz hatte in Paris ein Tagebuch geführt.

[4]) Erbprinz Georg hatte der Schwester Charlotte von Hildburghausen Geld geliehen, damit sie den Vater in Neu-Strelitz besuchen könne.

klagen, da ich an so vieles Entbehren gewöhnt bin, so freue ich mich, um solcher Ursache entbehren zu müssen. Ich bin jetzt sehr krank gewesen an den Folgen mehrerer Erkältungen und dabei wieder schwanger, so matt und so leidend, daß ganz Petersburg und seine Feste mir Pein und Strafe war. Meine Brust war oft zum Bersten voll, die Berg weiß es, wo ich nicht schreiben konnte noch mochte. Die Couriers gingen spärlich, und die Post? Die ist doch wenigstens für unsere Art, zu denken und zu schreiben, nicht gemacht. Dein Brief hat mich zernichtet. Ist es möglich, daß Du an mir verzweifeln kannst? Kennst Du Deine Luise nicht mehr? Nein, diesen Brief hätt' ich nimmermehr von Dir möglich geglaubt. Meine Tage sind so schon bitter genug, als daß ich dieses von Dir hätte zu erleben geglaubt. Seit dem September habe ich Erfahrungen gemacht, die mich beinah' zum Wahnsinn gebracht haben. Der Brief von Stein![1]) ... Nun die Reise nach Petersburg. Da hoffte ich, einmal 14 Tage nichts zu hören, was mein Mutterherz mit bangen Ahnungen für die Zukunft meiner Kinder erfüllet. Ich habe gehört und gesehen und bin nicht getröstet. Für uns, wenn wir allein in der Welt stünden, recht gut, aber in Verbindung mit Anderen, ach! verderblich. —

Nun krank angekommen und nun die Wahrscheinlichkeit eines Krieges mit Oesterreich,. der vermuthlich mit Preußen das so lang gewünschte Ende beschleunigen wird. Die Ungewißheit, gehen wir, gehen wir nicht[2]). Gehen wir, so ist die Trennung meiner Kinder gewiß, damit, wenn man Vater und Mutter fortschleift, man wenigstens die Kinder rettet und sie zu Rächern erziehet, wenn noch etwas gerettet werden kann; mitten in diesem Gewühl von unglücklichen Gedanken, Empfindungen: gibt es eine Zukunft oder keine für Euch? dein Brief, der eben ankam, mir heiße Thränen entlockte, und diese Antwort. Mein Herz ist unschuldig, immer dasselbe für Dich, hab' ich Dich betrübt, so verzeihe mir, wie ich Dir den bitteren Augenblick verzeihe. Frage die Berg, wie sie mich verließ, frage sie doch, wie oft sie mich allein sah, wie oft wir haben uns aussprechen können. Frage sie, wie ich gekocht war, wie gepeitscht von Angst, Verdruß, Verachtung, wie mein Gefühl gekränkt war... Wie konnte ich da schreiben. An Papa schrieb ich; und recht, an Euch hab' ich ja weitläufig geschrieben, was ich zu hoffen hatte und noch sagte: wenn Papa zu betrübt wäre über der Maltzahn Tod, es ihm nicht mitzutheilen. Und doch Vorwürfe? Dieser Brief wird Dich um nichts weiter bringen, es ist ein Räthsel, das nur ich lösen kann; daß ich Dich liebe, das wußtest Du doch schon vorher, daß Du aber zweifeln konntest, macht mich glauben, daß Dein Brief in einem von den Augenblicken geschrieben ist, wo Alles schwarz um und in uns ist.

---

[1]) Der Brief Stein's an Wittgenstein vom 15. August 1808, den die Franzosen abfingen, und der Stein's Sturz verursachte.

[2]) Nämlich nach Berlin. Ganz wie im folgenden Satze schreibt die Königin zwei Tage später an Kaiserin Elisabeth von Rußland: „Si nous retournons à Berlin, je devrais me séparer de mes fils, qu'on établira ici [Königsberg] sous prétexte d'étudier à l'université, pour que, si on enlève les parents, les enfants restent pour nous venger, si vengeance il y a?!"

Den 27.

Endlich eine sichere Gelegenheit, die diesen Brief nach Berlin bringen wird, und also wirst Du mich lesen. Alles, was ich über mich aufrichtig sagen kann, ist nicht gemacht, zu erfreuen, und also bereite ich auch Dir Betrübniß. Daß all' meiner Bitten ungeachtet Friederike doch nicht in Berlin etablirt wird, ist auch eine von diesen Sachen, die mich recht tief betrüben. Ueber uns ist noch nichts entschieden, wenn wir gehen, denn wir erwarten Couriers aus Petersburg und Paris und Wien. Ach Gott, was wird es noch werden, wenn das Unthier leben bleibt! Seit die spanischen Mönche nichts auf ihn vermocht, habe ich alle Hoffnung verloren, daß er zu vertilgen ist.

Den 28.

Nur 24 Stunden sind verflossen, seit ich Dir nicht schrieb, und doch sind seit dieser Zeit Nachrichten eingegangen, die denn wirklich gräßlich sind. Ich wollte gestern Nachmittag diesen Brief enden, allein ich war in einem solchen Zustand, daß ich kalt und unvermögend zwei Stunden ausgestreckt lag. Nach aller Wahrscheinlichkeit bricht der Krieg von österreichischer Seite jetzt los. Von einem sehr treuen Freund bekamen wir gestern die Nachricht[1]): Napoléon croit le Roi de Prusse à Berlin, il part pour l'Allemagne et a le dessein d'aller à Berlin. Si le Roi n'accepte pas et ne suit pas tout ce que lui dictera le despotisme de l'Empereur Napoléon, alors il a pris toutes les mesures pour le faire arrêter et transporter à Paris. Le prince de Bénévent [Talleyrand] a dit haut dans les sociétés: le Roi de Prusse aura le meme sort que Ferdinand et Charles d'Espagne, seulement que le chemin sera plus court. Wie findest Du dieses? Es dient wenigstens dazu, um zu zeigen, daß das Schicksal noch nicht versöhnt ist. Und als Fragment aus meinem täglichen Leben, das seit zwei Jahren sechs Monaten in derselben Art fortgeht, ziemlich interessant. Dabei ist nichts Gewisseres, als daß Berlin besetzt wird, so bald der Krieg los geht; sind wir da, um sich unserer Personen und Politik zu versichern, und sind wir noch abwesend, um durch Schrecken und Stärke die Gemüther zu lähmen. In Magdeburg sind 12000 Franzosen, und Halberstadt und die Altmark steckt voll. Ist es denn nicht ganz fürchterlich, daß wir den Enthusiasmus und die Liebe der guten Pommern, Märker und Berliner so müssen verrauchen lassen, ohne es nutzen zu können. O unerbittliches Schicksal, wann wirst du uns genug geprüft und gebeugt haben. Dabei haben wir die Nachricht, daß Stein ist nach Wien berufen worden; geht er hin, so erregt das Verdacht gegen uns, und es bricht uns den Hals gewiß. Doch der Mann ist so eitel, daß er hinrennt, statt zu fahren wie Andere. Genug, ich bin aufgelöst. Was wird das werden? — Ach Gott, mit Thränen seh' ich dem 10. entgegen, der mir sonst immer so viel Freude machte, ich mag nicht fêtirt sein als durch Euch, Ihr Lieben, die mein Herz trösten könnt. Adieu, lieber George. Sollte es zu lange werden,

[1]) Ich wüßte nicht zu sagen, woher diese auch in anderen Briefen aus jenen Tagen öfters erwähnte Nachricht stammt.

so rufe ich Dich und biete Dir 1000 Thaler dazu an. Ich habe sie immer aufgespart für Berlin, wo ich armen Unglücklichen damit helfen wollte. Bin ich aber nicht auch sehr unglücklich? Und wenn ich mir diese Freude schaffe, so ist sie durch Gott und die Natur geheiligt und geliebt. Gott segne Dich und bewahre Euch Alle in seinem Frieden. Deine Luise.

Der König sagt Dir tausend Schönes.

Königsberg, 1. April 1809.

. . . Ich kann Dir und den Schwestern auf ihre lieben, lieben Briefe nicht antworten, heute nicht antworten, denn ich bin es außer Stande, ich kann überhaupt nichts schreiben, als daß die Meinungen in der Politik[1]) sehr getheilt sind, wie anno 5. Ich weiß, was ich will, doch es kömmt nichts mehr über meine Lippen, da mein Rath solche fürchterliche Folgen gehabt. Ich weiß zwar wohl, daß ich nicht der Sache den Ausschlag gab, allein es wird mir doch vorgesagt, als wäre es so. Die Folgen beweine ich oft — **nicht** aber das Princip der Handlung und nicht die Handlung selbst. Nie werde ich beweinen, was Ehre und Selbstgefühl heiligten, wohl aber **alles** Andere, was das Gegentheil wäre und eben und **noch viel** schrecklichere Folgen haben wird, nämlich das Ueberbordwerfen der ganzen Dynastie, ohne Mitleid der Edlen. Ich sehe keine Zukunft für meine Kinder.

Ich freue mich, daß Du kömmst. Ich rathe Dir und Friederike, nicht ein Wort zu sprechen, zu schreiben, bis Alles, sogar der Tag Eurer Abreise, in Richtigkeit ist, dann beide dem König zu schreiben und Euch zu melden und zu sagen, was wahr ist, Ihr hättet es nicht mehr länger aushalten können nach so langer Trennung, ihn, mich und Friederike ihre Kinder nicht zu sehen. Setzt dabei, daß die Reise Euch zusammen weniger Kosten macht und das auch eine Ursache des Zusammenreisens sei. Ich weiß, daß das gut ist. Ich schicke Euch nächstens 1000 Thaler[2]) . . .

Adieu, bittet Gott, daß er mich stärke für das, was mir noch übrig bleibt zu erleben, denn es wird wohl der härteste Stoß sein, mich ganz von Allem zu trennen, was Preußen heißt. Mündlich deutlicher.

Deine Luise.

Kœnigsberg, le 24 novembre 1809.

Mon cher George. Il y a longtemps que je n'ai pris la plume avec autant de plaisir en vous écrivant qu'aujourdhui. C'est pour vous annoncer notre prochain retour pour Berlin. Je vous envoie même une estafette depuis Berlin pour que bien sûrement vous ne manquiez pas le jour de notre arrivée à la bonne ville, craignant que la voie ordinaire des postes serait trop lente. Mais pouvez-vous vous imaginer, mon bien-aimé George, qu'au milieu de cette joie inexprimable de me retrouver bientôt dans le cher

[1]) Nämlich über die Frage des Anschlusses an Oesterreich gegen Frankreich.

[2]) Der Erbprinz war in der That vom 6. Juni bis 6. September in Königsberg. Schwester Friederike kam erst 29. September.

Berlin, d'être réuni à une grande partie de ma famille, il me prend une crampe au cœur, un serrement de cœur qui me fait appréhender des malheurs avant ou tout après ce moment fortuné et tant désiré? Vous me direz peut-être, cher George, que l'inhabitude du bonheur me rend timide et craintive; souvent je m'attrappe à me fortifier de cette manière et à chercher à me consoler par cette idée, mais malheureusement cela ne sert à rien; distraites pour un moment, mes appréhensions retombent avec une force redoublée sur mon cœur.

Revenons plutôt à des images plus consolantes, à l'idée qui sera bientôt réalisée de vous serrer dans mes bras. Nous comptons partir d'ici le 14 ou le 15 décembre et arriver avec l'aide de Dieu le 23 vers midi à Berlin. Es wird Einem ganz elend vor Seligkeit, wenn man recht daran denkt, sage ich noch einmal. Il faut donc que vous soyez au plus tard à Berlin le 20 pour vous reposer le 21 et pour pouvoir être le 22 avec la Berg à Freienwalde, où nous resterons la nuit comme dernière station avant d'entrer à Berlin et où vous voyagerez la nuit pour être de retour à nous attendre au Palais. Il y a deux moments surtout auxquels je ne puis penser sans prendre les larmes aux yeux, c'est quand je reverrai pour la première fois les tours de Berlin, et puis quand ma voiture prendra à gauche depuis le pont et que je me sentirai monter la rampe du Palais. Jetzt brülle ich, indem ich das schreibe. Gott! Allmächtiger, stärke mich, daß ich unter den vielen Gefühlen des Glücks und des Unglücks nicht erliege! — Das ist mein innigstes Gebet zu Gott. Und hab' ich nicht Ursache dazu? Ich finde Alles noch so, wie ich es verließ — und Alles ist doch so anders.

Wir werden noch manche Thränen zusammen fließen lassen, bester George. Seit acht Tagen fiel der erste Schnee hier, und so hübsch, daß den dritten Tag Alles schon Schlitten fuhr, seit gestern Abend ist die Kälte auf einmal so gestiegen, daß heute Morgen um 8 Uhr das Thermometer zehn und ein halb Grad zeigte! Dieses ist gewiß unerhört im November. Was wird das werden zur Reise, wenn das zunimmt? Meine armen Kinder und besonders Albert[1]), der erst aus dem Ei kroch. Denke, 13 Grad waren es beim König.

Ich setze nichts hinzu, weil die Post weg will, und weil ich zu lang sein würde auf alle Punkte, die ich berühren könnte. Mein Glück, Friederike hier zu besitzen, den Karl durch des Königs Liebe, ein gesundes Kind mehr, Luisens Engelsgestalt, Friederikens ganzes Sein, das so herrlich fortgeschritten, mit einem Wort Alles, wenigstens Vieles habe ich, worüber ich mich freue, und worüber ich Ursache habe Gott mit kindlichem Herzen und kindlicher Freude zu danken. Auch dafür, daß Du bist, daß Du das bist, was Du bist, danke ich Gott, denn Du bist sehr gut. Der König grüßt Dich, ich küsse Dich und bin Deine treue Luise.

Die Kinder der Lotte[2]) und die Damen und Herren grüße ich. Die ersteren küsse ich, auch den Herzog.

---

[1]) Prinz Albrecht, geboren am 4. October 1809.

[2]) Der Erbprinz war bei Schwester Charlotte in Hildburghausen.

Sanssouci, den 20. Juni 1810.

Euch auch, Ihr Lieben[1]), ein Wort der Freude, die mein ganzes Herz durchströmt. Ich komme zu Euch und bin von Nachmittags Montag [25. Juni] zwischen 4 und 5 Uhr bis Donnerstag Abends in Strelitz. Dann kömmt der gute König, der mir diese Freude verschafft, und bleibt bis zu Montag, wo wir dann leider uns trennen. Er wünscht sehr, in Hohenzieritz zu wohnen, welches ich auch an Papa schrieb, weil er die gêne der Stadt scheut und wirklich eine Passion für Hohenzieritz hat. Ich bin überzeugt, Papa thut es gerne, da der König sonst sich für seine Person schwer, eigentlich gar nicht sich entschlossen hätte, wenn es geheißen hätte: nach Strelitz. „Aber auf ein paar Tage nach Hohenzieritz, da gehe ich sehr gerne," sagt er. Ich zähle also gewiß darauf, daß wir nach seiner Ankunft gleich nach Hohenzieritz fahren. Ich bin so glücklich, wenn ich daran denke, daß ich Euch beinahe acht Tage in Strelitz sehen werde und die gute Großmama, daß ich ordentliche Crampolini kriegen könnte. Ich verkneip' mir aber wahrhaft die Freude, weil so oft, wenn ich mich gar zu ausgelassen gefreut habe, ein Querstrich gekommen ist, und solche Kreuz- und Querstriche wären vraiment affreux jetzt.

Der Martin[2]) geht gewiß jetzt mit Schurzfell und Maßstab im ganzen Schloß umher, reitet athemlos nach Hohenzieritz und kömmt zurück und sagt: „Ich habe sie alle untergebracht." Du und Friederike, und Du, George, Ihr thut brill, „aber George", „höre doch Friederike", geht's den ganzen Tag. Halleluja! Gott sei Ehr' in der Höhe und auf Erden. Er belohnt doch auch recht schön, wenn man in Demuth bittet und sanften Herzens geblieben ist, wenn Steinharte einen peinigten.

Die Truchseß[3]) kömmt gewiß mit, siehet aber aus, o weh, o weh! Die arme Tauentzien heult beinah für Leid und Trauer, ist aber noch so krank, daß nicht daran zu denken ist. Die Voten[4]) geht in einem Strich neben mir im Wagen mit; bei solchen Gelegenheiten glaube ich immer, wenn die Fahrt schon etwas gedauert hat und sie entkräftigt ist, einen pergamentenen Mann neben mir zu haben, denn sie rutscht gerade dann wie leblos, nach dem der Wagen rüttelt, rechts und links herum.

Ich bitte nochmals, keine Complimente mit mir zu machen, verbitte alle Aufwartung von Adel, solche Mombillien [so!] bringe ich mit, und Alles, was Gêne heißt. Einen Tag werde ich wohl Cour haben müssen, der Decenz wegen, weil es mir sonst möchte übel genommen werden; doch Alles, wie es Papa will. Ich werde mit eigenen Pferden kommen. Ich bitte Dich, liebe Friederike, mir, so lange ich da bin, die Quint zu geben, da ich kein solches Stück mitbringen will, des Platzes wegen. Das Quintchen kennt mich schon von Königsberg her. Hussasa tralala, bald bin ich bei Euch. Der treue Barg[5]) kömmt

---

[1]) Der Brief trägt die Adresse: Pour Frédérique, George et Charles.

[2]) Castellan in Neu-Strelitz.

[3]) Bertha von Truchseß und Lisinka von Tauentzien, Hofdamen der Königin.

[4]) Gräfin Voß.

[5]) Frau von Berg. Die Geschwister sprachen und schrieben: Der Barg, der Voto (Voß), der Boto (Bose) u. s. w.

auch, hoffe ich. Dicke Milch und etwas Erdbeeren schafft dem König zum Thee, wenn das letztere in Deinen Frimaten noch nicht so röthet, so sagt's Papa nicht, sonst ängstigt es ihn. Mehr wie zwei Präsente haben wir wohl nicht zu machen, an Kamptz und Bülow. Da der Rex kömmt, so kostet mir es nichts als Stubenaufwartung, was nicht zu verwerfen ist, da ich nun einmal sehr scheneröß bin. Mon dieu, je suis toll. Ich habe Euch so viel zu verzählen thun. Die gute Alte[1]). Hätte ich nur Geld für sie und Friederike nach Karlsbad, mais je suis une pauvresse. Wenn ich nur die halbe Million hätte, die das Schlafzimmer in Compiègne gekostet hat von der Marie Luise. Weißt Du schon, Ihr Drei, daß die Kaiserin von Frankreich so heißt, Marie Luise; ich glaube es noch nicht gelesen zu haben, nirgends.

Humboldt geht nach Wien und ist Excellenz geworden. Ich bin noch nicht avancirt als im Glück, welches mich bald mit Euch vereinigt. Halleluja! Die alte Lisbeth[2]) aus Stettin will incognito nach Charlottenburg kommen. Wenn sie nur nicht nach Strelitz kommt! Heute ist es warm und windig, und in meinem Kopf sieht es aus wie in einem illuminirten Guckkasten. Alle Fenster mit gelben, rothen und blauen Vorhängen sind hell erleuchtet. Hussa! Teufelchen.

Adieu! Nun will ich der Großmama vernünftig schreiben[3]).

Eure Luise.

22.

Um nichts aufzuhalten, nur noch das, daß Eure Briefe himmlisch sind. Mündlich mehr. Der König sitzt am Tisch. Ich bin nun in Charlottenburg, und sehr froh, daß der Montag bald kömmt. Ne me regardez pas quand la Hipperling viendra à ma rencontre à Fürstenberg.

Wir bringen keinen Arzt mit; wenn ich den Hals breche, so klebt mir ihn Hieronymi wieder an[4]).

---

[1]) Die Großmutter, von der Enkel und Enkelinnen den Pfälzer Dialekt geerbt hatten.

[2]) Elisabeth, die geschiedene erste Frau Friedrich Wilhelm's II.

[3]) Der Brief ist noch vorhanden. Die Großmutter schrieb darauf: reçue le 23 juin, Hélas, la dernière de cet ange, und auf dem Umschlag: du 21 juin, Hélas la dernière de mon ange, plus que chérie petite-fille.

[4]) Diese letzten Worte stehen auf der inneren Seite des Briefumschlages; sie haben eine erschütternde Bedeutung, wenn man sich erinnert, daß Königin Luise in der That in Hohenzieritz erkrankte und starb. — Hieronymi war der Leibarzt ihres Vaters.

Die Literatur des alten Indien.

Von

H. Oldenberg.

[Nachdruck untersagt.]

II. Die Upanishaden und die Literatur des Buddhismus.

V.

Es scheint vielleicht überraschend und ist doch im Grunde begreiflich: neben den Reden und Dichtungen, die in ernster, feierlicher Eintönigkeit vom Daseinsleiden und der Seligkeit des Erlösten sprechen, hat der buddhistische Orden noch eine zweite, sehr anders geartete Literatur hinterlassen, in der ein weltlich heiterer oder auch gerührter Ton, zuweilen gar wirklicher Humor herrscht. Es sind die sogenannten Jatakas: Fabeln, Märchen, Erzählungen zu vielen Hunderten, alle in der aus Prosa und Versen gemischten Form, die uns schon im Rigveda begegnet ist, die erfreulichste Ergänzung des geschichtlichen Bildes, welches sich in jenen geistlichen Literaturmassen allein allzu unvollständig darstellen würde [1]).

Der Orient, in dem nicht wie in Griechenland und Rom der energische Klang politischer oder gerichtlicher Beredsamkeit gehört wurde, ist dafür von Alters her das Land des Geschichtenerzählens gewesen. Und unter den Völkern des Orients sind es die Inder, die früh vor den andern durch ihre unerschöpfliche Phantasie zu den vornehmsten Erzählern der Welt, zu den reichsten Versorgern des Morgen-, ja auch des Abendlandes mit Geschichten und Märchen geworden sind. Die Freude am Erzählen und Zuhören reichte hier durch alle Kreise des Volks; so konnten auch — der beste Beweis dafür, wie tief sie den Indern im Blut steckte — die Buddhajünger sie nicht verleugnen. Der volle Ernst freilich des religiösen Gedankens vertrug sich im Grunde schlecht mit solchen Zerstreuungen. Das wurde in den strenger denkenden Kreisen des

---

[1]) Von einer englischen Uebersetzung dieser großen Erzählungssammlung (The Jātaka, or stories of the Buddha's former births, translated from the Pāli by various hands, under the editorship of Prof. Cowell. Cambridge, von 1895 an) liegen bereits mehrere Bände vor. Hier aber muß vor Allem des dänischen Gelehrten gedacht werden, dessen liebevoller Fleiß in unermüdlicher, Jahrzehnte langer Arbeit die Veröffentlichung des Originaltextes glücklich zum Ziel geführt hat. Es ist V. Fausböll.

Ordens auch offenbar gefühlt. Man klagte über die Mönche, die nicht zuhören, „wenn die tiefen, tiefsinnigen Reden des Vollendeten von überirdischen Dingen, von der Daseinsentleerung vorgetragen werden“, und die nur Ohr haben für „dichterische Reden, Poesien, mit bunten Worten und buntem Schmuck, weltliche, die von Andern als dem Meister geredet sind“. Aber Wandel zu schaffen waren solche Klagen natürlich nicht im Stande. Und vollends die dem Orden nahestehenden Laiengläubigen fanden ein Vergnügen daran, sich von den Mönchen immer wieder die gern gehörten Geschichten erzählen zu lassen, deren unterhaltender Reiz unter dem starken Beisatz tugendlicher Moral und dem oft sehr viel schwächeren von sonstiger Frömmigkeit nur wenig litt. Wie populär diese Erzählungen schon im Alterthum waren, zeigen am besten die altbuddhistischen Bildwerke. Auf Reliefs, etwa aus der Zeit von 200 v. Chr., sieht man hier eine Jagdscene, dort eine königliche Audienz, dort allerlei Thiergeschichten: der Hahn sitzt auf dem Baum, und die Katze sucht ihn mit Schmeicheleien herunterzulocken; der Pfau spreizt sich vor dem Gänsekönig, der sich entschließt, einem solchen Gesellen seine Tochter nicht zur Frau zu geben; langschwänzige Affen klettern und springen auf Bäumen, auf Elephantenrücken, trompeten und trommeln. Das Alles sind Darstellungen zu den Fabeln und Märchen aus dem großen altbuddhistischen Erzählungsbuch. Und noch heute lebt in der Bevölkerung der buddhistischen Länder die alte Freude an diesen Erzählungen. Die Singhalesen hören ihnen ganze Nächte hindurch zu ohne müde zu werden. Der englische Forscher Rhys Davids schildert lebendig, wie er in einer Mondnacht bei einem Ritt auf der von Palmen überdachten Straße, welche am Meer entlang von Galle nach Colombo führt, Hörer eines solchen Vortrags wurde. Bei einer Wendung der Straße zeigte sich ihm hinter den Palmbäumen ein freier Platz, wo Hunderte von Menschen in heller, festtäglicher Kleidung am Boden saßen und, wie es schien, einer Predigt zuhörten. Er ritt heran und war überrascht, Alle heiter lächelnd und mit einander redend zu finden. Wie er anhielt, zeigte sich, daß es der Vortrag von Jatakas war, was die Menge mit solch offenbarer Befriedigung erfüllte.

Diese Geschichten nun stehen in den meisten Fällen mit den wesentlichen Gedankenkreisen des Buddhismus nur in recht losem Zusammenhang. Es ist der Seelenwanderungsglaube, der diese Verbindung herstellt. War Buddha selbst und waren die Personen seiner Umgebung durch zahllose Existenzen gewandert, bis sie ihr gegenwärtiges Dasein erreicht hatten, und war dies Dasein mit seinem ganzen Inhalt die Frucht von Thaten eben jener Existenzen, so lag es nahe, diesen Thaten nachzufragen; es lag nahe, vor Allem die Herrlichkeit dessen, der jetzt als Buddha über allem Dasein ragte, in Werken der Weisheit, der Kraft, der Entsagung sich widerspiegeln zu lassen, die in vergangenen Weltaltern dasselbe Wesen in andern Daseinsformen vollbracht haben mußte — bald als König, bald als Brahmane, bald auch als Löwe, Affe, Fisch. Solchen Thaten der Vergangenheit entsprachen dann jedesmal analoge — wirkliche oder wohl meist erfundene — Vorgänge aus Buddha's gegenwärtigem Leben, die bei jeder Geschichte mit überliefert wurden; was

jetzt geschieht, ist eben nur die Folge und im Grunde die Wiederholung dessen, was in vergangenen Weltaltern geschehen ist.

Aus diesem Geschehen aber soll der Zuhörer lernen.

Schon die im Veda erhaltenen Anfänge indischer Erzählungskunst ließen uns eine Neigung auf das Lehrhafte erkennen[1]). Die indische Freude am Wissen, die indische Liebhaberei dafür, als Wissender die Andern eifrig und redselig zu belehren, fand im Erzählen den weitesten Spielraum. Und dieser Richtung konnten die Gewohnheiten eines Mönchsordens mit seinem ständigen Betrieb von Lehren und Lernen, von planmäßiger Pflege des Gedankenlebens nur förderlich sein. Begreiflich daher, daß die buddhistischen Erzählungen überall lehren, daß überall in ihnen lehrhafte Wesen figuriren. Hier lehrt der kluge Kaufmann so gut wie der fromme Einsiedler oder der Papagei, die alle im Grunde nichts Anderes sind als Erscheinungsformen des Pandit, des scharf- und spitzfinnigen indischen Gelehrten und Lehrers.

Und was ist es, das sie lehren? Verhältnißmäßig selten und nur in den allgemeinsten Wendungen die fromme Weisheit in ihren höheren Stufen, die Weisheit der Versenkungen, der Heiligkeit, der Erlösung. Vielmehr vor Allem Lebensklugheit. Diese Lebensklugheit ist das Product einer Gesellschaft, deren complicirte Verhältnisse den überall der Reflexion zugeneigten Geist des Inders zu bewußtem Nachdenken über Richtungen und Gesetze des menschlichen Lebens auffordern. Eine Welt, in der seinen Weg zu finden keine leichte Aufgabe ist. Hier drohen Fürstenlaunen, die sultanhafte Willkür, Reizbarkeit, Grausamkeit des orientalischen Despoten. Dort drohen Weiberlaunen und Weibertücke. Geistliche Leute, vorgebliche Heilige, spielen den einfältigen Frommen mit wie der Wolf der Herde. Betrug aller Art ist an der Tagesordnung; er ist der gefährlichere Feind als die offene Gewaltthat. Der Glaube an göttliches Walten, das in solchen Wirren schließlich doch Alles zum rechten Ende führt, ist nicht stark. Für die äußersten Nothfälle zwar hält der Erzähler den Götterkönig Sakka als rettenden und strafenden Deus ex machina bereit. Aber das ist doch mehr ein Nothbehelf der poetischen Gerechtigkeit zu Liebe als der Ausdruck ernstlichen Glaubens. Die wahrhaft allbeherrschende Macht in dieser Welt ist die bewußt geübte Kunst der Lebensklugheit. Im Besitz dieser Kunst und ihrer Ueberlegenheit schwelgt man. Mit Behagen sieht man zu, wie der Unwissende fröhlich und kindlich sein Wesen treibt, bis er das schlimme Ende findet, das die Wissenschaft vorher sagt.

Der Kräfte höchster Kraftgipfel, kräftigste Kraft ist Klugheitskraft.
Wenn ihn der Klugheit Kraft festigt, erreicht der Wissende sein Ziel.

Diese Lebensklugheit ist selbstverständlich die Klugheit der Schwachen. Sie besitzt die rechte indische Geschmeidigkeit. Ihre Waffen sind höchster Scharfsinn und höchste Vorsicht. Nie ist hier von muthigem Wagen die Rede, selten von thätigem Fleiß; Vorsicht und immer wieder Vorsicht ist es, was eine Geschichte nach der anderen einschärft, — nicht zu groß sein wollen, nicht zu hoch hinaus wollen. Der junge Geier, der zu hoch fliegt, wird von den Stürmen, die in den Höhen des Luftreichs toben, getödtet. Der kluge Vogel

[1]) Deutsche Rundschau 1899, Bd. CI, S. 337.

sieht voraus, daß die Reibung der Baumäste gegen einander einen Brand hervorbringen wird, und rettet sich bei Zeiten; die thörichten Vögel sagen: „So ist er immer; er sieht Krokodile in jedem Wassertropfen,“ und kommen kläglich in den Flammen um.

Dem Feind begegne stets wachsam, doch auch dem Freund vertraue nicht.
Sorglosigkeit gebiert Sorge, die dein Sein an der Wurzel trifft.

Vertraun erwecke, doch vertraue selbst nicht.
Sei unverdächtig, selbst doch voll Verdacht stets.
Danach soll für und für der Kluge trachten,
Daß seinen Sinn kein fremder Sinn durchschaue.

Nach den verschiedensten Seiten führen die Erzählungen dies unerschöpfliche Thema von der Vorsicht aus. Hier möge von allen diesen Richtungen nur eine durch wenige Schritte verfolgt werden: die Mahnung zu Vorsicht und Zurückhaltung im Reden. Diese Mahnung mag wohl am Platze gewesen sein; wie viel schon in jenen Zeiten in Indien überall geredet wurde, läßt die Literatur mit bedenklicher Deutlichkeit erkennen. So ist denn auch das große Geschichtenbuch reich an theilweise nicht ohne Humor gezeichneten Figuren von Rednern und Schwätzern der verschiedensten Nuancen. Da ist der Mönch, den das Mißgeschick verfolgt, bei jeder Gelegenheit die ungeeignetste Redewendung anzubringen. Dann der aus Nervosität sich Versprechende, der immer das Gegentheil von dem sagt, was er sagen will. Ferner vor Allem, in mehreren wohlgelungenen Exemplaren, der unaufhörliche Schwätzer, der kein Erbarmen kennt. So der Hausgeistliche des Königs von Benares. „Wenn er zu reden anfing, konnte kein Anderer zu Wort kommen. Da dachte der König: Wo finde ich Jemanden, der den Redefluß dieses Menschen abzuschneiden im Stande ist?“ Als Retter erschien ein Krüppel, der besonderes Geschick darin besaß, mit kleinen Steinchen nach dem Ziel zu schießen. Man postirte ihn mit einem Blasrohr hinter einem Vorhang. Als nun der König seine Hofleute empfing, „begann der Brahmane mit dem König zu reden und riß das Wort allein an sich. Da ließ der Krüppel durch ein Loch des Vorhangs ihm ein Kügelchen nach dem andern von trockenem Ziegenmist in den Mund sausen, wie wenn es Fliegen wären.“ Der geistliche Herr verschluckte alle „wie Oel“, ohne etwas zu merken, bis der König ihn mit der Empfehlung, ein Brechmittel zu nehmen, nach Hause schickte. „Von der Zeit an war der Mund des Brahmanen geschlossen, und er that ihn nicht auf, wenn auch Alle redeten. Der König aber sagte von dem Krüppel: Dieser hat meinen Ohren Freude geschaffen“ — und belohnte ihn solchem Verdienst entsprechend.

An anderen Orten wird das Thema von der vorsichtigen Zurückhaltung im Reden in ernsterem Tone behandelt. Leichtfertiges Umgehen mit Geheimnissen findet den verdienten Tadel. Und auch sonst soll man nicht zur Unzeit seine Stimme hören lassen: dem Hahn, der zu früh krähte, drehten die Leute den Hals um. Der Prediger soll nicht jedem Beliebigen predigen. Dem Hofmann wird über den Gebrauch seiner Zunge eine Lection ertheilt, in der indische Hofluft weht:

Im Reden halt' er Maß weislich, doch halt' er Maß im Schweigen auch.

Ueberall herrscht in der Behandlung von Dingen, die so fein angefaßt zu werden verlangen, eine Umsicht und Delicatesse, wie sie nur in der Sphäre fortgeschrittener Cultur und als Niederschlag mancher dornenreichen Erfahrung begriffen werden kann. Man mag verwundert sein, solcher Erfahrung über weltliches und weltmännisches Leben und so sorgsam geglättetem Ausdruck dieser Erfahrung bei einer Gemeinschaft von Mönchen zu begegnen, welche von sich sagten, daß ihr ganzes geistliches Wesen nur von einem Geschmack durchdrungen ist, von dem Geschmack der Erlösung. Daß hier ein gewisser Widerspruch, eine Abschweifung von der geraden Linie des religiösen Gedankens in der That vorliegt, haben wir schon hervorgehoben. Aber wir dürfen doch auch das Gemeinsame solcher Auffassung weltlicher Dinge und der centralen Gedankenkreise des Buddhismus nicht übersehen. Eine Lebensklugheit, die nicht schaffen, kämpfen, erwerben will, sondern deren Kunst nur darin liegt, sich vorsichtig vor Schaden zu bewahren, trägt sie nicht denselben Familienzug der Negativität an sich wie die höchsten religiösen Ideale dieser Bettelmönche, die Ideale der Loslösung vom Irdischen, des Entrinnens aus dem Weltleiden?

VI.

Welcher Art sind nun die Stoffe der Erzählungen, in denen sich diese Lebensklugheit darstellt?

Es ist bemerkenswerth, daß die alten Mythen des Veda hier ganz fehlen. Wie Indra mit seinem Donnerkeil den Vritra schlug, wie die lichten Dioskuren, die Asvin, den bedrängten Sterblichen aus Meeresnoth retteten, liegt diesen Erzählern fern. Die indischen Mythen trugen eben nicht wie die griechischen die wundervolle Kraft in sich, den Lauf der Jahrhunderte zu überdauern und sich zum Gefäß der Gedankenwelten später Zeiten zu schicken. Auch die nationalen Sagen, die Stoffe der epischen Poesie, wie die Geschichten vom großen Krieg der Kuru und Pandu, von der Verbannung des Rama[1]), wurden von den buddhistischen Erzählern wohl gelegentlich berührt, aber zu wirklicher Vertiefung in diese ihnen innerlich fremde Welt fühlten sie sich nicht hingezogen.

Eine ganz andere Rolle dagegen, eine Rolle ersten Ranges, spielt hier die Thierfabel. Bei der von Natur dieser innewohnenden Lehrhaftigkeit konnte es nicht anders geschehen, als daß sich die buddhistischen Erzähler ihrer mit besonderer Vorliebe bemächtigten. Unzweifelhaft eigneten sie sich hier wie in andern Theilen ihrer Geschichtensammlung viel von Alters her Vorhandenes an. Wir finden bei ihnen eine Anzahl jener Fabeln wieder, die man dem classischen, über die Welt reichenden Grundbestande von Erzeugnissen der menschlichen Lust am Fabuliren zurechnen darf. Sie sind ausgegangen von Ursprungsorten und fortgewandert auf Wegen, welche zu ermitteln die Wissenschaft eifrig genug, aber bis jetzt ohne jedes sichere Ergebniß bemüht gewesen ist. Diese Fabeln hatten im alten Indien und im alten Griechenland Bürgerrecht; sie haben es heute in unseren Kinderstuben. Wie in der äsopischen

[1]) Ueber diese Sagen wird der nächste Aufsatz dieser Serie handeln.

Fabel der Kranich dem Wolf, so zieht bei den Buddhisten der Specht dem Löwen den Knochen aus dem Rachen; als er aber jenen bittet, zum Lohn ihm ein kleines Stück von dem erbeuteten Büffel abzugeben, antwortet der Löwe:

Der du mir Wildem, Blutdürst'gem, dem Thäter grausen Mordeswerks
In den Rachen den Kopf stecktest: daß du noch lebst, ist Lohn genug!

Der Esel zieht, wie sein europäischer Bruder, die Löwenhaut an und setzt Alles in Furcht, bis er zu schreien anfängt und man den Esel erkennt. Die Schildkröte steigt in die Luft auf, wie in unserer allbekannten Fabel. Sie hält sich mit dem Maul an dem Stab fest, mit dem die Gänse davon fliegen. Die Kinder im Dorf lärmen und rufen: „Da tragen zwei Gänse eine Schildkröte an einem Stock!" Die Schildkröte will sagen: „Wenn mich meine Freunde tragen, was geht das euch gemeine Bande an?" Sie öffnet das Maul und stürzt herab. Eine besonders wichtige unter den Figuren, in welchen ein Zusammenhang dieser indischen Thierfabeln mit außerindischen zur Erscheinung kommt, ist der Schakal, die Verkörperung niedriger Schlauheit. Er steht oft als Diener oder als untergeordneter Verbündeter neben dem Löwen, wie in griechischen Fabeln der Fuchs: ein Zug, der auf die wirklichen Lebensgewohnheiten nur des Schakals, nicht des Fuchses paßt und somit für den indischen Ursprung dieser Fabeln sprechen würde, bliebe nicht die Möglichkeit, daß Inder wie Griechen hier aus einer gemeinsamen westasiatischen Quelle schöpfen.

Neben solchen Fabeln aber, welche älter sein mögen als das Volk, bei dem wir ihnen begegnen, enthält die große buddhistische Sammlung Mengen offenbar junger Stücke, in denen die indische Phantasie, die indische Lebensweisheit und zuweilen auch jene ironisch angehauchte Lustigkeit, wie sie den Indern eigen ist, sich freien Lauf lassen. Unter den hier auftretenden Thieren stehen die merkwürdigen und charakteristischen Thiere Indiens im Vordergrund: so der Elephant, der Affe. Besonders die Affen sind in diesen Erzählungen unermüdlich darin, Possen zu treiben, bald einzeln, bald in Herden, in ganzen Affenarmeen auf ihre Unternehmungen ausziehend. Da ist der dumme Affe, der eine verlorene Erbse sucht und darüber den ganzen Erbsenvorrath fallen läßt, — er sitzt auf seinem Baume traurig „wie Jemand, der einen Proceß verloren hat". Dann der geriebene alte Affe, den sein von ihm angeführter Mitaffe vergeblich wieder zu betrügen sucht, und der nur mitleidig und überlegen bemerkt:

Wenn der Waldmensch den Waldmenschen, Affe den Affen täuschen will,
Kann selbst ein Kind den Trug merken: nun gar ein Affengreis wie ich!

Besonders gern macht der Affe sich mit dem menschlichen Genossen seiner Waldeinsamkeit zu schaffen, dem frommen Eremiten, der dann dem lustigen Cumpan schließlich mit Erfolg klar macht, daß, wer unter Asketen lebt, „sich rechtschaffen zu benehmen hat, ordentlich in Gedanken, Worten und Werken und fleißig in der Meditation".

Ob eine solche tugendliche Wendung, wie es für uns den Anschein haben wird, humoristisch zu verstehen ist, kann doch bezweifelt werden. Die Grenzen von Ernst und Heiterkeit verlaufen in der Seele des Inders anders als in der

unseren; so mochte bei diesen mönchischen Erzählern wohl auch der Gedanke an das Seelenheil des Bruders Affen ganz ernst gemeint sein. Und hier treffen wir auf einen Punkt, der bei einer Schilderung der buddhistischen Thiergeschichten nicht übergangen werden darf. Gewiß fehlt es nicht an Situationen, in denen die alte wahre Kunst der Thierfabel noch lebt, das Thier wirklich Thier ist und doch zugleich die heitern und nachdenklichen Züge des thierisch-menschlichen Doppelgesichts zeigt. Aber dazwischen gewinnt hier fortwährend die lehrhafte oder erbauliche Pedanterie die Oberhand. Die Thiere werden zu durchsichtigen Masken, ja kaum auch nur zu Masken für die nackte Weisheit und Tugend. Neben jenen boshaften und possirlichen Affen finden wir den edlen, aufopfernden Affen, der sein Leben aufs Spiel setzt, die Seinen zu retten. Dem Schwein Kleinschnauz, das geschlachtet werden soll und sein Schicksal nicht mit der rechten Ergebung trägt, gibt sein Bruder Großschnauz „mit süßer Stimme und buddhagleicher Anmuth" die schönsten Lehren, in den klaren See des Glaubens zu tauchen und darin allen Sündenschweiß abzuwaschen. So wird jene innere Nothwendigkeit, welche in der wahren Thierfabel auf der festen Bestimmtheit des Thiercharakters beruht, preisgegeben. Das harmlose Vergnügen am Treiben der Thiere wie die Kunst und Bosheit der zwischen Thierischem und Menschlichem hin und her blickenden Satire: beides verstummt vor der Trivialität der Tugendpredigt.

Von den Thiergeschichten möge zu den vom Treiben der Menschen handelnden eine Erzählung führen, in der es an jener Satire doch nicht fehlt. Wie in Montesquieu's Zeit oder auch heutzutage etwa ein wirklicher oder fingirter Asiat die Eindrücke, die er in den Centren der westlichen Civilisation empfangen hat, seinen Landsleuten literarisch zum Besten gibt, so läßt ein buddhistischer Autor ein Thier und zwar wieder einen Affen, welcher unter Menschen gelebt hat, den andern Affen von der Menschenwelt berichten. Es ist ein Affe, der, ähnlich wie im Rigveda [1]) der Haus- und Leibaffe des Gottes Indra, so in einem irdischen Königshause in derselben hofmännischen Stellung lebt. Der wohlwollende König schenkt ihm dann die Freiheit und schickt ihn in seine Heimath zurück, in den Bergwald des Himalaya. Da kommt die ganze neugierige Affenschaft auf einer großen Felsplatte zusammen. Man begrüßt ihn und fragt, wo er so lange Zeit gewesen ist.

„Zu Benares am Königshofe." — „Und wie bist du von dort los gekommen?" — „Der König hatte mich zu seinem Leibaffen gemacht, und weil er mit mir zufrieden war, ließ er mich frei." — Da sagten die Affen zu ihm: „Ihr werdet Sitten und Leben der Menschen kennen gelernt haben: erzählt uns auch davon, wir möchten das gern hören." — „Fragt mich nicht nach dem Leben der Menschen!" — „Erzählt uns doch, wir möchten gern hören." — „Die Menschen, auch die Fürsten und Brahmanen, sagen immer nur: ‚Mein! Mein!' Sie kennen nicht die Unbeständigkeit der Dinge, und daß das Seiende dem Nichtsein verfallen ist. Hört, wie diese blinden Thoren es treiben" — und er sprach die Verse:

> Das Gold, das güldne Gold, mein ist's — so reden sie bei Nacht und Tag,
> Die nicht der Wahrheit Wort kennen, das wahnumhüllte Menschenvolk.
>
> Zwei Herrn in jedem Haus walten: bartlos Gesicht der Eine hat,
> Große Brüste, im Ohrläppchen ein Loch, zum Zopf geflochtnes Haar.
> Für theures Geld gekauft wird er; bitter plagt er das ganze Haus.

[1]) Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 337.

Wie das die Affen hörten, riefen sie alle: „Seid still, seid still! Ungeziemendes haben wir gehört!" Mit beiden Händen hielten sie sich die Ohren fest zu, erklärten den Ort für eine Unglücksstätte, weil sie dort Ungeziemendes gehört hatten, und zogen anderswohin. Seitdem heißt jener Fels der Unglücksfels.

VII.

Auch in den Geschichten, welche die von solch' schlimmen Lastern und Leiden heimgesuchte Menschenwelt schildern, begegnen wir einzelnen Motiven und ganzen Erzählungen, welche ebenso auffallend wie manche Thierfabeln an Außerindisches anklingen. Haben wir es hier mit Erbstücken aus vorindischer Zeit oder vielleicht mit eingeführter Erzählungswaare von fremdem Ursprung zu thun? Beispielsweise findet sich bei den Buddhisten mehrfach das Motiv wieder, welches in den uns näher liegenden Märchenliteraturen so überaus häufig ist, daß bei irgend einem Unternehmen zuerst zwei minder glückliche oder minder geschickte Brüder scheitern, bis der eigentliche Held, der dritte Bruder, kommt und die Sache zum Ziel führt. Wir begegnen der Geschichte vom salomonischen Urtheil. Die wahre Mutter und ein Koboldsweib in menschlicher Gestalt streiten um das Kind. Der weise Richter

„zog eine Linie und legte das Kind genau auf deren Mitte. Dann ließ er das Koboldsweib an den Händen, die Mutter an den Füßen anfassen und sprach: ‚Zieht jetzt beide, und welche das Kind auf ihre Seite ziehen kann, der soll es gehören.' Da zogen sie beide. Das Kind aber, dem das Ziehen weh that, fing zu schreien an. Das zerriß der Mutter das Herz; sie ließ den Sohn los und stand weinend da. Da fragte der Weise die Leute: ‚Wessen Herz ist wohl weich gegen das Kind, der wahren oder der falschen Mutter?' — ‚Der wahren Mutter Herz, o Weiser'" —

worauf ihr das Kind zugesprochen wird und sie den Richter preisend von dannen geht.

Mit solchen merkwürdigen Uebereinstimmungen hat es natürlich eine ganz andere Bewandtniß als mit der in historischer Zeit, auf nachweisbaren Wegen, vor Allem durch persisch-arabische Vermittlung, vollzogenen Uebertragung indischer Märchen nach Europa, wo wir z. B. bei Boccaccio manche jener Märchen wieder finden. Fälle wie jenes Zusammentreffen der alten Israeliten und Inder in der Geschichte vom salomonischen Urtheil sind für die Forschung ein Räthsel und werden wohl ein Räthsel bleiben; wir können nur die Thatsache berichten ohne sie zu erklären.

Selbstverständlich aber ist die ungeheure Mehrzahl der Geschichten rein indisch, auf indischem Boden gewachsen. Die Begebenheiten, die in ihnen berichtet werden, sind oft voll von Wundern. Wie kann es anders sein bei einem Volk, das im täglichen Leben sich überall von Wundern, Vorzeichen, Zauberwirkungen umgeben glaubt? Da treten menschenfressende Dämonen auf; Gottheiten greifen rettend ein; als Spion fliegt von einem Königshof zum anderen der kluge Papagei. Streift man aber diese Hülle des Wunderbaren ab, so findet man eine geradezu unvergleichlich reiche und treue Schilderung des indischen Lebens in Stadt und Dorf, von Hoch und Niedrig, eine Fülle frei, ja keck hingeworfener Bilder, die bei aller Gewagtheit zugleich doch durch scharfe und delicate Beobachtung der Wirklichkeit erfreuen. Wir sehen jene

Menschen vor uns, wie sie in großen Massen dicht gedrängt zusammen leben, geschmeidig und schwächlich, fein und gescheidt, höflich, redegewandt und redelustig. Sie haben keine Staatsgeschäfte zu besorgen und selten einen Krieg zu führen, der dann auch nur oberflächlich über ihr Dasein hinstreift und im Grunde Alles beim Alten läßt. Sie bebauen fleißig ihr fruchtbares Land, treiben geschickt ihr Gewerbe, vergnügen sich oft und gern an geräuschvollen Festen und betrügen einander eifrig und schwungvoll, bis einmal den Einen oder Andern oder auch ganze Scharen mit unwiderstehlicher Gewalt die Furcht vor dem Jenseits und vor den dunkeln Wegen der Seelenwanderung überkommt und sie zu den Einsiedlern in den Wäldern des Himalaya oder zu den herumziehenden Bettelmönchen hinaus treibt.

Besonders gern verweilen die Geschichten in den Sphären der Königshöfe mit ihrem Glanz und ihren Gefahren. Sie erzählen von gerechten Königen und von Königen, die das Volk so bitter drücken, daß, wer nur kann, aus dem Reiche flieht, von den königlichen Vergnügungen auf der Jagd und im Harem, vom Intriguenspiel der Räthe, Priester, Weiber. Manche Figur aus den höfischen Kreisen tritt in prächtiger Lebendigkeit hervor. Ich erwähne nur eine einzige: die Königin-Mutter Talata, eine alte, kluge, anspruchsvolle Dame. Sie überlädt sich mit Schmuck wie ein junges Weib, so daß man das Geklingel ihrer Schmucksachen durch den ganzen Palast hört. Mit den Thürstehern und der Leibwache lacht sie überlaut. An fremde Könige schickt sie auf eigene Hand Botschaften, die für ihren Sohn gelegentlich recht peinlich sind, so daß dieser, ohne die guten Eigenschaften seiner Mutter zu verkennen, doch findet, daß seine eignen Tugenden den Vorzug verdienen.

Andre Geschichten bewegen sich in der Welt des Handels, der Reisen und Reiseabenteuer. Karawanen von Kaufleuten führen ihre Waaren auf ochsenbespannten Wagen zu fernen Ländern; bis Baveru, d. h. Babylon, erstreckt sich der Handel. Geleitet von Wegekundigen, die nach den Sternen die Richtung finden, reist man durch Wälder und glühende Wüsten, in denen Verirren sicheres Verdursten ist. Oder man befährt die See, nicht nur an den Küsten entlang, sondern weit aufs offene Meer wagt man sich hinaus. Die Heimkehrenden wissen von manch' seltsamem Erlebniß zu erzählen, von den Meeren, die weit in der Ferne auf einander folgen, jedes mit neuen Wundern, und von Inseln, auf denen geisterhafte Zauberweiber die Schiffbrüchigen an sich locken und verzehren: Schiffermärchen wohl ohne den goldnen Glanz, der über den Märchen der Odyssee liegt, aber doch diesen verwandt in dem Ausblick in die weiten Fernen mit ihren Abenteuern und im Behagen der von der Wahrheit fröhlich losgelösten Erzählerlust.

Viele Geschichten führen uns in die Sphäre von Haus und Familie mit ihrem Kleinleben. Im Ganzen herrscht unter den Hausgenossen Wärme und das Gefühl fester Zusammengehörigkeit. Aber natürlich fehlt es nicht an Dissonanzen. Die Frau verträgt sich nicht immer mit der Mutter des Mannes, und wo, wie dies vorkommt, auch die eigne Mutter der Frau im Hause lebt, verbessert das die Situation nicht. Sonst besucht die Mutter ihre verheirathete

Tochter: ein solcher schwiegermütterlicher Besuch in einem Bürgershause zu Savatthi wird anschaulich beschrieben:

„Einstmals, als der Mann ausgegangen war, kam die Schwiegermutter, die ein bißchen harthörig war, um nach ihrer Tochter zu sehen, und brachte ihr allerhand zu essen mit. Wie sie mit der Tochter gegessen hatte, überkam sie in Folge der Mahlzeit eine kleine Schläfrigkeit. Um die zu vertreiben, sagte sie zur Tochter: ‚Ist dein Mann auch immer freundlich und liebevoll zu dir, Kind?‘ — ‚Wie kannst du so fragen, Mama! Ein Mann wie dein Schwiegersohn — solch' einen guten und vortrefflichen Mann kann man lange suchen, selbst unter den Mönchen.‘ Die Frau verstand ihre Tochter nicht recht; sie hörte nur das Wort ‚Mönch‘ und fing ein lautes Geschrei an: ‚Kind, warum ist dein Mann unter die Mönche gegangen?‘“

Wo die Mittel es erlauben, hält man sich Bedienung; man kauft einen Sklaven oder in kleinen Hausständen gewöhnlich eine Sklavin. Die haben es bei human denkenden Leuten nicht schlecht. Sie werden zur Familie gerechnet. Zum alten Sklaven sagt man „Onkel“. Kinder der Sklavin wachsen mit den Kindern des Hauses zusammen auf; der junge Sklave, der den Sohn seines Herrn zur Schule begleitet, um ihm die Schreibtafel zu tragen, kann, wenn er einen hellen Kopf hat, bei dieser Gelegenheit selbst schreiben lernen.

Alles, was sich auf die Frauen bezieht, pflegt von diesen mönchischen Erzählern, worauf uns schon die Betrachtungen jenes Hofaffen außer Diensten vorbereiten konnten, in durchaus feindlichem Ton behandelt zu werden. Nirgends mußte so sehr wie in der heißen Atmosphäre indischer Sinnlichkeit den Weltflucht predigenden Asketen das Weib in grellster Beleuchtung als die allergefährlichste Feindin von Heil und Erlösung erscheinen. Fortwährend ist von geistlichen Männern die Rede, welche durch die Macht weiblicher Reize aus dem frommen Leben heraus gerissen sind und nun kläglich dasitzen „wie eine Krähe mit zerbrochenen Flügeln“. Begreiflich daß, wo von den Buddhisten Liebesgeschichten erzählt werden — der Affect wird in ihnen, wie sich von selbst versteht, in antiker Concretheit gezeichnet —, sie in der Regel ein übles Ende nehmen oder im günstigsten Fall in Entsagung und in deren Verherrlichung auslaufen. Und weiter ist begreiflich, daß vor Liebesgeschichten weitaus den Vorrang die in großen Massen auftretenden Erzählungen von weiblicher Untreue und Tücke behaupten. Edle und treue Frauen gibt es wohl hier und da in diesen Geschichten auch, aber es scheint fast, als ob sie mit jenen tugendhaften und weisen Affen oder Schakals auf eine Linie zu stellen sind, die mitunter statt des wirklichen, nach der Natur gezeichneten Gethiers erscheinen. Im Ganzen geben die Frauen der buddhistischen Erzählungen den Frauen Boccaccio's nichts nach an unergründlicher Tiefe der Verderbtheit und an Reichthum der Erfindung, wo es den Gatten zu betrügen gilt. Boccaccio's Geschichte von dem verliebten alten Richter und seiner schönen Frau, welche von Seeräubern entführt wird und sich bei dem jungen und frischen Räuberhauptmann so wohl fühlt, daß sie nicht im Mindesten daran denkt zum Gatten zurückzukehren, findet sich bei den Buddhisten in aller Vollständigkeit wieder. Es ist wohl denkbar, daß bei dieser und mancher ähnlichen Erzählung hinter ihrer geistlichen, von Zorn gegen die Frauen triefenden Fassung in nicht weiter Ferne eine andere, ursprünglichere Gestalt gelegen hat, in welcher die Sympathien vielmehr auf Seiten der hübschen und klugen Frau gegenüber

dem Dummkopf von Gatten standen. So vielleicht auch bei der Geschichte, von der wir hier als veranschaulichendes Beispiel einige Stücke mittheilen möchten. Sie verdient Beachtung auch als das älteste Exemplar des im Morgenland wie im Abendland weit verbreiteten Schwanks von dem listig gefälschten Gottesurtheil[1]): er erscheint bei Indern und Arabern; Gottfried von Straßburg läßt Isolde sich dem Gottesurtheil gegenüber mit genau derselben List, wie sie von jenen erzählt wird, helfen; in Italien verwendet Straparola das gleiche Motiv in einer übermüthigen Novelle.

Ein König, der mit seinem Hauspriester Würfel spielt, gewinnt jedes Mal, wenn er den Vers singt:

> Jeder Fluß, der fließt zu Thal,
> Jeder Baum, der ist von Holz,
> Jedes Weib, das thut Böses,
> Wo's nur Böses thun kann.

Der Priester, um den Zauber dieser Wahrheit zu zerstören, verschafft sich ein neugeborenes Mädchen; das hält er streng unter Schloß und Riegel, denn er weiß, daß, wenn sie auch nur einen andern Mann gesehen hat, es mit ihrer Tugend vorbei ist. Wie sie herangewachsen und über die Maßen schön geworden ist, spielt er wieder mit dem König. So oft jetzt der König seinen Vers von der Schlechtigkeit aller Weiber singt, setzt der Priester die Worte hinzu: „außer meinem Mädchen"; dann gewinnt er. Der König, der den Zusammenhang der Sache durchschaut, läßt sich einen hübschen und unternehmenden jungen Burschen kommen; dem gibt er den Auftrag, das Mädchen zu verführen. Der junge Mann eröffnet mit königlichen Geldmitteln dicht bei dem Hause des Priesters einen Parfümerieladen. Wie nun eines Tages die alte Aufwärterin, die der Brahmane bei seinem Mädchen angestellt hat, vorbei kommt,

„stürzte er aus seinem Laden hervor, fiel vor ihr nieder, umfaßte fest mit beiden Händen ihre Knie und sprach schluchzend: ‚Mutter, wo bist du all' die lange Zeit gewesen?' Die Helfershelfer des Schwindlers aber kamen herzu und sagten: ‚Das sind ja dieselben Hände und Füße, Gesicht und Gestalt bei der Mutter wie beim Sohn; ja sogar der Schmuck, den sie tragen, ist der gleiche!' Als sie so Alle Einer wie der Andere redeten, verlor die Frau jeden Glauben an sich selbst und dachte: ‚Das muß mein Sohn sein,' und fing auch an zu weinen. So standen die Beiden weinend und schluchzend und hielten sich umarmt. Der Schwindler aber sprach: ‚Mutter, wo wohnst du?' Sie antwortete: ‚Bei dem jungen Weib des Hofpriesters. Die ist schön wie eine Fee und ein Ausbund von Liebreiz. Deren Dienerin bin ich.' — ‚Und wohin gehst du jetzt, Mutter?' — ‚Ich will für sie Wohlgerüche und Kränze kaufen.' — ‚Mutter, da brauchst du nicht anderswohin zu gehen, das kannst du von jetzt an bei mir bekommen'."

Er versorgt sie mit Allem, und bald bringt er es dahin, daß die Alte ihn in einem großen Blumenkorb bei der Schönen einschmuggelt. Er lebt einige Tage mit ihr in höchster Glückseligkeit. Endlich ist es Zeit, daß er gehen muß.

„‚Ich will wohl gehen, aber erst muß ich dem Brahmanen tüchtig eins überziehen!' Da sprach sie: ‚Das sollst du!' versteckte den Schwindler, und als der Brahmane kam, sagte sie: ‚Herr, ich möchte gern tanzen; spielt Ihr die Laute.' Er antwortete: ‚Gut, Liebste, tanze nur,' und fing an die Laute zu spielen. ‚Wenn Ihr zuseht, schäme ich mich. Ich will Euer schönes Gesicht

---

[1]) Nachweisungen findet man in E. Rohde's „Griechischem Roman" S. 484.

mit einem Tuch verbinden und dann tanzen.' — ‚Gut, wenn du dich genirst, mach das so.' Da nahm das Mädchen ein dickes Tuch und band es ihm um, so daß er nichts sehen konnte. Nun spielte der Brahmane mit verbundenen Augen die Laute. Als sie eine kleine Weile getanzt hatte, sprach sie: ‚Herr, ich möchte dir gern ein einziges Mal einen Schlag auf den Kopf geben.' Der Brahmane, ahnungslos und in das Weib vernarrt, sagte: ‚Schlag nur zu.' Da gab das Mädchen dem Schwindler ein Zeichen. Er schlich heran, stellte sich hinter den Brahmanen und gab ihm mit dem Ellbogen einen solchen Stoß auf den Kopf, daß seine Augen aussahen als wollten sie aus dem Kopf treten und an der Stelle eine große Beule entstand. Voll Schmerz sagte er: ‚Gieb deine Hand her.' Da streckte das Mädchen die Hand aus und legte sie in die seine. ‚Die Hand ist weich,' sagte der Brahmane, ‚doch der Schlag war hart.' Der Schwindler aber, nachdem er den Brahmanen geschlagen hatte, versteckte sich wieder. Da nahm das Mädchen das Tuch vom Gesicht des Brahmanen ab und rieb die Beule auf seinem Kopf mit Oel ein. Als er aber fortgegangen war, ließ die alte Frau den Schwindler wieder in den Korb kriechen und trug ihn hinaus."

Von jetzt an ist es, wenn der König und der Brahmane Würfel spielen, natürlich der Brahmane, der verliert. Der König öffnet ihm die Augen über den Betrug, dem er zum Opfer gefallen ist. Aber das Mädchen betheuert ihre Unschuld und erklärt sich bereit, sie durch ein Gottesurtheil zu beweisen. Ein Scheiterhaufen wird angezündet, durch den soll sie gehen.

„Das Mädchen aber hatte ihrer Dienerin vorher den Auftrag gegeben: ‚Sage deinem Sohn, Alte, er soll kommen und, wenn ich in das Feuer schreiten will, mich vorher mit der Hand berühren.' Die Alte ging hin und sagte ihm das. Da kam der Schwindler herzu und stellte sich mitten unter der Volksmenge auf. Das Mädchen, den Brahmanen zu betrügen, trat hin unter allem Volk und sprach: ‚O Brahmane! Außer dir gibt es keinen Mann, dessen Hand mich je berührt hat. So gewiß das wahr ist, soll dies Feuer mich nicht brennen.' Und so schickte sie sich an, in die Flammen zu schreiten. In diesem Augenblick rief der Schwindler: ‚Seht, was des Königs Brahmane thut! Solch ein Weib läßt er ins Feuer gehen!' Und er lief herzu und faßte das Mädchen bei der Hand. Sie aber machte ihre Hand los und sprach zum Priester: ‚Herr, mein Schwur ist vereitelt worden; ich kann nicht ins Feuer gehen.' — ‚Weshalb nicht?' — ‚Eben habe ich geschworen: außer meinem Herrn hat keines anderen Mannes Hand mich berührt. Jetzt aber hat mich dieser Mensch bei der Hand gefaßt.' Da erkannte der Brahmane, daß er von ihr betrogen war, und jagte sie mit Schlägen fort. Darum heißt es:

Diebinnen sind sie, listreiche, das Weibervolk, an Wahrheit arm.
Verborgen ist des Weibes Wesen wie im Wasser des Fisches Weg.

Der Wahrheit gilt ihr gleich Lüge; der Lüge gleich ihr Wahrheit gilt.
Gierig, wie Kühe Gras fressen, reißt sie an sich, was ihr gefällt.

Die Weiber sind wie Sand unstet, Räuberinnen, der Tücke voll,
Was es nur gibt von Wortkünsten, ihnen ist keine unbekannt. —

Man sieht, wie diese Erzähler bunte, erstaunliche, gelegentlich derb komische Situationen flott an einander zu reihen wissen und in ihnen eine Moral sehr handgreiflich verkörpern. Zu tieferer Seelenschilderung wird kaum ein Versuch gemacht. Die Psychologie, mit der hier gearbeitet wird, ist in der That, wie sich das auf dieser Entwicklungsstufe ja von selbst versteht, sehr einfach. Man ist tugendhaft oder man ist böse; man ist klug oder man ist dumm. Ist man König, so ist man sehr gerecht oder sehr ungerecht; ist man Frau, so ist man zuweilen sehr treu, im gesunden Normalfall aber unverbesserlich untreu. Es fehlen in diesen Menschen die Mischungen von Licht und Schatten. Ihr Fühlen und Wollen bewegt sich ruckweise; der Faden wird gezogen, die

Puppe thut ihre Zuckung. Der Königssohn sieht, wie die Thautropfen vor der Sonne hingeschwunden sind: ihn überkommt der Gedanke an die Unbeständigkeit alles Irdischen, und er wird Mönch. Das Interesse und Verständniß richtet sich hier eben anderswohin als auf das leise und feine Spiel innerer Bewegung. Will man die Wirkung der Erzählung steigern, so steigert man die Complicirtheit der Verwicklungen, die Schrecklichkeit der Nöthe und Gefahren bis zu einem Extrem, daß kein Entrinnen möglich scheint. Man cultivirt auch oft und gern das Genre des Rührenden. Die in der ganzen buddhistischen Welt berühmteste dieser Geschichten ist zugleich die rührungsreichste: die vom Prinzen Vessantara, der das Gelübde gethan hat, jedem Bittenden zu geben, um was er ihn anspricht. Er gibt seine Kinder dem widerlichen alten Bettler, der sie fesselt und unter Schlägen davonführt. Da fließen unendliche Thränenströme. Vater und Kinder weinen, und die Mutter, die nach Hause kommt und die Kleinen nicht findet; selbst die wilden Thiere des Waldes nehmen Theil an der allgemeinen Rührung.

Im Mittelpunkt der gefährlichen Abenteuer oder der rührenden Tugendlichkeiten steht in der Regel ein Held, der von der Kraftnatur etwa der germanischen Märchenhelden wenig an sich hat. Er pflegt von zwei Idealen bald das eine, bald das andere in höchster Vollendung zu verkörpern. Auf der einen Seite die Virtuosität der Lebensklugheit, jener Klugheit, deren besondere Färbung wir zu beschreiben versucht haben. Ein solcher Kluger weiß aus jedem verstecktesten Anzeichen den Sachverhalt zu enträthseln, aus jeder Schwierigkeit und Gefahr einen Ausweg zu finden. Neben dem weltlichen Typus solcher Lebenskünstler steht ein seltenerer, mehr geistlicher: der Heros des Entsagens, der Wahrhaftigkeit, der Aufopferung. Er durchschaut die Nichtigkeit alles irdischen Wesens und trachtet nach dem Ewigen. Er will, wenn auch vielleicht erst in einem fernen Weltalter, die Buddhawürde erreichen und besteht um ihretwillen die ungeheuersten Tugendproben. Oder er erringt die Wiedergeburt in einer höheren, über die Sphäre der Lust und Begier erhabenen Götterwelt. In einem Theil der Erzählungen entspricht dem typischen Schluß unserer Geschichten „daß sie sich kriegen", als stehender glücklicher Ausgang, daß der Held in den Brahmahimmel kommt.

In die Seligkeit dieses Himmels ihn zu begleiten, unternehmen unsere Erzählungen nicht. Die reine Geistigkeit der höchsten Sphäre läßt nicht zu, daß dies bunte Weltbild auch sie umfassen könnte. Anders steht es mit den niederen Himmeln, welche die Erdenwelt in minderer Ferne überwölben, und mit den Höllen, die sich unter ihr ausbreiten. Die Sammlung enthält eine Erzählung, die sich in diesen Jenseitsreichen bewegt und sie von einem Erdbewohner durchwandert werden läßt. Es ist die Geschichte vom frommen König Nimi, den die Götter als ihren Gast zu sehen wünschen. Ihn zu holen, schicken sie den Götterwagen, der zugleich mit dem aufgehenden Vollmond den Menschen erscheint, so daß sie sagen: „Heute sind zwei Monde aufgegangen." Der König erlangt vom Götterfuhrmann, daß er ihn durch den Inferno wie den Paradiso führt. Zuerst geht die Fahrt zur Hölle. Nimi sieht den glühenden Höllenstrom voll von gepeinigten Seelen und spricht:

Mich überkommt bei diesem Anblick Schrecken.
Ich frage dich, göttlicher Wagenlenker,
Was ist's, das diese Sterblichen gesündigt,
Daß sie gestürzt sind in der Hölle Qualstrom?

Der Wagenlenker antwortet:

Die Starken, die auf Erden voller Bosheit
Mißhandelt und gequält die Schwachen haben,
In roher Gier mit Sünde sich beladend:
Die sind's, die in der Hölle Qualstrom stürzen.

Und von einer Höllenregion zur andern geht die Fahrt weiter. Hier sieht man Sünder, deren Fleisch von Geiern und Raben gefressen wird; das sind die Geizigen, die den frommen Asketen und Brahmanen nichts gegeben, sondern sie geschmäht und gekränkt haben. Dort trinken Seelen, von der Höllengluth gequält und nach Kühlung verlangend, aus einem übelriechenden See von Blut und Eiter; es sind die Elternmörder und Mörder von Heiligen. Aber eher würde des Königs Lebenszeit ablaufen, als er mit der Betrachtung aller Höllen fertig werden könnte. So wendet der Lenker den Wagen:

Komm, weiser Fürst, empor jetzo zur Himmelswelt des Götterherrn.

Nun erscheinen die Paläste der Himmelsbewohner, erbaut aus kostbarem Gestein; überirdische Musik und die Tänze himmlischer Tänzerinnen ergötzen die Seligen. Die hier den Lohn ihrer Thaten empfangen, sind die Freigebigen, die für die Heiligen Klosterhäuser erbaut, Gärten und Brunnen angelegt, die Festtage und alle Gebote der Tugend gehalten haben. Endlich langt die Fahrt bei der Stadt des Götterkönigs an. Die Götter kommen ihrem Gast entgegen, führen ihn in die Götterhalle und laden ihn ein, bei ihnen zu bleiben und sich aller Genüsse der Himmelswelt zu erfreuen. Aber der König lehnt ab; er will die Seligkeit nicht als fremde Wohlthat empfangen; er will zur Menschenwelt zurückkehren und dort durch seine Werke sich den Himmel verdienen:

Die selbstgethanen Gutthaten allein sind mein vollwerthig Theil.

So fährt ihn der Götterfuhrmann wieder zur Erde herab.

Wer kann diese Erzählung lesen, ohne sie in Gedanken mit Dante's Dichtung zu vergleichen? Und wer kann vergleichen, ohne zu empfinden, wie arm und kahl dies buddhistische Höllen- und Himmelsbild ist? Die nächstliegende Erklärung des weiten Abstandes — daß der indische Poet eben kein Dante war — ist zutreffend genug, aber für sich allein doch nicht ausreichend. Hier spielen Zusammenhänge mit, die über den Bereich der einzelnen Persönlichkeit weit hinaus gehen. Zunächst, daß es in Indien an dem großen Stil von Liebe und Haß, an den Kämpfen und Leidenschaften fehlte, deren gewaltige Wellen aus dem Leben, das Dante umgab, durch die drei Jenseitsreiche der Göttlichen Komödie fluthen. Und weiter: für Glauben und Poesie des Buddhismus stand nicht wie für Dante im Mittelpunkt die übererhabene Gestalt eines Gottes, dessen Glorie alle Welten durchstrahlt. Sondern hier war die höchste Macht das unpersönliche Weltgesetz, welches über alles Dasein Leiden verhängt; das letzte Ziel war der ewige Frieden des Nirvana, des Erlöschens.

Jedem andern Ideal mußte durch dieses gewissermaßen die Kraft ausgesogen werden. Eine solche gestaltlose Idee aber zu verkörpern, stand nicht in der Macht eines erzählenden Gedichts, und so würde dem Buddhismus Unrecht thun, wer sein Urtheil über ihn durch das Poem von König Nimi's Himmel- und Höllenfahrt bestimmen lassen wollte.

VIII.

Vom Inhalt unsrer Erzählungen müssen wir zum Schluß noch einen Blick auf ihre Form thun und fragen, wie weit das Wollen und Vollbringen der buddhistischen Autoren oder des Zeitalters, das sie für uns repräsentiren, das Erzählen zu einer Kunst erhoben hat.

Wir erwähnten schon, daß von den Zeiten des Rigveda her die aus Prosa und Versen gemischte Form der Erzählung, die früher geschildert worden ist[1]), sich auf die Buddhisten vererbt hatte. Auch von diesen gilt wie von den vedischen Erzählern, daß sie festen Wortlaut, welcher in den Schulen gelehrt und auswendig gelernt wurde, nur den Versen gegeben haben. Die prosaischen Theile standen allein dem Inhalt nach fest; ihre Gestaltung lag jedes Mal in der Hand dessen, der gerade erzählte; uns sind sie nur durch einen aus späterer Zeit stammenden Commentar überliefert[2]).

Hier nun erscheint natürlich so wenig wie in der Litteratur des Veda die Dissonanz überwunden, welche daraus hervorgeht, daß von jenen beiden Bestandtheilen der Erzählung nur der eine künstlerische Ausgestaltung empfangen hat: denn die Zeit, in welcher man es unternimmt auch die Prosa zu einem Kunstwerk zu erheben, ist noch nicht gekommen. Vielleicht hat sich jene Dissonanz mit dem vermehrten Reichthum und der gesteigerten Pracht des poetischen Schmucks der vedischen Zeit gegenüber sogar noch verschärft. Die Prosa ist gänzlich schlicht und einfach. Ruhig und vergnüglich geht sie ihren Gang. Sie kennt keine Abstufungen im Tempo der Bewegung; nirgends hält sie sich auf und beeilt sich nirgends. Sie versagt sich nicht, in mäßiger, immer gleichbleibender Breite zu erzählen, wie die handelnden Personen aussahen, wie sie sich bewegten, was sie empfanden, was für Nebenumstände eintraten. Man vergleiche eine der buddhistischen Thierfabeln mit der entsprechenden Fabel bei Aesop. Der griechische Erzähler bringt in jener Weise, die Lessing so treffend beschrieben und selbst nachgeahmt hat, die Geschichte auf ihren knappsten und spitzesten Ausdruck, so zu sagen auf ihre mathematische Formel. Der Inder begnügt sich nicht damit zu sagen, daß der Wolf den Kranich — oder vielmehr hier der Löwe den Specht — antraf und ihn aufforderte, für Lohn ihm den Knochen aus dem Halse zu ziehen. Er beschreibt in aller Behaglichkeit,

---

[1]) Siehe Deutsche Rundschau, 1899, Bd. CI, S. 332 ff.

[2]) Wenn demnach der Ueberlieferung der Prosa allerdings nicht dieselbe volle Authenticität zukommt wie derjenigen der Verse, so spricht doch das ganze Aussehen der Prosa dafür, daß wir im Wesentlichen auch ihr durchaus Vertrauen zu schenken berechtigt sind. Im Einzelnen mögen sich die Ueberlieferer hier mancherlei unberechenbare Freiheiten genommen haben; im Ganzen dürfen wir glauben, wie dem Inhalt so auch der Form nach den Typus der alten, echten Erzählungen vor uns zu haben.

wie der Specht, der gerade Futter sucht, den schwer gequälten Löwen sieht. Er setzt sich auf einen Ast und fragt: „Freund, was hast du, das dir weh thut?" worauf die beiden ernstlich und verständig mit einander über die Sache reden. Spricht dann ein Vers die Moral der Geschichte scharf pointirt aus, so entbehrt solches Wechseln der Form nicht seines eigenen Reizes. Minder erfreulich aber wirkt der Contrast, wenn sich oft, insonderheit in den umfänglicheren Erzählungen, von der schmucklosen Natürlichkeit jener Prosa als poetische Einlagen bald überlange Vorträge moralisch-lehrhaften Inhalts, bald Gefühlsergüsse oder Schilderungen, man möchte sagen wie Coloraturarien, abheben. Wohl schließt der rhetorische Pomp, der hier zu herrschen pflegt, nicht wirklichen Reichthum an anmuthigen Bildern und zarter Empfindung aus, aber Glieder am Körper der ganzen Erzählung sind solche Dichtungen nicht; sie sind zum Selbstzweck geworden. Hier wird ein trauriges Geschick von Tod oder Trennung beweglich und beredt beklagt, dort betheuert ein treues Weib mit nicht geringerer Beredsamkeit, daß sie den Gatten im Unglück nicht zu verlassen gedenkt, oder Naturschönheiten werden besungen — so in jener Geschichte vom Prinzen Vessantâra die Herrlichkeit der Himalayawälder, in denen der verbannte Königssohn bald den Schmerz um die Heimath vergessen wird:

Wenn du dort in den Waldtiefen des Bergstroms mächt'ges Rauschen hörst
Und die Lieder der Waldgeister, vergißt du deines Königreichs.

Wenn in der Blüthen Pracht prangen die erdentspross'nen Bäume rings
Und süße Düfte sanft wehen, vergißt du deines Königreichs —

und so durch lange Reihen von Versen, in welchen dem Verbannten hier das Bild seiner Kinder vor Augen gestellt wird, wie sie fröhlich bekränzt in der Einsiedelei spielen werden, dort der alte Elephant, der sechzigjährige, der sich allein im Walde ergeht, und der blauhalsige Pfau, der vor den Pfauenweibchen tanzt. Die Einlage einer anderen Erzählung — diesmal ist es nur eine einzige Strophe — gibt ein Beispiel von den Liebesliedern jenes Zeitalters. Ein König, des Augenlichts beraubt und sterbend, gedenkt seiner Königin, die er nicht wiedersehen wird:

Du Dunkle, leicht gleich schwankem Zweig dich regend,
Mit Sandelöl die duft'gen Glieder netzend —
Ich sterbe, Holde, ohne dich zu schauen,
Und dich nicht schaun ist härtres Leid als sterben.

Solche in die Erzählungen eingefügten Lieder scheinen mir auf einen Charakterzug des künstlerischen Gestaltens der Inder hinzuweisen, der sich zwar zu voller Schärfe erst in der späteren Literatur, in Lyrik, Drama, Roman des Mittelalters gesteigert hat, der aber, tiefgewurzelt wie er ist, auch jetzt schon deutlich sich ausprägt. Man halte dem Schönheitsideal der griechischen Plastik, dem Ideal des nackten Körpers in seiner freien Herrlichkeit, das indische Schönheitsideal entgegen, wie es sich etwa in der Bajadere ausdrückt, deren Gestalt umhüllt, fast verhüllt ist von dem Prunk kostbarster Gewänder und noch kostbareren Schmucks. Ganz ebenso bildet der indische Dichter, der indische Erzähler nicht gleichsam den nackten Körper seines Gedichts in Eben-

maß und Schönheit, sondern er bedeckt ihn mit Schmuck. Immer erfinderischer wird er darin werden, immer bunter schimmernden und flimmernden Schmuck zu erfinnen, immer neue Stellen jenes Körpers zu entdecken, die er mit solchem Schmuck beladen und überladen kann. Der Beschauer läßt sich vom Funkeln des Goldes und der Edelsteine blenden; nach den Formen, die sich hinter jenem Glanz verbergen, und nach ihrem Leben fragt er nicht.

Zieht man diese Formen aus der Umhüllung hervor, so wird man auch hier wieder finden, daß eigenthümlich indische Seltsamkeiten, bizarre Störungen des Ebenmaßes, die der späteren Kunstpoesie ihren Charakter verleihen, schon jetzt zu erscheinen begonnen haben. Es ist wahr, wo eine einfache Begebenheit zu berichten ist, hat die Erzählung meist eine Gestalt, der eine gewisse anmuthige Leichtigkeit nicht fehlt. Häufig aber, namentlich in den umfangreicheren Geschichten, gewinnt die indische Neigung zur Massenhaftigkeit, zu dem Zuviel die Oberhand, und ein unzureichendes Gefühl für Form und Proportion zeigt sich der Beherrschung dieser allzu großen Massen nicht gewachsen. Man kann sich nicht genug darin thun, das vollgehäufte Maß noch voller zu häufen. Wir erwähnten die Erzählung von jenem Spruch des weisen Richters, der an das salomonische Urtheil erinnert. Sie bildet ein Glied in einer langen Reihe von ungefähr zwanzig ähnlichen Geschichten, in denen ein Mal nach dem anderen der weise Mann mit immer demselben Scharfsinn einen unentscheidbaren Streit entscheidet, ein unlösbares Räthsel löst oder sonst irgendwie etwas Unmögliches möglich macht und so jedesmal von Neuem alles Volk in immer dasselbe höchste Erstaunen versetzt. An andern Stellen verliert sich der Gang der Handlung in ein unübersehbares Gewirr von Seitenrichtungen; er geräth in Hinterhalte; er verfängt sich in Irrgängen von Zufälligkeiten, die einander kreuzen; neue Fäden werden geknüpft, alte fallen gelassen; in die Geschichten werden andere Geschichten hinein gepackt: der Anfang der Kunst, die später so schwungvoll und man möchte sagen mit solch verschmitzter Schadenfreude gegenüber dem hoffnungslos sich verwirrenden Zuhörer betrieben wird, aus der einen Geschichte in eine zweite, aus dieser in eine dritte und so oft ins Unabsehbare hinüber zu gleiten. In der Ueberfülltheit dieser Erzählungen fehlt es ganz so wie in den bis in die letzten Winkel mit Figuren überladenen altbuddhistischen Reliefs an Luft und Licht, an freiem Raum, in dem das Wesentliche vor dem Nebensächlichen in den Vordergrund treten könnte; es fehlt an reinen Verhältnissen der Theile, an dem Ziel, dem Alles zustrebt, an der Einheit, der sich Alles unterordnet. Wohl hat man eine Fülle schöner und lebensvoller Einzelheiten zu erfinden gewußt, aber die Aufgabe, ein schönes und lebendiges Ganzes zu schaffen, ist ungelöst und unverstanden geblieben. Die Klarheit und das Gleichgewicht eines solchen Ganzen kann sich nur bei einer anderen Klarheit der geistigen Atmosphäre, einem anderen Gleichgewicht des Seelenlebens vollenden, als je in Indien geherrscht hat.

Pestalozzi als Völkererzieher.

Von
Ludwig Stein in Bern.

[Nachdruck untersagt.]

Die wahre Unsterblichkeit der Genien des Menschengeschlechts, der Dichter, Künstler und Denker, beruht darauf, daß sie nicht veralten. Was wir an den Classikern aller Fachgebiete verehren — und in unserer fortgesetzten Verehrung ist ja ihre Unsterblichkeit begründet —, das ist nicht etwa ihr hohes Alter, sondern im Gegentheil ihre ewige Jugend. Es ist geradezu ein Prüfstein der Classicität, ob der betreffende Gedankenheros nach Abzug des örtlichen und zeitlichen Colorits jedem künftigen Geschlecht mit seinen eigenthümlichen Strebungen oder Idealen immer noch etwas Neues und Eigenes zu sagen hat. Was die innere Fühlung mit dem jeweiligen denkenden Geschlecht grundmäßig verloren hat, das wandert unbarmherzig zum alten Eisen. Rost und Schimmel allein sind kein Rechtstitel auf Unsterblichkeit. Homer und die Psalmen beanspruchen nicht wegen, sondern trotz ihres hohen Alters die Classicität, und dies mit Recht. Denn sie werden je länger, desto unfehlbarer alle künftigen Geschlechter ansprechen, inspiriren, erfrischen. Die Unverwüstlichkeit ihrer Wirkungen auf empfängliche Gemüther, das eben nennen wir Unsterblichkeit.

Wollten Literarhistoriker an alle ihre Helden den soeben gekennzeichneten strengen Maßstab anlegen, dann dürfte sich die augenblicklich dicht besetzte Walhalla der Weltliteratur rasch genug entvölkern. Gar viele Denker, Dichter und Künstler der Vorzeit, welche in Folge unseres geschärften geschichtlichen Gedächtnisses in jener Walhalla einen breiten Raum einnehmen, würden auf die Frage: „Was habt ihr uns noch zu sagen?“ die Antwort vielleicht schuldig bleiben.

Legen wir nun an Pestalozzi den eben geforderten, strengen Maßstab der Classicität an, und fragen wir uns, ob der im Privatleben unpraktische Träumer und nur in der Theorie hervorstechende Pädagoge unserem jetzigen, unheimlich praktischen Zeitalter etwas zu sagen habe, so gelangen wir zu dem überraschenden Schluß, daß der Socialpädagoge in Pestalozzi mit seinem hohen Gedankenflug unserem eigenen Zeitalter dermaßen voraus geeilt ist, daß

wir nach hundert Jahren ungefähr dort angelangt sind, wo Pestalozzi die Menschheit schon vor hundert Jahren haben wollte.

Eine der jüngsten Auszweigungen der wissenschaftlichen Neublüthen stellt nämlich die Socialpädagogik dar, wie sie uns vor einiger Zeit Paul Natorp in seiner „Socialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf Grundlage der Gemeinschaft" (Stuttgart, Frommann 1899) in geschlossener Conception vorgeführt hat. Es hat sich eben der Berufenen die Einsicht bemächtigt, daß nicht bloß Kinder der fortgesetzten Erziehung bedürfen, sondern auch Erwachsene. Und gleich wie Haus und Schule des Kindes Gemüth bilden, so erzieht das Leben die Erwachsenen. Was Familienerziehung und Schulbildung für die Kleinen bedeuten, das sind die politischen Einrichtungen, religiösen Satzungen und socialen Institutionen für die Großen. Wie wir nun die Erziehung der Kleinen der Laune und Willkür, oder der rohen Empirie, auf welcher sie vor der Constituirung der Pädagogik als Wissenschaft beruhten, allmählich entzogen und sie nach festen pädagogischen Regeln geordnet haben, so bedarf die Erziehung der Großen ebenfalls einer systematischen Wegleitung und strengen theoretischen Gliederung. Wir werden daher gut thun, die Unterscheidung zwischen der systematischen Erziehung der Kleinen seitens der Schule und die der Großen seitens des Lebens so zu treffen, daß wir die erstere als Elementarpädagogik, die letztere hingegen als Socialpädagogik charakterisiren. Die Socialpädagogik stellt sich demnach als Wissenschaft von der Erziehung bezw. Willensbildung der Erwachsenen vermittelst bestimmter socialer Institutionen dar.

Die Wissenschaft der „Socialpädagogik" ist neu nur in dem Sinne, in welchem es überhaupt neue Wissenschaften gibt. Wissenschaften, die, gleich Minerva, mit unvermittelter Plötzlichkeit aus dem Haupte ihres Jupiters entsprängen, gibt es schlechterdings nicht. Junge Wissenschaften entsprudeln vielmehr wie frische Quellen dem ihnen günstigen Erdreich. Hat sich ein neues Quellgebiet im Erdenschoße angesammelt, dann springt's und sprudelt's aus hundert Furchen und Ritzen hervor, bis sich der entscheidende Mann findet, der die Quelle faßt. Genau so ergeht es neuen Wissensdisciplinen. Ist der Boden einer neuen wissenschaftlichen Zweigbildung günstig, dann sammeln sich die Keime und Säfte von hundert Seiten, bis sich die gegebene Persönlichkeit einstellt, die das Zerstreute, aber einander Zustrebende vereinigt und es zu einer eigenen Sondergestaltung vereinheitlicht.

Und so erging es denn der Socialpädagogik nicht anders als allen anderen Wissenschaften. Lange bevor Natorp diese Disciplin systematisirt und zu einer gewissen Selbständigkeit erhoben hat, lagen die Keime zu ihr allenthalben zerstreut. Natorp selbst hat in einer kleinen Schrift „Plato's Staat und die Idee der Socialpädagogik" (Berlin, Heymann 1895) schon auf die Spuren der Socialpädagogik im Alterthum hingewiesen, sowie in einer Gelegenheitsrede „Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und sociale Frage" (Heilbronn, Salzer 1894), die socialpädagogischen Ideen Pestalozzi's gestreift. Einer meiner Schüler, Christian Rothenberger, hat in den von mir herausgegebenen „Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte"

Bd. XXI (Bern, 1898), „Pestalozzi als Philosophen" behandelt und dabei dessen socialpädagogische Ideen (S. 64—85) berührt, während ein anderer, John Edelheim, „Beiträge zur Socialpädagogik des französischen Revolutionszeitalters" verfaßt hat, welche demnächst erscheinen werden.

Wie sehr das Bedürfniß nach einer packenden socialpädagogischen Formel unser Zeitalter beherrscht, mag man aus der Wirkung abnehmen, welche Fr. Nietzsche's „Schopenhauer als Erzieher", oder gar Langbehn's „Rembrandt als Erzieher" auf das gegenwärtige Geschlecht ausgeübt haben. Von den zweiundvierzig Auflagen abgesehen, welche der Rembrandtdeutsche in drei Jahren erlebt hat, mag daran erinnert werden, daß Richard. M. Meyer, „Die deutsche Literatur des neunzehnten Jahrhunderts" (S. 885), heute noch behauptet: „es war ein bedeutendes Buch, und es war eine That". In diesen dithyrambischen Ton vermag ich freilich bezüglich Langbehn's ebenso wenig zu verfallen, als ich die Superlative billigen kann, welche dieser geistvolle Literarhistoriker gerade über Nietzsche in verschwenderischer Fülle ausgegossen hat. Denn ich sehe in Langbehn nur einen Blender und in Nietzsche gar nur einen Irrwisch. Aber als Symptom für die Stimmung unserer an sich und ihren Idealen irre gewordenen Zeit, welche nach einem „Erzieher" großen Stiles förmlich lechzt, scheint mir die Stellungnahme dieses temperamentvollen, in vielen Richtungen feinspürigen Kritikers zu Langbehn und Nietzsche von kennzeichnender Bedeutung zu sein. Meinen Standpunkt hatte ich früher schon dahin formulirt: „Pestalozzi als Erzieher" — das hätte denn doch einen ganz anderen Klang, als die von der literarischen Mode bevorzugten Erzieher-Typen (Rembrandt als Erzieher, Schopenhauer als Erzieher, e tutti quanti)[1]).

I.

Die durchgreifende Demokratisirung der Pädagogik ist von zwei Schweizern ausgegangen, welche durch ihre politische und sociale „Umwelt" für diese Aufgabe geradezu prädestinirt schienen — von Rousseau und Pestalozzi. Unter Demokratisirung der Pädagogik ist das Problem zu verstehen, wie das Volk selbst in allen seinen Gliederungen und Schichtungen zu erziehen sei, unbeschadet der Abkunft, des Ranges oder der persönlichen Befähigung. Daß ein Erziehungsprincip für alle Glieder eines und desselben Volksthums ausnahmslose Geltung haben soll, das ist der eigentliche Sinn jener Revolution von unten, welche Pestalozzi in der Pädagogik heraufbeschworen hat.

Alle Erziehung war, bevor Pestalozzi das befreiende und erlösende Wort gesprochen, selbst da, wo sie sich bereits zu einem wissenschaftlichen Systeme ausgestaltet hatte, in erster Linie Standes- oder Berufserziehung. Xenophon's „Kyropädie", das Prototyp eines Fürstenspiegels, in welchem uns am Beispiel des älteren Cyrus die Idealgestalt eines Herrschers vorgeführt wird, bildet das Modell einer streng monarchischen Socialpädagogik. Seitdem ist die

[1]) Die sociale Frage im Lichte der Philosophie. S. 611. 1897.

„Prinzenerziehung" der beliebteste Vorwurf der vorpestalozzischen Pädagogik geworden. Dem Titel „de regimine principum" begegnen wir selbst in solchen Zeitaltern, für welche die Pädagogik als Wissenschaft gar nicht vorhanden war. Verschmähte es doch selbst Thomas von Aquino, der princeps der mittelalterlichen Philosophie, nicht, eine besondere Schrift „von der Erziehung der Fürsten" zu verfassen[1]). Die Pädagogik war eben höfisch geworden, gleichwie Poesie und Kunst; sie war nur noch eine Wissenschaft in usum delphini.

Die Verdienste eines Ratichius und Comenius, eines Locke und Rousseau auf dem Gebiete der Pädagogik sollen gewiß nicht geschmälert oder auch nur verkleinert werden; aber der entscheidende Wendepunkt in der Umgestaltung der Erziehungsgrundsätze unseres westeuropäisch-amerikanischen Culturſystems trat doch erst mit Pestalozzi ein. Bei Pestalozzi nämlich hat sich das pädagogische Problem vollkommen verschoben — demokratisirt. Es lautet bei ihm nicht mehr, wie beim heiligen Thomas von Aquino, wie Prinzen zu erziehen seien, ja nicht einmal wie bei Locke und Rousseau, wie man Kinder bevorrechteter Stände zu bilden habe, sondern und vor Allem, wie das Volk in allen seinen Schichten, also auch den untersten, in Bezug auf Denken und Charakter zu gestalten sei. Locke's „Gedanken von der Erziehung der Kinder" sind ganz und gar auf die socialen Verhältnisse des englischen Mitteladels zugeschnitten, sofern durchweg Privaterziehung seitens geschulter Hauslehrer vorausgesetzt wird. Ja, selbst Rousseau's „Emil", das Grundbuch der neueren Erziehungsgrundsätze, ist den socialen Bedingungen des bürgerlichen Mittelstandes, jedenfalls einer recht behäbigen Wohlhabenheit angepaßt; denn sein „Emil" wird von einem „Hofmeister" erzogen, dem Rousseau mit Vorliebe die Züge seines eigenen Wesens geliehen hat. Es leuchtet aber ohne Weiteres ein, daß nicht Jeder sich den Luxus eines Hofmeisters von den Qualitäten Rousseau's für seine Kinder gestatten kann.

Wie anders Pestalozzi! In Stanz sammelt er achtzig Bettelkinder, denen er unter Aeufbietung des Aeußersten, was er leiblich und geistig besaß, zugleich Vater- und Mutterstelle vertrat, zugleich Aufwarte- und Lehrerdienste leistete. Pestalozzi strich nicht, wie Rousseau für seinen „Emil" 6000 Franken an Honorar ein, sondern er gab im Gegentheil sein Letztes für das seelisch darbende Volk hin. Wenn Rousseau seine leidenschaftdurchglühten Tiraden über sociales Elend anstimmt, so merkt man die schriftstellerische Pose, das ästhetische Schwelgen im berauschenden Kraftausdruck. Wenn uns aber Pestalozzi in seiner schlichten Art („Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", Brief I, § 6) zuruft: „Ich kannte das Volk, wie es um mich her Niemand kannte, und ich sah sein Elend," so glaubt man ihm nicht nur jedes Wort, sondern jede Geste, jede Nuance. Denn bei Pestalozzi ist alles unverkünstelt, unverklügelt; meinethalben zuweilen rauh und täppisch, wie die Natur selbst es ist, bevor die nachschaffende Cultur sie schmeidigt; aber dafür ist Pestalozzi auch echt und wahr, wie die Natur selbst. Er ermangelt zwar jener Treibhaus-

[1]) Nur der erste Theil dieser Schrift stammt von der Hand des Aquinaten.

Grazie, die sich Rousseau im Kreise der Frau von Warens mühselig und recht unvollkommen angeeignet hat, und die Locke in ständigem Verkehr mit der vornehmsten aller Aristokratien, der englischen, zur zweiten Natur geworden war. Aber dafür entschädigt uns Pestalozzi durch kernhafte Frische und Ursprünglichkeit. Was uns bei Rousseau als Maske oder Koketterie, als süßlicher Patschuliduft einer vorgeblichen Wissenschaft anmuthet, das alles strömt uns aus dem Munde Pestalozzi's quellenklar und krystallhell entgegen. Ob man nun „Lienhard und Gertrud" oder „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", ob man „die Abendstunden eines Einsiedlers" oder seinen „Schwanengesang" wieder einmal durchblättert — einerlei: man verspürt dabei den Brodem unverfälschter Natürlichkeit, und man athmet in vollen Zügen morgenfrische Alpenluft.

Socialpädagogisch stellt sich die absteigende Staffel der Erziehungsreform etwa folgendermaßen dar. Das Problem der Fürstenerziehung, das die mittelalterliche Pädagogik vornehmlich beschäftigte, weitet sich schon bei Locke zu einer Frage der Standeserziehung bevorrechtigter, zunächst wohl adeliger Kreise aus, gewinnt alsdann bei Rousseau und dem Philanthropin in Dessau einen gutbürgerlichen, fast bourgeoismäßigen Anstrich, um erst durch Pestalozzi auf den sogenannten vierten Stand übertragen zu werden. Pestalozzi ist in That und Wahrheit in erster Reihe der Pädagoge des arbeitenden Volkes, des Proletariats. „Alle Menschheit ist in ihrem inneren Wesen sich gleich," sagt Pestalozzi („Abendstunden" § 35), deshalb müßten Berufs- und Standesbildung der Menschenbildung untergeordnet werden (ebenda § 45). Das Erziehungsproblem erhielt durch Pestalozzi eine völlig neue Biegung. Wie die politische Herrschaft in regelmäßiger Entwicklungslinie vom ersten Stande auf den zweiten, von diesem wieder auf den dritten Stand überging, um allmählich beim vierten anzulangen, genau so verhielt es sich mit der parallelen Revolution der Pädagogik. Wie Thomas von Aquino zunächst die „Erziehung der Fürsten", also des ersten Standes, Locke die der Aristokraten, also des zweiten Standes, Rousseau und Basedow (das Philanthropin) die des dritten zunächst und zuhöchst im Auge behielten, so Pestalozzi in allererster Reihe die Erziehung der untersten Volksschicht, des arbeitenden Proletariats. Diese absteigende Linie ist psychologisch ganz erklärlich und naheliegend. So lange alle Macht des Volkes in der Hand seines Fürsten ruhte, concentrirte sich das pädagogische Hauptinteresse naturgemäß um die richtige Erziehung dieses Fürsten, in dessen Hand das Wohl und Wehe des Volkes lag. Pestalozzi aber schrieb einen Theil seiner socialpädagogischen Aufsätze nach der großen französischen Revolution. Seine „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts" sind 1797 erschienen, aber schon 1793/94 — im Verkehr mit Fichte — concipirt. In die gleiche Zeit fällt wohl auch Pestalozzi's Abhandlung „Ueber die Ursachen der französischen Revolution", welche erst Seyffarth (im 16. Band, 1872) veröffentlicht hat. Für Pestalozzi lagen also die historischen Voraussetzungen ganz anders als bei seinen Vorgängern. Jene paßten die Pädagogik doch nur deshalb dem dritten Stande an, weil der vierte noch gar nicht entdeckt war.

Aus den Montagnarden der französischen Revolution arbeitete sich aber allgemach dieser vierte Stand heraus. Jetzt erst beginnen die Besitzlosen oder — wie man sie später spottend bezeichnete — die „Hosenlosen“ ein Problem der Pädagogik zu werden. Soll eben die Herrschaft aus der Hand des Einzelnen nicht mehr auf besondere Stände, sondern auf das ganze Volk übergehen, so muß dieses Volk zur Herrschaft erzogen werden. Das Problem ist demnach, genau besehen, das nämliche, wie im „regimine principum“ des Aquinaten oder im „Principe“ Machiavelli's: Wie soll der Souverän erzogen werden? Nur war inzwischen, in Folge der unablässigen Unterminirungsarbeit der Geschichte, welche einen ständigen Aufstieg zu einer umfassenden persönlichen Freiheit der Staatsbürger als ihren tiefsten Sinn in sich birgt, die Persönlichkeit des Souveräns eine andere geworden. Die politische Grammatik der europäischen Völker hat eben seit dem Mittelalter unausgesetzte Verschiebungen erfahren: Vom Singular geht man zum Dual, von diesem zum Plural und von diesem wieder zum Sammelbegriff über. Mit Karl dem Großen begann die politische Vorherrschaft des Singular: Eine Person gab ganz Europa das Gepräge. Im Kampfe zwischen den beiden Schwertern, dem Kaiserthum und Papstthum, zwischen Ghibellinen und Welfen, war man zum politischen Dualismus übergegangen: neben die kaiserliche tritt die päpstliche Allgewalt. Seit der Stiftung der Hansa, den Bauernkriegen und der Reformation kommen die Städte obenauf, und die politische Herrschaft wird zum Plural: die Magna Charta, das englische Parlament, die französischen Stände, der deutsche Städtebund u. s. w. verschieben die Gewalt aus einer in viele Hände, aus den oberen Ständen in den Mittelstand. Die französische Revolution vollends verhilft dem Sammelbegriff Volk zur Herrschaft, und zwar entweder wie in monarchisch-constitutionellen Ländern zur Mitherrschaft, oder, wie in Republiken, zur Alleinherrschaft.

Hier rückt nun das socialpädagogische Problem Pestalozzi's in die volle geschichtliche Beleuchtung. Die Alleinherrschaft ist nämlich immer mit sittlichen Gefahren verbunden — gleichviel, ob sie nun von einer einzelnen Person oder einer fictiven Einheit, einem Volks-Collectivum ausgeübt wird. Und so wie früher die Fürsten planmäßig zur Herrschaft erzogen werden mußten, so müssen heute die Völker nach strengen socialpädagogischen Grundsätzen herangebildet werden. Das socialpädagogische Problem Pestalozzi's lautet daher, richtig verstanden: Wie soll der Souverän Volk erzogen werden? Noch zutreffender dürfte man die Frage so zuspitzen: Wie soll das Volk zum Souverän erzogen werden? Und so lautet denn auch der ewige Refrain Pestalozzi's: „Liebes Volk! Ich will dir aufhelfen.“ Man würde aber fehlgehen, wenn man in Pestalozzi nur den Kindererzieher sehen und annehmen wollte, er sei einseitig genug gewesen, von einer Reform der Schule an Haupt und Gliedern allein schon eine Reform des öffentlichen Lebens zu erwarten. So träumerisch und weltfremd konnte Pestalozzi nur sein, wenn es sich um seine ökonomischen Privatangelegenheiten handelte, nicht aber da, wo das Wohl des ganzen Volkes auf dem Spiele stand. Mehr noch als von der Schule erwartet er daher von der Gesetzgebung, vom öffentlichen Recht, als welche eine Pädagogik für Er-

wachsene ist, und hier lautet sein socialpädagogisches Programm: „Eine zweckmäßige Volksbildung, eine gute Polizei und Gerechtigkeitspflege, gute Militäranstalten und ein zweckmäßiges Finanzsystem."

II.

Zwei hervorstechende Charakterzüge kennzeichnen das Völkerleben unseres westeuropäisch-amerikanischen Cultursystems im letzten Jahrhundert: der Ausbau des socialen Bewußtseins und das Erwachen des socialen Gewissens. Was wir unter diesen beiden neuen Lebensmächten verstehen, soll hier auseinandergesetzt, zuvor aber angedeutet werden, daß Pestalozzi bei der Geburt dieses begrifflichen Zwillingspaares Pathenstelle vertreten hat.

Unter socialem Bewußtsein verstehen wir die wissenschaftliche Erkenntniß des Völkerlebens nach seinen beiden Momenten der Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge. Die Gleichzeitigkeit des Völkerlebens ermittelt die vergleichende Ethnographie, welche vermittelst gewisser Querschnitte durch die socialen Einrichtungen der augenblicklich lebenden wilden oder halbcivilisirten Völkerschaften das allen socialen Gruppen gemeinsame Entwicklungsgesetz aufzuspüren bestrebt ist. Männer wie Tylor, Morgan, Mc Lennan und Bastian, welche den Urformen menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens auf dem ganzen Erdenrund vergleichend = ethnographisch oder vergleichend = geschichtlich nachgegangen sind, haben den Sociologen vom Schlage eines Herbert Spencer, G. Ratzenhofer, Charles Letaurneau, Alfred Fouillée, Gabriel Tarde und Lester Ward die Mittel an die Hand gegeben, das sociale Bewußtsein unseres Cultursystems in Formeln zu fassen.

Dank der Sociologie sehen wir heute den gesellschaftlichen Werdegang des Menschengeschlechts mit völlig anderen Augen an, als die vorangegangenen Geschlechter. Jenen vollzog sich der sociale Entwicklungsproceß — ich will nicht sagen: unbewußt, aber sicherlich: unreflectirt — als natürliches Erzeugniß, in welches künstlich nachschaffende und nachbessernde Menschenhand gar nicht einzugreifen vermöchte. Rechtliche Institutionen, staatliche Daseinsformen und gesellschaftliche Gliederungen hatten ihr regelrechtes, unreflectirtes Wachsthum, wie etwa die Bäume des Urwaldes oder eine schweifende Antilopenherde. Das Individuum verhält sich danach zu seiner socialen Gruppe wie etwa der Baum zum Wald, wie die Species zum Genus, wie der einzelne Krieger zum Heere. Die Sociologie hat uns nun aber darüber aufgeklärt, daß wir Menschen in unserem Zusammenleben kein bloßes Aggregat oder räumliches Nebeneinander darstellen, wie etwa ein Polypenstamm, sondern daß wir im ständigen Wechselverhältniß zu einander stehen und in Folge dessen unsere wechselseitigen Beziehungen nach unserer jeweiligen Einsicht regeln können. Bäume bleiben starr an der Stelle stehen, wohin die Natur sie gestellt hat, bis Windstoß oder Menschenhand sie fällen oder roden: Herdenthiere verharren in ihrem socialen Verhalten zu einander innerhalb der ihnen von ihren Instincten vorgezeichneten Bahnen. Und Naturmenschen, deren sociale Organisation sich nicht über die hochentwickelter Herdenthiere erhebt, regeln ihre wechselseitigen Beziehungen ebenso wie jene nur nach ihren socialen Instincten. Erst Cultur-

menschen, die nicht mehr von ihren Instincten allein die Directive ihres socialen Handelns erhalten, sondern wesentlich und vorzüglich vom Intellect, gelangen zu einem socialen Bewußtsein. Dieses sociale Bewußtsein stellt sich somit als letztes und tiefstes Ergebniß der Wissenschaften im Allgemeinen und der socialen Wissenschaften im Besonderen ein. Und weil wir erst im 19. Jahrhundert die socialen Wissenschaften ausgebaut und zu einer eigenen Disciplin ausgestaltet haben, deshalb kann man füglich behaupten, daß das sociale Bewußtsein und sein Ausbau ein eben solches Charakteristicum des 19. Jahrhunderts bilde, wie man in großen Zügen wohl behaupten darf, daß im 18. das politische, im 17. das wissenschaftliche, im 16. das religiöse und im 15. Jahrhundert das künstlerische Bewußtsein unser Cultursystem vorwiegend beherrscht habe.

Pestalozzi ist nun einer der beredtesten Mitschöpfer des socialen Bewußtseins. Das Centrum seines Denkens ist nicht das Problem: Welt, sondern das Problem: Mensch. Während Ludwig Feuerbach, seiner eigenen Aussage nach, eine Entwicklung durchgemacht hat, die er so bezeichnet: „Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke", dürfen wir von Pestalozzi getrost behaupten: Der Mensch war sein erster und letzter Gedanke. Denn ähnlich wie C. Meiners einmal (Grundriß der Seelenlehre, Vorrede) die Philosophie definirte als die „Wissenschaft vom Menschen", ließe sich von Pestalozzi aussagen, daß das sociale Wohl und Wehe des Menschen das Alpha und Omega seines gesammten philosophischen Denkens gebildet habe. Selbst am Kind interessirt ihn nur der zukünftige Mensch. „Der Mensch, in seinem Wesen, was ist er? Warum sagen's die Weisen uns nicht? Warum nehmen die erhabenen Geister nicht wahr, was ihr Geschlecht sei? Braucht auch ein Bauer seinen Ochsen und lernt ihn nicht kennen? Forscht ein Hirt nicht nach der Natur seiner Schafe? . . . Warum forscht er nicht nach den Bedürfnissen seiner Natur, daß er darauf baue den Genuß und den Segen seines Lebens?" So setzen die „Abendstunden eines Einsiedlers" ein, und so kehrt der gleiche Gedanke in sämmtlichen Schriften Pestalozzi's als ewiger Refrain wieder.

Dieses Voranstellen der Lehre vom Menschen, wie es unsere heutige Philosophie in ihrer Bevorzugung der Psychologie, Anthropologie, Ethik und Sociologie, ganz nach den Intentionen Pestalozzi's, zum Ausdruck bringt, zeigt uns nur, wie nahe verwandt der Socialpädagoge in Pestalozzi unserem eigenen Zeitalter ist. Meine Kennzeichnung der Philosophie an der Jahrhundertwende nimmt sich fast wie eine Umschreibung der sociologischen Hauptforderung Pestalozzi's aus; sie lautet:

„Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird das anbrechende Jahrhundert das Philosophenvölkchen aller Länder unter dem Sternbild der Sociologie und socialen Ethik versammelt finden. Wir befinden uns offensichtlich inmitten einer gedanklichen Völkerwanderung. Das jüngere, aufstrebende Geschlecht der Philosophen verläßt gruppenweise die verödeten, unwohnlich gewordenen Hallen der Metaphysik und wandert mit seinem schweren geistesgeschichtlichen Gepäck ins neue Reich der Ideen — in die Sociologie. Nach unsäglich qualvollem Umherirren auf den Traumgefilden des „Unerkennbaren" (Kant's Ding-an-sich, Spencer's „Unknowable") ist das heranwachsende Philosophengeschlecht endlich beim Menschen angelangt — zum Menschen zurückgekehrt.

Den philosophischen Modernen, den „Jungen", ist das Universum Hekuba. Nicht das Weltdasein, sondern das Menschendasein ist ihr centrales Problem geworden. Ob das Universum aus Atomen, Energien oder Kraftcentren sich zusammensetzt, das mögen die neunmalweisen Metaphysiker unter einander ausmachen. Ob es einen und nur einen Weltzweck gibt, mag dem dialektischen Spürsinn der hochmüthigen Alles-wisser und Nichts-könner vorbehalten bleiben; wir bescheiden uns dabei, den menschlichen Lebenszweck auszumitteln (homo homini deus); der Mensch ist und bleibt das interessanteste Untersuchungsobject des Menschen. Die Formen und Gesetze des menschlichen Zusammenlebens und Zusammenwirkens, wie sie die Sociologie in ihrem Sein, die Socialphilosophie in ihrem Werden, die sociale Ethik in ihrem Sollen erfaßt, das sind die Probleme, welche an der Wende des Jahrhunderts die jugendstarken Geister entzünden und zu energievoller Gedankenarbeit entflammen"[1]).

Wie sehr der Mensch im Mittelpunkte des philosophischen Interesses bei Pestalozzi steht, erhellt besonders auch aus der Wendung seiner männlichen Lieblingsfigur in „Lienhard und Gertrud", des Junkers Arner: „Die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit der Erde" (III, Cap. 27). Dieser ästhetische Anthropocentrismus geht fast so weit wie der erkenntnißtheoretisch zu fassende Homo mensura-Satz des Protagoras, nach welchem der Mensch das Maß aller Dinge ist.

Wenn also von Pestalozzi als Philosophen gesprochen werden darf, so gehörte er jedenfalls nur zu den Culturphilosophen, nicht zu den Naturphilosophen. Der Mensch und seine Cultur ist ihm nicht bloß Ausgangs-, sondern zugleich Zielpunkt des Denkens. Pestalozzi's Vorrede zur „Idee der Elementarbildung" (Werke Bd. 17 S. 164) wird von dem Grundgedanken beherrscht, daß alle Kunstbemühungen unseres Geschlechts nur den Zweck haben, „den höheren Gesetzen der sittlichen und religiösen Bildung unseres Geschlechts untergeordnet" zu werden. An jenen zahlreichen Stellen seiner Schriften, welche „von der Möglichkeit einer Veredelung des Menschengeschlechts"[2]) handeln und die er einmal selbst auf den knappen Ausdruck bringt „Bildung zur Menschlichkeit war mein Zweck" (Werke Bd. 17 S. 41), tritt sein social-utilitarischer Optimismus in die hellste Beleuchtung. Er ist vielleicht der energischste Vertreter des Perfectibilismus in der Ethik, d. i. jener Richtung, welche die Bildsamkeit und sociale Umgestaltungsfähigkeit der menschlichen Charaktereigenschaften behauptet und demzufolge mit allen Machtmitteln eine solche Umbiegung und Eingewöhnung altruistischer Gefühle vermittelst socialer Einrichtungen erstrebt. Während nach Schopenhauer's fatalistisch-deterministischem Hauptsatz: „operari sequitur esse" (das Handeln folgt aus dem Sein) der menschliche Charakter ein starres Einerlei, eine alle Erziehung durch Entwicklung ausschließende, unbewegliche Gleichförmigkeit darstellt, erweist sich der optimistisch gestimmte Socialpädagoge in Pestalozzi als Vertreter einer unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit der Menschennatur. Nach Schopenhauer stellt der menschliche Charakter gleichsam ein ewiges Zugleich (*πάντα ὁμοῦ*, nunc stans), nach Pestalozzi einen ewigen Aufstieg (*πάντα ῥεῖ*) zum Besseren und Vollkommeneren dar; jener ist im ethischen Ontologismus stecken geblieben, dieser zum sociologischen Evolutionismus fortgeschritten, wie ihn etwa der Schlußsatz

[1]) An der Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Culturphilosophie. S. 43. 1899.
[2]) Vergl. Chr. Rothenberger, Pestalozzi als Philosoph. S. 47. Bern 1898.

des zweiten Briefes von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ zeigt: „Mit einem Worte, ich bin durch den Eindruck des Ganzen und durch die ununterbrochene Gleichheit meiner Erfahrungen dahin gekommen, den Glauben wieder in mir herzustellen, den ich im Anfange meiner pädagogischen Thätigkeit mit so vieler Wärme in mir selber nährte, aber im Fortgange derselben unter der Last ihrer Zeitkunst und ihrer Zeithülfsmittel beinahe verlor — den Glauben an die Möglichkeit einer Veredelung des Menschengeschlechts.“

Diese Gegenüberstellung der Socialpädagogik Pestalozzi's und derjenigen Schopenhauer's bekräftigt recht drastisch die Richtigkeit unserer Behauptung: „der Pessimismus ist eine Krankheit eher, als eine Weltanschauung ... Persönlicher Pessimismus ist eine Individualkrankheit, socialer Pessimismus eine Völkerkrankheit, eine Massenpsychose, eine pathologische Störung des socialen Gleichgewichts.“ Pestalozzi ist der vornehmste Typus des Philanthropen, der sich Zeit seines Lebens der Aermsten und Verlassensten des Menschengeschlechts mit nie versagender Hülfsbereitschaft angenommen hat, Schopenhauer dagegen eines der abstoßendsten Exemplare von Misanthropen, der uneingedenk seiner schönrednerischen Mitleidsmoral die Menschenscheu und Menschenverachtung in einem Grade zur Schau trug, daß er „für die Leiden seines Lieblingshundes wärmere Töne findet, als für die sociale Frage“.

Pestalozzi's socialer Optimismus ist ebenso sehr Ausdruck und Widerspiegelung seines Temperaments, wie der sociale Pessimismus des allen Fortschritt leugnenden Schopenhauer Ausfluß seiner galligten Uebellaune ist. Mit dieser Interpretation des „operari sequitur esse,“ wonach also auch Schopenhauer's Handeln aus seinem Individualcharakter folgte, würden wir uns allenfalls befreunden können, vorausgesetzt, daß man diese Beziehungen nur auf Temperament und Weltanschauung einschränkt, nicht aber, wie Schopenhauer, auf das Verhältniß des Einzelmenschen zu seinem intelligiblen Charakter ausdehnt.

Ueber Allem, was Pestalozzi socialpädagogisch denkt oder schreibt, scheint ein Stück Sonne, weil sein Temperament selbst von sonnenhafter Zuversichtlichkeit ist; und nur solche Socialpädagogen vermögen auf das Volk bessernd, umgestaltend, sittlich belebend einzuwirken. Um Andere zu einer guten Handlung anzuspornen, muß man vor allen Dingen an die Güte dieser Handlung in erster und an die Möglichkeit ihrer Ausführung in zweiter Linie mit der ganzen Gluth eines frohgemuthen Herzens glauben. Wem dieser Glaube an die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts so gründlich abgeht wie Schopenhauer, der aus der Geschichte des Menschengeschlechts nur die Leierkastenmelodie des eintönigen Einerlei herauszuhören vermag, der ist freilich für alle und jede Socialpädagogik verdorben. Ist die Menschennatur unveränderlich, und ist daher die Menschheitsgeschichte selbst nichts weiter, als ein ewiger circulus vitiosus, dann wäre es ein Unding, sociale Reformen anzustreben, also durch bewußte Ausbildung des socialen Bewußtseins in das künftige Menschengeschick dirigirend eingreifen zu wollen. Woher die Lebensenergie, den Opfermuth, die Unternehmungsfreudigkeit schöpfen, die doch schließlich zu jeder socialen Umgestaltung gehören, wenn

wir, wie das Pferd an der Tretmühle, doch immer auf denselben Fleck zurücktraben — gleichviel, ob wir im schläfrigen Kurzschritt mechanisch dahin trotten oder im munteren Galopp lustig vorwärts stürmen?

Eine Socialpädagogik großen Stiles ist daher nur auf dem Boden des Perfectibilismus, also des Glaubens an die Vervollkommnungsfähigkeit des Typus Mensch denkbar. Für Leugner des Fortschritts ist alle und jede Socialpädagogik ein caput mortuum der Wissenschaft. Der unverwüstliche Optimismus hingegen, der Pestalozzi in Lehre und Leben allen Schwankungen zum Trotz gleichsam als Rückgrat seines socialpädagogischen Denkens aufrecht gehalten hat, ist beim Ausbau eines thatendurstigen, unternehmungslustigen, die erkannten Ziele mit unüberwindlicher Energie anstrebenden socialen Bewußtseins unerläßlich. In jenem socialen Optimismus, den Pestalozzi als werthvollstes Erbtheil des Aufklärungszeitalters in seinen Schriften aufgespeichert und uns als Morgengabe des achtzehnten Jahrhunderts an das neunzehnte hinterlassen hat, erblicken wir seinen vornehmlichsten Rechtstitel als Socialpädagogen und Mitschöpfer unseres, an der Hand der Sociologie gereiften socialen Bewußtseins. Denn er hat in „Lienhard und Gertrud" schon im Wesentlichen das ausgesprochen, was der sociale Optimismus heute zu seiner Devise machen könnte: „Er ist ein Mensch; und jeder Trieb der Natur, welchen Du ihm befriedigst, macht ihn vollkommen, und jeder Trieb seiner Natur, den Du ihm nicht befriedigst, läßt ihn unvollkommen und — Gesetzgeber! Was Du ihm nicht gibst, das hast Du nicht von ihm. Merk' Dir das und rechne — nicht für ihn — rechne nur für Dich, und Du wirst ihm geben, so viel Du kannst, damit Du ihn so vollkommen brauchen könnest, als Du ihn machen kannst (IV, Cap. 56).

III.

Das Erwachen des socialen Gewissens innerhalb unseres Cultursystems ist die unmittelbare Folge des erstarkten socialen Bewußtseins. Man mißverstehe uns nicht. Wir wollen die segenbringende Wirksamkeit von Staat und Kirche, wie sie sich in der Linderung des Massenelends wohl zu allen Zeiten offenbarte, nicht verkennen. Nur mißbehagt unserem social fühlenden Zeitalter die frühere Aeußerungsform des Mitleids, jene mittelalterliche Caritas, welche selbst in ihrer mildesten Fassung von einem peinlichen Beigemisch bettelhafter Almosenhaftigkeit nicht freiblieb. Für ihre eigenen Armen haben die kirchlichen Institutionen jeweilen große Opfer gebracht, aber es fehlte diesen Gaben System und Organisation. Es lag eben außerhalb ihrer Aufgaben, der Armuth vorzubeugen; die Kirche beruhigte sich vielmehr dabei, die schon bestehende zu lindern.

Hier mußte die Wissenschaft eingreifen. Wie uns die Hygiene darüber belehrt, daß Vorbeugungsmaßregeln gegen Krankheiten ungleich wirksamer sind, als die vorhandenen Heilmethoden gegen schon ausgebrochene Krankheiten, so hat uns eine sociale Hygiene darüber aufgeklärt, daß es weniger darauf ankommt, für die schon bestehende Armuth zu sorgen, als darauf, vorzusorgen, daß die Quellen der Armuth bei Zeiten verstopft werden. Ein

sociales Regulirungssystem der nationalen Arbeit kann Arbeitsgelegenheiten schaffen und eben dadurch die Veranlassung zum Elend wettmachen. Die sociale Gesetzgebung ist gleichsam eine Hygiene des Gesellschaftskörpers; sie hat durch vorsorgliche Maßregeln auf der einen Seite Stauungen auf dem Arbeitsmarkte zu verhüten, also der Arbeitslosigkeit methodisch vorzubeugen, während sie auf der anderen durch ein klug erdachtes Leitungssystem nationaler Arbeit den Ueberschuß an Arbeitskräften dorthin lenkt, wo diese Noth thun. Solche Aufgaben aber liegen außerhalb des augenblicklichen Machtbereichs der Kirche. Nur der Staat als Inhaber der disciplinirten Zwangsgewalt vermag heute auf dem Wege der Gesetzgebung das erwachte sociale Gewissen zu beschwichtigen, indem er seinen Forderungen unbedingte Nachachtung verschafft.

Unser heutiges sociales Gewissen, welches, mit Herkner zu sprechen, das Massenelend als „brennenden Schmerz“ empfindet, fordert nun aber nicht bloß Fürsorge für die Armen, wie einst die Kirche, sondern vor Allem Vorsorge gegen die Armuth, wie sie eben nur der Staat mit seinen gesetzgeberischen Machtmitteln durchsetzen kann. Dieses sociale Gewissen spricht ebenso aus den kaiserlichen Erlassen vom 4. Februar 1890, wie aus der Encyclica „rerum novarum“ des Papstes Leo's XIII. vom Jahre 1891. Ja, man darf füglich behaupten, daß dieses ursprünglich von revolutionären Bohrern aufgerüttelte sociale Gewissen heute alle führenden Kreise unseres Culturſystems mit geradezu elementarer Gewalt ergriffen hat. Das „Bürgerliche Gesetzbuch“ z. B. hat nicht wenige Postulate dieses socialen Gewissens gesetzgeberisch verwirklicht, was deutlich genug beweist, daß wir auf dem besten Wege sind — trotz der, und wenn es sein muß, gegen die Socialdemokratie —, das Recht zu socialisiren. Gewiß, wir sind erst am Anfange dieses Socialisirungsprocesses. Die deutsche „Unfall-, Krankheits- und Invaliditätsversicherung“ — der glücklichste Griff der deutschen Socialpolitik — hat diesen Socialisirungsprozeß glänzend eingeleitet, und das „Bürgerliche Gesetzbuch“ hat ihn einen Schritt weiter geführt. Das ist die Richtung, aber noch lange nicht das Ziel. Arbeitslosenversicherung, nationale Arbeitsämter, welche sämmtliche Post- und Telegraphenbureaus zugleich als Arbeitsvermittlungsstellen einrichten, um mit Hülfe der Verbilligung der Eisenbahntarife die Arbeit-Suchenden aus der Stadt, wo sie überflüssig sind, auf das Land zu befördern, wo sie bitter nöthig wären — das sind wohl die nächsten Aufgaben, welche das sociale Gewissen einer von hohen Gesichtspunkten getragenen Socialpolitik stellen dürfte. Das Ziel selbst aber lautet: Codificirung des Mitleids. Wie wir früher unzählige Einrichtungen, welche einen almosenhaften Beigeschmack hatten, dadurch social gehoben und dieses bitteren Nebengeschmackes entäußert haben, daß wir sie in Staats- oder Communalinstitute verwandelten — Spitäler, Irrenhäuser, Taubstummenanstalten, vor Allem aber die paritätische Volksschule —, so sollen wir in Zukunft überall dort, wo uns das Massenelend „brennenden Schmerz“ bereitet, in umfassendster Weise gesetzgeberisch eingreifen, um das sociale Mitgefühl zu Rechtssatzungen zu condensiren. Sehen wir doch im Recht selbst nichts weiter als verdichtete Sitte, als den Niederschlag des Völkerbewußtseins. Und so erscheint es denn durchaus erklärlich, daß wir aus dem er-

stärkten socialen Bewußtsein und socialen Gewissen unseres Zeitalters das codificirte Mitleid als Leitgedanke eines socialen Rechtes zu schaffen haben.

Pestalozzi war nun einer der ersten Wecker und Mahner unseres socialen Gewissens. „Seit meinen Jünglingsjahren," schreibt er, „wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quelle des Elends zu stopfen, in die ich das Volk um mich her versinken sah" (Wie Gertrud ihre Kinder lehrt I, 3). Denn er kannte das Volk, wie es um ihn her Niemand kannte; er sah sein Elend (ebenda 6). Er begnügte sich nicht mit der Verehrung der Gemeinsprüche und „dem Trommelschlag der Charlatanrecepte," sondern er machte „die Natur einer wahren Volksgesetzgebung zum Gegenstand seines Nachtwachens und jedes freien Augenblicks im Tage" (Lienhard und Gertrud IV, 41). Von der physiokratischen Naturverhimmelung, welche Rousseau's „Emil" die an das cynisch-stoische Modell der Naturbegeisterung gemahnenden Worte eingegeben hat: „Alles ist gut, wie es hervorgeht aus den Händen des Urhebers der Dinge, Alles entartet unter den Händen der Menschen," weiß sich Pestalozzi so gründlich frei, daß er neben dem unverdorbenen Naturmenschen Rousseau's auch die Kategorie des „verdorbenen" Naturmenschen bestehen läßt. Rousseau's Schlagwort heißt: Zurück zur Natur, Pestalozzi's Leitmotiv hingegen lautet: Vorwärts zur Cultur: „dieses Geschlecht wird nicht anders und nicht besser, als wo es durch eine mit seiner Natur übereinstimmende Bildung und Führung mit Weisheit zu seiner bürgerlichen Bestimmung emporgehoben und zu dem gemacht wird, was es in der Welt wirklich sein soll" (Lienhard und Gertrud IV, 41).

Wie wenig bei Pestalozzi von einer rührseligen Verklärung des Naturmenschen gesprochen werden kann, wie sehr er vielmehr das wahre Grundwesen der Menschennatur erkannt und sociologisch am tiefsten erfaßt hat, mag die Hauptstelle der „Philosophie seines Leutnants" beweisen, die wir mit dem Bemerken hersetzen, daß Pestalozzi dem Leutnant in „Lienhard und Gertrud" oft seine eigenen Züge ebenso leiht wie er, nach den schönen Ausführungen Gustav Tobler's (Berner Neujahrsblatt 1900), seinen Junker Arner, nach dem Modell des Berner Patriciers Nikolaus Emanuel Tscharner gezeichnet hat.

Die Stelle (IV, 41) lautet:

„Der Mensch ist von Natur, wenn er sich selbst überlassen, wild aufwächst, träg, unwissend, unvorsichtig, unbedachtsam, leichtsinnig, leichtgläubig, furchtsam und ohne Grenzen gierig, und wird dann noch durch die Gefahren, die seiner Schwäche, und die Hindernisse, die seiner Gierigkeit aufstoßen, krumm, verschlagen, heimtückisch, mißtrauisch, gewaltsam, verwegen, rachgierig und grausam. Das ist der Mensch, wie er von Natur, wenn er sich selbst überlassen, wild aufwächst, werden muß; er raubt, wie er ißt, und mordet, wie er schläft. Das Recht seiner Natur ist sein Bedürfniß, der Grund seines Rechtes ist sein Gelüst, die Grenzen seiner Ansprüche seine Trägheit und die Unmöglichkeit, Weiteres zu erlangen. In diesem Grade ist es wahr, daß der Mensch, so wie er von Natur ist, und wie er, wenn er, sich selbst überlassen, wild aufwächst, seiner Natur nach nothwendig werden muß, der Gesellschaft nicht nur nichts nütz, sondern ihr im höchsten Grade gefährlich und unerträglich ist. Des nahen muß sie, wenn er für sie einigen Werth haben oder ihr auch nur erträglich sein soll, aus ihm etwas ganz Anderes machen als er von Natur ist, und als er, wenn er, sich selbst überlassen, wild aufwächst, werden könnte. Der ganze bürgerliche Werth des Menschen, und alle seine der Gesellschaft nutzbaren und brauchbaren Kräfte ruhen

auf Einrichtungen, Sitten, Erziehungsarten und Gesetzen, die ihn in seinem Innersten verändern und umstimmen, um ihn ins Geleis der Ordnung hinein zu bringen, die wider die ersten Triebe seiner Natur streitet und ihn für Verhältnisse brauchbar zu machen, für welche ihn die Natur nicht bestimmt und nicht brauchbar gemacht, sondern vielmehr selber die größten Hindernisse dagegen in ihn hinein gelegt hat .... Indessen ist es nichts weniger als leicht, aus dem Menschen etwas ganz Anderes zu machen als er von Natur ist, und es fordert die ganze Weisheit eines, die menschliche Natur tief kennenden Gesetzgebers, oder wenn Ihr lieber wollt (denn beides ist wahr), die Frömmigkeit einer Engeltugend, die sich Anbetung erworben, den Menschen dahin zu bringen, daß er beim Werk seines bürgerlichen Lebens und bei Verrichtung seiner Standes-, Amts- und Berufspflichten eine das Innere seiner Natur befriedigende Laufbahn finde, und an einer Kette nicht verwildere, welche die ersten Grundtriebe seiner Natur mit unerbittlicher Härte beschränkt und mit eiserner Gewalt etwas Anderes aus ihm zu machen beginnt, als das ist, wozu ihn alle Triebe seiner Natur mit übereinstimmender Gewalt unwillkürlich in ihm liegender Reize hinlocken. Eine jede Lücke in der bürgerlichen Gesellschaft, ein jeder Anstoß im gesellschaftlichen Leben, eine jede Ahndung, durch Gewalt oder durch List seine natürliche Freiheit behaupten und außer dem Geleise der bürgerlichen Ordnung zur Befriedigung seiner Naturtriebe gelangen zu können: das Alles facht in jedem Falle den Funken der Empörung gegen diese Kette, der tief in der Natur liegt, von Neuem wieder an, das Alles belebt in jedem Falle von Neuem die Kräfte unserer bürgerlichen Bildung, die diese Triebe beschränken. So viel, und weniger nicht, hat ein Gesetzgeber zu bekämpfen, der den Menschen durch die bürgerliche Verfassung glücklich machen und ihm die ersten Vortheile der gesellschaftlichen Verbindung, Gerechtigkeit und Sicherheit, nicht nur versprechen, sondern auch halten will, denn allenthalben, wo man die Menschen wild aufwachsen und werden läßt, was sie an sich selbst werden, da ist Gerechtigkeit und Sicherheit in einem Staate ein bloßer Traum."

Weder war Pestalozzi in seiner Socialpädagogik ein Utopist, der an eine plötzliche Umstempelung der Menschennatur geglaubt hätte, noch viel weniger aber war er von weichherziger Humanitätsduselei, welche wähnt, man könne mit Thränen Revolutionen machen. Den Ersteren macht er vielmehr ihre „Charlatanrecepte", „Brockenwahrheiten", den Letzteren die „Menschlichkeitsträumerei" zum Vorwurf. Er findet ebenso markige Ausdrücke gegen die „Herzens- wie Verstandespest" der öden Atheisterei, wie gegen den „unter das Joch der Abgötterei sich schmiegenden Aberglauben". Er verlangt vielmehr mit allem Nachdruck einen „Götterdienst des Lebens", zumal er in unzähligen Wendungen seinen Lieblingssatz paraphrasirt: „Das Leben bildet". (Schwanengesang § 43b.)

Das Leben aber ist für Pestalozzi, wie für alle geborenen Optimisten, Selbstzweck. Gesteigerter Volkswohlstand und erhöhte Volksbildung sind ihm die entscheidenden Mittel zur Verannehmlichung des Lebens. Bloßer Zwang vermittelst der Strafgesetzgebung vermag nur eine „Galgen-, Rad- und Galerengerechtigkeit" zu erzielen; erst die sociale Erziehung des Volkes vermittelst einer weisen Gesetzgebung, „die Bildung zur Menschlichkeit", „die harmonische Entwicklung aller Kräfte und Anlagen", vermag auch den „niedersten Menschen" allgemach emporzubilden zur Gemeinkraft der Menschlichkeit. Diese Gemeinkraft der Menschlichkeit ist das Leitmotiv seines „Schwanengesangs".

Unter Erziehung des Menschen ist aber nicht Kindererziehung allein, ja nicht einmal in erster Linie, sondern vorzugsweise die Volkserziehung auf dem Wege der socialen Gesetzgebung zu verstehen: Menschenbildung. Der Gesetzgeber ist im eminenten Sinne Pädagoge, Socialpädagoge. Bezeichnend hierfür ist eine Wendung im Capitel Religion („Lienhard und Gertrud", IV, 57), in

welchem Pestalozzi inmitten ekstatischer Wallungen seines überströmenden religiösen Gefühls Gott mit den Worten apostrophirt: „durch Dich vollendet der Gesetzgeber sein unermeßliches Werk."

Bei der tiefinneren Religiosität, die in Pestalozzi's Schriften überall stürmend hervorsprudelt, nimmt nicht die Religion, sondern das Gesetz die erste socialpädagogische Stelle ein. Dem Ritualismus, dem erstarrten Formendienst in allen seinen Schattirungen, ist er ohnehin gründlich abgeneigt. Gegen den „Geist der Pfaffheit" bäumt sich der Wille zur Wahrheit in Pestalozzi mit aller Macht und Kraft auf. „Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster" (IV, 58). Der Gesetzgeber wird hier geradezu der Pfaffheit gegenübergestellt; dem „Maulchristen" stemmt sich der Junker Arner als das verkörperte Gesetz entgegen, „indem er die bürgerliche Führung und die Kopfbildung ganz von ihrem Glaubensunterricht sonderte und dem ersten ganz unabhängig vom letzten durch die Kraft seiner Gesetzgebung ein Genüge leistete" (ebenda 59).

Wie hier der vornehme Junker, der Gesinnungsadlige, gegen die Prärogative der „Pfaffheit" energisch Front macht, so entschlüpft dem politisch sonst so gemäßigten Pestalozzi einmal auch das übertreibende Wort: „Ich wünsche die Aristokratie bis auf die letzte Spur vertilgt" (Werke Bd. X, S. 232). Gemeint sind die Auswüchse der damaligen Aristokratie, nicht diese selbst. Warum hätte Pestalozzi sonst die edelsten Grundsätze gerade dem Aristokraten Arner in den Mund gelegt? Wie hätte er sonst die Fürsten „Bild der Gottheit," „Vater einer Nation", Männer mit „Gotteskraft, zum Segen ihrer Völker gebildet", anreden können? (Abendstunden 115—130; Lienh. u. Gertr. II, 26, 41, 55; III, 58). Predigt er doch geradezu patriarchalische Lebensordnung, „Ruhe und stillen Genuß", Vatersinn und Kindersinn als „Quelle alles reinen Nationalsegens" („Abendstunden", 155). Was also Pestalozzi treffen wollte, war der „Fußtritt des Tyrannen". So gut er einer gehaltenen, von Ritualismus und Götzendienst gesäuberten Religiosität das Wort redete, ebenso sehr wird er in der Figur des Junkers Arner, seinem ausgesprochenen Liebling, den socialen Tugenden eines wirklichen Adels, insbesondere des Gesinnungsadels, durchaus gerecht.

Nur kann der Menschheit socialpädagogisch weder mit Erziehungsmethoden geholfen werden, die aus der mittelalterlichen Kirche hergeholt sind, noch mit politischen Behelfen, die aus der Zeit des Feudalismus stammen, sondern einzig und allein durch eine zielbewußte sociale Gesetzgebung. Und zwar solle diese Gesetzgebung kein Monopol bevorzugter Stände, keine Privilegien für besondere Klassen schaffen, sondern alle Erwerbskategorien gleichmäßig umspannen. Pestalozzi fordert geradezu, daß Landwirthschaft, Industrie und Handel als gleichberechtigte sociale Factoren angesehen und dementsprechend behandelt werden. „Das Ideal meines Traumes umfaßte Feldbau, Fabrik und Handlung", heißt es in „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt" (I, 4).

IV.

Daß Pestalozzi der Landwirthschaft im Staatsorganismus eine bevorzugte Stelle anwies, wird man bei einem Anhänger des physiokratischen Systems

ohne Weiteres anzunehmen gewillt sein. Stand doch Pestalozzi mit Iselin, dessen „Ephemeriden" geradezu als Moniteur der schweizerischen Abschattung von Quesnay's System der Physiokratie angesehen werden können, in engster freundschaftlicher und literarischer Beziehung. Und so finden wir denn auch Pestalozzi mitten im Feldbau drin. Abgesehen von den eigenen, freilich mißglückten Versuchen als Landwirth, athmet doch eigentlich „Lienhard und Gertrud" allüberall den Erdgeruch der bäuerlichen Scholle. Der Großgrundbesitz, dessen eigentliches Wesen ihm in der Schweiz ohnehin unbekannt bleiben mußte, ist Pestalozzi volkswirthschaftlich unsympathisch, weil „die Menschen auf die Besorgung kleinerer Grundstücke eine unendlich größere Anstrengung verwenden, als auf große Güter zu verwenden je möglich sein wird" (Werke X, 255). Im Einklang mit der physiokratischen Schule, deren Lehrsätze er durch die Lectüre von Iselin's „Ephemeriden" gründlich genug kennen zu lernen Gelegenheit hatte, fordert er das Niederreißen aller beengenden Schranken des Verkehrs, die Aufhebung aller Monopole und Privilegien, die vollständige Abschaffung des Zehnten (vgl. seine Schriften: „Gesetzgebung Helvetiens, über den Zehnten", Werke X). An die Stelle der hemmenden Schranken, der Stadt- und Zunftmonopole, der Stände- und Ortsprivilegien soll eine Finanzreform treten, welche alle Hemmnisse des Verkehrs hinwegräumt, indem sie durch ein alle gleichmäßig belastendes Steuersystem eine proportionale Gleichheit aller Staatsbürger zu Wege bringt.

Ein gewisser Hang zu jenem Staatssocialismus, der augenblicklich die wissenschaftlich denkenden Köpfe unseres gesammten Cultursystems lebhaft beschäftigt, ist Pestalozzi eigen. Er durchschaut den Grundgegensatz in den Interessen der Gesammtheit und denen des Einzelindividuums, und er verlangt daher eine „gesicherte Mäßigung der collectiven Ansprüche des Staates gegen die heiligsten Ansprüche der Individualexistenz der Bürger (Werke XII, 132; Rothenberger a. a. O. S. 82). Die Synthese zwischen den Ansprüchen und collidirenden Interessen von Staat und Gesellschaft findet Pestalozzi, wie Rothenberger hervorhebt, dort, wo ich sie in meiner „Socialphilosophie" (S. 596) gesucht habe: in der Schaffung eines möglichst breiten Mittelstandes, der für Pestalozzi die „Quelle aller Vorzüge und alles Segens" in sich birgt. Zu diesem Behufe nimmt Pestalozzi einen Anlauf zur partiellen Nationalisirung des Bodens, wie ihn die Bodenreformer in extremem, die Staatssocialisten in gemäßigtem Umfang vertreten, indem er nämlich fordert, „alle Gemeindegüter eigenthümlich zu machen und einen Theil derselben als Staatsgut zu erklären" (Werke, Bd. X, 254 ff.). In der „Gesetzgebung Helvetiens" wird aller Nachdruck darauf gelegt, daß man aus dem Grund und Boden ebenso, wie aus der Industrie einen „höchstmöglichen Ertrag" herausschlagen müsse, um die Ruhe und den sicheren Genuß der Bürger zu gewährleisten, als welche „das Glück aller Staaten ausmachen". Der Grund und Boden aber werde durch geschickte Parcellirung ertragsreicher gemacht, zumal „die Vertheilung der Gemeindegüter, verbunden mit der Aufhebung aller Lehnslasten nothwendig den Abtrag des Grund und Bodens, sowie den Capitalwerth aller Güter unbestimmter erhöhen und sichern müsse" (Werke X, 255; Rothenberger a. a. O. S. 84).

Wie ernstlich sich der Träumer Pestalozzi mit socialpädagogischen Problemen beschäftigte, mag aus dem Titel einzelner, weniger bekannten Schriften erschlossen werden. Aus diesen Schriften erhellt, daß Pestalozzi eine grundmäßige Reform nicht bloß für das Leben der Schule, sondern ebenso sehr für die Schule des Lebens angestrebt hat. Von den bereits angeführten Schriften Pestalozzi's abgesehen, nennen wir hier noch die „Ueber die Aufwandgesetze", ferner das „Memorial über die Freiheit des Handels für die Landschaft Zürich", „Ansichten über Industrie, Erziehung und Politik", Ueber die „Natur der im Zürichgebiet sich äußernden Volksbewegung", „Ein Wort an die gesetzgebenden Räthe Helvetiens", „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat", „Ueber Gesetzgebung und Kindermord". Aus alledem geht hervor, daß wir in Pestalozzi nicht bloß einen Reformator der Elementarpädagogik, sondern auch einen Inspirator der Socialpädagogik zu würdigen haben. Das abgelaufene Jahrhundert hat sich redlich bemüht, jene Erziehungsgrundsätze, welche Pestalozzi für die Schule kündete, unserem Culturssystem so einzuprägen, daß es der größte Ruhmestitel Pestalozzi's als Kindererzieher immer bleiben wird, daß sie banal geworden sind. Sobald ein neuer Grundsatz sieghaft wird und sich des Collectivbewußtseins unseres gesammten Culturssystems bemächtigt, plattet er sich naturgemäß zu flacher Selbstverständlichkeit ab. Und so absonderlich es auch klingen mag, so bleibt es darum nicht weniger wahr: der eiserne Bestand unseres Culturssystems setzt sich aus lauter Plattheiten zusammen, bei denen man aber niemals übersehen sollte, daß sie ihrem Ursprunge nach Errungenschaften sind.

Ueber „Pestalozzi als Erzieher" sind ganze Bibliotheken geschrieben worden; ein Buch aber, das Buch über „Pestalozzi als Völkererzieher" wird uns voraussichtlich das beginnende Jahrhundert bescheren. Denn erst in den letzten Jahren hatte man ihn als Socialpädagogen recht eigentlich entdeckt. So schrieb F. Mann im Jahre 1896 über „die sociale Grundlage von Pestalozzi's Pädagogik". Je bedenklicher die Zahl der „führenden Geister" in der Gegenwart zusammenschrumpft, desto eifriger müssen wir darauf bedacht sein, die führenden Geister vergangener Geschlechter namentlich dann scharf und fest im Auge zu behalten, wenn diese unserem eigenen Geschlechte noch Erweckliches und Ersprießliches zu sagen haben. Das aber scheint mir bei Pestalozzi in hohem Grade der Fall zu sein. Als Kindererzieher hat er uns freilich heute wenig mehr zu sagen, zumal sich das Berechtigte seiner pädagogischen Forderungen inzwischen wohl durchweg durchgesetzt hat; aber als Menschheitserzieher, als Socialpädagoge muthet er uns noch so jugendstark und quellenfrisch an, als sei er soeben erst aus dem gährenden Gewühl unserer frischlebigen Zeit emporgestiegen.

Auf socialpädagogische Einzelfragen, denen Pestalozzi sein nimmermüdes Nachdenken gewidmet hat, kann hier nicht eingegangen, sondern sie können im günstigsten Falle nur obenhin gestreift werden, zumal diese Skizze nur zur Aufnahme einer des Gegenstandes ebenbürtigen Darstellung der Socialpädagogik Pestalozzi's wohl anregen, nicht aber diese selbst bieten will. Hier handelt

es sich vielmehr darum, die Hauptlinien seines socialpädagogischen Denkens im Umriß zu zeichnen, den späteren Darstellern überlassend, die hier nur angedeuteten Linien kräftig auszugestalten und die gedanklichen Zwischenräume herzhaft auszufüllen.

Daß seine sociale Gesetzgebung vier Hauptpunkte umfaßt, hat bereits Rothenberger in den Grundzügen richtig erkannt: eine zweckmäßige Volksbildung, eine gute Polizei- und Gerechtigkeitspflege, gute Militäranstalten und ein zweckmäßiges Finanzsystem. Auch die Einzelausführungen dieser Grundgedanken, als da sind: Aufhebung der Leibeigenschaft und der Hörigkeit, gründliche Reform der Strafjustiz unter Abschaffung der Todesstrafe, Maßregeln gegen den Pauperismus durch Ausbau des Sparkassenwesens und Einführung des Versicherungszwanges (gegen Schaden und Unfall), endlich die staatliche Regelung des Sanitätswesens u. s. w. haben bereits ihre andeutende Behandlung gefunden. Hingegen vermissen wir noch eine genaue Kennzeichnung der Stellungnahme Pestalozzi's zu Industrie und Handel. Wir wissen nur, daß er diesen beiden Hauptfactoren des modernen Staatslebens eine gleichberechtigte Stellung neben der Landwirthschaft eingeräumt hat. Wir wissen ferner, daß er für die Industrie (wohl mit Adam Smith) die Arbeitstheilung und für den Handel (wohl mit Quesnay) unbedingte Bewegungsfreiheit forderte, wenn er auch nicht bis zum Postulat vollständiger Gewerbefreiheit vordrang. Was wir aber immer noch vermissen, ist eine gründliche Einzeluntersuchung seines Verhältnisses zum herrschenden physiokratischen System. War er ein unselbständiger Nachbeter der „Laissez-faire, laissez-passer"-Doctrin, oder ist Pestalozzi, bei welchem sich deutliche Ansätze zum Staatssocialismus, ja sogar zu einer Anerkennung des Rechtes auf Arbeit nachweisen lassen (Lienhard und Gertrud IV, 537; Rothenberger S. 82), über die Freihandelsdoctrin ebenso hinausgegangen, wie er in der unablässigen Betonung seines Nationalismus den herrschenden Kosmopolitismus seines Zeitalters gründlich hinter sich ließ? Das sind Specialuntersuchungen über die Socialpädagogik Pestalozzi's, welche ihres Bearbeitens noch harren. Nur so viel geht schon aus unserer heutigen Kenntniß seines socialpädagogischen Ideenganges mit unumstößlicher Sicherheit hervor, daß Pestalozzi als Völkererzieher heute mehr Beachtung verdient, denn als Schulerzieher, sintemal die letztere Seite seines Wesens erschöpft scheint, während die erstere jetzt erst wie ein frischer Jungbrunnen aufzusprudeln beginnt. Denn wir glauben gezeigt zu haben, daß Pestalozzi zu den wichtigsten socialpädagogischen Fragen, welche unser eigenes Zeitalter aufs tiefste bewegen und enerviren, nicht bloß Stellung genommen hat, sondern daß er als Socialpädagoge mit so prophetischer Feinfühligkeit zu uns spricht, wie wenn er uns im zwanzigsten Jahrhundert als Völkererzieher die gleichen Dienste leisten könnte, welche er uns im neunzehnten als Kindererzieher einmal und für immer geleistet hat.

Schon Pestalozzi's Fassung des Eigenthumsbegriffs bringt ihn unserem heutigen socialen Fühlen nahe. Er hat den Muth, der herrschenden Vertragstheorie seines Zeitalters entgegenzutreten, sowie dem Phantom des „Naturrechts" zu Leibe zu rücken. Seine „Nachforschungen" stellen einen förmlichen

Absagebrief an die Rechts- und Socialphilosophie seines Zeitalters dar: Hume, Smith und Hobbes sind seinem sociologischen Denken verwandter, als sein Freund Fichte. Das utilitarische Moment, welches jenseits des Canals damals von Jeremy Bentham mit übertreibendem Radicalismus herausgehoben und in den Mittelpunkt des sociologischen Denkens gerückt wurde, trifft eine verwandte Saite in Pestalozzi's Seele. Er, im Leben die Verkörperung des Altruismus, neigt in der Theorie der stoischen Lehre vom Selbsterhaltungstrieb als Fundament aller Ethik zu (Nachforschungen S. 92). Das sociale Ethos macht nach Pestalozzi folgende Evolution durch: von der thierischen Naturfreiheit erhebt sich der Mensch zur bürgerlich-politischen Freiheit, um alsdann in der sittlichen Freiheit seinen Höhepunkt zu erreichen (Rothenberger S. 78).

Wie stark Pestalozzi von der Socialphilosophie Fichte's sich entfernt, wiewohl sie sich im „Socialismus" wieder berühren, sofern Fichte's „geschlossener Handelsstaat" ebenso deutliche Anklänge an die Socialpädagogik Pestalozzi's enthält, wie seine „Reden an die deutsche Nation" an dessen Elementarpädagogik erinnert, ersieht man am besten daraus, daß der eine die social-utilitarische Begründung des Eigenthums gutheißt, die der andere aus tiefstem Herzensgrunde verabscheut. Der durch die Schule Kant's hindurchgegangene Fichte perhorrescirt natürlich, wie sein Meister, alles Utilitarische als eine Verirrung des menschlichen Denkens. Das Egoistisch-Utilitarische wollen Kant und Fichte gleicher Weise als das „radicale Böse" ausmerzen. Nicht so Pestalozzi. Er ist offensichtlich mehr bei den Engländern in die Schule gegangen, wie denn auch die „Ephemeriden" seines Freundes Iselin dem englischen Social-Utilitarismus huldigen. Und so hat er die Unbefangenheit – trotz Fichte — die Worte niederzuschreiben: „Das Volk muß wissen, daß das Eigenthum nicht durch sich selbst, sondern nur um seines Zweckes willen heilig ist" (Bd. X, 254, Nachforschungen S. 172). Dieser Gedanke geht auf Hobbes und Montesquieu zurück, nicht auf die Kantianer. Wie eng sich hier Pestalozzi mit dem social-philosophischen Utilitarismus der Gegenwart berührt, hat bereits Rothenberger hervorgehoben. Einige Stellen aus den „Nachforschungen," welche Natorp seiner kleinen Schrift: „Pestalozzi's Ideen über Arbeiterbildung und sociale Frage" vorzüglich zu Grunde gelegt hat, mögen hier angereiht werden. Die „Nachforschungen", an welchen Pestalozzi nach eigener Aussage „drei Jahre lang mit unglaublicher Mühseligkeit" gearbeitet hat, wird auch der künftige abschließende Bearbeiter der Socialpädagogik Pestalozzi's zum Ausgangspunkte zu machen haben.

„Das Eigenthum ist in seiner (des Menschen) Hand Pandorens Büchse geworden, aus der alle Uebel der Welt entsprungen. Es ist durch die Nahrung, die es der Selbstsucht unserer thierischen Natur gibt, das große Hinderniß des gesellschaftlichen Zweckes geworden, und hat den Menschen allgemein bald dahin gebracht, daß er dasselbe entweder wie ein beladener Esel auf wundem Rücken herum trägt oder wie ein spielendes Kind als nichtiges Ding versplittert. Die gesetzlose Gewalt glaubt, sie sei selber das Gesetz, sie wähnt, Gesetz und Recht liegen in ihr wie die Eier in den Hühnern. Was der Unterthan im Schweiße seines Angesichts und was ihm Gott in seiner Gnade gibt, das, meint sie, seien alles ihre Eier. Wenn sie den Wohlstand im Lande sieht, so spricht sie, die Hand auf den Wanst: ‚Ich habe ihn mit Schmerzen geboren',

und wenn es übel im Lande geht, so sagt sie, den Zeigefinger über die Nase: ‚Die gottlosen Leute, ich habe sie treulich gewarnt, aber wer vermag etwas gegen Den, der im Himmel regiert?‘“ — „Ewig sagt der Mensch, der mächtig und thierisch zugleich ist, zu der Schwäche seines Geschlechts: ‚Du bist um meinetwillen da‘; und spielt dann über die gereihten Scharen desselben wie über gereihte Saiten des Hackbretts, was achtet er das Springen der Saiten, es sind ja nur Saiten. Ha, es sind Menschen! Und sie werden in der namenlosen Erniedrigung eines rechtlosen Dienstes wie die Pfoten an den Klauen des Bären; sie wissen gar nicht, was das murrende Thier will, das auf seinen Vieren steht, aber sie klammern sich fest in die Eingeweide eines Jeden, gegen den er brummt.“

Wie tief Pestalozzi das sociale Gewissen der Zeit aufgestachelt hat, mag eine Stelle über Armenpflege darthun, welche jene Erwägungen, die ich früher gegen die bisherigen Formen der kirchlichen oder privaten Caritas vorgebracht habe, zu ergreifendem Ausdruck bringen:

„Es ist hier wahrlich mehr um Grundplätze (Grundstücke) als um Almosen, mehr um Rechtsgefühl als um Spitäler, mehr um Selbständigkeit als um Gnade zu thun. Freilich lieben es unsere reichen, nach Behaglichkeit schmachtenden Zeitmenschen, ihren Hoffahrtskitzel durch den Wonnegenuß der Gnade und des Mitleids zu verfeinern, und bringen Argwohn und Unwillen dem Manne entgegen, der es wagt, ihr Verscharren des Rechtes in die Mistgrube der Gnade für das zu erklären, was es ist.“

Man stoße sich nicht an dem Feuer der Diction. Es ist kein rednerisches Pathos, sondern das begreifliche Ueberquellen einer Vollnatur, welche zu viel zu bieten hat, um dem überströmenden Gedanken vorerst das genaue sprachliche Maß zu geben. Beim Umsetzen von Gedanken in Worte zählt und rechnet Pestalozzi nicht — er streut und praßt. Der Ueberfluß an Gedanken strömt ihm so reichlich und verschwenderisch zu, daß er ebenso freigiebig damit umgeht. Stilistisches Ebenmaß und gehaltene sprachliche Würde darf man also von diesem Naturburschen der Logik weder erwarten noch viel weniger verlangen. Daß aber Pestalozzi sich zuweilen selbst zu meistern und einem großen Gedanken die ihm durchaus angemessene Form zu verleihen verstanden hat, mag folgende Stelle des zwölften Briefes (§ 7) von „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ darthun, die ich nicht bloß ihres hohen Gedankenfluges und ihrer sorgfältig gefeilten Sprache wegen, sondern vornehmlich darum hersetze, weil ich in dieser Stelle den Kernpunkt von Pestalozzi's wie aller Socialpädagogik erblicke (zwölfter Brief § 7):

„Die sinnliche Menschennatur wirkt auf jeden einzelnen Menschen mit weit größerer Zartheit und reinerer Kraft, als sie dieses auf Menschenhaufen, auf Corps, auf Massenvereinigungen unseres Geschlechts, welche diese auch immer seien, jemals zu thun vermag. Der erste Impuls aller Naturgemäßheit im Menschenleben, der Instinct bleibt und erfüllt sich in jedem Falle im Individuum unendlich reiner und unendlich kraftvoller, als er dieses in irgend einer Masse, in irgend einer Vereinigung von Menschen zu thun im Stande ist. Er treibt keine Art von Menschenhaufen, keine Art von Corps, keine Art von Menschenmasse in der Reinheit und Unschuld seines ursprünglich menschlichen Wesens, wie er dieses beim Individuum zu thun vermag und seiner Natur nach immer trachtet, zu thun; aber bei jeder Menschenmasse verliert er die ursprüngliche Reinheit seines diesfälligen Einflusses; er verliert die Fundamente der Harmonie von denen sein Einfluß auf den ganzen Umfang der menschlichen Kräfte beim Individuum auszugehen vermag und hinstrebt, und es ist unleugbar, das Heilige, Göttliche, das im Instinct selbst liegt und sich beim Individuum durch die Harmonie seines Einflusses auf den ganzen Umfang der menschlichen Kräfte äußert, dieses Heilige und Göttliche des Instincts wird in jedem Fall, wo er, in welcher Form seiner Einseitigkeit es auch ist, mit seiner Verhärtungs-Abrichtungskraft verkünstelt auf irgend eine Menschenmasse, auf irgend ein collectives Verhältniß unseres

Geschlechts einwirkt, und durch seine diesfällige Einwirkung einen esprit du corps in diese Masse hinein bringt, in seinem Wesen gelähmt und unwirksam. Der Instinct wirkt auf jede Menschenmasse, von welcher Art diese auch immer sei, mit der verhärteten Gewaltskraft, die jede Art von Menschenvereinigung in ihn selbst hinein bringt, und wo immer dieses der Fall, da ist sein Einfluß auf Wahrheit und Recht, folglich auch auf Nationalerleuchtung und Nationalglück nothwendig gelähmt. Diese Verschiedenheit der Einwirkung des Instincts auf einzelne Menschen und auf ganze Corps ist von der höchsten Bedeutung und verdient in allen Rücksichten weit größere Beachtung als er genießt. Er gibt über sehr viele Erscheinungen des menschlichen Lebens entscheidendes Licht, und besonders lassen sich sehr viele öffentliche Handlungen der Regierungen, wenn man ihn heiter ins Auge faßt, gar leicht erklären, die sonst unbegreiflich scheinen. Er gibt insonderheit darüber großen Aufschluß, daß die Menschheit in Rücksicht auf die Individualbesorgung unseres Geschlechts, in Rücksicht auf Volksbildung und Volksbesorgung und den ganzen Umfang der Fundamente des Volkswohles von den Regierungen nicht zu viel und nicht das erwarten darf, was diesfalls von den Individuen im Volke allein geleistet werden kann. Nein, es ist eine ewige, aus der Menschennatur leicht erklärbare und durch die ganze Weltgeschichte bestätigte Wahrheit, was diesfalls von der Belebung und Erhebung der Individuen im Staate, d. h. vom Volke geleistet werden kann, das kann die Regierung nie also leisten. Man darf es auch nicht von ihr erwarten, noch viel weniger von ihr fordern. Was man von ihr allein fordern darf, ist, sie soll die Individuen im Volke nicht zur diesfälligen Kraft- und Willenlosigkeit versinken lassen, im Gegentheil, sie soll die Kraft- und Willenlosigkeit der Individuen im Volke in dem, was diese in Rücksicht auf die Begründung des öffentlichen Wohles selbst leisten und dazu beitragen könnten, auf jede Weise zu verhüten suchen und nichts versäumen, was jeder einzelne Mensch, jedes Individuum zur Bildung der Einsichten, Neigungen und Fertigkeiten bedarf, um als Individuum das Seine zum öffentlichen Wohl beitragen zu können."

Hier hat Pestalozzi vorschauend den Herzpunkt aller Socialpädagogik bloßgelegt. Das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen, des Individuums zur „Masse", der Species zur Gattung, der Gesellschaft zum Staat, der Freiheit zur Gleichheit, kurz das sociologische Universalienproblem, an welches Pestalozzi hier rührt, ist in That und Wahrheit die Lebensfrage der heutigen Sociologie. Was Pestalozzi im Einzelnen über Arbeiterbildung, besonders schön über das seelische Taglöhnern dargelegt hat, betrifft mehr Ausführungen, Specialfälle des oben auseinander gefalteten Grundgedankens. Worauf es Pestalozzi aber im Großen, im theoretischen Zusammenhange ankommt, ohne daß er dafür den bannenden Ausdruck gefunden hätte, das ist die Forderung einer socialen Psychologie. Wie alle Pädagogik nichts weiter sein soll, als angewandte Individualpsychologie, so kann alle Socialpädagogik ihrerseits wieder nichts Anderes sein, als angewandte sociale Psychologie. Dazu fehlt aber vorerst noch das theoretische Fundament. Ganz kürzlich hat erst Franz Eulenburg in Schmoller's Jahrbuch (XXIV, 1, 1900, S. 20—237) in einer Abhandlung „Ueber die Möglichkeit und die Aufgaben einer Socialpsychologie" die Fundamente dieser sich vorbereitenden Abzweigung der allgemeinen Psychologie umrissen. Auf dem letzten Psychologen-Congreß in München (1896) war eine eigene Section für Socialpsychologie vorgesehen, aber ihre Arbeiten beschränkten sich auf die Anhörung eines Referats von Franz Eulenburg „Ueber Methoden in der Socialpsychologie" (abgedruckt in den Berichten des III. Congresses, München 1897, S. 480), so daß der Referent sich heute noch mit den Worten beklagen durfte: „Sonst ist die Socialpsychologie im Allgemeinen noch eine tabula rasa — trotz gelegentlicher Nennung des Namens" (a. a. O. S. 213).

Hier hat nun die wissenschaftliche Arbeit der Socialpädagogik unserer Tage einzusetzen. Soll uns Pestalozzi als Socialpädagoge fruchtbar sein, so müssen vorerst die drängenden, ja brennenden Probleme der socialen Psychologie abgeklärt und zu wissenschaftlichem Austrag gebracht werden.

V.

Nach dem dreigliederigen Schema der Individualpsychologie — Empfindung, Gefühl, Wille — wird sich voraussichtlich auch die sociale Psychologie aufzuerbauen haben. Die „Psychologie der Masse“, welche Pestalozzi mit so sicherem wissenschaftlichem Instinct gefordert hat, befindet sich augenblicklich im Stadium theils des unsicheren Tastens (Vierkandt, Simmel, Lamprecht, Tönnies, Tarde), theils der geistreichelnden Schönrednerei (Le Bon, Sighele). Hier winken den Psychologen von Beruf, denen das Experiment noch nicht alles Interesse für eine höhere Psychologie unterdrückt hat, neue Aufgaben und Ziele. Zeitweilig kann man wohl, wie Eulenburg, einen Gedanken Friedrich Albert Lange's weiter bildend, vorschlägt, eine „Socialpsychologie ohne Socialseele“ treiben, aber auf die Dauer wird sich das wissenschaftliche Gewissen bei einem solchen Verzicht auf die definitive Ergründung des seelischen Einheitspunktes der „Masse“ unmöglich beruhigen. Wir werden vielmehr nach entsprechender Ausgestaltung einer socialen Empfindungs-, Gefühls- und Willenslehre — der Analogie der Individualpsychologie folgend — die höchsten Einheitspunkte der socialen Psychologie auszumitteln haben.

Das Wort Hegel's „Das Lebendige stirbt, weil es der Widerspruch ist, an sich das Allgemeine, die Gattung zu sein und doch unmittelbar nur als Einzelnes zu existiren“ wird in der sich demnächst ausbauenden socialen Psychologie sicherlich wieder zu Ehren kommen. Eulenburg streift bereits (S. 235) den Gedanken, daß gewisse „Sättigungs“erscheinungen der socialen Gruppen sich ungezwungen nach dem triadischen Rhythmus Hegel's, dem Dreivierteltact von Thesis, Antithesis und Synthesis erklären lassen. Das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen, der Persönlichkeit zur Masse, der einzelnen socialen Gruppen zur bürgerlichen Gesellschaft, endlich das der Gesellschaft zum Staat, muß gewissen, uns noch verborgenen socialen Gesetzen unterworfen sein. Der Rhythmus des Zusammenwirkens menschlicher Individuen innerhalb ihrer sozialen Gruppen, die typisch wiederkehrende Regelmäßigkeit im Zusammenschmelzen von kleineren socialen Gruppen zu größeren Verbänden — die Horde wird überall zur Sippe, die Sippe zum Clan, der Clan zur Gens, die Gens zur Phratrie, die Phratrien integriren sich zum Volk, das Volk zum Stadtstaat, die Stadtstaaten zur Nation, die Nation zum Staat, die Staatenbunde zum Bundesstaat — das Alles kann kein purer Zufall sein. Wer hier noch vom Zufall spricht, der hat sich in ein sociologisches „asylum ignorantiae“ eingenistet. Der Umstand, daß bei allen civilisationsfähigen Stämmen des Erdenrundes die sociale Entwicklung sich in großen Zügen durchweg so vollzogen hat, wie wir sie soeben angedeutet haben: dieser sociologische Parallelismus verbietet schlechtweg die Ausflucht, als ob im Zusammenwirken gerade menschlicher Individuen Willkür, Laune und Zufall die treibenden Mächte wären.

So gut wie wir in unserem Mechanismus und Chemismus unverbrüchlich festen Naturgesetzen unterstellt sind, ebenso sehr wird auch unsere sociale Organisation obersten Entwicklungsgesetzen gehorchen. Nur sind diese Gesetze, auf welche ja die oben gekennzeichneten Rhythmen der socialen Entwicklung letzten Endes zurückdeuten, schwerer auffindbar als die mechanischen und chemischen Formeln. Denn unsere sociale Organisation, welche die höchsten Lebewesen zu Einheiten verknüpft, muß mit der raffinirtesten Form der Selbstbewegung rechnen, welche eben mechanischer und chemischer Bewegung abgeht. Schon das niedrigste Lebewesen hat Selbstbewegung. Eben darum ist es in seinen Verbindungen nicht so leicht zu fixiren, wie die mechanische Bewegung (durch Stoß und Druck, durch Attraction und Repulsion) oder die chemische (durch Fortpflanzung von Molecül zu Molecül nach Verwandtschaft und Verbindungswiderstand). Wesen, die sich selbst bewegen können, haben eben Freiheit der Bewegung, wovon bei mechanischer oder chemischer Bewegung natürlich nicht gesprochen werden kann. Und die Lebewesen haben eine um so größere Freiheit der Selbstbewegung, je besser sie es verstehen, diese ihre Bewegungen Zwecken anzupassen. Daraus ergibt sich nun von selbst, daß der Mensch die oberste Stufe dieses Systems von Zwecken erklommen hat, weil er unter allen bekannten Lebewesen es am raffinirtesten verstanden hat, alle seine Bewegungen Zwecken anzupassen.

Jetzt erst wird die ganze Complication der socialen Psychologie verständlich. Was Pestalozzi als wissenschaftliches Desiderat traumhaft vorgeschwebt hat, das ist nicht mehr und nicht weniger, als die schwierigste wissenschaftliche Aufgabe, welche je an das menschliche Geschlecht heran getreten ist: die socialen Bewegungsgesetze zu ermitteln. Dazu gehört vor Allem das kühne Durchhauen des gordischen Knotens innerhalb des mittelalterlichen Denkens, des (auf die menschliche Gesellschaft zu übertragenden) Universalienproblems. Was ist früher: Die Gattung oder das Individuum? Das Ei oder die Henne? Ist der Sinn der Menschheitsentwicklung die Einzelpersönlichkeit oder die Gesammtpersönlichkeit (Volk, Nation, Confession, Staat, obenan die gesammte Menschheit)? Hier steckt das Hauptproblem der Philosophie der Gegenwart, und es wird ein unverwelkliches Ruhmesblatt im Unsterblichkeitskranz Pestalozzi's bleiben, daß er die eminente Wichtigkeit dieses Problems schon vor mehr als einem Jahrhundert betont und seine Lösung dringlich gefordert hat.

Die mechanische und chemische Bewegung hat die Naturwissenschaft bereits auf ihre Einheitsformel zurückgeführt — auf das Mayer-Helmholtz'sche Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Gültigkeit dieses Grundgesetzes für psychische, insbesondere für socialpsychische Phänomene ist leider noch nicht nachgewiesen. Jener „List der Vernunft", welche nach Hegel (Werke VI, § 209) im gesammten Weltproceß wirksam ist, besonders aber in der Erzeugung der menschlichen Gattung ihren sublimsten Tric ausgespielt hat, sind wir vorerst nur von der Naturseite beigekommen, aber leider immer noch nicht von der Geistesseite. Ein Grundgesetz der psychischen Energie harrt noch immer seines Entdeckers, wenn wir gleich heute schon sagen dürfen, daß hinter jenen socialen Rhythmen, die wir aufgedeckt haben, sich sicherlich ein letztes Gesetz verbirgt.

Ist solchergestalt das letzte Ziel aller Socialpsychologie, die Entdeckung der Einheitsformel aller socialen Gesetzmäßigkeit in demüthigend weite Fernen gerückt, so scheint uns die Richtung heute schon, und zwar gerade durch Pestalozzi, deutlich genug vorgezeichnet zu sein. Natorp hat bereits (Socialpädagogik S. 84) darauf hingewiesen, daß Pestalozzi „das Sittliche seinem Inhalte nach wesentlich social verstanden hat". Aehnlich faßt Natorp selbst das Problem der Socialpädagogik: „Der Mensch wird zum Menschen allein durch menschliche Gemeinschaft" (S. 68). In diesem Sinne habe Plato zuerst den Begriff der socialen Tugend eingeführt (Plato's Staat und die Idee der Socialpädagogik). Während aber Plato selbst der Begriff der Entwicklung des socialen Lebens noch ganz abging, durchschauen wir es heute, daß, wie alle Sittlichkeit, so alle auf diese gegründeten menschlichen Einrichtungen Processe und zwar sociale Processe sind. Der englische Naturforscher Huxley (Science and Religion) fand dafür die Fassung: „alle Sittlichkeit beginnt mit der Gesellschaftsbildung." Mit Pestalozzi können wir hier noch einen Schritt weiter gehen. Da ihm die wahre Sittlichkeit ganz individuell ist — „sie besteht nicht unter Zweien" —, der gesellschaftliche Zustand aber seinem Wesen nach ein „Gewaltzustand" ist, so müssen „Erziehung und Gesetzgebung" sich dem Gange der Natur anschmiegen; denn die „Umstände machen den Menschen; aber ich sah ebensobald, der Mensch macht die Umstände," heißt es in den „Nachforschungen". Die Natur aber wird von der Kraft, der Energie, beherrscht. Die lebendig organische Natur insbesondere verfolgt offenkundig die Tendenz, ein Maximum von Leistungsfähigkeit mit einem Minimum von Energieverbrauch zu erreichen[1]).

Dieses Beispiel der Natur muß die Socialpädagogik des beginnenden Jahrhunderts, soll sie anders in Pestalozzi'schen Bahnen wandeln, ständig vor Augen halten. Hierin trifft nämlich Pestalozzi mit seinem Freunde Fichte zusammen. Fichte hatte sich zu dem Satz bekannt: „Nicht das Sein ist ewig, sondern das Thun." Trägheit sei das Erbübel, das peccatum originale. Und so kennzeichnet sich der ethische Pantheismus Fichte's als Philosophie der Arbeit. Sein „Ich" ist nur theoretisch, um praktisch sein zu können. Sittlichkeit ist Thätigkeit um der Thätigkeit willen. Werde selbständig, handle autonom; mache dich frei, so lauten die sittlichen Imperative Fichte's. Hier stimmt nun Pestalozzi jubelnd zu. Auch er sieht in der Trägheit das radicale Böse. Und je mehr wir neuerdings durch die Untersuchungen des Leipziger Nationalökonomen Karl Bücher (Entstehung der Volkswirthschaft) darüber aufgeklärt worden sind, daß der Naturzustand der Menschheit der der Trägheit ist, um so volleres Verständniß werden wir der Pestalozzi'schen Socialpädagogik entgegenbringen, die, wie die Fichte's, in eine Philosophie der Arbeit ausmündet. Pestalozzi sieht eben in „der physischen Anstrengung des Menschen ein wesentliches Fundament seiner Verstandesbildung", zumal die Arbeitsamkeit vorzüglich geeignet ist, das Gleichgewicht der menschlichen

---

[1]) Vergl. Wende des Jahrhunderts. Versuch einer Culturphilosophie. S. 27. Tübingen, Mohr. 1899.

Kräfte ... zu erhalten und zu stärken. Und so würde Pestalozzi der Natorpschen Formel der Socialpädagogik: „durch Arbeit- und Willensregelung zum Vernunftgesetz“ (S. 80) nach Allem, was wir jetzt von ihm wissen, vorbehaltlos zustimmen können. Aber auch unserer Fassung der socialethischen Aufgaben des zwanzigsten Jahrhunderts dürfte Pestalozzi seinen Beifall nicht versagt haben, denn sie liegt ganz in der Richtung seines auf die Philosophie der Arbeit gestellten sociologischen Denkens, und lautet: „Warum sollen wir sittlich sein? Weil wir glücklich sein wollen. Wie sollen wir sittlich sein? Indem wir lernen, stündlich zulernen, arbeiten, an uns geistig arbeiten, und den Zusammenhang des Weltganges (Naturwissenschaften) und der Menschenschicksale (Geisteswissenschaften) zu erforschen. Aus der Einsicht in diesem Zusammenhang erwächst in uns die Kraft, unsere eigensüchtigen Triebe zu sänftigen, die Instincte zu adeln, um solchergestalt die letzten Reste unserer angestammten Raubthiernatur mit Stumpf und Stiel auszumerzen.“ (An der Wende des Jahrhunderts S. 240). Wer sich um diese Fahne schart, dem gilt weder Schopenhauer noch Rembrandt, noch endlich Nietzsche, sondern und vor Allen — Pestalozzi als Erzieher.

Aus den Tagebüchern Theodor von Bernhardi's.
(1867.)

Mitgetheilt
vom
Generalmajor **von Bernhardi,**
Chef der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes.

IV. Bismarck und die italienische Actionspartei. Zusammenkunft mit Garibaldi.

6. September.

Zur Gesandtschaft. — Ein Feldjäger aus Berlin angekommen; hat für mich einen Brief von Bismarck mitgebracht.

„Berlin, 28. August 1867. Ganz geheim. Vor einigen Tagen präsentirte sich mir eine unter dem Namen eines Herrn von Thugut reisende Persönlichkeit, welche sich durch einen an mich gerichteten französischen Brief des Generals Garibaldi vom 9. d. M. als einen Oberstleutnant Chevalier Frigyesy introducirte und mit Aufträgen des gedachten Generals versehen zu sein behauptete. Diese Aufträge gingen dahin, meine und der preußischen Regierung geheime Unterstützung für die Absichten Garibaldi's auf Rom nachzusuchen, und mich zugleich zu versichern, daß General Garibaldi niemals zustimmen werde, daß Italien an der Seite Frankreichs gegen Preußen kämpfe. Der General wisse, daß das italienische Gouvernement den Franzosen für den Fall eines Krieges gegen Preußen 100000 Mann bereits zugesagt hat, und daß der Preis dieses unnatürlichen Verrathes an seinen Bundesgenossen aus dem Jahre 1866 der Besitz von Rom sein solle. Er, Garibaldi, werde aber die Ausführung dieses Vertrages verhindern können, wenn er auf dem Wege nationaler Erhebung Rom für Italien gewinne und dadurch den Zweck des Bündnisses vereitele und eine antifranzösische Diversion mache.

„Abgesehen von der delicaten und zweifelhaften Natur der Angelegenheit überhaupt, standen mir auch gar keine Mittel zu Gebote, um die Authenticität des Schreibens und der Beziehungen der fraglichen Persönlichkeit zu prüfen. Die von Letzterem als die Aeußerungen des Generals wiedergegebenen Worte

entsprechen allerdings dem bekannten Charakter desselben; es liegt aber auch der Gedanke nicht ferne, daß das Ganze eine von französischer oder österreichischer Seite gestellte Falle sei, um uns gegenüber der italienischen Regierung zu compromittiren. Diese Befürchtung lag um so näher, als in den öffentlichen Blättern, z. B. in der dem französischen Interesse dienenden „Italie“, vom 6. August bereits Insinuationen sich finden, daß Preußen die Pläne Garibaldi's und der Actionspartei begünstige und unterstütze.

„Ich habe mich deshalb dem angeblichen Garibaldi'schen Abgesandten gegenüber auf allgemeine Aeußerungen der Sympathie für die italienische Nationalsache beschränkt und ihm zugleich bemerkt, daß wir bis jetzt keine Veranlassung hätten, an den guten und aufrichtigen Gesinnungen der italienischen Regierung gegen Preußen zu zweifeln oder an das angeblich bereits mit Frankreich gegen uns geschlossene Bündniß zu glauben. Ebenso habe ich ihn auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche ein Vorgehen der Actionspartei ohne die gesicherte Billigung der italienischen Regierung haben müsse.

„Es würde mir aber angenehm sein, wenn Euer Hochwohlgeboren durch Ihre persönlichen Verbindungen in einer ganz unauffälligen Weise heraus bringen könnten, ob der Chevalier Frigyesy in der That zu den Vertrauten Garibaldi's gehört und mit einem solchen Schreiben und den gedachten Aufträgen von ihm versehen worden ist.

„Wenn Euer Hochwohlgeboren ohne Gefahr der Compromittirung zu directem Verkehr mit Garibaldi oder den einflußreichsten Personen seiner Umgebung Gelegenheit haben, so wünsche ich, daß **mündlich** denselben mitgetheilt werde, daß die absolute Unbekanntschaft mit der Person, die mir als Vertreter Garibaldi's gegenüber trat, sowie mit der angeblichen Handschrift des Generals mir vorsichtige Zurückhaltung auferlegt habe. Bismarck.“

Das ist ein ganz verwünscht heikliger und schwieriger Auftrag — par le temps qui court — besonders da die Organe Frankreichs ohnehin sagen, die preußische Regierung sei es, die Garibaldi auf Rom aussendet, mithin doppelte Vorsicht geboten ist. Die beiden Damen, durch die sich die Sache einleiten ließe, die Gräfin Karoly und Marquise Pallavicini, sind nicht da, und ich weiß nicht einmal, wo sie sind. — Doch muß ich den Auftrag ausführen.

7. September.

Garibaldi ist vor der Hand auf dem Wege nach Genf — vor der Hand also ganz außerhalb meines Bereichs. Um aber eine Botschaft an ihn senden zu können, müßte ich wissen, wo er sich zunächst hin zu begeben denkt, wenn er von dort zurückkehrt. Ich muß erfahren, was für Reisen er vor hat, wo die Marquise Pallavicini ist im Augenblick. Ich muß sehen, ob ich Schweitzer dazu benutzen kann.

Ich gehe Vormittags zu ihm und frage, ob er Mittel hat, zu erkunden, was Garibaldi zunächst vor hat, und wo er sich von Tag zu Tag hin begeben wird? Es wäre mir wichtig, das zu wissen; ich könnte danach ermessen, ob gewisse Dinge, die uns von Garibaldi berichtet werden, wahr sind oder nicht.

Schweitzer hat die Mittel, ja, er hat durch ehemalige Garibaldische Officiere sogar zwei Wege, sich erkundigen zu lassen, was in Garibaldi's Hauptquartier beabsichtigt wird, und will suchen, es zu erfahren. Doch weiß er nicht, ob der Eine von den beiden in diesem Augenblick disponibel ist; dem Anderen, der in einem und demselben Hause mit ihm lebt, glaubt er nicht in demselben Grade trauen zu können.

Uebrigens erzählt er mir Vielerlei. Unter vielen französischen Agenten, von denen es in Italien wimmelt, reist hier auch ein gewisser Poujade herum, Bruder eines französischen Generalconsuls, Literat und Journalist ꝛc. Der gibt sich für einen Legitimisten aus, für einen Klerikalen, womöglich für einen Mann, der gegen das empire conspirirt; aber es ist ihm leicht anzusehen, daß er im Interesse der gegenwärtigen Regierung Frankreichs reist. Doch ist es möglich, daß er in der bekannten Weise der Doppelspione, auch den Legitimisten und Klerikalen zu dienen bemüht ist.

Dieser Poujade nun sucht sich unter Anderen auch Schweitzer anzuschließen, und er erzählt viel von Rom, woher er eben kommt.

Er hat dort den Cardinal Antonelli gesehen und sich gegen diesen klagend über die Bedrängnisse und Gefahren ergangen, von denen Rom bedroht ist. Antonelli hat geantwortet, er könne darüber ruhig sein; man habe das bestimmte Versprechen der französischen Regierung, daß eine neue französische Expedition nach Rom geht und die Stadt besetzt und schützt, sowie der Papst sich ernstlich bedroht sieht.

Schweitzer hat das dem hiesigen Minister Campello wieder erzählt. Der wurde sehr heftig, wie er von einer zweiten französischen Expedition nach Rom hörte, und meinte, dazu werde es nicht kommen. Die Expédition romaine sei ein Unternehmen, das man nicht ein zweites Mal mache. Uebrigens sei auch gar keine Veranlassung dazu. Italien habe in Paris die Erklärung abgegeben, daß es die Convention vom 15. September getreulich halten werde, und mache redlich die größten Anstrengungen, thue alles Nöthige, um sie zu erfüllen[1]). Die Grenze des päpstlichen Gebietes sei von italienischen Truppen stark besetzt und genau bewacht; man habe namentlich viele Bataillone Bersaglieri dort aufgestellt. Eine italienische Escadre kreuze überdem fortwährend an der päpstlichen Küste, um jede Landung zu verhindern.

Man habe aber auch nicht umhin gekonnt, in Paris gegen die Sendung des Generals Dumont nach Rom zu protestiren und gegen die Legion von Antibes, deren Dasein und Organisation dem Buchstaben und dem Geist der Convention durchaus widerspreche. Man habe protestirt, jedoch zugleich die Erklärung hinzugefügt, daß man in seinen Maßregeln nicht über diesen Protest

---

[1]) Am 15. September 1864 war zwischen Frankreich und Italien eine Convention abgeschlossen worden, in welcher sich Frankreich verpflichtete, innerhalb zweier Jahre seine Truppen aus dem Kirchenstaat zurückzuziehen, Italien dagegen, Rom weder selbst anzugreifen noch angreifen zu lassen. Italien erklärte sich ferner bereit, einen Theil der Schulden des Kirchenstaates zu übernehmen und die Bildung einer päpstlichen Armee zuzulassen. In einem besonderen Protokoll versprach König Victor Emanuel, seine Hauptstadt von Turin nach Florenz zu verlegen.

hinaus gehen, daß man eben nur protestiren und nichts weiter thun werde. (NB. Was für eine viel versprechende Maßregel dieser, in solcher Weise verclausulirte Protest.) Dazu kamen dann Klagen über die leidigen Kosten dieser militärischen Grenzbewachung zur See und zu Lande; dieser Zustand sei auf die Länge nicht auszuhalten; man müsse auf irgend eine Weise heraus zu kommen suchen.

General Menabrea fuhr noch viel heftiger auf, als ihm Antonelli's Aeußerungen, wie es scheint, durch Poujade selber, hinterbracht wurden, und erklärte eine zweite französische Expedition nach Rom für unmöglich; sie könne und dürfe nicht stattfinden; werde sie versucht, dann sei eine Revolution unvermeidlich; dann werde es in Italien Flintenschüsse in den Straßen geben und in Paris Orsinibomben regnen (NB. die fürchtet Napoleon, das weiß man wohl!).

Schweitzer findet es auffallend, daß die italienische Regierung den Garibaldi zwar von Spionen sehr genau beobachten läßt, aber in seinem Gehen und Kommen, in seinem Thun und Treiben nicht im mindesten hindert. Auch scheine die italienische Regierung in eigenem Namen und auf eigene Hand einen Zwist mit der päpstlichen herbeiführen zu wollen. Sie protestire namentlich in Rom gegen die Strenge, mit der die Fremdenpolizei dort gehandhabt werde; gegen die Ausweisung mehrerer Italiener aus der ewigen Stadt; es sei darüber schon zu einer Correspondenz in gereiztem Ton gekommen; — und doch sei diese Strenge der Fremdenpolizei in diesem Augenblick sehr natürlich.

Kübeck hat, den Tag nach meiner Abreise aus L'Ardenza, Schweitzer auf der Promenade mit den Worten angeredet: „Nun! Bernhardi ist fort?" — „Ja, er ist nach Florenz zurück gegangen." — „Nein, nein! Bernhardi ist in Siena und pan*scht mit Garibaldi!" — Ich hatte nämlich in der That vaguement die Absicht ausgesprochen, nach Siena zu gehen. Aber wie einfältig! wenn ich wirklich die Absicht habe, Garibaldi aufzusuchen, werde ich es doch nicht vorher auf offener Straße dem diplomatischen Corps ankündigen! Aber gut, daß ich das weiß; ich muß doppelt vorsichtig sein!

Dann wird Mr. Poujade gemeldet; ich lernte diesen kleinen, bärtigen Mann kennen und habe ihm mit großer Offenheit verschiedene Geheimnisse anvertraut, die er meinethalb nach Paris und Rom melden kann.

Ich sagte ihm, man irre sich in Frankreich, wenn man glaube, daß die Einheit Deutschlands erzwungen sei und sich gegen den Willen der Bevölkerung ergebe; sie sei im Gegentheil durch alle Anstrengungen, zu denen die Dynastien geneigt sein möchten, nicht aufzuhalten. Man gefällt sich in Frankreich in der Vorstellung, Preußen wolle die Südstaaten absorbiren. Das ist eine ganz verkehrte Ansicht. Das gerade Entgegengesetzte ist wahr. Die Südstaaten, weit entfernt, sich der Absorption durch Preußen erwehren zu wollen, streben mit aller Gewalt in den Norddeutschen Bund hinein, und wir wollen sie nicht haben und thun alles Mögliche, um sie abzuwehren; aus einem sehr einfachen Grunde — „le midi de l'Allemagne ne nous enverrait au parlement fédéral que des radicaux du rouge le plus éclatant ou des ultramontains du noir le plus sombre" — wir aber können weder die Einen noch die Anderen

brauchen. Ich vertraute ihm auch, daß das in Beziehung auf Luxemburg getroffene Abkommen in Deutschland und namentlich in Preußen nichts weniger als populär sei, daß eben deshalb, bei dem Stand der öffentlichen Meinung, irgend welche weiteren Concessionen zu machen, z. B. in Beziehung auf Nordschleswig, vollkommen unmöglich sei. In den Krieg gegen Oesterreich sei man mit einiger hésitation eingegangen — ein Krieg gegen Frankreich wäre bien autrement populaire, es würde sich in Preußen nicht eine Stimme dagegen erheben, nicht ein Zweifel.

Poujade bemerkte: „Une guerre contre la Prusse serait immensément populaire en France.“ — Ich erwiderte, daß ich glaube, der Krieg werde bei der in Frankreich herrschenden Stimmung nicht zu vermeiden sein; aber wenn ihn Frankreich wolle und herbeiführe, was muß unfehlbar das Endergebniß sein, selbst im Fall Frankreich des succès haben sollte?

Poujade: „Une coalition, je le vois bien.“

Ich: Das Endergebniß würde sein, de faire descendre la France au rang de puissance du second ordre. Gleich zu Anfang hatte ich auf die Frage, ob ich an die Erhaltung des Friedens glaube, geantwortet: es könne zum Kriege nur kommen, si on vient nous faire la guerre, nous ne ferons certainement la guerre à personne, puisque nous ne demandons rien à qui que ce soit.

Zum Schluß sagte mir Poujade geheimnißvoll — de l'air d'un homme qui joue sa tête — er sei „des bons“ — er sei Legitimist — er hasse die gegenwärtigen Zustände in Frankreich ꝛc.

9. September.

Die Rede des Großherzogs von Baden bei der Eröffnung seiner Kammern macht, als sehr unitarisch, großes Aufsehen.

Zu Haus. Zeitungen. Die „Italie“ speit Feuer und Flammen über des Großherzogs von Baden Eröffnungsrede, und zwar in ziemlich unsinniger Weise. Sie erklärt sie natürlich für erzwungen durch Bismarck und findet einen unwürdigen Mangel an (badenschem) Patriotismus darin. Die Leidenschaftlichkeit verräth, wie unangenehm den Franzosen der Patriotismus ist, der sich in Deutschland regt!

11. September.

Die Zeitungen, die unter französischem Einfluß stehen, speien natürlich Feuer und Flammen. Die Tagesblätter der Actionspartei dagegen sprechen sich sehr entschieden lobend und zustimmend über die Rede des Großherzogs aus, und ebenso entschieden gegen jede Einmischung einer auswärtigen Macht in die inneren Angelegenheiten Deutschlands, dessen Einigung sie als naturgemäß und nothwendig billigen. „La Riforma“ fügt sogar noch ausdrücklich hinzu, daß Frankreich gar kein Recht habe, sich als Wächter des europäischen Gleichgewichts hinzustellen; es sei von Niemandem beauftragt oder bevollmächtigt, diese Rolle zu übernehmen.

Barbolani ist im Steigen; er wird jetzt Generalsecretär im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten, da Melegari als Gesandter nach der Schweiz geht. Da von Garibaldi die Rede war, hat dieser Barbolani gegen

Schweizer mit großer Geringschätzung von dem und seinen Unternehmungen gesprochen — ja geradezu erklärt: Garibaldi werde gar nichts thun, denn er könne nichts thun; „5000 mauvais fusils“ könne er möglicher Weise wohl in Rom haben, aber er habe keine Leute dazu: „et puis notre comité à Rome n'obéira qu'à nous“, und im Falle eines Angriffes werde dieses Comité gegen Garibaldi und die Seinen gemeinschaftliche Sache machen mit der päpstlichen Regierung. Garibaldi werde wohl die Unmöglichkeit erkennen, etwas zu unternehmen, und schon in diesen Tagen ganz in der Stille nach Caprera zurückgehen.

Das Geständniß, daß nicht nur die Actionspartei, sondern auch die italienische Regierung ein geheimes Comité in Rom hat, das in ihrem Sinne zu wirken sucht, ist immerhin merkwürdig genug.

12. September.

Der Minister Campello sagt nun auch, man müsse nach Rom, es gehe so nicht länger, der gegenwärtige Zustand sei nicht länger zu ertragen; namentlich müsse Italien Herr des römischen Gebietes sein; in Beziehung auf die Stadt Rom könne man transigiren.

(NB. Das ist nun freilich Unsinn und heißt die weltgeschichtliche Bedeutung der Stadt Rom durchaus verkennen; denn gerade auf die Stadt kommt es an, dorthin muß der Sitz der Regierung verlegt werden, wenn das Reich zusammenhalten soll. Aber es spricht sich darin der letzte, der eigentliche Gedanke der Regierung aus. Mag man auch die Geduld verloren haben und zeitweise zürnen, das letzte Ziel ist immer Versöhnung mit dem Papstthum und Herrschaft als Vicarius des heiligen Stuhls.)

Wir sprechen davon, wie sehr Frankreich hier in Italien verhaßt ist, und wie dieser Haß mit jedem Tage wächst. Ich sage, daß dieser Haß aber dennoch durchaus keine Bürgschaft dafür gewährt, daß nicht Italien dennoch in ein Offensivbündniß mit Frankreich und in einen Krieg mit Preußen hinein gezwungen wird. Theils ist die herrschende piemontesische Coterie französisch gesinnt und bedarf der Stütze Frankreichs, um sich im Innern im Besitz der Macht zu behaupten — ist also abhängig — theils fürchtet man das nahe Frankreich, das ferne Preußen aber nicht, und diese Furcht übt ihren sehr gewichtigen Einfluß auf das politische Gebahren Italiens. — Victor Emanuel hat keine Ahnung davon, daß er dabei seine Krone auf das Spiel setzt, und gehen würde es im ersten Augenblick mit dieser Politik im Dienste Frankreichs, eben weil man Frankreich fürchtet, und weil das Volk wenig Initiative hat.

Schweizer ist derselben Meinung; daß die Italiener Frankreich fürchten, wissen die französischen Agenten so gut, daß sie vorzugsweise diese Seite berührten, als der Krieg Luxemburgs wegen fast unvermeidlich schien. Sie wiederholten beständig: „Il faut qu'ils marchent — die Italiener, versteht sich — et qu'ils marchent bien, qu'ils marchent droit! — s'ils bronchent malheur à eux!“

Martin, der zwar im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten dient, seinen Gesinnungen nach aber mehr der Actions- als der Regierungs-

partei angehört, spricht mir von der Verlegung des Regierungssitzes nach Rom, als sei sie selbstverständlich.

14. September. Garibaldi kommt heute hier an, wie man sagt.

15. September.

Barbolani kommt zu mir. Daß ihn Rattazzi zu mir schickt, kann ein Blinder sehen. Sein Besuch, seine Mittheilungen machen mir den Eindruck, als sei die eigentliche Absicht, zu ermitteln, ob wir wirklich Verbindungen mit der Actionspartei und Garibaldi haben, und wie weit die wohl gehen könnten vorkommenden Falles. Er fing davon an, daß die Nachrichten aus Paris seit einigen Tagen etwas friedlicher lauten, daß Napoleon sich in Salzburg wohl etwas enttäuscht gefunden haben mag in Beziehung auf das, was Oesterreich in diesem Augenblick vermag und zu wagen geneigt ist, daß mithin der Friede wohl auf einige Zeit gesichert sei[1]). Ein Bündniß Frankreichs mit Italien erklärt Barbolani schlechterdings für unmöglich.

Wir kamen natürlich bald auf das Interesse, das alle Gemüther in Anspruch nimmt für den Augenblick: auf Garibaldi und Rom.

Ich: Ich verfolge den Gang dieser Dinge billig mit großem Interesse, da ich ja, wie die französischen Organe hier in Italien sagen, Derjenige bin, der die ganze Bewegung leitet und Garibaldi gegen Rom aussendet.

Barbolani: Man sagt, daß Ihnen Millionen zur Verfügung gestellt sind zu diesem Behuf. — Aber der gegenwärtige Zustand ist in der That für die italienische Regierung vollkommen unerträglich geworden. Wir haben 40000 Mann an der Grenze des päpstlichen Gebietes, en faction, l'arme au bras — und sieben Dampfkriegsschiffe, die beständig an der Küste des Kirchenstaates kreuzen — das ist auch finanziell auf die Länge nicht durchzuführen; als bleibender Zustand — comme état normal — ist es gar nicht zu ertragen, vollkommen unmöglich; dem muß ein Ende gemacht werden. Aber leider ist die italienische Regierung durch die Convention vom 15. September gebunden. Garibaldi hat ohne Zweifel etwas vor; er wird gewiß bald einen Coup unternehmen.

Ich: Das glaube ich auch; er hat sich zu sehr und zu geräuschvoll compromittirt, als daß er sich wieder auf seine Insel in die Einsamkeit zurückziehen könnte, ohne wenigstens etwas versucht zu haben. Wie man sagt, kommt er heute hier in Florenz an.

---

[1]) Um die Mißstimmung möglichst zu beseitigen, die nach der Erschießung Kaiser Maximilian's von Mexico am österreichischen Hofe gegen Frankreich entstanden war, hatte sich Kaiser Napoleon zum Besuch des Kaisers Franz Josef nach Salzburg begeben, wo er am 18. August eintraf und fünf Tage verblieb. Von Staatsmännern nahmen französischerseits nur der Herzog von Gramont, Botschafter in Wien, österreichischerseits Beust, Andrassy und Metternich an der Zusammenkunft Theil. Die beiden Kaiser kamen überein, für die Einhaltung des Prager Friedens einzutreten. Falls Rußland den Pruth überschreite, sollte Oesterreich die Walachei besetzen. Die durch die kretischen Wirren entstandene ungünstige Lage der Türkei sollte in wohlwollender Weise berücksichtigt werden; Oesterreich sollte suchen, die Sympathien Süddeutschlands zu erhalten und zu kräftigen, Frankreich politische Reibungen mit Preußen möglichst vermeiden.

Barbolani: Nein, er kommt nicht. „Le ministre de l'intérieur a eu aujourd'hui une dépèche télégraphique de Garibaldi à son fils; il est à Genestrello où il s'arrêtera pour trois ou quatre jours, et il y fait venir son fils.“

(NB. Also, Garibaldi's Bewegungen werden genau beobachtet, wie das zu erwarten stand. Seine Briefe werden natürlich geöffnet und gelesen; seine telegraphischen Depeschen werden dem Minister hinterbracht.)

Barbolani: In Rom ist man in großer Besorgniß. Der Papst verzichtet zum Voraus darauf, das flache Land zu vertheidigen oder selbst die Stadt Rom; er glaubt, daß seine Mittel dazu nicht ausreichen. Er will sich in das Castell St. Angelo einschließen, dort vertheidigen und zu halten suchen, bis die Hülfe der katholischen Mächte eintrifft, auf die er rechnet.

Ich: Ob ihm die gewährt werden wird, scheint mir sehr zweifelhaft.

Barbolani: Jedenfalls muß dem gegenwärtigen Zustand ein Ende gemacht werden, Italien muß durchaus in den Besitz des jetzigen päpstlichen Gebietes gelangen. Rom braucht nicht die Hauptstadt Italiens zu werden, obgleich das in Piemont und Neapel sehr entschieden gewünscht wird — „mais il faut que ce toit une ville tout à fait italienne“. Aber wie soll man der Lösung der römischen Frage näher kommen? — Wie soll man die Sache einleiten, da die Regierung nun einmal durch die Convention gebunden ist? Da liegt die Schwierigkeit! Am besten wäre es, wenn Garibaldi die Bahn bräche und eine Bresche machte, durch die man ihm folgen könnte; „et puis nous comptons beaucoup sur la Prusse pour faire entendre raison à la France.“

Ich: (NB. Ach, so willst Du mir auf den Zahn fühlen. Auf diesem Wege hoffst Du, mich dahin zu bringen, daß ich mir eine Blöße gebe!) — Es würde wohl Niemand eine zweite Expedition nach Rom anrathen. Aber ich glaube, es wird gar nicht nöthig sein, daß irgend eine Macht sich in das Mittel legt, um sie zu verhindern; sie wird ganz von selbst unterbleiben. Das absichtliche Geräusch, mit dem der Cardinal Antonelli und Sartiges angekündigt haben, daß die französischen Truppen nöthigenfalls nach Rom zurückkehren werden — die geräuschvolle Sendung des Generals Dumont — der viele Lärm, der gemacht worden, ist mir ein Beweis, daß man in Paris wünscht, der Lärm allein soll es thun — soll die gewünschte Wirkung haben. Man macht den größten möglichen Lärm, weil man nicht gesonnen ist, etwas weiter zu thun. Ich glaube sogar, daß die italienische Regierung in diesem Verhältniß ein gutes Mittel hätte, in ihren Unterhandlungen mit Frankreich weiter zu kommen. Wiederholen Sie in Paris die Erklärung, die Sie dort bereits abgegeben: daß der gegenwärtige Zustand nicht länger zu ertragen ist, daß Sie die Bewachung der Grenzen des päpstlichen Gebietes in der bisherigen Weise nicht weiter durchführen können, und fordern Sie Frankreich geradezu auf, die Beschützung des päpstlichen Gebietes wieder unmittelbar selbst zu übernehmen — und Sie werden wahrscheinlich erleben, daß Frankreich es förmlich ablehnt, noch einmal Truppen nach Rom zu schicken.

Barbolani gab sich das Ansehen, das plausibel zu finden, kam aber wieder auf Garibaldi zurück; am besten wäre es, wenn man ihn könnte in das päpstliche Gebiet eindringen lassen; aber wie soll man das einleiten? Wenn er mit einer bewaffneten Schar über die Grenze zieht — das kann man nicht ignoriren! Da muß man ihn aufhalten. Am besten wäre es, wenn er mit ganz weniger Mannschaft — fast allein — über die Grenze ginge; es wäre dann viel leichter, ihn durchschlüpfen zu lassen, nicht aufzuhalten — „et si cet homme paraît avec cinq hommes à Viterbo, il entraine tout“, und er stürzt die päpstliche Regierung!

Ich: (mit absichtlicher Verwunderung) „Vous croyez?“ (NB. ist das etwa in der Voraussetzung gesagt, daß ich wirklich mit Garibaldi in Verbindung stehe, und damit ich es ihm wieder sage? Daß er den papalini in die Hände falle, wünschen die Herren wohl nicht; der Wunsch aber, daß er mit geringer Macht auftrete, ließe sich wohl erklären. Er soll nur eben stark genug sein, die päpstliche Regierung in dringende Gefahr zu bringen, allenfalls zu stürzen — nicht aber stark genug, ihnen Widerstand zu leisten, wenn Sie dann einschreiten wollen, um den Papst zu retten und die römische Frage ganz nach ihrem Ermessen zu lösen.)

Barbolani schloß mit den Worten: „Nous sommes dans une crise!“

Schon aufgestanden, erklärte er, warum man Rom gegenüber die Geduld verloren habe; Ricasoli habe die Versöhnung mit der Kirche auf das Redlichste versucht; er habe die widerspenstigen exilirten Bischöfe ohne alle Bedingungen zurückgerufen, habe sie wieder in ihr Amt eingesetzt, ohne einen Eid der Treue, einen Eid auf die Verfassung von ihnen zu verlangen; er hat sich bemüht, die vacanten Bischofssitze wieder zu besetzen, hat der Kirche in jeder Weise die vollste Freiheit gelassen, — „et après tout cela on nous traite toujours d'excommuniés! C'en est trop!“

16. September.

In der Zeitung eine Notiz, daß der Marchese Giorgio Pallavicini den General Garibaldi, bei dessen Rückkehr aus Genf auf seiner Villa in Codogno aufgenommen hat, von wo dann Garibaldi nach Genestrello gegangen ist. Ich entschloß mich, sofort nach Codogno zu reisen, nun da ich weiß, wo Pallavicini zu finden ist. Das ist der einzige Weg, um endlich zum Ziele zu gelangen.

Pallavicini ist der einzige Mann in der Actionspartei, dem ich mich anvertrauen kann, ohne daß ich eine Indiscretion zu befürchten hätte; ich kenne seine Frau, das genügt, mich bei ihm einzuführen. Dieser Pallavicini hat in seiner Jugend das harte Schicksal erlebt, die fünfzehn besten Jahre seines Lebens, vom siebenundzwanzigsten bis zum zweiundvierzigsten seines Alters, mit Gonfalonieri und Silvio Pellico zusammen in den Casematten des Spielbergs zu verbringen.

19. September.

Abreise um 7 Uhr 30 Min. auf der Eisenbahn nach Mailand; schönes, fruchtbares, reich angebautes Tiefland; nach 2 Uhr 4 Min. in Codogno; ein Cabriolet genommen nach S. Fiorano. In der Dorfstraße begegnet

uns der Marquis Pallavicini, ein einundsiebzigjähriger, aber sehr rüstiger Greis. Der Kutscher machte mich auf ihn aufmerksam; ich hätte ihn aber auch erkannt nach der Aehnlichkeit mit seinen Porträts, die ich gesehen habe.

Ich sprang aus dem Wagen, begrüßte ihn, gab ihm meine Visitenkarte und sagte, daß ich incognito hier sei. Er, auf dergleichen Dinge eingeübt, sagte: „Ah! je comprends!“ und sagte mir, er habe ein Telegramm von seiner Frau bekommen, „auquel je n'avais rien compris,“ daß sie nicht bestimmen könne, wie lange ihr Aufenthalt in Florenz dauern werde. Damit führte er mich in seine prächtige Villa, in die Wohnung seines Intendanten, am Eingang der Cour d'honneur. Da wohnt er selbst in Abwesenheit seiner Frau, das Schloß steht leer.

Ich fragte, als wir allein waren, nach dem angeblichen Thugut, ob der wirklich Frigyesy sei und von Garibaldi gesendet.

Ja, die Aussagen des Mannes in Berlin sind der Wahrheit gemäß. Pallavicini hatte anfänglich selbst nach Berlin reisen wollen, um Bismarck von dem Stand der Dinge hier in Italien in Kenntniß zu setzen; um zu sagen, daß das Königthum hier zu Lande zu Grunde geht, wenn die Dinge in der gegenwärtigen Weise fortgeführt werden; daß Italien der Revolution, der Anarchie verfällt, daß unter Rattazzi's Herrschaft Italien sich, gegen einige Conzessionen in Beziehung auf Rom, in dem bevorstehenden Conflict zwischen Frankreich und Preußen unfehlbar Frankreich und seinem Beherrscher anschließen wird, ja daß das Bündniß zwischen Frankreich und Italien bereits geschlossen ist, daß das einzige Mittel, der Ausführung dieser Pläne und allem Unheil zuvor zu kommen, darin liegt, daß die Actionspartei sich durch eine kühne That in Besitz von Rom setzt, und dadurch das Ministerium Rattazzi stürzt, und ein Ministerium aus ihrer Mitte an die Spitze der Regierung bringt.

Schließlich ist er aber doch nicht nach Berlin gegangen, weil er glaubte, die Anwesenheit einer so bekannten Persönlichkeit, wie er ist, in Berlin, könnte die Preußische Regierung mehr compromittiren als ihr genehm ist. (NB. ich glaube, er hat Unrecht gethan.)

Darauf hat denn Garibaldi den Frigyesy dahin abgefertigt.

Pallavicini kam darauf zurück, Italien müsse sich auf das Engste an Preußen anschließen und mit dessen Hülfe von Frankreich emancipiren; Rattazzi aber sei durchaus französisch gesinnt und in jeder Weise von Frankreich abhängig, die Linke im Haus der Abgeordneten, die sich jetzt von ihm leiten läßt, hat er jämmerlich getäuscht und betrogen. (NB. in der Kirchengüter-Angelegenheit wenigstens ganz gewiß.) In dieser Lage sei eine von Garibaldi und der Actionspartei ausgeführte Expedition nach Rom mit ihren Folgen, die einzig mögliche Rettung. Was man dabei vor allen Dingen wünscht, ist eine moralische Unterstützung von Seiten Preußens; man wünscht, daß Preußen durch diplomatische Action, nöthigenfalls selbst durch irgend eine Demonstration, eine neue französische Expedition nach Rom abwehre und fern halte. (NB. Genau, was auch die italienische Regierung von uns fordert.)

Er machte mich ferner darauf aufmerksam, von welcher Bedeutung es sei, daß Frankreich hier in Florenz eine Zeitung in ihrem Sold und Dienst hat; auch Preußen müsse da eine Zeitung zu ihrem Dienst haben, ein ihr befreundetes Organ. Freilich müßten wir uns gefallen lassen, daß sich in diesem Blatt die Gesinnung der Actionspartei ausspreche, sonst würde es keinen rechten Fortgang haben und wenig bewirken.

Wenn ich Garibaldi sehen wollte, ohne mich zu compromittiren, solle ich das der Marquise in Florenz sagen; wenn es überhaupt möglich sei, werde sie es möglich machen.

Florenz. Da finde ich einen Brief von der Marchesa Pallavicini, die mich zu sehen wünscht. Ich eile sofort zu ihr in das Hôtel de Turin.

20. September.

Sie warnt vor allen Dingen vor Rattazzi; Bismarck solle dem ja nicht trauen, ja nicht glauben, daß der je redlich sein könnte oder anders handeln, als ihm von Paris aus vorgeschrieben wird: „C'est l'âme damné de Napoléon!“ Rattazzi ist finanziell ruinirt (NB. das hat mir auch Martin zu verstehen gegeben) und lebt — da sein Ministergehalt ein sehr geringes ist — im Wesentlichen von der jährlichen Rente, die Napoleon seiner Frau — Marie Buonaparte Wyse — auszahlen läßt, und Napoleon hat ihn dem König Victor Emanuel als Premierminister octroyirt.

Leider ist es nun diesem Rattazzi gelungen, eine Spaltung in die Actionspartei zu werfen; er hat Crispi ganz für sich gewonnen, und mit ihm eine Anzahl Deputirter, die ihm anhängen.

(NB. Ah so! nun begreife ich, daß Rattazzi diesen Crispi überall vorschiebt, als eine Art von Paradepferd, daß er ihn namentlich zum Mitglied der Kirchengut-Commission gemacht hat. Mit diesem Crispi täuscht er nun die Welt, die nicht weiß, daß der Mann gewonnen ist; seines Namens bedient er sich, um glauben zu machen, daß es mit dem Verkauf dieses Mal redlicher Ernst sei!)

Crispi, der bei allen früheren Expeditionen Garibaldi's mittelbar betheiligt war, sagt sich nun dieses Mal förmlich los von dem Zuge nach Rom, verurtheilt ihn sehr streng und verspottet ihn als eine sehr alberne Thorheit.

Garibaldi reist übermorgen ab, zunächst nach Arezzo, und der Aufstand wird nächster Tage ausbrechen. Garibaldi wollte schon im Juni losschlagen; die Klügeren, die den Augenblick nicht für günstig hielten, haben ihn mit Mühe bis jetzt zurückgehalten. Es ist seitdem ein schwieriges Verhandeln gewesen zwischen den jüngeren Mitgliedern der Verbündung, die jeden Augenblick zur That übergehen wollten, und den Besonneneren, die sich bemühten, sie bis auf gelegene Zeit zurückzuhalten. Aber jetzt läßt Garibaldi sich nicht länger halten.

Ich: Da Garibaldi in Siena gesagt hat, die Expedition sei „alla rinfrescata“ verschoben, glaubte ich, er werde eigentlich die Zeit abwarten, wo das italienische Parlament wieder versammelt ist.

Madame Pallavicini: Dazu haben mehrere der Verbündeten gerathen, aber Garibaldi will darauf nicht hören. Seine Art zu verfahren ist eben nicht die gewöhnliche.

Nun aber gestand mir die schöne Frau, daß die Actionspartei nur über sehr ungenügende Geldmittel verfügt. Die wenigen großherzigen Patrioten, die es in Italien gibt, haben seit 1848 so viel hergegeben, daß sie jetzt fast ruinirt sind und nicht mehr geben können; die Gesinnungslosen dagegen, die alles gelassen mit angesehen haben, die sind jetzt vorzugsweise die reichen Leute im Lande, geben aber jetzt so wenig als früher. Wenn man doch von Preußen eine Unterstützung an Geld bekommen könnte! Nur eine Summe, die für Preußen jedenfalls eine Kleinigkeit wäre.

Ich: Darauf ist wohl nicht zu hoffen; die preußische Regierung handelt unter allen Bedingungen loyal. Bismarck wird auf eine solche Anfrage stets antworten, da die gegenwärtige italienische Regierung bis jetzt — was auch ihre Absichten sein mögen — doch nichts gegen Preußen gethan hat und mit Preußen befreundet ist, könne er unmöglich thatsächlich eine Bewegung unterstützen, die wesentlich, wenn nicht unmittelbar gegen die italienische Regierung selbst, doch gegen ihre Intentionen gerichtet ist.

Ich müßte Garibaldi selber sehen, wenn es geschehen kann, ohne daß ich mich und die preußische Regierung in irgend einer Weise compromittire. Madame Pallavicini wird morgen ganz früh mit ihm darüber sprechen und mir dann das Nöthige zu wissen thun. Natürlich müßte die Zusammenkunft morgen stattfinden, da Garibaldi übermorgen abreist.

Madame Pallavicini gab mir zu verstehen, es sei wohl eigentlich ganz gut, daß Bismarck sich mit Frigyesy nicht weiter eingelassen hat. Garibaldi sei kein Menschenkenner und keineswegs immer glücklich in der Wahl seiner Vertrauten; sie sei nicht gewiß, daß man dem Frigyesy unbedingt trauen könne.

21. September.

Von der Bewegung, die vorbereitet wird, kann ich leider! nicht viel erwarten; Rattazzi hat es verstanden, die Actionspartei zu spalten; Garibaldi hat nicht so viel Besonnenheit, den Ausbruch zu verschieben, bis das Parlament wieder zusammen ist — und vor Allem — die Leute haben kein Geld! Ohne Geld geht dergleichen hier in Italien weniger als irgend wo sonst!

Da ich dazu ermächtigt bin, will ich Garibaldi sehen. Eine sehr natürliche Neugierde hat ihren sehr natürlichen Antheil daran, das kann ich nicht leugnen, aber doch nur einen kleinen; es ist doch in der That wichtig, daß ich den Mann kennen lerne, mir ein Urtheil über ihn bilde und vernehme, wohinaus er will.

Madame Pallavicini schickte einen Vertrauten zu mir, den Advokaten Francesco Falsone, einen Sicilianer; denselben, der in meiner Abwesenheit mit ihrem Brief bei mir war. Mit dem wurde das Nöthige für heute Abend verabredet. Wir stellten auch unsere Uhren ganz genau gleich.

Um 8½ Uhr pünktlich bin ich bei vollständiger Dunkelheit, auf Piazza Pitti, wie verabredet, auf dem Punkt, wo vom Ponte vecchio her die Rampe beginnt, die zu dem Palast hinaufführt.

Ein paar Secunden später traf Falsone ein, und wir wanderten zusammen durch einen feinen Regen zur Porta Romana hinaus; zu Fuß, um nicht etwa

die Neugierde eines Fiakerkutschers zu erregen, denen ist nicht zu trauen, meint Falsone; die Polizei hat ihre Söldlinge unter ihnen.

Unterwegs erzählt mir Falsone, wie er dem Garibaldi persönlich verpflichtet sei. Er ist Sicilianer und war unter der bourbonischen Regierung zu Palermo als verdächtig gefänglich eingezogen. (NB. Conspirirt wird er wohl haben.) Drei Jahre hat er dort auf einen bloßen Verdacht hin im Gefängniß geschmachtet, ohne daß man ihm je gesagt hätte weswegen, ohne daß er ein einziges Mal verhört worden wäre! Es waren ihrer dreitausend junge Leute, meist aus den besseren Ständen, zu Palermo demselben Schicksal verfallen, im Gefängniß, ohne Aussicht, je wieder in Freiheit gesetzt zu werden. Garibaldi hat sie befreit.

So wandern wir hinaus zu einem Hause, das ein Deputirter der äußersten Linken, Namens Greco, bewohnt, und in dem es keinen Portier gibt. Dem Herrn Greco ist gesagt worden, Garibaldi werde bei ihm eine geheimnißvolle Zusammenkunft mit einem der Fuorusciti, mit einem der italienischen politischen Flüchtlinge haben, und man hat ihm hoch und heilig versichern müssen, nicht mit Mazzini; den hätte er um jeden Preis sehen wollen!

Falsone hatte den Schlüssel zu einer Seitenthür des Hauses in der Tasche; er zündete ein Streichwachskerzchen an, so leuchteten wir uns selbst die schmale, dunkle Hintertreppe bis zum zweiten Stockwerk hinan, und da erwartete uns ein durch zwei Wachskerzen erleuchtetes leeres Zimmer.

Nach einiger Zeit kam Garibaldi an. Er war mit der Marchesa Pallavicini spazieren gefahren, und zwar zum anderen Ende der Stadt, zu Porta San Gallo hinaus und dann weit durch das Land. Er fuhr natürlich an einer anderen Seite des Hauses vor, kam eine andere Treppe herauf und trat durch eine andere Thür in das Zimmer.

Er ist eigentlich ein schöner Mann, sieht sehr gutmüthig aus und war in seine bekannte gewöhnliche Tracht gekleidet, in das rothe Hemde mit dem über die Brust gefalteten Plaid darüber.

Wir setzten uns an das Tischchen in der Mitte des Zimmers; ich fragte zunächst, was ihm Frigyesy aus Berlin gemeldet hat, verglich, was er davon sagte, mit Bismarck's Brief, den ich bei mir hatte, und überzeugte mich, daß sein Sendbote der Wahrheit gemäß berichtet hat. Ich sagte ihm darauf, was mir Bismarck aufgetragen hat, nämlich, daß dieser sich habe sehr reservirt halten müssen, weil ihm weder Frigyesy's Person noch Garibaldi's Handschrift bekannt war, und fügte dann hinzu, hiermit sei nun mein Auftrag erschöpft; wenn Er mir seinerseits etwas zu sagen habe, könne ich allerdings schweigend anhören, ich könne auch, wenn er es wünsche, meiner Regierung darüber berichten, aber ich habe ihm keine Antwort darauf zu geben.

Garibaldi zauderte etwas, wußte vielleicht im ersten Augenblick nicht recht, was er mir sagen sollte, so schien es mir wenigstens, kam aber dann doch in das Reden, wie ich gehofft hatte, und zeigte sich in einem mir unerwarteten Lichte. Er verrieth eine Art und einen Grad der Bildung, die ich bei dem alten Seemann nicht vorausgesetzt hatte, eine rhetorische Bildung, die er nicht lediglich der Gewohnheit, öffentlich zu sprechen, verdanken kann.

Diese Gewohnheit hat freilich auch ihren Einfluß geübt; Garibaldi scheint eigentlich nie zu sprechen; er hält immer Reden, drückt sich immer gewählt und rednerisch aus.

Er sagte, er allein sei die einzige legitime Obrigkeit Roms, und Niemand sonst, denn er sei 1849 durch allgemeine Abstimmung vom römischen Volk zum Anführer und Oberhaupt der Stadt erwählt worden, und das sei eine andere Abstimmung gewesen, als die in Nizza und Savoyen; es sei dabei ganz ehrlich zugegangen. Er allein habe das Recht, im Namen des römischen Volkes zu sprechen und zu handeln. Die päpstliche Regierung dagegen sei einfach eine unberechtigte Usurpation; sie sei lediglich durch unberechtigte Gewalt, durch fremde Bayonette zurückgeführt und werde lediglich durch Gewalt, durch fremde Bayonette aufrecht erhalten.

(NB. So begründet er sein Recht, unabhängig von der italienischen Regierung, gegen die päpstliche Regierung zu Felde zu ziehen, und das Recht sich alsdann, wie beabsichtigt wird, zunächst selbständig in Rom abzusperren, und von dort aus, wie von Macht zu Macht, mit der königlichen Regierung Italiens zu unterhandeln. Beide Folgerungen zu ziehen überläßt er jedoch mir.)

Es sei in jeder Beziehung nothwendig, daß er sich Roms bemächtige; Italien müsse sich von Frankreich frei machen und sein Heil in einem regen Anschluß an Preußen suchen; die Regierung dagegen wolle Rom, oder vielmehr das römische Gebiet, vermöge eines Einvernehmens mit Frankreich gewinnen, stehe im Bunde mit Frankreich, und sei jedenfalls bereit, sich für einen solchen Preis, für Concessionen in Beziehung auf Rom, der Macht Frankreichs in einem Kriege gegen Preußen anzuschließen — gegen Preußen, das sich so loyal erwiesen und so ritterlich — „cosi cavalerescamente“ —, Venetien für Italien erobert habe, während Frankreich sich seine Hülfe habe sehr theuer bezahlen lassen. Das wäre eine That des schmachvollsten Undankes; aber er allein könne sie verhindern, indem er sich zum Herrn von Rom mache und die Pläne der Regierung durchkreuze.

Auch gehe sein Plan weiter, als der der Regierung; die Regierung wolle nur die weltliche Macht des Papstes beseitigen, — sein Unternehmen dagegen sei nicht bloß gegen die weltliche, sondern auch gegen die geistliche Macht des Papstes gerichtet; die wolle er vernichten; sie sei ein noch viel größeres Uebel, als die weltliche Macht, und müsse vor allen Dingen gestürzt werden, wenn Italien sich je erheben solle. Sein Beginnen entspreche ganz den Interessen Preußens, und müsse daher der preußischen Regierung erwünscht sein, er rechne auf ihre Sympathien.

Ich erwartete fast, er würde von Unterstützung und Geld reden; er that es aber nicht; es scheint nicht in seiner Art zu sein.

Der uneigennützigen Freundschaft Preußens, der lebhaftesten Sympathien für die nationale Sache Italiens, die Regierung und Bevölkerung bei uns in gleicher Weise hegen, konnte ich ihn natürlich ohne Bedenken in ganz allgemeinen Ausdrücken versichern; im Uebrigen erlaubte ich mir nur die Bemerkung, ich hätte geglaubt, daß er seine Expedition auf die Zeit verschieben werde, wo das Parlament wieder zusammen sei.

Er erwiderte: „il nostro parlamento“ vermöge „cosi poco“.

Ich: ma pure, — vieles, was die Regierung sonst wohl thun könne, werde denn doch unmöglich, wenn das Parlament vereinigt ist. Da er nicht darauf einging, ließ ich natürlich den Gegenstand eben auch fallen.

Wie wir mit einem Händedruck Abschied von einander nahmen, sagte ich: „Wenn wir uns anderswo treffen“, — und er ergänzte: „non ci conosciamo!“

Ein sehr eigenthümlicher Mensch! Es fehlt ihm ganz und gar nicht an Verstand; selbst nicht an einer gewissen Feinheit des Geistes, und bei alledem hat er etwas Unmündiges! Es fehlt ihm ganz und gar an dem, was man Erfahrung nennt, und zwar, weil er unfähig ist, sich Erfahrung anzueignen; er hat gar kein Organ dafür. Ich kann mir gar wohl denken, daß er gelegentlich finassirt mit Leuten, denen er unbedingt vertrauen könnte, und sich dann wieder sehr zweideutigen Gesellen unbedingt in die Arme wirft, mit vollem zuversichtlichem Vertrauen.

Ich hatte dann noch ein kürzeres tête à tête mit der Marchesa, der ich einen Loch-Chiffre übergab, um mit ihr correspondiren zu können. Ich hatte ihn heute Morgen durch Giuseppe anfertigen lassen. Dann ließ ich sie und Garibaldi, die möglicher Weise, ja wahrscheinlich, von der Polizei beobachtet waren, wie sie später eingetroffen waren, auch zuerst wieder davon fahren, und verließ das Haus erst geraume Zeit nachher mit Falsone, als wir gewiß sein konnten, daß kein Polizist mehr in der Nähe lauerte. Innerhalb der Stadt nahm ich einen Fiaker; da es aber in solchen Fällen eine Hauptregel ist, sich nie dahin fahren zu lassen, wohin man eigentlich will, fuhr ich nach der Piazza della Signoria, und ging von dort zu Fuß nach Haus.

22. September.

Garibaldi ist ein sehr eigenthümlicher Mensch! Bei der Abreise, im letzten Augenblick — buchstäblich unmittelbar ehe er in den Eisenbahnwagen stieg — gesteht er den Freunden, die ihn begleiten, daß er gar kein Geld hat! Er ergreift beide Hände der Marquise und bittet: „Ma, curate di procurar fondi!“ Das Wenige, das er aus Caprera mitgebracht hatte, sei vollständig erschöpft.

Madame Pallavicini ist erstaunt und im höchsten Grade betroffen — atterrée — wie soll die Sache gehen ohne Geld! Und aufzuhalten ist sie auch nicht länger! Woher nun nehmen! noch dazu in der Geschwindigkeit!

Sie kam, ich möchte sagen, mit verdoppelter Energie darauf zurück, daß es Preußens Interesse sei, diese Bewegung zu unterstützen, damit sie gelingt und zum Ziele führt; ob man nicht von der preußischen Regierung Geld bekommen könne? Eine Summe, die für Preußen bei dem Zustand seiner Finanzen, gar nicht in Betracht kommen kann, würde genügen.

Ich wiederholte, warum Preußen sich dazu wohl nicht verstehen wird; Preußen wird nicht in dieser Weise gegen eine Regierung auftreten, die ihr, wenigstens öffentlich, in ihrem offiziellen Gebahren keinen Grund zur Klage gegeben hat.

Madame Pallavicini: Könnte das Geld nicht unter der Hand, ohne daß es bemerklich würde, vorgeschossen werden? Könnte ich das nicht vermitteln?

Ich: ich bin durch meine Instructionen in keiner Weise befugt, eine solche Vermittelung zu übernehmen. Ich sehe nur einen Ausweg. Pallavicini hat überhaupt Unrecht gethan, daß er nicht selbst nach Berlin gegangen ist und sich persönlich unmittelbar mit Bismarck in Verbindung gesetzt hat, daß er in Folge dessen diese wichtige Mission in die Hände eines untergeordneten Abenteurers hat kommen lassen, der keine Aussicht hatte, sonderlich beachtet zu werden. Das ist nur in einer Weise wieder gut zu machen: Pallavicini müßte noch jetzt nach Berlin reisen, so spät es auch geworden ist, um mit Bismarck zu conferiren.

Madame Pallavicini will sich das überlegen.

Ich: Usedom kommt morgen früh an; wollen Sie ihn sehen vor Ihrer Abreise!

Madame Pallavicini hat keine große Lust, ihn aufzusuchen.

Ich: Jedenfalls ist es besser, wenn Sie ihn nicht eher sehen, als bis ich mit ihm gesprochen und ermittelt habe, ob er von den Aufträgen unterrichtet ist, die Bismarck mir gegeben hat, und in wie weit.

Gedankenvoll heim. J'augure de plus en plus mal de cette entreprise. Sie ist gar zu schlecht eingeleitet, wie von einem unmündigen Kinde.

V. Garibaldi's Verhaftung.

23. September.

Allein zur Villa Caponi hinaus gefahren; langes Gespräch mit Usedom; auch mit ihm gefrühstückt.

Ich orientirte ihn in Beziehung auf die Garibaldi'sche Bewegung, welche die Regierung zwar sehr genau beobachtet, aber bisher nicht hindert, vielmehr offenbar absichtlich gewähren läßt, weil es ihr ganz genehm ist, daß Garibaldi und die Actionspartei den Papst in Angst und Noth versetzen, und in der Hoffnung, daß Rom dadurch etwas geschmeidiger werden soll. Hemmend eingreifen, um den Papst zu retten, das glaubt man immer zu können, wenn der Augenblick dazu gekommen ist, und eine französische Intervention soll, wo möglich, Preußen fernhalten.

Ich erwähne auch eines Tendenzartikels in der „Italie". Darnach sollte Usedom in Locarno ein Diner gegeben haben, an welchem Garibaldi Theil genommen hätte, und auf telegraphisches Ersuchen der Gräfin Usedom der Minister Campello diese Nachricht officiell dementirt haben. Bei der Gelegenheit erfahre ich selber erst den wahren Zusammenhang.

Gräfin Usedom ist keineswegs so umsichtig gewesen, selber daran zu denken, daß eine Berichtigung dieses Artikels nöthig sein könnte. Glücklicher Weise hat aber auch Solvyns, der belgische Gesandte, die Sommermonate auf einer Villa am Lago-Maggiore zugebracht. Der hat sie auf den Artikel aufmerksam gemacht und auf die Nothwendigkeit, ihn zu widerlegen; er hat ihr denn auch begreiflich gemacht, daß es nicht genüge, an Bunsen deshalb zu schreiben, daß sie sich an Campello wenden müsse.

Usedom erzählt mir auch Einiges aus Berlin! Es scheint dort Niemand mehr an der Unvermeidlichkeit des Krieges zu

zweiflen. Usedom meint: nach der Art wie Bismarck's letztes Cirkular in Frankreich aufgenommen worden ist, sei kaum daran zu zweifeln, daß es zum Kriege kommen muß. General Treskow hat ihm gesagt, bis zum Frühjahr würden wir 112 Infanterie-Regimenter fertig und in kriegstüchtigem Zustand haben. (NB. Die Sachsen natürlich mitgerechnet.)

Er erzählt mir auch, wie Savigny ausgeschieden ist. Bismarck hatte ihn zum Bundeskanzler machen wollen, sich dann aber darauf besonnen, daß Preußen, wenn es auch der Sache nach den Norddeutschen Bund beherrscht, doch der Form nach in den Bund englobirt ist, daß also der Bundeskanzler über dem preußischen Premierminister steht, daß folglich der preußische Premierminister stets selber Bundeskanzler sein muß. Er bot demnach Savigny an, ihn zum Bundes-Vicekanzler zu machen. Darauf wollte dieser in keiner Weise eingehen — er habe das Versprechen des Königs u. s. w. — lieber schied er ganz aus.

Von Rattazzi scheint Usedom sehr zurückgekommen, wahrscheinlich in Folge seiner Unterredungen mit Bismarck — von den Aufträgen aber, die ich in Beziehung auf Garibaldi erhalten habe, weiß er nicht! Ein Zeichen, daß er auch jetzt Bismarck's volles Vertrauen nicht gewonnen hat. Er spricht mir nicht davon, da erwähne auch ich der Sache nicht.

Um 7½ Uhr zu Falsone. Eine Menge Glockenzüge neben der Thür. Ich zog an dem, von dem ich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit vermuthete, daß er in die zweite Etage gehe, und hatte es richtig getroffen; die Thür ging auf, ich tappte mich im Dunkeln eine steile schmale Treppe hinauf, fand oben ein geöffnetes, erleuchtetes Zimmer und die Marquise Pallavicini. Sie war etwas en émoi; Frigyesy ist heute hier verhaftet worden; er hat den Vorwand, dessen die Polizei dazu bedurfte, selbst, in der einfältigsten Weise von der Welt, an die Hand gegeben, indem er sich hier in Florenz, wo ihn alle Welt seit 1849 kennt, für Herrn v. Thugut ausgeben wollte.

(NB. Wie gut, daß sich Bismarck nicht weiter mit ihm eingelassen hat! Daß der Mann seiner Sendung nicht gewachsen war, ist nun wohl klar genug!)

Man hat bei Frigyesy Papiere gefunden, die wahrscheinlich mehr Leute compromittiren und weitere Verhaftungen nach sich ziehen werden. Außerdem hat die Regierung hier auf dem Bahnhof dreihundert Gewehre confiscirt. Ein schlimmer Verlust, meint Madame Pallavicini, für arme Leute, die ohnehin nicht viel Waffen haben. Sie will nun ihren Mann bestimmen, nach Berlin zu reisen und will ihn dorthin begleiten. Im Nothfall, wenn die Gesundheit ihres Mannes ihm die Reise über die Alpen in dieser späten Jahreszeit nicht gestattet, will sie allein hingehen. Ich soll ihr einen Brief an Bismarck mitgeben, in dem ich ihr Anliegen empfehle. Das kann ich natürlich nicht thun; ich gebe ihr nur eine meiner Visitenkarten, auf die ich schreibe, daß der Ueberbringer der Marquis Pallavicini ist: „qui se rend à Berlin pour rendre compte de l'état des choses en Italie.“

24. September.

Zur Gesandtschaft. Usedom sagt mir mit einem Wesen, als sei nur die Sache abgemacht, daß Garibaldi in der vergangenen Nacht

zu Asina lunga verhaftet und nach Alessandria gebracht worden ist.

Ich: Seit gestern stand das eigentlich zu erwarten, da gestern Frigyesy verhaftet worden ist. Usedom hatte in Berlin von dem Manne „gehört", wußte aber noch nichts von seiner Verhaftung.

Ich: Vielleicht ist es am besten so; die Bewegung, die Garibaldi gegen Rom vorhatte, war in so ungenügender Weise eingeleitet, daß sie wenig Erfolg versprach. Mißlang sie aber, wurde sie mit leichter Mühe besiegt, so war es mit Garibaldi's politischer Bedeutung für immer vorbei, und es war für die gesammte Actionspartei ein Schlag, von dem sie sich nicht erholte. Rattazzi und die französisch gesinnte Consorteria hatten dann das Feld vollkommen frei und konnten ganz ohne Rücksicht thun und lassen, was sie wollten. Jetzt aber, wie sich die Dinge gewendet haben, stehen sie anders. Lange kann die Regierung den Garibaldi doch nicht gefangen halten, höchstens bis zur Eröffnung des Parlaments, wenn sie sich ja so viel zutraut; dann muß er freigegeben werden, da er Deputirter ist; und wieder frei, ist er nach diesem Ereigniß mehr als je eine politische Macht, mit der die Regierung rechnen muß.

(NB. Eigentlich überrascht mich doch dieses plötzliche, über das Knie gebrochene Einschreiten der Regierung. Da man den Garibaldi so lange hat gewähren lassen, da man ihn nicht früher verhaftet hat, warum jetzt? Was mag die Veranlassung dazu gegeben haben? Ich erwartete, man würde ihn noch weiter gehen und den Angriff auf Rom wirklich in Gang bringen lassen. Das war ohne Zweifel der Plan der Regierung, und er ist gewiß nicht ohne bestimmte Veranlassung geändert worden). Mein Diener berichtet, daß eine große Volksmasse in der Umgegend des Doms versammelt sei; in der Via Ricasoli sei Aufruhr; Truppen oder vielleicht eine Compagnie Nationalgarde sei entwaffnet worden, das Ministerium des Innern werde gestürmt; die Garnison sei ausgerückt.

25. September.

Mancherlei Nachrichten über die gestrigen Unruhen.

Rattazzi war nicht so beseligt zuversichtlich, als er vorgab. Die Truppen waren, ich glaube von früh an, in den Kasernen consignirt, und als der Tag sich zum Abend neigte, wagte der Ministerpräsident nicht, in seine Wohnung zurückzukehren, er hat sich für die Nacht im Palazzo vecchio eingesperrt und ein geheimnißvolles Dunkel darüber walten lassen, wo er eigentlich zu finden sei.

Wenn nicht der Gewitterregen einfiel, hätte die Sache wohl nicht gefährlich, doch aber einigermaßen ernst werden können, so daß es wohl zu einem erheblichen Blutvergießen kam. So ist es dabei geblieben, daß ein Schutzmann — guardia di sicurezza — erschlagen worden ist; ein Anderer ist in den Arno geworfen worden; in dem ertrinkt man aber nicht; drei Andere sind verwundet. Außerdem sind einige Posten der Nationalgarde entwaffnet, zwei Gewehrläden sind geplündert, und in Rattazzi's Wohnung sind alle Fenster eingeworfen worden.

Uebrigens wurden auch heute noch militärische Maßregeln getroffen, die mir zum Theil überflüssig schienen, denn ich war überzeugt, daß nun, nachdem die erste Aufregung keine größeren Ereignisse herbeigeführt hatte, keine Unruhen weiter zu befürchten seien. Die Tambours der Nationalgarde schlugen Generalmarsch auch in unserem Stadttheil; die Nationalgarde wurde nachträglich zusammen getrommelt und soll sich auch ziemlich zahlreich eingefunden haben — jetzt, wo keine Gefahr mehr da war.

Auch den Palazzo vecchio stark mit Bersaglieri besetzt gefunden; Niemand wurde durchgelassen.

Usedom gesehen. Er meint auch, ohne den Regen hätte die Sache ernster werden können. Auswärtige, d. h. Italiener aus anderen Gegenden, sollen eigentlich die Anführer gewesen sein — Leute, die hier durchziehen, um sich dem Zuge Garibaldi's nach Rom anzuschließen. (NB. Das glaube ich auch!)

26. September.

Brief von der Marquise Pallavicini. Chiffrirt: „Nous étions en train de partir, mon mari et moi, lorsqu'un évènement imprévu nous a fait suspendre l'exécution de notre projet; nous avons besoin de vos nouvelles pour savoir ce que vous pensez de la situation."

Der Schlag, Garibaldi's Verhaftung, ist den Parteigenossen vollkommen unerwartet gekommen; sie hatten sich diese Wendung der Dinge gar nicht als möglich gedacht, sich gar nicht darauf vorbereitet, und sind nun gar sehr aus dem Concept gebracht. Mich setzt der Brief einigermaßen in Verlegenheit; vor der Hand weiß ich gar nichts darauf zu antworten; ich muß erst besser orientirt sein.

Zur Gesandtschaft. Der Palazzo vecchio ist wieder, wie in gewöhnlichen Zeiten, von der Nationalgarde bewacht; ganz in der Nähe aber, in einer kleinen Straße, die von der Piazza della Signoria nach S. Martin führt, steht ein Unterofficier-Piquet Linien-Infanterie, bereit, den Schutz des Palastes zu übernehmen, so bald die Gefahr droht. Angenehmer Dienst. Das Piquet hat kein Wachtlocal und bringt also die vierundzwanzig Stunden in der Straße zu.

Neulich erwähnte ich gegen Usedom, daß ich als Derjenige bezeichnet werde, der Garibaldi in Bewegung setzt, und dem die preußische Regierung zu diesem Behuf Millionen zur Verfügung gestellt habe. Usedom sagte in einem Ton, als ob derlei Dummheit kaum geringschätzig genug behandelt werden könnte: wenn wir Geld übrig hätten, könnten wir es wohl besser brauchen als zu dergleichen. Auch ein Beweis, daß Bismarck ihm seine Sympathien für die Actionspartei nicht mitgetheilt hat.

Heute sprachen wir von der allgemeinen Lage.

Usedom: Napoleon scheint sich in Salzburg allerdings einigermaßen enttäuscht gefunden zu haben; er ist gewahr geworden, daß Oesterreich vor der Hand nicht viel vermag. Es ist dort auch kein Bündniß, überhaupt keinerlei Vertrag zu Stande gekommen; nur eine Art von Protokoll ist von beiden Theilen unterzeichnet worden, in dem einfach constatirt ist: Wenn Preußen

den Norddeutschen Bund oder einen entsprechenden Einfluß über die Mainlinie hinaus in das südliche Deutschland ausdehnte, so wäre das gegen das Interesse der beiden Staaten Frankreichs und Oesterreichs.

Abends bei Lady Orford. General Angelini, meinen guten Freund vom vorigen Feldzug her, getroffen; er sagt mir in deutscher Sprache: „Die Republik könnte sich weiter ausdehnen; wir gehen hier auch stark auf die Republik los!" Darauf fährt er sich mit der Hand über Stirn und Augen, wie um den Ausdruck von Unmuth und Betrübniß zu verwischen, der in seinen Zügen sichtbar geworden war.

Das sagt mir ein Generaladjutant des Königs!

27. September.

Zeitungen. Garibaldi hat darein gewilligt, nach Caprera zurück zu gehen! — Die „Italie" stimmt ein Jubelgeschrei darüber an, und feiert diesen Entschluß, seinen Anschlägen auf Rom zu entsagen, der Regierung nicht weiter im Wege zu stehen und sich in die Ruhe des Privatlebens zurück zu ziehen, als die schönste That eines edlen, hingebenden Patriotismus. Ich muß weitere Erkundigungen einziehen. Sollte sich Garibaldi wirklich unterworfen haben, so wüßte ich mir das kaum zu erklären! Was konnte ihm denn Großes geschehen? Erschießen konnte ihn die Regierung doch wahrhaftig nicht lassen! Sie konnte ihn nicht einmal lange gefangen halten; wenn er einige Wochen ruhig ausharrte, trat er dann mit größerem Glanz als je zuvor wieder in die Oeffentlichkeit. Daß er sich ein so wohlfeiles Märtyrerthum würde entgehen lassen, hätte ich nun und nimmermehr gedacht! Sollte ihm die Regierung etwas versprochen haben? — d. h. in Beziehung auf seine patriotischen Zwecke, denn für persönliche Vortheile ist er vollkommen unzugänglich. Ich muß nun Barbolani sehen und Falsone.

28. September.

Legationsrath Bunsen erzählt mir, daß er am vergangenen Sonntag — 21. — eine telegraphische Depesche von Schlözer aus Rom erhalten hat, die besagte: Antonelli hat gegen Schlözer geäußert, wenn die Garibaldische Bewegung nicht aufgehalten wird, könne sich die päpstliche Regierung nur noch zwei Tage behaupten, **dann müsse sie die Sache aufgeben.** Diese Botschaft hat Bunsen pflichtschuldigst dem Rattazzi mitgetheilt. Darauf ist am Montag den 22. der Ministerrath gehalten worden, in welchem Garibaldi's Verhaftung beschlossen wurde; und in der Nacht vom 23. zum 24. hat man den Mann dann wirklich verhaftet.

Die Drohung, die in den Worten der telegraphischen Botschaft liegt, ist Bunsen nicht gewahr geworden, aber eine Drohung sollte es sein, und als eine solche ist es offenbar von der hiesigen Regierung auch verstanden worden. Rom ohne den Papst im Besitz Italiens — der Papst auf der Flucht, außer allem Bereich von Unterhandlungen und Transactionen — die ganze klerikale Welt en émoi und angefüllt mit dem Geschrei von dem Papst im Exil und der verwaisten Kirche: das ist die Sachlage, welche die Regierung ganz und

gar nicht wünscht, da Versöhnung mit der Kirche immerdar ihr letzter Gedanke ist und bleibt. Der Papst hat gedroht zu fliehen, und darauf hat man sich hier entschlossen, Garibaldi einige Tage früher zu verhaften, als eigentlich beabsichtigt sein mochte und sonst auch wohl geschehen wäre.

„Il Corrière“ — ein Morgenblatt — kommt auf die Gesandtschaft, und wir finden darin einen Brief Garibaldi's an die Redaction, in dem er bekannt macht, um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, daß er ohne alle Bedingungen nach Caprera entlassen ist. Das war überraschend! Und doch ließe es sich erklären; daß Garibaldi nimmermehr auf Bedingungen eingehen würde, konnte man leicht vorsehen, und sehr lange konnte man ihn eben auch nicht gefangen halten, da seine Popularität natürlich mit jedem Tage seiner Gefangenschaft wuchs. Bei alledem ist es doch sehr auffallend, daß man ihn nicht etwas länger festgehalten hat! —

Barbolani aufgesucht im Palazzo vecchio. Ich sehe heute sehr genau, daß er unmittelbar bei Rattazzi Vortrag hat, und unmittelbar mit Rattazzi arbeitet.

Er erzählte mir vielerlei, anscheinend mit großer Offenheit, nur nicht, weshalb General Menabrea wiederholt nach Paris reist, und was er dort treibt.

Ich: Ihre Regierung hat in Beziehung auf Garibaldi doch in Etwas anders gehandelt, als Sie in unserem letzten Gespräch voraussehen ließen.

Barbolani (etwas verlegen): Wieso? — nein! — ich wüßte nicht 2c. (NB. Da er es nicht Wort haben wollte, ließ ich den Gegenstand fallen.)

Barbolani: Räumt auf meine Frage ein, daß man Garibaldi nach Caprera entlassen hat, ohne ihm irgend welche Bedingungen vorzuschreiben oder ihn zu irgend etwas zu verpflichten, spricht aber dann, als verstehe es sich von selbst, als sei es eine ausgemachte Sache, daß der nun vollständig beseitigt ist und an den Ereignissen weiter keinen Antheil nimmt. Die Möglichkeit, daß Garibaldi wieder auf dem Schauplatz erscheinen könnte, liegt so vollständig außerhalb Alles in hypothesi Möglichen, daß sie gar nicht erwogen, daß ihrer gar nicht gedacht wird. Auffallender Weise aber wird gar nicht gesagt, worauf diese Zuversicht eigentlich beruht.

Barbolani: Man konnte nicht umhin, Garibaldi zu verhaften. Er läßt Besorgnisse in Beziehung auf die Absichten Frankreichs als eines der Motive durchschimmern. Es scheint, daß von dort aus sehr bestimmte Drohungen ergangen sind. (NB. Daran habe ich nicht gezweifelt; aber werden sie vorkommenden Falles ausgeführt werden?)

Ich: Es scheint allerdings, daß Frankreich einige Vorbereitungen trifft. „Vous savez que les notices militaires sont de ma compétence“, und wir haben Nachrichten aus Toulon, denen zufolge dort im Arsenal die Ausrüstung der Schiffe de la troisième catégorie de la reserve wenigstens vorbereitet wird; es ist Befehl ergangen „de préparer les feuilles d'armement“ für diese Schiffe. Die Schiffe dieser Categorie sind aber Fahrzeuge von veralteter Bauart; bei dem heutigen Stande der Seetactik und -Bewaffnung wird Niemand daran denken, sie ins Gefecht zu führen; sie können also wohl nur en flute ausgerüstet werden und zum Transport von Truppen bestimmt sein.

Barbolani: „Vous voyez!“ (NB. Er hatte das Alles sehr aufmerksam angehört, aber wie Dinge, die er schon wußte, und die ihm nur bestätigt

wurden. Ich sehe, daß die französische Regierung hier sehr geflissentlich hat wissen lassen, was für Anstalten sie in Toulon trifft. Damit will sie als Drohung wirken, damit womöglich die Drohung allein genüge, die italienische Regierung aufzuhalten.)

Man mußte Garibaldi dann aber auch verhaften, weil es nicht den Anschein gewinnen durfte, als werde die königliche Regierung Italiens bloß durch ihn mit fortgerissen (entrainée). Sie muß immer selbständig nach eigenem, freiem Entschluß handeln und darf nicht dem Schein verfallen, als handele sie anders. Endlich will Garibaldi zu weit gehen; „il voulait renverser la papauté! nous ne voulous renverser que le pouvoir temporel.“ (NB. „hear, hear!“)

Ich: Mais au point où nous en sommes je vois bien quelque chose d'empêché, quelque chose de très facheux peut-être, mais je ne vois rien de fait; die römische Frage an sich und ihrem eigentlichen Gehalt nach steht mit allen ihren Schwierigkeiten ganz auf dem alten Punkt; sie bleibt zu lösen und muß gelöst werden, nach wie vor.

Barbolani gibt zu, daß die römische Frage zu lösen bleibt und gelöst werden muß. Man hat sich darüber in Paris ausgesprochen; De Moustier hat dem italienischen Gesandten Nigra erklärt, die französische Regierung müsse sich ihre volle „liberté d'action“ vorbehalten, „dans le cas d'une attaque dont Rome serait l'objet.“ Nigra hat das acceptirt, aber hinzugefügt, auch die italienische Regierung müsse sich ihre „liberté d'action“ vorbehalten „dans le cas d'un soulèvement que nous n'aurions pas provoqué!“ Barbolani gibt zu verstehen, daß nun wohl ein soulèvement in Rom und dem römischen Gebiet erfolgen könnte, das, unabhängig von Garibaldi, durch jenes Comité zu Rom hervorgerufen wäre, das mit der königlichen Regierung in Verbindung steht.

Einen Krieg mit Frankreich könne Italien in der gegenwärtigen Lage und bei dem gegenwärtigen Zustand seiner Armee nicht wohl wagen (risquer). (NB. Der Finanzen erwähnt er nicht). Ueberhaupt auf einen Bruch mit Frankreich könne man es nicht ankommen lassen, so lange man nicht mit Bestimmtheit weiß, was Preußen in diesem Fall thun wird.

Ich: Das können Sie sehr leicht erfahren; auf eine klare und präcise unmittelbar in Berlin gestellte Frage wird ohne Zweifel eine ebenso klare und präcise Antwort erfolgen.

Diese Erklärung schien ihn zu befriedigen, und wir trennten uns.

Aber daß die piemontesische Consorteria, die der Unterstützung Frankreichs bedarf, um sich im Besitz der Macht zu erhalten, daß dieser elende, kleinmüthige Rattazzi, der noch dazu persönlich von der Familie Buonaparte abhängig ist, daß diese ganze Genossenschaft es unter irgend einer Bedingung auf einen Krieg mit Frankreich wird ankommen lassen, das muß mir — ehe ich es glaube — wenigstens ein Anderer sagen, als dieser kleine, verschlagene Neapolitaner Barbolani, den ich, gerade wie seinen Herrn und Meister Ratazzi, bei jedem dritten Wort auf einer Unwahrheit ertappe. Besonders, da der Zustand der italienischen Finanzen und der sehr vernachlässigten Armee allerdings schwer in das Gewicht fällt.

Rattazzi's Politik ist hinreichend klar. Die Regierung kennt Garibaldi's Pläne; er hat sie laut genug ausgesprochen; sie weiß, daß er das Papstthum stürzen will, sie weiß aller Wahrscheinlichkeit nach eben so gut, daß er sich zunächst unabhängig in Rom hinstellen und von dort aus, wie von Macht zu Macht, mit ihr unterhandeln wollte über die Bedingungen, unter denen Rom mit dem übrigen Italien vereinigt werden soll. Dann lag es nicht mehr unbedingt in ihrer Macht, die römische Frage so zu lösen, wie sie will. Sie hat, durch die Drohungen des Papstes bestimmt, ihn etwas früher verhaftet als wohl ihre Absicht war; verhaftet aber hätte sie ihn jedenfalls, um das einzige Element, das ihr gefährlich werden konnte, dessen Herr zu werden sie nicht unbedingt gewiß sein konnte, aus der Bewegung heraus zu nehmen und zu beseitigen. Nun, da Garibaldi neutralisirt ist, würde sie wohl abermals nichts dagegen haben, wenn ein „soulèvement" den Papst in Angst und Noth brächte, ihn geschmeidig machte und zwänge, sich mit der italienischen Regierung zu verständigen.

Was den Papst anbetrifft, so glaube ich, nach dem, was eben geschehen ist, nicht mehr, daß er den Versuch machen wird, sich in der Engelsburg zu behaupten, wie Barbolani neulich meinte. Er wird fliehen! Er wird fliehen, auch wenn es nicht absolut nöthig sein sollte, sobald nur die Gefahr soweit herangewachsen ist, daß sie genügt, um als ein plausibler Vorwand für die Flucht zu dienen und zwar, weil der Papst oder vielmehr Antonelli, die Flucht als ein unfehlbares Mittel betrachtet, die französische Intervention, die er wünscht, in der er sein Heil sieht — die einzig mögliche Rettung —, nöthigenfalls zu erzwingen. Sehr klug! Die superfein gesponnenen Intriguen Rattazzi's aber können und werden nicht zum Ziele führen, schon weil der Papst nun und nimmer die Hand dazu bietet.

In tiefen Gedanken durch die Via Ceretani gewandert. Unfern vom Dom begegnet mir General Angelini; der ist sehr verwundert, von mir zu hören, daß Garibaldi „senza condizioni" nach Caprera entlassen ist. Im Pitti, d. h. im Vorzimmer des Königs, ist gesagt und geglaubt worden, Garibaldi sei auf sein Ehrenwort entlassen worden, sich nicht weiter in die römischen Angelegenheiten zu mischen.

Angelini zeigt sich überhaupt sehr unzufrieden mit dem Treiben der Regierung, ja geradezu erbittert über die Hinneigung zu Frankreich. Italien, meint er wie eigentlich jeder verständige Mann außerhalb der Consorteria, müsse sich von der erdrückenden Vormundschaft Frankreichs frei machen und zu diesem Ende fest an Preußen schließen.

Im Theater. Rossini's „barbiere di Sevilla". Auch Pombo, der spanische Militär-Attaché, ist dort; erzählt mir von dem Aufstand neulich, den er, unter das Volk gemischt, von Anfang bis zu Ende mit angesehen hat. Er meint auch, ohne den Gewitterregen wäre die Sache etwas ernsthafter geworden, d. h., es wären dann fünfzehn bis zwanzig Mann todt auf dem Platze geblieben; weiter hätte sich auch nichts ergeben. Darauf könne ich mich verlassen, fügte Pombo sehr unbefangen hinzu; er wisse die Tragweite eines Volksaufstandes mit Sicherheit zu schätzen, denn er habe

in dieser Beziehung eine reiche Erfahrung aus seinem Vaterlande mitgebracht. Uebrigens sind auch auf Seiten des Volkes mehrere Individuen verwundet worden. Wie viele? ist nicht zu ermitteln, da die Leute sich natürlich nicht melden. Ein Individuum ist in Pombo's unmittelbarer Nähe durch einen Bayonettstich verwundet worden.

29. September.

Um 7½ Uhr zu Falsone. Erfahre folgendes:

Als sich Garibaldi in Alessandria befand, hat ihn Rattazzi bewogen, sich nach Caprera zurückbringen zu lassen, indem er ihm keinerlei Bedingungen auferlegte und ihm hoch und theuer versicherte, er werde dort auf seiner Insel vollständig in Freiheit gesetzt werden und unbedingt Herr seiner Bewegungen sein. Garibaldi glaubte das, wurde auf das Vollständigste getäuscht, und fand sich dann auf Caprera, zu seinem sehr großen Erstaunen, thatsächlich in der Lage eines der französischen Regierung ausgelieferten Staatsgefangenen. Er wird dort bewacht; die Insel ist von italienischen und französischen Kriegsschiffen eng blockirt. (NB. ah so! — deshalb hat man ihn senza condizioni entlassen! — Das ist es, was Menabrea in Paris verabredet hat!)

Was wird nun weiter geschehen? Leider ist es dem Rattazzi gelungen, eine Spaltung in die Actionspartei zu werfen. Er hat Crispi vollständig gewonnen. (Ah so! Das zeigt sich also jetzt mehr und mehr); er hat ihn überredet, daß alle diese „scaltrezze“ die Regierung schließlich nach Rom führen werden. Crispi und sein Anhang verlangen nun, man soll einfach dem Rattazzi vertrauen und ihn gewähren lassen. Die große Mehrzahl der Actionspartei geht nun damit um, einen „Colpo di mano“ zu versuchen, um vor allen Dingen Garibaldi zu befreien. Aber es fehle nach wie vor an Geld! Bismarck müßte schleunig von der wahren Sachlage unterrichtet werden, und da ich keinen Courier absenden kann, auch keinen Chiffre habe, und also nicht durch die Post schreiben kann, bleibt mir nichts übrig, als Pallavicini zur Reise nach Berlin zu bestimmen.

Bei Lady Orford. Auch Martin getroffen; da von Garibaldi und seiner Rückkehr nach Caprera leicht die Rede war, flüsterte er mir zu: „Ce n'est pas fini!“ — Die römische Agitation nämlich.

30. September.

Geschrieben, chiffrirt an die Marquise Pallavicini, daß ich ihrem Mann nur rathen kann, nach Berlin zu reisen und dort die wahre Lage der Dinge hier zur Kenntniß zu bringen.

Falsone kommt; sagt mir, daß die Marquise sich bereits entschlossen hat, zu reisen. Sie geht nach Berlin, nicht ihr Mann. Das ist nun leider nicht durchaus dasselbe.

In Rom hat die Actionspartei — in der Stadt selbst — bis vierzehntausend Mann angeworben; von denen werde die Hälfte sich wirklich schlagen, wenn es zur Sache kommt.

(Schluß im nächsten Hefte.)

Heinrich von Herzogenberg.

[Nachdruck untersagt.]

Am 9. October ist Heinrich von Herzogenberg nach langem Leiden verstorben. Wir wollen nicht trauern um den herrlichen Menschen, der uns nicht unerwartet entrissen ist, sondern wir wollen seiner gedenken und uns mit stiller Freude dessen erinnern, was von ihm lebendig bleiben wird, weit über seinen Tod hinaus.

Ein echter Mensch und ein echter Künstler waren in ihm zu einer Persönlichkeit verschmolzen, deren Zauber sich Keiner entziehen konnte, der so glücklich war, jemals in seine Nähe zu kommen. Ich habe mir immer gedacht, es müßte eigenthümlich reizvoll gewesen sein, ihn kennen zu lernen, ohne zu wissen, welche Kunst er ausübte. Bei der drängenden Gedankenfülle, die seine Rede belebte, bei dem herzhaften Antheil, den er an Allem nahm, was in jeglicher Kunst, in der Literatur, in der Politik geschah, hätte der Ununterrichtete Anfangs zweifelhaft sein können, ob er mit einem Kunsthistoriker, einem Schriftsteller oder auch mit dem Angehörigen eines anderen Berufes sprach — bis die Musik an die Reihe kam. Dann freilich mußte es klar werden, daß hier sein Heimathland war.

Sein Geist besaß Reichthümer genug, sich nach vielen Seiten hin auszubreiten, ohne doch sein Hauptgebiet, die Tonkunst, zu schmälern. Er war ein eifriger und nachdenklicher Leser unserer eigenen wie ausländischer Literaturen, und er bildete sich sogleich ein persönliches Verhältniß zu Allem, was ihm hier entgegen trat, wendete sich schroff und spottend ab oder umfing mit liebender Hingabe. So mochte er Ibsen's Dramen nicht leiden. Diese psychologische Zerfaserung dünkte ihn nicht mehr Kunst zu sein: zusammenfassen solle der Bildner, nicht zersetzen: das sei Aufgabe der Wissenschaft. Auch die künstliche Kränklichkeit und Kindlichkeit der Arnim, Brentano, Tieck stieß ihn zurück. Aber Gottfried Keller, der Kleines und Großes mit goldenem Humor betrachtet und das Einzelne immer in einem Ganzen auflöst, stand seinem Herzen besonders nahe. Und so verehrte er auch in der bildenden Kunst vornehmlich die Meister, die auf den kleinsten Raum die größte Lebenskraft zusammen drängen konnten, ebenso sehr die alten Niederländer mit ihrer naiven Wahrhaftigkeit wie die Italiener des Quattro- und Cinquecento mit ihrem feinen Sinn für die Stilisirung der Wirklichkeit, und von den Modernen Meister Hildebrand und Gary Melchers.

In der Art, wie er sich sein Heim gestaltet hatte, kamen diese künstlerischen Neigungen deutlich zum Ausdruck. Es gab bei ihm kaum ein Hausgeräth, das nicht von der Kunst irgend wie berührt gewesen wäre. Kronleuchter, Schreibzeuge, Aschbecher gehörten dem Kunstgewerbe früherer Zeiten an, Sitzmöbel und Tische zeigten künstlerische Formen, die Wände waren bedeckt mit Kunstwerken des Pinsels, des Griffels, des Meißels, und orientalische Gewebe gaben selbst einem gleichgültigen Stück Raum Farbe und Heimlichkeit.

Aber alle anderen Künste waren ihm nur ein Schmuck des äußeren und inneren Daseins, während er in der Musik sein eigentliches Leben lebte. Ein mächtiger

Zwang trieb ihn zu unablässigem musikalischen Schaffen, denn was ihn an Eindrücken und Erlebnissen traf, das wandelte sich ihm zu Tongebilden. Wenn Freudiges ihn bewegte, begann es in ihm zu klingen, und wenn sein Herz wund war, daß es blutete, dann sammelte er die Tropfen im Kelch musikalischer Formen. Als seine über Alles geliebte Frau, eine Künstlernatur gleich ihm, im Sterben lag, da schrieb er das tief ernste, herb=schöne E-moll-Quartett; als sie von ihm genommen war, sang er ihr in seiner „Todtenfeier" ein großes, feierliches Grablied. Für sie hatte er das Haus errichtet, das vom lieblichsten Flecken Appenzells, von Heiden aus über den Bodensee schaut. „Im Abendroth" tauften sie es beide mit Bezug auf ein Lied Eichendorff's, das Herzogenberg in Musik gesetzt hatte, und dessen letzte Strophe lautet:

O weiter, stiller Friede,
So tief im Abendroth!
Wie sind wir wandermüde —
Ist das etwa der Tod?

Es war der Tod! Allein mußte er in dies Haus einziehen, und einsam klagte er sein tiefstes Herzeleid in drei Liedern aus, die er nie veröffentlichen mochte, weil sie ihm zu intime Gefühle aussprachen. Auch in Compositionen, die allgemein zugänglich wurden, zeigte er oft eine eigenthümliche Zurückhaltung. Vielfach hat man das Gefühl, daß er das Letzte und Höchste nicht sagt, wie aus Scheu, sein Innerstes vor aller Welt zu entblößen. Dieses seelische Schamgefühl theilte er mit Robert Schumann, der einmal äußerte, Rousseau's „Confessions" seien ihm ein abscheuliches Buch; er begreife nicht, wie ein Mensch solche Dinge schreiben könne.

Herzogenberg's Stil- und Formgefühl war außerordentlich fein. Wenn andere Tonsetzer bei der Composition eines Gesangstextes die Form aus den Worten schöpfen oder feste Grenzen überhaupt verschmähen, so kam er wohl dahin, den Text in eine a priori construirte Form einzuschnüren, wie er denn einmal in seiner „Passion" einem Chor das Gefüge eines vollständigen Sonatensatzes mit erstem und zweitem Thema, Durchführung und Reprise gibt. Formale und stilistische Vollendung waren für ihn die Hauptkennzeichen des Kunstwerkes. „Heute fragt man in der Musik nach Stimmung, Farbe und allen möglichen Dingen, nur nicht nach Form," klagte er öfter; und als im Gespräch einmal Jemand hinwarf, ein Künstler dürfe sich im Ausdruck auch wohl vergreifen und übers Ziel hinaus gehen, denn wer nicht den Muth hätte, gelegentlich daneben zu schlagen, würde nie den Nagel fest auf den Kopf treffen, da wehrte er fast heftig ab: Nein und zehnmal nein, dies gerade sei ein Merkmal der Nichtkünstlerschaft. Stilistisch war er so empfindlich, daß er sich auf das Knappste beschränkte, Alles wegschnitt, was nicht ganz eng zum Ausdruck des gewollten musikalischen Sinnes gehörte, also jeglicher Phraseologie weit aus dem Wege ging. Je mehr sich nun Stil und Ausdruck subtilisiren, um so intensiver wird die eigenthümliche Wirkung des Kunstwerkes auf künstlerisch gestimmte Naturen sein, um so mehr wird es aber auch an unmittelbar packender und weithin treffender Kraft einbüßen. Und diese stilistische Askese, dies Zurückführen des musikalischen Ausdruckes auf das Allernöthigste, diese Enthaltsamkeit von jeder melodischen Exuberanz, verbunden mit der schon erwähnten Empfindungssprödigkeit mögen die Gründe sein, daß Herzogenberg's Compositionen eine stark hinreißende Wirkung nur selten ausüben. Er hat in seiner Tonsprache gar nichts von dem leidenschaftlichen Pathos des Volksredners; sie gleicht vielmehr der vergeistigten Ueberredungskunst des Gelehrten; und selbst das leidenschaftliche Gefühl lodert bei ihm nicht in hellen Flammen auf, sondern glüht wie in heimlichem Feuer. Er war sich auch bewußt, daß er für einen zwar erlesenen, aber verhältnißmäßig kleinen Kreis componirte. Aber er konnte sich nicht ändern, denn seine künstlerische Denkart war ja nicht das Resultat eines überlegten Vorsatzes, sondern entsprang einem Zwang seiner Natur.

Einmal, da von Perosi's über Nacht erblühtem und über Nacht verwelktem Ruhm gesprochen wurde, ließ er wie selbstvergessen die Worte fallen: „Also man kann doch auch heute noch durch Kirchenmusik berühmt werden." Das Bewußtsein, gerade auf diesem Gebiete Hervorragendes geleistet zu haben, ohne doch die gleiche stürmische Anerkennung zu finden wie ein Anderer, der weit weniger konnte als er, mußte ihn schmerzen. Herzogenberg gebot in der That über ein ungewöhnlich großes Können. Er hatte seine Ausdrucksmittel an Bach geschult und an Bach immer wieder geschärft. Alle Formen der Polyphonie beherrschte er mit Meisterschaft; und er bildete diese alten Formen nicht nur von außen nach, sondern verstand es, ihnen den Athem modernen Geistes und moderner Empfindung einzuhauchen. Dies zeigt sich besonders in seiner „Todtenmesse" und in seinen Kirchenoratorien, der „Geburt Christi" und der „Passion". Diese Werke können, wenn erst recht erkannt ist, nach welcher Richtung sie streben, zum Ausgangspunkt einer Erneuerung und Umgestaltung unserer Kirchenmusik werden.

Das letzte Jahrzehnt seines Lebens war mit Leiden angefüllt bis zum Rand. Mehr und mehr wurde er einsam: seine Frau ging dahin und viele seiner liebsten Freunde und Kunstgenossen: Franz v. Holstein, Philipp Spitta, Johannes Brahms. So blieben nur Wenige von den Gefährten früherer, schöner Tage um ihn, Wenige, die ihn ganz verstanden. Dazu kam schwere Krankheit. Die Gicht in ihrer furchtbarsten Gestalt verwüstete seinen Körper, fesselte ihn an das Bett oder den Rollstuhl und verdammte ihn zuletzt zu vollkommener Bewegungslosigkeit. Aber so lange er noch Herr seiner Kräfte war, sang er unermüdlich seine Weisen. Es war, als wenn er das Gedicht lebte, das Eichendorff an seine Laute gerichtet, und das er selbst so ergreifend componirt hat:

Was wollen wir noch singen
Hier in der Einsamkeit,
Wenn Alle von uns gingen,
Die unser Lied erfreut?

Wir wollen dennoch singen!
So still ist's auf der Welt:
Wer weiß, die Lieder bringen
Vielleicht zum Sternenzelt.

Wer weiß, die da gestorben,
Sie hören droben mich
Und öffnen leis' die Pforten
Und nehmen mich zu sich.

So ist es nun gekommen. Er ist frei von allen Schmerzen, die ihn quälten fast über das Maß hinaus, das ein Mensch erdulden kann. Darum wollen wir nicht um ihn trauern, sondern seiner und seines Lebenswerkes gedenken und still uns freuen, daß solch' eine Natur in unserer Zeit gedeihen konnte.

Carl Krebs.

Politische Rundschau.

[Nachdruck untersagt.]

Berlin, Mitte November.

In der Thronrede, mit der Kaiser Wilhelm II. am 14. November den deutschen Reichstag eröffnet hat, betonte er, daß, wie die Feldzeichen der verbündeten Mächte gemeinsam wehen, auch die Regierungen in ihren Berathungen sich von dem gemeinsamen Wunsche beseelt zeigen, so bald wie möglich wieder geordnete Zustände herbei zu führen und nach der Bestrafung der Hauptschuldigen der Wiederkehr solcher Störung des Weltfriedens für die Zukunft vorzubeugen. Von den Vertretern der Mächte in Peking sind auch bereits die Punkte festgestellt worden, über die, unter Vorbehalt genauerer Redaction, eine endgültige Einigung erzielt worden ist. Im Hinblick auf die schwere Kränkung, die dem deutschen Kaiser und dem Deutschen Reiche durch die Ermordung des Gesandten von Ketteler zugefügt worden ist, war es nur angemessen, daß die für dieses Verbrechen zu gewährende Sühne an erster Stelle gefordert wird.

Mit dem Rücktritte des Fürsten Hohenlohe verknüpfen sich Erinnerungen an die Begründung des Deutschen Reiches; denn neben dem Fürsten Bismarck und dem Feldmarschall Grafen Moltke werden auch diejenigen Charakterköpfe unvergessen bleiben, die, ohne sich in einer unmittelbar leitenden Stellung zu befinden, in Bayern, wie Fürst Hohenlohe, sowie in anderen deutschen Ländern der Wiedererstehung des Reiches Bahn brachen. Ein abschließendes Urtheil über die Wirksamkeit des Fürsten Hohenlohe als deutschen Reichskanzlers zu fällen, muß späterer Zeit vorbehalten bleiben, aber man darf schon jetzt hervorheben, daß er niemals seine liberale Vergangenheit verleugnet hat; und es entspricht dem allgemeinen Empfinden, wenn es im Handschreiben Kaiser Wilhelm's II. vom 17. October heißt: „Es ist mir Bedürfniß, Ihnen bei dieser Gelegenheit, wo Sie im Begriffe stehen, eine lange und ehrenvolle Dienstlaufbahn abzuschließen, für die langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienste, welche Sie in allen Ihnen übertragenen Stellungen dem Reiche und Staate, sowie meinen Vorfahren und mir mit aufopfernder Hingebung und unermüdlicher Pflichttreue unter den schwierigsten Verhältnissen geleistet haben, meinen wärmsten Dank noch besonders auszusprechen." Mit dem deutschen Kaiser wünscht auch die Nation, daß dem Fürsten Hohenlohe noch von sonnigem Abendglanze verklärte Jahre beschieden sein mögen.

Als durchaus glücklich darf die Wahl des früheren Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bülow, zum deutschen Reichskanzler bezeichnet werden. Wie der Nachfolger des Fürsten Hohenlohe in seinen verschiedenen diplomatischen Stellungen im Auslande, zuletzt als Botschafter beim Quirinal, seine große Begabung für die Leitung der auswärtigen Politik bekundet hatte, verstärkte er dann durch sein Auftreten im deutschen Reichstage den Glauben, daß er auf der Höhe seiner verantwortungsvollen Aufgabe stehen wird. Bedürfte es eines besonderen Beweises, um zu zeigen, welche Resultate bereits durch die Thätigkeit des Grafen Bülow als Staatssecretärs der auswärtigen Angelegenheiten erzielt worden sind, so braucht unter Anderem nur auf die unter Zustimmung aller betheiligten Mächte vollzogene Wahl des deutschen Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte in Peking und in der Provinz Petschili hingewiesen zu werden. Wie bedeutsam auch die nie versagende Initiative des Kaisers Wilhelm bei diesem Anlasse war, so würde doch allein die Zustimmung

Frankreichs zu einer solchen Ernennung charakteristisch genug sein. Nicht an einem Tage lassen sich solche Ergebnisse erzielen; vielmehr bedarf es dazu einer weit ausschauenden Politik; lehrreich dafür ist die Erfahrung beim ersten Vormarsch verbündeter Truppen in der Richtung auf Peking. Trotz des Mißlingens dieser mit unzureichenden Mitteln unternommenen militärischen Operation gewann es den Anschein, als ob auch später eine Einheitlichkeit im Commando nicht erreicht werden könnte. Daß nun die verschiedenen in Betracht kommenden Gegensätze rasch überwunden wurden, ist wesentlich ein Verdienst des Grafen Bülow, der, wie er die deutsche Politik gegenüber England in glattere Bahnen gebracht, auch den französischen und russischen Staatsmännern in sinnfälliger Weise gezeigt hatte, daß Deutschland sich nicht durch egoistische Interessen, sondern durch Rücksichten auf die Erhaltung des Weltfriedens leiten läßt. Auch die Regierung der Vereinigten Staaten hatte durch die Behandlung der Samoa-Angelegenheit von Seiten der diplomatischen Vertreter Deutschlands die volle Gewißheit erlangt, in welcher versöhnlichen Richtung sich die vom Grafen Bülow geleitete Politik bewegt, und daß die durch den Dreibund mit dem Deutschen Reiche verknüpften Monarchien, Oesterreich-Ungarn und Italien, dieselbe Zuversicht hegten, erhellt deutlich aus der Bereitwilligkeit, mit der sie sich allen in der chinesischen Angelegenheit vom Grafen Bülow angeregten Maßnahmen anschlossen. Eine Zeit lang mochte es wohl scheinen, daß durch den von russischer Seite gemachten Vorschlag, Peking zu räumen, Meinungsverschiedenheiten dauernder Art hervorgerufen werden könnten. Sehr bald zeigte sich jedoch, daß auch in diesem Punkte die deutsche auswärtige Politik das Richtige getroffen hatte, und es gereicht den Staatsmännern Rußlands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten nur zur Anerkennung, daß sie in der Hauptstadt China's selbst auf das Zusammenwirken mit den übrigen Mächten nicht verzichteten. Damals veröffentlichte der russische Regierungsbote im Zusammenhange mit dem inzwischen aufgegebenen Räumungsvorschlage die viel erörterte Entsagungsformel in Bezug auf die Mandschurei. Freilich war dieser Formel eine Clausel hinzugefügt, durch die die Handlungsfreiheit Rußlands für den Fall von Sonderactionen anderer Mächte gewahrt werden sollte.

Es fehlt nun nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden darf, daß der Artikel 3 der deutsch-englischen Note vom 16. October d. J., indem er unter gewissen Voraussetzungen eine solche Actionsfreiheit für Deutschland und England ebenfalls gewahrt wissen will, gleichsam dem von Rußland gegebenen Muster entspricht. Worauf in dem deutsch-englischen Abkommen das Hauptgewicht gelegt worden ist, das ist der Grundsatz der „offenen Thür" für alle Nationen. Deshalb wird auch im Artikel 4 bestimmt, daß die Uebereinkunft den übrigen betheiligten Mächten, insbesondere Frankreich, Italien, Japan, Oesterreich-Ungarn, Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika, mitgetheilt und diese sämmtlich eingeladen werden sollen, den in dem Abkommen niedergelegten Grundsätzen beizutreten.

Ueberraschen konnte, daß gerade Frankreich länger mit seiner Zustimmung zögerte. Dort herrschte Besorgniß wegen eines einseitigen Vorgehens Englands im Yangtse-Gebiete, wo Interessen Frankreichs in Betracht kommen. Durch das deutsch-englische Abkommen mußte daher Frankreich von einer Sorge befreit werden, während der nach der früheren russischen Clausel entworfene Artikel 3 der Note vom 16. October in demselben Augenblicke selbst die leiseste Spitze verlieren mußte, in dem die allseitige Annahme der Artikel 1 und 2 erfolgte, die den Grundsatz der „offenen Thür" in China für alle Nationen feststellen. Für den Weltfrieden ist die Annahme eines solchen Abkommens von größter Bedeutung; und wenn nicht alle Anzeichen trügen, gebührt der deutschen Politik das Verdienst, durch eine jedes Sonderinteresse abweisende Initiative ein friedliches Ziel von Anfang an fest im Auge behalten zu haben.

In dem neuen Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Richthofen, hat Graf Bülow einen bereits bewährten Mitarbeiter gefunden.

Freiherr von Richthofen, der, ehe er zunächst die Leitung der Colonialabtheilung übernahm, eine Reihe von Jahren hindurch in Aegypten als deutscher Vertreter bei der Verwaltung der Staatsschuld erfolgreich thätig war, stand vor seiner jüngsten Ernennung dem Grafen Bülow bereits als Unterstaatssecretär zur Seite. Im Verkehr mit dem diplomatischen Corps zeigte er seine Begabung und seine Neigung, stets im ausgleichenden Sinne zu wirken. Wie der neue Reichskanzler kennt auch der neue Staatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten die Bedeutnng der wirthschaftlichen Verhältnisse für das Gesammtleben einer Nation in vollem Maße. Da nun die Erneuerung der Handelsverträge zu den wichtigsten Aufgaben der Regierung gehören wird, darf es als ein gutes Vorzeichen begrüßt werden, daß beide Staatsmänner, ohne auch nur im Geringsten die Interessen des eigenen Landes aus dem Gesichtskreise zu verlieren, doch sehr genau wissen, mit welchen Factoren im Auslande gerechnet werden muß.

Daß in diesen Tagen Lord Salisbury die nominelle Leitung des englischen Auswärtigen Amtes an Lord Lansdowne, der dem Cabinet bisher als Kriegsminister angehörte, abgetreten hat, bedeutet in keiner Weise einen Wechsel in der auswärtigen Politik Großbritanniens. Da Lord Salisbury Premierminister bleibt, wird er nach wie vor in der Lage sein, einen entscheidenden Einfluß auf die auswärtige Politik auszuüben. Es ist bezeichnend, daß der Abschluß des deutsch-englischen Abkommens dem Zeitpunkte nach ungefähr mit den jüngsten Personalveränderungen zusammenfällt. Allerdings hat sich auch gezeigt, daß diese deutsch-englische Uebereinkunft den allgemeinen Interessen am besten entspricht, wie der bedingungslose Beitritt Japans zeigt, dessen Bedeutung im äußersten Orient immer klarer zur Erscheinung gelangt. Wenn daher das hohe Alter und der schwankende Gesundheitszustand des englischen Premierministers als Ursachen für seine Entlastung von einem Theile der Regierungsgeschäfte angeführt werden, so entspricht dies lediglich den Thatsachen. Durch den Ausfall der Wahlen für das englische Unterhaus ist überdies erhärtet worden, daß sich in der öffentlichen Meinung des Landes kein bedeutsamer Umschwung vollzogen hat, das Parlament vielmehr im Großen und Ganzen dieselbe Zusammensetzung aufweisen wird wie bisher. In der Rede, die Lord Salisbury am 9. November beim Lordmayors-Bankett unter großem Beifalle gehalten hat, äußerte er sich auch über die chinesische Angelegenheit, obgleich er nicht den Hinweis unterließ, daß er nicht ganz frei sprechen dürfe, da England Bundesgenossen habe, mit denen es gemeinsam handle. Der englische Premierminister ließ es jedoch an einer zutreffenden Charakterisirung des deutsch-englischen Abkommens nicht fehlen. Den wesentlichen Inhalt faßte Lord Salisbury mit Recht dahin zusammen, daß die Integrität China's erhalten und der Grundsatz der „offenen Thür“, das heißt des Freihandels, in allen Vertragshäfen gewahrt werden solle. Als einen großen Vortheil hob der Premierminister auch in der Guildhallrede hervor, daß die Mächte sich sämmtlich zu Gunsten dieser Grundsätze ausgesprochen haben, da, falls diese zur Durchführung gelangten, die chinesische Frage keine großen Schwierigkeiten mehr bereiten würde. Für die innere Politik Englands bedeutsam waren die Ausführungen über die Heeresreform. Sicherlich war es eine große Leistung der englischen Heeresverwaltung, mehrere hunderttausend Mann voll ausgerüstet nach Südafrika zu senden; allein eine Reihe von Mängeln ist deutlich zur Erscheinung gelangt. Die Wehrmacht soll deshalb in solchen Stand gesetzt werden, daß die Sicherheit des Landes durch Ereignisse im Auslande nicht bedroht werden kann. Mr. Chamberlain wird als Colonialminister gleichfalls manche wichtige Aufgabe zu lösen haben, sobald der Feldzug in Südafrika vollständig zum Abschlusse gelangt ist, dessen äußere Erfolge nunmehr unzweifelhaft erscheinen. Er wird daher auch im Stande sein, seinen Einfluß um so mehr zur Geltung zu bringen, als gerade sein Ressort durch den Zuwachs der südafrikanischen Republiken an Wichtigkeit wesentlich gewonnen hat.

Die Pariser Weltausstellung hat nunmehr ihr Ende erreicht. Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, gerade in den letzten Tagen Augenzeuge der Vorgänge auf

dem umfassenden Ausstellungsgelände sein konnte, mußte den Eindruck gewinnen, daß die Pariser Bevölkerung mit dem Erfolge zufrieden ist, mögen immerhin manche Enttäuschungen nicht ausgeblieben sein. Hierbei darf nicht bloß an solche materieller Art gedacht werden, wie sie einer Reihe von allzu schlecht berechneten Privatunternehmungen zu Theil geworden sind; es kommt vielmehr das Ausbleiben des Kaisers von Rußland in Betracht, obwohl von St. Petersburg aus Alles geschehen ist, um die bittere Pille zu versüßen. Bereits die Verleihung des Ordens des heiligen Andreas an den Präsidenten der französischen Republik, Loubet, sowie das an diesen gerichtete, feierlich überreichte Handschreiben des Zaren sollten den Franzosen zeigen, daß ein Gesinnungswechsel sich in den maßgebenden Kreisen Rußlands nicht vollzogen hat. Dann ist am 4. November noch ein Telegramm des Kaisers Nicolaus II. dem Präsidenten der Republik übermittelt worden, der zu der Enthüllung des Denkmals des in Lyon ermordeten Präsidenten Carnot dort eingetroffen war. An trüben Erinnerungen konnte es bei einem solchen Anlasse nicht fehlen. So war es denn ein glücklicher Gedanke des Kaisers von Rußland und seiner Rathgeber, gerade diese Gelegenheit zu wählen, um von Neuem auf das Fortbestehen der guten Beziehungen zwischen Rußland und der französischen Republik hinzuweisen. Daß der herzliche Ton dieses Telegramms in ganz Frankreich den besten Eindruck machte, versteht sich von selbst. Der Präsident der Republik konnte daher mit Fug und Recht in seiner Antwort auf die Einstimmigkeit der französischen Bürger hinweisen, die mit ihm dafür dankbar sind, daß der Zar gerade an diesem Tage solchen Gefühlen Ausdruck verliehen hat.

Unzufrieden waren im Allgemeinen nur die Nationalisten in Frankreich, sowie die mit ihnen verbündeten Monarchisten aller Schattirungen. Auch Méline und dessen Parteigänger konnten es dem Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand bis zum letzten Augenblicke nicht verzeihen, daß dieses gerade während der ganzen Weltausstellung sich am Staatsruder zu halten vermochte. Unmittelbar nach dem Beginne der außerordentlichen parlamentarischen Session wurden deshalb neue Versuche gemacht, das Cabinet zu stürzen. Im Hinblick auf verschiedene Kundgebungen der Minister, die sich insbesondere auf die in den letzten Monaten zahlreicheren Arbeitseinstellungen bezogen, sollte der Gegensatz zwischen dem Conseilpräsidenten Waldeck-Rousseau und dem socialistischen Handelsminister Millerand gleichsam als Keil dienen. Die Taktik der Oppositionsparteien verfehlte jedoch auch diesmal ihr Ziel, und dem Ministerium wurde am 8. November ein Vertrauensvotum bewilligt.

Die Wiederwahl Mac Kinley's zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika setzt den Chef der Executivgewalt der Republik in den Stand, auch in der chinesischen Angelegenheit thatkräftiger vorzugehen. Als die Unionsregierung unter Anderem in der Räumungsfrage, die in Bezug auf Peking aufgeworfen wurde, sich von der Verhaltungslinie Großbritanniens, Deutschlands, Japans, Oesterreich-Ungarns und Italiens entfernte, wurde dies wohl nicht ohne Grund mit Wahlrücksichten Mac Kinley's in Zusammenhang gebracht. Die Opposition, die wiederum Mr. Bryan auf den Schild erhoben hatte, versuchte eben, die imperialistische Politik des nunmehr wiedergewählten Präsidenten als hauptsächliche Angriffswaffe im Wahlkampfe zu benutzen. Nun hat sich aber gezeigt, daß diese Politik vielmehr die Zustimmung der Mehrheit findet. Allerdings kann kein Zweifel darüber obwalten, daß durch die bimetallistischen Grundsätze, zu denen Bryan sich bekennt, seinem Gegencandidaten zahlreiche Anhänger zugeführt wurden. Die bedeutsamen politischen Vorgänge, die im äußersten Orient im Allgemeinen, sowie für die Vereinigten Staaten insbesondere auf Cuba und den Philippinen ihrer Lösung harren, werden dem Präsidenten Mac Kinley jedenfalls ausreichende Gelegenheit bieten, Natur und Wesen seiner Politik an den Tag zu legen.

Literarische Rundschau.

Einige neue Bücher.

1. [Nachdruck untersagt.]

Geflügelte Worte. — Der Citatenschatz des deutschen Volkes. — Gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Zwanzigste, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haude & Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling). 1900.

„Büchmann", wie das Buch kurzweg genannt wird, so daß die Wendung: „Sehen wir, was Büchmann sagt!" selbst schon ein geflügeltes Wort geworden ist, hat zwei Verfasser auf dem Titel und beginnt mit deren Biographien: die Büchmann's von Robert-tornow, die Robert-tornow's von Thouret, des Letzteren Freunde und literarischem Testamentsexecutor, verfaßt. Das Vorwort hat Eduard Ippel geschrieben, der als heutiger Herausgeber des Buches gleichwohl auf dem Titel nicht steht. Wie Robert-tornow in Büchmann's Buch allmählich hinein wuchs, ist literarhistorisch instructiv und gehört in eine Berliner Literaturgeschichte, die, wenn sie von höheren Gesichtspunkten später einmal verfaßt und gut geschrieben werden wird, eine schöne Unternehmung sein dürfte. Berlin steht neben Weimar freilich in zweiter Linie, scheint Weimar aber im zwanzigsten Jahrhundert nun schlucken zu wollen, so daß der Versuch, Goethe, Schiller und Herder vom Berliner Gesichtspunkt aus zu behandeln, Aussicht auf Erfolg haben würde.

Es war früher immer ein für Walter Robert-tornow festlicher Tag, wenn er mit einer neuen Auflage der „Geflügelten Worte" erschien. Schon durch die Einbände, in denen er die mühsam abermals vollendete Arbeit producirte, zeigte sich der Werth, den er darauf legte. Dann gab er mündlich die Hinweise auf neuen Zuwachs und beschrieb, auf welchen Wegen er ihn erreichte. Aeußerst verschlungene Pfade oft, die ihn von einem Buche zum anderen und endlich zur entscheidenden Quelle gelangen ließen. Niemand wußte sich mit eigenen Worten so graciös selbst zu beleuchten wie er, und Niemandem wurde so gern in williger Einstimmung Verzeihung dafür gewährt. Hätte er einen einzigen Tag im Jahre doch nur mit gestreckten Gliedmaßen herumgehen dürfen wie wir Anderen! Wir suchten ihn für diese stiefmütterliche Bösartigkeit der Natur zu entschädigen, die ihn zusammengedrückt und sogar den freien Athem verkürzt hatte, bis sie endlich ihm auch dies karge Geschenk entzog.

Männer dieser Art pflegen mit scharf nachspürender Kritik beschenkt zu sein. Schon zu Büchmann's Lebzeiten war Robert-tornow sein bester Mitarbeiter gewesen. Nach Büchmann's Tode übernahm er, von diesem dazu bestimmt, das Werk und machte es in unablässigem Aufsuchen neuen Materiales fast zu seinem eigenen. Bei jeder neuen Auflage berechnete er den Zuwachs. Immer bleibt bei Sammlungen dieser Art ja neues Material im Dunkel, das allmählich ans Licht kommt.

Aussprüche, welche fortbleiben mußten, weil ihr Urheber unbekannt war, wurden durch Feststellung der Paternität legitimirt, neue entdeckt und begründet, veraltete ausgewiesen, sich aufdrängende abgelehnt. Beim Abschlusse jeder Auflage begann die Arbeit für die neue. Es beglückte ihn, daß bei Erreichung von 100 000 Exemplaren dem Buche die Widmung an Se. Majestät den Kaiser vorgesetzt werden durfte. Und nun ist es schon nicht das erste Mal, daß Büchmanns Buch, immer zwar noch mit Robert-tornow's Namen auf dem Titel, aber ohne seine lebendige Beihülfe neu herauskommt.

Auch diese „zwanzigste" Auflage ist eine „vermehrte und verbesserte". Das waren alle früheren und mußten es sein. Zu sichtbar ist die sich vollziehende Umgestaltung des heute regierenden Publicums, als daß ein Buch, welches so sehr aus dem momentan herrschenden Geiste des Publicums zum Dienste des Publicums geschrieben wurde, an dieser Umgestaltung nicht Theil nähme. Würde es heute zum ersten Male verfaßt, so hätte sein Autor ihm vielleicht einen Titel gegeben, der mehr hervorhöbe, was es uns heute bereits ist: ein Nachschlagewerk für Citate aus dem Schatze des öffentlichen Lebens, die Jedermann als solche wiederholt. Niemand maßt sich an, der Urheber dieser fertig geformten Gedanken zu sein, Jeder erkennt an, indem er sie gebraucht, besser könne ihr Inhalt nicht formulirt werden, und Jeder setzt voraus, man traue ihm zu, daß er sich nicht etwa als ihren Autor geben wolle, nichts aber dagegen hätte, es gewesen zu sein. Wer aber ist ihr Autor? Diese Frage wollte Büchmann beantworten, und das erklärt, warum nur solche Citate aufgenommen werden konnten, für die ein erster Aussprecher namentlich festzustellen war. Ausgelassen sind deshalb die geflügelten Worte, die, vaterlos umherflatternd, keinen nachweisbaren Erzeuger haben, dessen Namen man kennt. Ganz modern wäre die Sammlung also heute vielleicht so zu nennen: „Gedankentragende, bestimmten Urhebern zuzuschreibende Elemente neuerer Rede und Conversation in systematischer Zusammenstellung". Denn „Geflügelte Worte" erinnert bereits im Klange an eine überwundene romantische Periode unseres öffentlichen Daseins. Der hier aufgehäufte Schatz läßt sich, als bloßes Material angesehen, nun im Lichte des neuesten Tages von verschiedenen Gesichtspunkten aus auf Eigenschaften bereits betrachten, die ihm, Büchmann's und Robert-tornow's ausdrücklichem Willen zu Folge, fehlen sollten.

Das Buch war, Anfangs nur ein Vortrag, in Gestalt einer angenehmen Plauderei geschrieben. Es betraf Dinge, Verhältnisse, Namen, Gedanken und Witze, die Jeder in Berlin kannte. „Jeder" aber auf Büchmann's und Robert-tornow's Zeitgenossen angewandt. Bei der vorliegenden zwanzigsten Auflage von 1900 leben andere Leute, als die gewesen sind, welche bei der ersten von 1864 ihren Beifall kund gaben. Wird es in zehn Jahren noch möglich sein, das Buch aus dem Bildungsumkreise des dann regierenden Publicums so zu gestalten, daß für dieses auch 1910 gerade das darin enthalten sei, was man 1864 darin fand?

Ein Glücksfall war, daß es nach seines Erfinders Tode unter Robert-tornow's Botmäßigkeit kam, den man als den letzten „Polyhistor" bezeichnen könnte. Es fällt mir auf, daß ich, bei dem die schwarzumränderten Briefe immer häufiger eintreffen, so oft mit den Gedanken zu dieser einst weder jung noch alt zu nennenden Persönlichkeit zurückkehre. Träte er bei mir ein und finge gleich an zu sprechen, was immer der Fall war, so könnte ich seinen Tod vielleicht ganz vergessen und erst nach einigen Minuten mich fragen, ob er denn nicht schon lange begraben sei. Es gibt Historiker heute, welche große Volksbewegungen der producirenden Kraft eines gewissen „Milieus" zuschreiben. Dieser namenlose Factor habe das Entscheidende vollbracht. Wer aber waren die Leute des Milieu's? Aus verschiedenen Epochen wüßte ich deren viele zu nennen, und Robert-tornow wäre für seine Zeit einer der ausgezeichnetsten gewesen. Jedoch ich glaube an diese Milieus nicht.

Robert-tornow lag die Verbesserung dieses Buches unausgesetzt als seine Hauptarbeit am Herzen. Er sorgte dafür, daß in die Geflügelten Worte weniger das

aufgenommen ward, was man schrieb, als das, was man sagte. Mochten die Dinge aber noch so günstig liegen, zu verhindern war nicht, daß ein gewisses philologisches Etwas, ein gewisses Notizenprotzenthum hinein gerieth, durch dessen Ueberraschungen das Werk an Reiz gewann, zugleich aber doch zu etwas Anderem sich umzugestalten begann, als Büchmann im Sinne gehabt. Schon unter Robert-tornow ging die Anordnung des Ganzen ins Repertorienhafte über. Er verfaßte raumeinnehmende, heute bereits unentbehrliche Register. Diese Register aber erlauben dem Leser, zu constatiren, was fehlt. Das Publicum wird zu fragen anfangen, warum dieses oder jenes geflügelte Wort nicht aufgenommen, oder sogar, warum es wieder fortgelassen sei. Das Register beginnt zur Hauptsache zu werden. Gewisse Zusätze sind in den Text jetzt schon nur lose eingeflochten worden. Der liebenswürdig das Wort führende Büchmann führt ja nicht mehr das Wort. Immer mehr wird als etwas Selbstverständliches die Forderung der Vollständigkeit herantreten, und es könnte wohl einmal die heute veraltete erste Auflage als Document für den deutschen Bildungsumfang vor 1870 vielleicht einen unveränderten neuen Abdruck mit Anmerkungen und Excursen erfahren. Man wird auch von der einstweilen nöthigen, an sich gewiß nicht in der Sache liegenden Beschränkung auf nur durch nachweisbaren Ursprung legitimirte Citate abgehen, und der Leser nichts dagegen haben, nur angegeben zu finden, wo und wann etwa die Gedanken zuerst anzutreffen waren.

Um ein Beispiel zu geben.

Irgend Jemand sucht in den „Geflügelten Worten" nach Aussprüchen, welche sich auf „Neid" beziehen. Das deutsche Register der zwanzigsten Auflage führt bei „Neid" an „vor Neid bersten". Wer aber hat denn das Wort „Neidhammel" zuerst gebraucht? fragen wir. Bei Büchmann fehlt es. Der Autor war ihm also unbekannt, und das Wort wurde deshalb ausgelassen, folgern wir. Fehlen aber dürfte es eigentlich doch nicht. Bei „vor Neid bersten" wird übrigens nicht angeführt, von wem die Wendung zuerst gebraucht worden sei, sondern nur gesagt, bei welchem lateinischen Schriftsteller sie sich finde. Ich suchte nun „Neidhammel" im Register unter „Hammel". Hier wird nur die Redewendung angeführt: „Doch um auf besagten Hammel zurück zu kommen"; es fehlt also auch der wichtige parlamentarische Begriff „Hammelsprung", abermals denken wir, weil der Urheber des Wortes vielleicht nicht bekannt ist. Trotzdem, Büchmann schon würde es doch aufgenommen haben.

Solcher Beispiele ließen sich manche anführen. Für den heutigen Bestand des Buches schließen sie den Vorwurf der Unvollständigkeit jedoch nicht ein. Die „Geflügelten Worte" sind Büchmann's Werk, das Buch trägt den Stempel seines Geistes; dies sichert auf lange Zeit noch seinen Bestand und unsere dem ersten Autor dargebrachte Dankbarkeit. Die Art, wie er in seiner Weise leichten Schrittes von Einem aufs Andere kommt, bald von den Dingen, bald von den Autoren ausgeht, auch, ohne daß es der Leser merkt, ein wenig deutsche Literaturgeschichte vorträgt, stets exact ist, in den Citaten aus classischen Sprachen verläßliche Gelehrsamkeit mittheilt ohne sie aufzudrängen, all das gibt der Schöpfung Büchmann's immer noch ihren Reiz und Werth und verbürgt ihre Dauer.

Die vorliegende Auflage hat, wie ich wiederhole nur unter der Vorrede jedoch genannt, Eduard Ippel besorgt. Walter Robert-tornow hätte gegen diesen literaturkundigen Nachfolger sicherlich nichts einzuwenden gehabt. Ippel wird als neuer Steuermann das richtige Fahrwasser für „Büchmann's geflügelte Worte" finden.

2.

Gedichte von Frederi Mistral. Aus dem Provençalischen übertragen und mit einer Einleitung versehen von F. Steinitz. Nebst dem Bilde des Dichters. Halle a. S., Otto Hendel.

Die heutigen Buchhändler, welche für geringes Geld große Portionen gute Literatur — denn nur gute ist verkäuflich — dem Publicum fertig zum Genusse serviren, erwerben sich ein großes Verdienst um den geistigen Fortschritt des Volkes. Literarhistorische Vorlesung und Literaturgeschichten leisten kaum so viel als diese Drucke. Lesen der Werke ist die Hauptsache beim Literaturstudium, gerade so wie Sehen der Werke bei der Kunstgeschichte Diese Verleger, welche, wie man sagt, nur Geld verdienen wollen, gehören zu den wirksamsten Professoren des deutschen Volkes. Machen sie gute Geschäfte, so soll es ihnen herzlich gegönnt sein.

Das nur 84 Seiten starke Heft enthält eine kurz gefaßte, aber wohlgeschriebene Biographie Mistral's und danach eine Auswahl seiner Gedichte, welche mitten in der Reihe seiner anderen umfangreicheren, gewichtigeren Dichtungen vor gerade fünfundzwanzig Jahren unter dem Titel „Goldene Inseln" erschienen. Ich kenne das Buch in seiner eigenen Sprache nicht. Den hier mitgetheilten Stücken nach hat Mistral seinen Provençalen damit eine herrliche Sammlung offenbar gelegentlich entstandener Gedichte geschenkt. Die Uebersetzung schlägt einen frischen, freudigen Ton an. Wären Stoff und Namen nicht so fremd klingend, so würde das Deutsch, in dem uns diese Abenteuer und Gefühlsausbrüche hier geboten werden, uns noch mehr anheimeln. Welches Feuer! Wie rein menschlich Alles empfunden. Welch' ein ergreifender Accent von Vaterlandsliebe, der herausströmt! Wie farbig! Wie sichtbar Alles! Wie neu und zugleich altbekannt! Für singende Lippen, für das lauschende Ohr eines in seiner Abgeschiedenheit zufriedenen, arbeitsamen, kräftigen, segensreichen Volkes hergerichtet, bei dem Arm und Reich kaum einen Unterschied bildet, das seinen heimischen Boden schwärmerisch liebt, das ebenso glücklich ist in den Sonnengluthen, die brennend auf sie herabkommen, wie in dem wild stürmischen Winde, dessen mächtiges Wehen der Dichter besingt, dem das Rauschen der Rhone und Durance ein süßer Gesang ist. Stolz fühlen diese Provençalen sich als „lateinische Rasse" und den spanischen Catalanen aufs Engste verbrüdert in dieser Verwandtschaft. Und dieses vergessene Volk wieder empor gebracht nicht durch Krieg und Eroberung, sondern durch die unerschöpfliche Phantasie eines Dichters, den ich neben Corneille und Molière für den größten Dichter Frankreichs halte. Man nenne nicht Victor Hugo ihm gegenüber. Derselbe unbändige Reichthum bei Diesem, dieselbe Gabe, die Dinge wirklich zu machen und die Worte zum Klingen zu bringen, aber keine Spur dieses süßen, Märchen erzählenden, das Herz versöhnenden Tones, dieser gutmüthigen Freundlichkeit. Ein Dichter muß beruhigen. Victor Hugo hat etwas Grelles, beinahe Böses in seiner Art zu erfinden und zu beschreiben; Mistral's Gesänge streicheln uns sanft wie eine Mutter ihr Kind streichelt. Nur Einer kommt ihm in Begabung, Kraft und nationalem Gefühl eigener, innerster Herrlichkeit gleich: der Ungar Petöfi. Und unter den Deutschen Goethe. Man fängt heute an, ein wenig zu übersehen, wie aus dem innersten Herzen unseres Volkes heraus Goethe gesungen hat. Goethe als Dichter des Königs von Thule, Gottfrieds mit der eisernen Hand (wie Göz zuerst hieß), als Bewunderer Erwin's von Steinbach, als Verehrer Klopstock's ist uns heute als der „Junge Goethe" als eine besondere Erscheinung des 18. Jahrhunderts historisch so fern gerückt, daß wir die elementaren Kräfte jener ersten stürmischen Zeiten schon mehr als etwas vom späteren Goethe Abgetrenntes zu betrachten beginnen. Nun aber phantasiren wir einmal mit rückwärts gewandtem Blicke, wie wir Goethe heute ansehen würden, wenn er früh gestorben wäre wie Petöfi, oder aber wenn er nie aus Frankfurt fortgegangen wäre, wie Mistral niemals seine Provençe verließ. So wie der junge Goethe in seinen jungen Jahren im Mainthal zu Hause war, ist Mistral bis zu

seinem siebzigsten Jahre aus seiner Heimath nie heraus gekommen. Goethe hat die besten Zeiten seiner Existenz in Thüringen und in Rom erlebt. Der erste Theil des „Faust“ hat in Weimar die ersten zehn Jahre als halb vergessener Jugendtraum hinter ihm gelegen, neue Vegetationen haben in seinem Geiste Wurzel gefaßt, er ruhte als Greis unter dem Schatten anderer Bäume als denen, deren Wurzeln ihm als Kind ein Spielplatz waren. Mistral aber hat ein Leben verbracht, das stets der gleiche Horizont umschloß, und stets nur die eine Aufgabe vor Augen gehabt, seine Muttersprache zu Ehren zu bringen. In Mirejo beschreibt er, wie die jungen Mädchen, bei der Arbeit in freier Luft zusammen sitzend, im Gesang die alten Sagen ihres Volkes wiederholen. Wie Eine im Kreise die Vorsängerin ist und die Anderen im Refrain nach jeder Strophe einfallen. Mistral gibt eins seiner Gedichte da und beschreibt, wie es von Mirejo und ihren Freundinnen gesungen wird. Wir glauben die Stimmen zu vernehmen. Das ewig sich Ausspinnende dieser Gesänge scheint der Natur selber zu entsprechen, deren Frühlingsgeflüster im Blätter- und Quellenrauschen Tag und Nacht kein Ende findet. So hat Mistral bis zu seinem letzten Tage gedichtet und dichtet noch heute. Die Gedichte, die F. Steinitz hier übersetzt, scheinen nur diesen einen Zweck zu haben. Unsterblich ist der Nachwuchs junger Mädchen in der Provençe, die Mistral's Lieder singen wollen, immer neue Gesänge bringt er, ohne zu wissen, wie er mit ihnen sich und seinem Volke und Lande langsam unsterblichen frischen Ruhm erworben hat. Niemals ist er aus dem Sagenkreise der Provençe heraus gegangen, nie haben fremde Literaturen dauernden Einfluß auf ihn gewonnen, immer ist er ein Kind der stillen Ecke geblieben, in der noch sein Haus steht, und wo er einst in fernen Zeiten begraben liegen wird, unter denselben Schollen ruhend, die vorher der Boden für seine Sohlen waren.

3.

Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Aeußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Dr. Hans Gerhard Gräf. Erster Theil: Die epischen Dichtungen. Erster Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1901.

Das Herauskommen der Goethe'schen Briefwechsel habe ich von den Anfängen ab erlebt. Nach Zelter's, Schiller's und Bettina's Correspondenzen kamen die Publicationen immer häufiger. Zuerst machte Julian Schmidt den Versuch, alles Erschienene zusammen zu fassen, vor fünfzig Jahren etwa, nun wiederholt ihn die Ausgabe der Großherzogin von Sachsen. Noch mancherlei wird zu Tage kommen, im Ganzen aber liegt uns wohl das Meiste vor Augen, was Goethe dictirend oder selbst schreibend in Gestalt von Briefen an Nachrichten über sein Thun und Denken producirt hat. Mir stehen diese Blätter (so weit sie erschienen sind) in ihrer nunmehrigen letzten Form besonders nahe, weil ich als einer der Redactoren die einzelnen Bogen vor dem Erscheinen genau zu prüfen verpflichtet war.

Immer wenn diese (in kleinen Portionen) anlangen, lese ich sie mit neuem Genusse und gleichem Vortheil. Denn längst Bekanntes gewährt meistens doch neue Ausbeute. Bei Goethe's Briefen gewahren wir am unbefangensten, wie sehr sein Schaffen dem der Natur gleicht. Indem er von sich selbst nur zu sprechen scheint, betrachtet, berührt, erklärt er das Allgemeinste. Er berichtet über das, was seine Sinne beobachten, er spricht von den innersten eigenen Begebenheiten seines Seelenlebens. Goethe selbst ist der vornehmste Gegenstand seiner Beobachtungen, dann erst die ihn umgebende Gesammtschöpfung. Er sucht, indem er sich an Andere wendet, seine Empfindungen sich selbst zu erklären. Er möchte bei seinen Dichtungen, scheinbar nur zum eigenen Gebrauch, auf den Grund kommen, wie sie

entstanden, was Dichten bei ihm bedeutete, wie er zu Werke ging, was ihn hinderte, was förderte, wie er besserte oder wie er verdarb, wie und wann er aufs Publicum Rücksicht nahm, wann aber auch nicht. Ich hatte bei diesen auf dem Papier von Goethe geführten, ewigen Gesprächen mit Anderen von Anfang an das Gefühl, vor allen Dingen müsse gesammelt werden, was darin über die Entstehung der eigenen Werke zu lesen sei, und fühlte mich wie von einer auf mir lastenden Verpflichtung befreit, als Dr. Gräf vor einigen Jahren mir mittheilte, seine Absicht sei, in gewissenhaftem Auszuge zusammen zu stellen, wie Goethe über sein Verhältniß zu den geplanten, in Angriff genommenen, der Vollendung entgegen reifenden, von ihm selbst und Anderen beurtheilten, dem Publicum endlich dargebotenen und zu aller- und allerletzt immer wieder durchgeprüften eigenen Dichtungen sich stellte. Ich ermunterte Dr. Gräf zur Ausführung der Unternehmung, deren großen Nutzen ich anerkannte. Endlich nun empfange ich hocherfreut den ersten Band der Arbeit als anfänglichen Beginn des Ganzen, das in zukünftiger Zeitfolge einstweilen noch aussteht. Ein nur wenig Stücke umfassender Band ist es, der aber von vollem, überraschendem Reichthume erfüllt ist. Ein Mosaik, aus Briefstellen zusammengefügt, die in Goethe's eigenen Worten ein Bild geben, wie eine Reihe seiner erzählenden Dichtungen entstanden. Eine neue Art literarhistorischer Geschichtschreibung, die dem Autor der Dichtungen allein das Wort ertheilt. Als Hauptstück erscheint mir „Hermann und Dorothea", das herrlichste Werk, das Goethe neben den „Faust" geschaffen hat, und das wir hier von seinem ersten Aufkeimen bis zur letzten Entfaltung begleiten.

Ich glaube nicht, daß dieses Buch im vorliegenden wie in den noch zu erwartenden Theilen einem Freunde Goethe's fehlen dürfte. Immer ist jedes Wort vom Gefühle des neuesten Tages dictirt. Immer spricht nur Goethe, immer aus der damals lebendigsten Anschauung des eigenen Werkes heraus, das er liebt und fördert. Möchte dem Autor die Vollendung dieser wichtigen Arbeit in jeder Weise erleichtert, ihm in vollem Maße auch die Anerkennung zu Theil werden, die dem Fortgange bedeutender geistiger Unternehmungen in so hohem Grade zu statten kommt.

November 1900. Herman Grimm.

ϱ. **The Development of the English Novel.** By Wilbur L. Cross. New York. The Macmillan Company. London, Macmillan & Co. 1899.

Dieser Ueberblick über die Entwicklung des englischen Romans von den fernen Zeiten der Arthur-Sage bis zum heutigen Tage setzt eine nicht allzu geringe Kenntniß, ja Vertrautheit mit dem Gegenstande voraus; ohne sie wird dem Leser, der sich aus dem Buche unterrichten will, Vieles fragmentarisch bleiben. Wer aber die Literatur, und nicht die englische allein, sondern auch die der anderen Nationen, so weit beherrscht, um dem Verfasser folgen zu können, dem bietet er in seiner Arbeit Anregung mannigfachster Art und reichen Stoff zum Nachdenken. Mr. Croß, Professor der Yale Universität, ist Amerikaner und seine Methode die moderne wissenschaftliche der Evolution. Mit einer Belesenheit, die bis in die entlegensten Winkel seines Gebietes vorgedrungen ist, und einem Scharfsinn, den keinerlei Vorurtheil befangen macht, beleuchtet er den Werdegang des englischen Romans, seine mittelalterlichen Anfänge, den französischen, deutschen und spanischen Einfluß bis zu Defoe, die Realisten des 18. Jahrhunderts (Richardson, Fielding, Smollet, Sterne), die Romantiker des 19. (Walter Scott, Cooper, Marryat), die realistische Reaction (Dickens), die Rückkehr zum Realismus (Thackeray, Trollope, Charlotte Bronté), den psychologischen Roman (George Eliot), den zeitgenössischen Roman (Mrs. Humphry Ward, Stevenson, Kipling). Bei Kipling wird sehr hübsch bemerkt, daß in seinem „Jungle book" die Thierfabel ihr neues Gewand aus einer ihrer ältesten Heimstätten, aus Indien, empfangen habe. Wir können hier nur andeutungsweise sprechen, sowohl von den Hauptkategorien als den Abzweigungen: dem Gesellschaftsroman und der Kritik der Sitten (Jane Austen), dem humanitären Roman (der in Dickens seinen vornehmsten Vertreter fand), dem impressionistischen Roman (Henry James). Denn als constituirender Theil des „englischen Romans" wird naturgemäß auch der amerikanische betrachtet. Und hier muß der deutsche Leser nicht außer Acht lassen, daß unser Begriff der „Novelle" sich keineswegs mit dem englischen „novel" deckt. Was wir so nennen, heißt dort „short story"; während der Engländer für „Roman", je nach dem Inhalt, die Bezeichnungen „novel", „tale" und „romance" hat. Man muß darüber vergleichen, was Mr. Croß in der Einleitung seines nicht ganz 300 Seiten zählenden Bandes sagt. So knapp und präcis ist sein Stil, und doch weiß er jedem seiner literarischen Porträts den charakteristischen Zug zu geben und nicht nur die Bücher, sondern auch das Publicum zu schildern, für das sie geschrieben waren. „Es war in Richardson's Zeit gebräuchlich, seine Romane laut in der Familie zu lesen." (Mit wie vielen der Neuzeit — in Parenthese — könnten wir das Experiment versuchen?) „Wenn eine besonders pathetische Stelle erreicht war, zogen sich die Mitglieder der Familie in besondere Zimmer zurück, um zu weinen; und wennn sie sich beruhigt hatten, kehrten sie zum Kamin zurück, um die Geschichte weiter lesen zu hören." — Und zu denken, daß jeder dieser Romane sieben dicke Bände hatte!

αω. **Karl Heinrich.** Erzählung von Wilhelm Meyer-Förster. Illustrirt von Adolf Wald. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Wie Karl Heinrich, der Erbprinz eines kleinen deutschen Fürstenthums, nach Heidelberg hinaus zieht zu einem Studienjahre, das aber auf Wunsch des regierenden Fürsten „nicht dem Vergnügen, sondern der wissenschaftlichen Ausbildung gehören sollte", und wie das junge Blut bald erwärmt wird in „Alt-Heidelberg, der feinen, der Stadt an Ehren reich"; wie der Erbprinz endlich trank und sang und sich paukte und Schulden machte gleich den anderen Studenten — das ist in frischesten Farben geschildert, in einfacher und deswegen um so eindringlicherer Weise erzählt. Aber bald fiel Reif in die Frühlingstage: der Fürst erkrankt; der Erbprinz wird heim berufen. Des Fürsten Zustand führt zum Siechthum; der Erbprinz muß die Regierungsgeschäfte übernehmen; er thut es mit Ernst und Eifer — und nun vollzieht sich die Wandlung. Die Jugend und ihre Lust sind vorüber — die Fürsten der Erde wohnen einsam auf ihren Thronen — die Erinnerung an die Heidelberger Tage verblaßt. Aber wenn der Erbprinz auch in Allem seinen Heidelberger Corpsbrüdern geglichen, geliebt hat er anders. Und als er nun Fürst geworden und still im Gefühl seines hohen Amtes den Tag seiner standesgemäßen Vermählung sich nahen sieht, da erwacht es übermächtig in ihm. In seinem Schreibtisch liegen die blaue Mütze und das dreifarbige Band von Heidelberg und daneben drei vertrocknete Rosen. Als er die Lippen, die so roth gewesen wie damals die Rosen, das letzte Mal geküßt, hatte er dem Mädchen feierlich gelobt: „Ich komme wieder!" Das Wort mußte eingelöst werden; für zwei Tage entfernt er sich aus seinem Lande, um „zum Begräbniß seiner Jugend" nach Heidelberg zu fahren. Doch hat er sich nicht getäuscht? War seine Jugend nicht längst schon begraben? Er findet sein Corps, findet noch Commilitonen von damals wieder, doch der Zusammenhang ist gelöst; stumm bleibt es in seiner Brust; kein Echo regt sich mehr. Als er endlich aber Käthie gegenüber steht, ihr, die ihm einst die rothen Rosen gegeben, da bricht er in den Jubelruf aus: „Du! Du! Du!" — Ein richtiger Sonntagsmorgen war angebrochen; wer weiß: vielleicht der letzte für Karl Heinrich. Das liebenswürdige Buch ist mit hübschen Illustrationen von Adolf Wald geschmückt.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 17. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

D' Annunzio. — Feuer. Von Gabriele d' Annunzio. Einzig autorisirte Uebersetzung von M. Gagliardi. München, Albert Langen. 1900.

Bachem. — Staatslexikon. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Von Julius Bachem. Bis zum siebenten Heft. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Baumann. — Afrikanische Skizzen von Oskar Baumann. Mit 13 Lichtdruckbildern und 7 Bildern im Text. Berlin, Dietrich Reimer. 1900.

Bélart. — Richard Wagner in Zürich (1849—1858). Von Hans Bélart. Erster Band. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1900.

Berkeley. — Berkeley's Abhandlung über die Principien der menschlichen Erkenntniss. Ins Deutsche übersetzt und mit erläuternden und prüfenden Anmerkungen versehen von Friedrich Ueberweg. Dritte Auflage. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1900.

Berlepsch. — Fortunat's Roman. Erzählung von G. von Berlepsch. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1901.

Bettelheim. — Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. Mit drei Bildern in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Bigge. — Feldmarschall Graf Moltke. Ein militärisches Lebensbild von W. Bigge. München, C. H. Beck. 1901.

Bleibtreu. — Byron's Geheimniß. Drama in fünf Acten. Von Karl Bleibtreu. Zürich und Leipzig, Th. Schröter. 1900.

Bode. — Goethe's Lebenskunst. Von Wilhelm Bode. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Bölsche. — Goethe im zwanzigsten Jahrhundert. Von Wilhelm Bölsche. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1901.

Bölsche. — Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwicklungsgeschichte der Liebe. Von Wilhelm Bölsche. Zweite Folge. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Bonneval. — Mémoires anecdotiques du général marquis de Bonneval (1786—1873). Paris, Librairie Plon. 1900.

Bordeaux. — Le pays natal. Roman par Henry Bordeaux. Paris, Librairie Plon. S. a.

Bötticher. — Lieder eines Landstreifers. Von Georg Bötticher. Leipzig, R. Maeder. O. J.

Boy-Ed. — Aus einer Wiege. Roman aus dem hanseatischen Familienleben von Ida Boy-Ed. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1901.

Brandt. — Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Von M. von Brandt. In drei Bänden. Erster Band. Leipzig, Georg Wigand. 1901.

Brandt. — Zeitfragen. Die Krisis in Südafrika. China. Ethisches und Politisches. Coloniale Fragen. Von M. von Brandt. Berlin, Gebrüder Paetel. 1900.

Bredenbrücker. — Unterm Liebesbaum. Erzählung aus Südtirol. Von Richard Bredenbrücker. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

Breysig. — Culturgeschichte der Neuzeit. Vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden Völker Europa's und ihres socialen und geistigen Lebens. Von Kurt Breysig. Erster und zweiter Band. Berlin, Georg Bondi. 1900.

Bruns. — Laterna magica. (Ein Anti-Phantasus.) Von Max Bruns. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1901.

Byron. — Manfred. Dramatisches Gedicht von Lord Byron. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1900.

Carring. — Das Gewissen im Lichte der Geschichte socialistischer und christlicher Weltanschauung. Von G. Carring. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1901.

Chun. — Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition von Carl Chun. Bis zur sechsten Lieferung. Jena, Gustav Fischer. 1900.

Coen. — La questione coloniale e i popoli di razza latina. Di Gustavo Coen. Livorno, Raffaello Giusti. 1901.

Disfurth. — Histoire d'Allemagne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Par J. de Disfurth. Paris, Librairie F. Vieweg. 1900.

Dühren. — Das Geschlechtsleben in England. Mit besonderer Beziehung auf London. Von Eugen Dühren. I. Die beiden Erscheinungsformen des Sexuallebens. Die Ehe und die Prostitution. Charlottenburg, H. Barsdorf. 1901.

Eckert. — Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Grossen. Auf zwölf Kartenblättern dargestellt von Roderich von Eckert. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Falckenberg. — Hermann Lotze. Von Richard Falckenberg. Erster Theil. Mit Bildniss. Stuttgart, Fr. Frommann. 1901.

Fischer. — Goethe und Napoleon. Eine Studie von Andreas Fischer. Zweite, erweiterte Auflage. Frauenfeld, J. Huber. 1900.

Forel. — Handbuch der Seekunde. Allgemeine Limnologie von F. A. Forel. Mit einer Tafel und 16 Abbildungen. Stuttgart, J. Engelhorn. 1901.

Francé. — Der Werth der Wissenschaft. Freie Gedanken eines Naturforschers. Von Raoul Francé. Dresden und Leipzig, Carl Reissner. 1900.

Frommel. — Fluthwellen. Neue Gedichte von Otto Frommel. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Fulda. — Neue Gedichte von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Garner-Marshall. — Die Sprache der Affen. Von R. L. Garner. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von William Marshall. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1900.

Garten. — Soldatenblut. Erzählung für die Jugend von J. von Garten. Mit fünf Farbendruckbildern nach Originalen von M. Raenike. Berlin, J. Meidinger. O. J.

Gelzer. — Geistliches und Weltliches aus dem türkisch-griechischen Orient. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes von Heinrich Gelzer. Mit einem Porträt in Lichtdruck sowie zwölf Zeichnungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1900.

Gerhardt. — Hans Eickstedt. Roman von M. Gerhardt. Zwei Bände. Berlin, Franz Grunert (Sep.-Conto). 1901.

Girndt. — Die Schlacht bei Torgau. Schauspiel in fünf Acten von Otto Girndt. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung. O. J.

Goldmann. — Ein Sommer in China. Reisebilder von Paul Goldmann. Zwei Bände. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening). 1900.

Grazie. — Schlagende Wetter. Drama in vier Acten von M. E. della Grazie. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1900.

Grimm. — Leben Michelangelo's. Von Herman Grimm. Illustrirte Ausgabe. Bis zur 40. (Schluß-) Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Grotthuß. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1900.

Haberkalt. — Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Von Carl Haberkalt. Leipzig, Ernst Günther. 1900.

Hamerling. — Volksausgabe von Hamerling's Werken in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Michael Maria Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Erste Lieferung. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Harnack. — Martin Luther in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung. Von Adolf Harnack. Dritte, durchgesehene Auflage. Gießen, J. Ricker. 1901.

Harnack. — Das Mönchthum, seine Ideale und seine Geschichte. Von Adolf Harnack. Fünfte, verbesserte Auflage. Gießen, J. Ricker. 1901.

Hartmann. — Zur Zeitgeschichte. Neue Tagesfragen von Eduard von Hartmann. Leipzig, Hermann Haacke. 1900.

Hartmann. — Die kreisende Energie als Grundgesetz der Natur. Von Gustav Hartmann. Siegen, Druck von C. Buchholz (Selbstverlag des Verfassers in Elberfeld a. d. Sieg). 1900.

Haushofer. — Die Verbannten. Ein erzählendes Gedicht von Max Haushofer. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Hausrath. — Pontamiana. Erzählung von Adolf Hausrath (George Taylor). Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1901.

Hauviller. — Frankreich und Elsass im 17. und 18. Jahrhundert. Ein Gedenkblatt zur dreissigjährigen Wiederkehr der Vereinigung des Elsass mit dem Deutschen Reiche. Von Dr. Ernst Hauviller. Strassburg, Ed. van Hauten. 1900.

Helden. — Vor fünfhundert Jahren. Ein Lebensbild von Elisabeth Helden. Mit einem Titelbild in Kupferdruck von M. Raenike. Berlin, J. Meidinger. O. J.

Henckell. — Neues Leben. Dichtungen von Karl Henckell. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. 1900.

Hensel. — Thomas Carlyle. Von Paul Hensel. Mit Bildniss. Stuttgart, Fr. Frommann. 1901.

Hertz. — Gesammelte Dichtungen. Von Wilhelm Hertz. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Hertz. — Agrarfrage und Socialismus. Von Friedrich Hertz. Berlin, Verlag der socialistischen Monatshefte. 1901.

Heyck. — Die Kreuzzüge und das heilige Land. Von Ed. Heyck. Mit 4 Kunstbeilagen, 163 Abbildungen und 3 Karten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1900.

Hirsch. — Neunzehntes oder zwanzigstes Jahrhundert? Zeitrechnungsfrage von Gideon M. Hirsch. Breslau, Commissionsverlag von Preuß & Jünger. 1900.

Hoffmann von Fallersleben. — Unsere volksthümlichen Lieder. Von Hoffmann von Fallersleben. Vierte Auflage. Herausgegeben und neu bearbeitet von Karl Hermann Prahl. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1900.

Holitscher. — Der vergiftete Brunnen. Roman von Arthur Holitscher. München, Albert Langen. 1900.

Hörhager. — Das Werden der Welt als Entwicklung von Kraft und Stoff. Ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung von J. Hörhager. Leipzig, Ernst Günther. 1901.

Hucke. — Die Handelsbilanz. Die Obliegenheiten des Wechsels. Die Valuta. Der Zettelbank-Apparat. Vier nationalökonomische Abhandlungen von Julius Hucke. Berlin. Mitscher & Röstell. 1901.

Isambert. — L'indépendance grecque et l'Europe. Par Gustave Isambert. Paris, Librairie Plon. 1900.

Itzerott. — Argari. Aus einem Tagebuche. Von Maria Itzerott. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Jacobowski. — Glück. Ein Act in Versen. Von Ludwig Jacobowski. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1900.

Jaenicke. — Herzog Heinrich IV. von Breslau. Historischer Roman von Karl Jaenicke. Breslau, Wilhelm Gottlob Korn. 1900.

Janitschek. — Stückwerk. Roman von Marie Janitschek. Leipzig, O. Gracklauer. 1900.

Katalog der photographischen Gesellschaft. Berlin, Kunstverlag.

Kohlrausch. — Die Energie der Arbeit und die Anwendungen des elektrischen Stromes. Von Friedrich Kohlrausch. Leipzig, Duncker & Humblot. 1900.

Königsmarck. — Japan und die Japaner. Skizzen aus dem fernsten Osten von Graf Hans von Königsmarck. Mit 24 Vollbildern. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1900.

Kraus. — Geschichte der christlichen Kunst. Von Franz Xaver Kraus. Zweiter Band. Die Kunst des Mittelalters, der Renaissance und der Neuzeit. Zweite Abtheilung. Renaissance und Neuzeit. Erste Hälfte. Mit 132 Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1900.

Kreuzfahrer. — Die Quitzows oder des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Historisches Drama in zwei Abtheilungen. Von W. Kreuzfahrer. Berlin, in Commission bei Georg Nauck. 1900.

Krukenberg. — Frieden! Gedichte von Elsbeth Krukenberg. Bonn, Emil Strauß. 1900.

Kunstgeschichte in Bildern. Erste Abtheilung: Das Alterthum. Bearbeitet von Franz Winter. — Fünfte Abtheilung: Die Kunst des 17. u. 18. Jahrhunderts. Bearbeitet von G. Dehio. Leipzig, E. A. Seemann. 1900.

Lauff. — Die Geißlerin. Von Josef Lauff. Köln, Berlin und Leipzig, Albert Ahn. 1901.

Laverrenz. — Deutschland zur See. Bilder aus dem deutschen Kriegsschiffleben von Victor Laverrenz. Mit einem alphabetischen Namens- und Sachverzeichniß und 88 Illustrationen. Berlin, J. Meidinger. O. J.

Lee-Wülker. — William Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Von Sidney Lee. Rechtmäßige deutsche Uebersetzung. Durchgesehen und eingeleitet von Richard Wülker. Leipzig, Georg Wigand. 1901.

Lenk. — Drei Wünsche. Eine Erzählung für die reifere Jugend von Margarete Lenk. Zwickau i. S., Johannes Herrmann. O. J.

Lingg. — Culturgeschichte der Diöcese und Erzdiöcese Bamberg seit Beginn des 17. Jahrhunderts auf Grund der Pfarr-Visitationsberichte. Erster Band: Das 17. Jahrhundert. Von Max Lingg. Kempten, Joh. Kösel. 1900.

Locke. — Versuch über den menschlichen Verstand. Von John Locke. In vier Büchern. Zweiter Band. Uebersetzt und erläutert von J. H. von Kirchmann. Zweite Auflage, bearbeitet von Pf. em. C. Th. Siegert. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1901.

Marquardsen. — Kleine Mädchen. Schul-, Haus- und Feriengeschichten von kleinen Mädchen für kleine Mädchen. Für das Alter von 8—12 Jahren erzählt von Anna Marquardsen. Mit fünf Farbendruckbildern nach Originalen von C. Münch. Berlin, J. Meidinger. O. J.

Matthiolius. — Tagebuchblätter aus dem Boerenkriege 1899—1900. Von Matthiolius, z. Z. beauftragt mit der Oberleitung der drei Expeditionen der deutschen Vereine vom Rothen Kreuz. Mit einer Karte. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1900.

May. — Die Wirthschaft in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit 130 Tabellen und vergleichenden Uebersichten. Zur Jahrhundertwende von R. E. May. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1901.

Möbius. — Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Von P. J. Möbius. Zweite Auflage. Halle a. S., Carl Marhold. 1901.

Mohr. — Nachklang. Gesammelte Gedichte von Mary L. F. Mohr. Leipzig, Richard Wöpke. O. J.

Moltke. — Moltke's tactisch-strategische Aufsätze aus den Jahren 1857—1871. Zur hundertjährigen Gedenkfeier der Geburt des General-Feldmarschalls Grafen von Moltke herausgegeben vom Großen Generalstabe. Mit einem besonderen Kartenbande. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1900.

Morf. — Deutsche und Romanen in der Schweiz. Von Heinrich Morf. Zürich, Fäsi & Beer. 1901.

Müller-Amorbach. — Aus der Schelmenecke. Schwänke von Wilhelm Müller-Amorbach. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. O. J.

Müller-Bohn. — Kaiser Friedrich der Gütige. Vaterländisches Ehrenbuch von Hermann Müller-Bohn. Herausgegeben von Paul Kittel. Mit 34 Kunstbeilagen in Schwarz- und Farbendruck, etwa 500 authentischen Abbildungen im Text und 8 Facsimile-Beilagen. Berlin, Paul Kittel. 1900.

Münsterberg. — Grundzüge der Psychologie. Von Hugo Münsterberg. Erster Band. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1900.

Necker. — Marie von Ebner-Eschenbach, nach ihren Werken geschildert von Moritz Necker. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1900.

Neubürger. — Nachklänge. Von Emil Neubürger. Frankfurt, Mahlau & Waldschmidt. 1900.

Noeldechen. — Der zweite Pfeil. Eine Erzählung aus Ost-Asien von W. Noeldechen. Mit fünf Farbendruckbildern nach Originalen von C. Münch. Berlin, J. Meidinger. O. J.

Norway. — Official publication for the Paris exhibition 1900. Kristiania, Aktie-Bogtrykkeriet. 1900.

Oertzen. — Greift nur hinein .... Neue Aphorismen von Georg von Oertzen. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Oppenheimer. — Das Bevölkerungsgesetz des T. R. Malthus und der neueren Nationalökonomie. Darstellung und Kritik. Von Franz Oppenheimer. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1901.

Osten. — Vertauschtes Glück. Erzählung für junge Mädchen von A. v. d. Osten. Mit einem Titelbild in Heliogravüre nach einem Original von M. Raenike. Berlin, J. Meidinger. O. J.

Otto. — Zur Geschichte der Theorie der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland. Von Eduard Otto. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Paulus. — Drei Künstlerleben. Dichtungen von Eduard Paulus. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Pestalozzi's sämmtliche Werke. Herausgegeben von L. W. Seyffahrt. Achter Band. Liegnitz, Carl Seyffahrt. 1900.

Petersdorff. — König Friedrich Wilhelm IV. Von Hermann von Petersdorff. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1900.

Pfohl. — Arthur Nikisch als Mensch und Künstler. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Philippson. — Das Leben Kaiser Friedrich's III. Von Martin Philippson. Mit einem Bildniß des Kaisers in Heliogravüre. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1900.

Pirrß. — Russische Sprachlehre. Von Pirrß. Erster Theil. Leipzig, Richard Wöpke. 1900.

Planitz. — Ein Königsmärchen. Von Ernst Edler von der Planitz. Sechste Auflage. Berlin, A. Piehler & Co. O. J.

Plato's Staat. Uebersetzt von Friedrich Schleiermacher, erläutert von J. H. von Kirchmann. Zweite Auflage, bearbeitet von Pf. em. C. Th. Siegert. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1901.

Pohle. — Frauen-Fabrikarbeit und Frauenfrage. Eine principielle Antwort auf die Frage der Ausschliessung der verheiratheten Frauen aus der Fabrik. Von Ludwig Pohle. Leipzig, Veit & Comp. 1900.

Polenz. — Liebe ist ewig. Roman von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

Popper. — Miethen. Roman von W. Popper. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Poschinger. — Unter Friedrich Wilhelm IV. Denkwürdigkeiten des Ministers Otto Freiherrn von Manteuffel. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. Erster Band: 1848—1851. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1901.

Prahl. — Das deutsche Studentenlied. Von Prahl. Berlin, Carl Heymann. 1900.

Prem. — Goethe. Von S. M. Prem. Dritte Auflage, mit 116 Abbildungen und 4 Kunstblättern. Leipzig, Ernst Hoppe. 1900.

Richter. — Berkeley's drei Dialoge zwischen Hylas und Philonous. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Raoul Richter. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1901.

Rode. — Christinus von der Koedoefstift. Erzählung aus dem letzten Boerenkriege von Karl Rode. Leipzig, E. Kempe. 1900.

Rohleder. — 144 Gleichnisse aus der Gegenwart und für die Gegenwart. Von Theodor Rohleder. Stuttgart, Greiner & Pfeifer. 1900.

Rossbach. — August Rossbach. Eine Erinnerung an sein Leben und Wirken. Von Otto Rossbach. Königsberg i. Pr., Graefe & Unzer. 1900.

Ruskin. — Ausgewählte Werke John Ruskin's in vollständiger Uebersetzung. Erster Band. Leipzig, Eugen Diederichs. 1900.

Ruskin. — Der Dogenpalast. Aus dem Werke: „The stones of Venice" von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Mit 18 Tafeln. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Sacher. — Die Massen-Armuth. Ihre Ursache und Beseitigung. Von Eduard Sacher. Berlin und Bern, Akademischer Verlag für sociale Wissenschaften. 1901.

Samosch. — Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. Von Siegfried Samosch. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1901.

Schäfer. — Wilhelm Shakespeare. Schauspiel aus der Renaissancezeit Englands in drei Aufzügen. Von Wilhelm Schäfer. Zürich, Buchdruckerei Emil Cotti's Wwe. 1900.

Schafheitlin. Das Zeitalter der Cyklopen. (Dramatische Dichtung in drei Theilen. Von Adolf Schafheitlin. Zweite, vollendete Ausgabe. Berlin, S. Rosenbaum. 1901.

Schaukal. — Sehnsucht. Von Richard Schaukal. München, Verlag der deutsch-französischen Rundschau. 1900.

Scheler. — Die transscendentale und die psychologische Methode. Eine grundsätzliche Erörterung zur philosophischen Methodik von Max F. Scheler. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1900.

Schenck. — Zu Haus. Schleswig-holsteinische Novellen von Luise Schenck. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1901.

Schlüter. — Schopenhauer's Philosophie in seinen Briefen. Von Robert Schlüter. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1900.

Schneider. — Die deutsche Baghdâd-Bahn und die projectirte Ueberbrückung des Bosporus in ihrer Bedeutung für Weltwirthschaft und Weltverkehr. Von Siegmund Schneider. Wien und Leipzig, Leopold Weiss. 1900.

Schubin. — Im gewohnten Geleis. Roman von Ossip Schubin. Stuttgart, J. Engelhorn. 1901.

Schuster. — Von Lenz zu Herbst. Gedichte von Hermann Schuster. Leipzig, Hermann Haacke. 1900.

Schweiz, Die, im neunzehnten Jahrhundert. Bis zur dreißigsten Lieferung. Bern, Schmid & Francke.

Seidel. — Erzählende Schriften. Von Heinrich Seidel. Bis zur 38. Lieferung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.

Seuffert. — Grazie und Grazien in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts von Franz Pomezny. Herausgegeben von Bernhard Seuffert. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1900.

Soltau. — Petrus in Rom und der päpstliche Primat. Von W. Soltau. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). 1900.

Sommerlad. — Wirthschaftsgeschichtliche Untersuchungen. Von Theo Sommerlad. Erstes Heft: Zur Würdigung neuester rechtsgeschichtlicher Kritik. Abwehr und Antwort an Herrn Ulrich Stutz in Freiburg i. Br. Leipzig, J. F. Weber. 1900.

Sparagnapane. — Feierabend! Gedichte von Gaudenz Sparagnapane. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1900.

Speck. — Handelsgeschichte des Alterthums. Von E. Speck. Erster Band. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1900.

*** — Vom Holzballe. Ein Roman aus dem baltischen Leben von ***. Leipzig, Richard Wöpke. 1900.

Sterneck. — Admiral Freiherr von Sterneck. Erinnerungen aus den Jahren 1847—1897. Herausgegeben von seiner Wittwe. Biographische Skizze und Erläuterungen von Jerolim Freiherrn von Benko. Mit 83 Abbildungen. Wien, A. Hartleben. 1901.

Suzuki. — Açvaghosa's discourse of the awakening of faith in the Mahâyâna. Translated for the first time from the chinese version by Teitaro Suzuki. Chicago, the open court publishing company. 1900.

Theodor. — Ich und Du. Studien und Skizzen von Josef Theodor. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1900.

Tille. — Aus Englands Flegeljahren. Von Alexander Tille. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. 1901.

Troedel. — Der Edelmensch. Eine Meinung. Von Richard Troedel. Berlin, Hermann Walther. 1900.

Vierordt. — Fresken. Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter. 1901.

Vilmar. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von A. F. C. Vilmar. Fünfundzwanzigste (Jubiläums-) Auflage. Mit einer Fortsetzung: „Die deutsche Nationalliteratur vom Tode Goethe's bis zur Gegenwart" von Adolf Stern. Marburg, N. G. Elwert. 1901.

Vlugt. — Pour la Finlande. Par W. van der Vlugt. Paris, Édition de l'humanité nouvelle. 1900.

Walde. — Leutenoth. Erzählung von Philo vom Walde. Großenhain und Leipzig, Baumert & Ronge. 1901.

Warncke. — Snurrig Lüd. Snaksche Snurren ut Stadt und Land. In Rimels von Paul Warncke. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Wedekind. — Marquis von Keith. Schauspiel in fünf Aufzügen von Frank Wedekind. München, Albert Langen. 1901.

Weinstein. — Denken und Träumen. Dichtungen von Max B. Weinstein. Berlin, Ferdinand Dümmler. 1901.

Weitbrecht. — Schiller und die deutsche Gegenwart. Von Carl Weitbrecht. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1901.

Welschinger. — Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786—1787. Nach Originalberichten in den Staatsarchiven von Berlin und Paris. Herausgegeben von Henry Welschinger. Uebertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Leipzig, Schmidt & Günther. 1900.

Wichelhaus. — Wirthschaftliche Bedeutung chemischer Arbeit. Von H. Wichelhaus. Zweite, durch Nachträge ergänzte Ausgabe. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. 1900.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.